

KESSELRING

Soldat
bis
zum
letzten
Tag

Generalfeldmarschall a. D.
ALBERT KESSELRING

SOLDAT BIS ZUM LETZTEN TAG

Kesselring war von seiner Jugend an bis zum letzten Kriegstag Soldat. In seiner Persönlichkeit verkörpert sich jener Typus des deutschen Offiziers, der noch im kaiserlichen Deutschland erzogen wurde, der nach dem Ersten Weltkrieg die Seeckt'sche Reichswehr mit formte und beim Aufbau der Hitlerschen Wehrmacht und bei der Führung des Zweiten Weltkriegs in bedeutender Stellung Verwendung fand. Diese hohe Führungsstelle wurde ihm zum Schicksal. Es ist bekannt, daß er nach hervorragenden Leistungen im Kriege, die ihm Anerkennung von Freund und Feind einbrachten, in Venedig ohne Rechtsgrund zum Tode verurteilt und kürzlich nach sieben Jahren Zuchthaus begnadigt wurde.

Die Lebenserinnerungen Kesselrings umfassen Jahrzehnte intensiver Arbeit nicht nur auf militärischem Gebiet. Er hatte einen wesentlichen Anteil an der Schaffung und dem Einsatz der deutschen Luftwaffe, über die er als berufener Sprecher auszusagen vermag. Von größtem Interesse sind seine Darlegungen über die Luftschlacht um England und die Frage der Invasion gegen die britischen Inseln, sowie die Luftangriffe auf Rotterdam, Moskau usw. Eindringlich werden die drei Jahre seines Oberbefehls im Mittelmeerraum, Afrika und Italien geschildert, die ihn vor militäri-

sche, politische und Verwaltungsaufgaben von größter Tragweite stellten. Die strategische Bedeutung des Mittelmeers und der Abfall Italiens mit all seinen Folgen werden umfassend erörtert. Die Schlußphase des Krieges 1945 sah Kesselring in der tragischen Rolle des Oberkommandierenden der gesamten Westfront und des ganzen südlichen Kriegsraumes sowie als Inhaber der vollziehenden Gewalt in diesen Gebieten. Es ist interessant, die Erwägungen und Entschlüsse Kesselrings und sein Verhältnis zu Hitler, Mussolini, den italienischen Wehrmachtführern und deutschen Generalen wie von Bock, Rommel usw. zu verfolgen. Sein Bestreben, Ursprung und Verlauf der Ereignisse aus den jeweiligen Situationen zu erklären und zu beurteilen, macht das Werk überaus spannend. Sein Wert liegt vor allem darin, daß hier zum ersten Male eine deutsche militärische Persönlichkeit so hohen Ranges ein vollständiges, lebensechtes Bild ihrer Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg entwirft und zugleich zu zahlreichen aktuellen Fragen wie der des Soldateneids, des politischen Soldaten usw. Stellung nimmt.

Mit besonderer Anteilnahme wird man Kesselrings Bericht über die Leistungen des deutschen Soldaten für die Erhaltung der italienischen Kulturstätten sowie über den Prozeß in Venedig und das ihm zugrundeliegende Partisanenproblem lesen, das die letzten Kriegsjahre grausam vergiftete.

ATHENÄUM-VERLAG · BONN

Umschlag und Einband: Martin Kausche, Worpswede
Karten: Dipl.-Ing. Werner Materne, Lüneburg

Bildernachweis: neben Seiten 96, 145 und 273: Ullstein-Bilderdienst Berlin – neben Seite 112 oben und Mitte: Dr. Siegfried Toeche-Mittler, Berlin. – Alle übrigen Bilder wurden aus dem Besitz von Generalfeldmarschall Kesselring und Baron von Payrebrüne zur Verfügung gestellt.

Copyright 1953 by Athenäum-Verlag Gerhard von Reutern KG., Bonn
Autotypien: Dr. S. Toeche-Mittler, Berlin
Gesamtherstellung: Main-Echo, Kirsch & Co. GmbH., Aschaffenburg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

VORWORT

Dies Buch sei meinen Soldaten und Mitarbeitern gewidmet.

Bewusst habe ich bei der Stofffülle und in Ermangelung persönlicher schriftlicher Aufzeichnungen sowie wegen des geringen Zeitabstandes von dem Schreiben einer Kriegsgeschichte im klassischen Sinn Abstand genommen. Mir kam es vor allem darauf an, die Zusammenhänge und die Beweggründe für meine Entschlüsse und Handlungen so zu schildern, wie ich sie zur Geschehenszeit gesehen habe und wie sie sich mir damals ergaben; Einzelheiten mögen durch neuere Quellenforschung überholt sein; meine Betrachtung wird trotzdem ihren Wert behalten, manche Lücken schliessen und Einblicke in das Werden und Geschehen vermitteln, die sonst verschlossen blieben.

Trotz meiner vielseitigen Verwendung war ich nur Soldat und habe in allen Lagen als Soldat zu handeln versucht. Wenn das Buch dazu helfen kann, die Nebeldecke, die nach 1945 über dem deutschen Soldatentum stand, weiter aufzulockern, so hat es seinem Zweck genügt. Ehe Geschichte wird das letzte Urteil fällen.



Wenschling
Generalfeldmarschall u. d.

INHALT

Einführung.....	9
I. Teil: Friedens- und Kriegsjahre 1904-1941 ...	11
1. Meine Dienstzeit im Kgl. Bayerischen Heer und in der Reichswehr 1904-1933	11
2. Streiflichter auf die Reichswehrzeit	17
3. Übertritt zur Luftwaffe.....	24
4. Meine Tätigkeit im Reichsluftfahrtministerium	32
5. Chef des Generalstabes der Luftwaffe ...	39
6. Kommandierender General und Luftflotten- chef in den letzten Friedensjahren	42
7. Der Feldzug gegen Polen 1939	53
8. Zwischen zwei Feldzügen. Der Winter 1939/40	63
9. Die Luftflotte 2 im Westfeldzug	68
Der I. Akt im Westen	74
Der II. Akt im Westen	79
10. Vor der grossen Wende Sommer 1940 ...	83
11. Das Unternehmen «Seelöwe» und die Luft- schlacht um England	88
12. Der Feldzug gegen Russland bis Ende November 1941.....	111
II. Teil: Der Krieg im Mittelmeer 1941-1945	138
13. Betrachtungen zur Lage im Mittelmeer 1941/42	138
14. Malta oder Ägypten? Ende November 1941 bis Oktober 1942	161
15. Die alliierte Invasion in Nordafrika und der Kampf um Tunesien 1942/43	185
Vor der Invasion.....	185
Nordafrika November 1942 bis Ende Januar 1943	192
Tunesien Februar bis Mai 1943	202

16.	Der Sprung nach Sizilien.....	215
17.	Mussolinis Sturz und Italiens Abfall. Die Ereignisse vom 25. Juli bis 8. September 1943 . .	228
	Vorgeschichte	228
	Meine ersten Schritte nach Mussolinis Verhaftung.....	231
	Hitlers erste Absichten und Massnahmen . .	232
	Meine Bemühungen um Konsolidierung der Lage .	237
	Der Fall «Achse»	239
	Der Tag des Abfalls - 8. September 1943 . .	241
	Cavalleros Ende.....	244
	König Viktor Emanuel III., Mussolini und Hitler.....	246
18.	Die Kämpfe bei Salerno und das Ringen um den Aufbau einer Abwehrfront südlich von Rom	249
19.	Cassino, Anzio-Nettuno und Rom. Herbst 1943 bis Fröhsommer 1944	262
	Der Brückenkopf und Cassino	262
	Vor der Schlacht um Rom.....	276
	Die grosse Fröhsjahrsschlacht	283
20.	Abwehrkämpfe in Italien. Sommer 1944 bis Fröhsjahr 1945	287
	Juni bis Mitte August 1944	287
	Der 20. Juli und der italienische Kriegsschauplatz	299
	Herbst 1944	300
	Die Lage in Oberitalien nach Abschluss der Apennin-Kämpfe.....	306
	Die Winter-Periode 1944/45	315
	Bilanz des Feldzuges in Italien	320
21.	Der Bandenkrieg in Italien	323
	Vorgeschichte.....	323
	Entwicklung des Bandenwesens	323
	Organisation des Bandenwesens	325
	Kampfföhrung der Banden.....	327
	Bandenbekämpfung	328
	Umfang des Bandenkampfes; Übergriffe .	334

III. Teil: Bedingungslose Übergabe und Prozess . . .	337
22. Oberbefehlshaber West	337
Der Auftrag	337
Die Lage und die ersten Massnahmen . . .	340
Erneut im Führerhauptquartier.....	350
Der Verlust der Pfalz	351
Der Übergang bei Oppenheim und seine Folgen ...	357
Der Ausbruch der Alliierten aus dem Brückenkopf	
Remagen und seine Folgen	362
Die «Ruhrfestung»	369
Der alliierte Durchbruch am Niederrhein . .	371
Die Lage am Oberrhein im März	374
Rückblick und Ausblick.....	375
Mein Verhältnis zu Adolf Hitler und OKW	385
Die Kämpfe im mitteldeutschen Raum . . .	388
23. Das Ende des Krieges	392
Süddeutschland	392
Kampf um Städte	400
Die Brückensprengungen.....	402
Die Alpenfestung	402
Die Lage Mitte April 1945	403
Die letzten Kämpfe in Süddeutschland, Österreich	
und in der Tschechoslowakei . .	407
Inhaber der vollziehenden Gewalt	415
Führungsschwierigkeiten am Ende des Krieges	417
Kapitulation	418
24 Mein Nachkriegserleben	428
Erste Jahre der Gefangenschaft.....	428
Mein Prozess	433
Massnahmen zum Schutz der italienischen	
Bevölkerung und Kultur	445
Nach dem Prozess.....	450
 Anhang: Die deutsche Luftwaffe. Ihr Aufstieg und	
Niedergang	459
Namenverzeichnis	471
Kartenverzeichnis.....	475

EINFÜHRUNG

Jahre verbrachte ich in Lagern, Gefängnissen – ein Weg, den ich gehen musste, um hinter die Geheimnisse dieses Lebens zu schauen, so dünkt es mich heute, nachdem mir in diesen Jahren reichlich Gelegenheit zum Nachdenken gegeben ward!

Magnetisch zog das Vergangene meine Gedanken an, ich wollte mir über das Geschehen von gestern klar werden, um das Heute verstehen und an das Morgen glauben zu können.

Nach einem Jahr (1945/46) in dem amerikanischen Lager Mondorf bei Luxemburg und im Nürnberger Untersuchungsgefängnis, in dem wir nur zeitweise und verstohlen die amerikanische Soldatenzeitung «Stars and Stripes» lesen konnten, konnte ich mich von Mitte 1946 an kriegswissenschaftlichen Arbeiten widmen. Daneben vermittelten Zeitungen, Zeitschriften und Bücher aus den verschiedensten Ländern tieferen Einblick in das Zeitgeschehen und die zukünftige Entwicklung. Das ausländische Schrifttum brachte mir die amerikanischen, englischen, französischen, schweizerischen, italienischen und teilweise auch die sowjetischen Anschauungen nahe. Die deutsche Presse stand in der Zucht ihrer Herren und konnte wenig geben. Für die Vielfalt der Presseerzeugnisse war ich dankbar, da ich die Möglichkeit hatte – ohne Verbindung mit der Aussenwelt – auf allen mich interessierenden Gebieten Anschauungen kennen zu lernen, die mit grosser Wahrscheinlichkeit richtig und wahr sein konnten. Man las aber auch viel, was einem nicht gefiel. Kritik und Reportage sind nur gut und nützlich, wenn sie der Wahrheit dienen wollen. Viele «Tatsachenberichte» bewegten sich aber auf einem Niveau, auf dem man sich nicht wohlfühlen konnte. Rein geschichtlich gesehen, sind diese Berichte ohne Wert. Während im Ausland vie-

le Akteure selbst zu Worte gekommen sind und damit die eine Seite des Geschehens nach persönlicher Erinnerung so eingehend wie möglich geschildert haben, fehlen auf der deutschen Seite oft die Erinnerungen der handelnden Persönlichkeiten. Der wahrheitsuchenden Geschichte Schreibung fehlt also eine wesentliche Komponente. Viele Menschen wollen gerne hören, warum und wieso eine Angelegenheit so und nicht anders geregelt worden ist, welche Gedanken die handelnden Personen im Grossen und vielleicht auch im Einzelnen geleitet haben.

Ich habe mich daher entschlossen, auch meinen Tribut zu zahlen und zu schreiben. Ich werde bestrebt sein, nur Dinge zu erörtern, bei denen ich irgendwie beteiligt war, die ich also mehr oder weniger überblicken konnte.

Ich werde nach bestem Wissen und Gewissen schreiben – im Allgemeinen so, wie ich die Umweltereignisse und Personen zur Zeit des Geschehens betrachtete –; ich bin mir bewusst, dass ich bei allem Streben nach Objektivität im letzten doch subjektiv bleiben oder mindestens so wirken werde. Der Leser wird aber nicht feststellen können, dass ich immer recht behalten wollte. Fehlentscheidungen, die ich jetzt als solche erkenne, werde ich freimütig eingestehen, bin ich doch überzeugt, dass es niemand gibt, der nur fehlerlos dachte und handelte; als alter, lebenserfahrener Mensch ist man zur Selbstprüfung und zu offenem Eingeständnis verpflichtet. Diese Art zu schreiben verlangt Offenheit vor allem gegen sich selbst, d.h. die Bereitschaft, die Überlegungen und Vorgänge so zu schildern, wie sie einem zur Zeit des Geschehens vor Augen standen. Dass man bis jetzt in vielen Fällen von einem solchen Verhalten Abstand genommen hat, berechtigt mich nicht, das für falsch gehaltene Verfahren beizubehalten.

Will man mich in meinen Handlungen und Urteilen verstehen, so ist ein kurzer Abriss meines Werdeganges nicht zu umgehen. Auch deswegen halte ich ihn für angebracht, um den Lesern an einem Beispiel zu zeigen, dass das Soldatenleben nicht nur ein Soldatenspielen war, dass es vielmehr einen nicht alltäglichen, körperlichen und geistigen Einsatz forderte und mit einer überdurchschnittlichen Verantwortung belastet war.

I. TEIL
FRIEDENS- UND KRIEGSJAHRE
1904-1941

1.

MEINE DIENSTZEIT IM KGL. BAYERISCHEN HEER
UND IN DER REICHSWEHR
1904 - 1933

Ich stamme nicht aus einer Soldatenfamilie. Mein Geschlecht hatte einst im heutigen Niederösterreich den «Chezelrinch» gegen die Avaren und später gegen die Ungarn gegründet. Ritter Ouscalus Chezelrinch (1180) war der erste, der sich darnach nannte. Von dort ausgehend, haben sich die Kesselringe als Ritter, Patrizier und Geistliche im deutschen Süden und darüber hinaus im Elsass und der Schweiz Achtung verschafft. Meine direkten Vorfahren aber sasssen seit dem 16. Jahrhundert in Unterfranken auf ihren Höfen, Brauereien und Weingütern; Abstellungen gingen in den Lehrberuf, dem auch mein Vater als Stadtschulrat von Bayreuth angehörte. Meine Jugend verbrachte ich in grossem Familienkreis in Wunsiedel im Fichtelgebirge und in Bayreuth, wo ich Juli 1904 das humanistische Gymnasium verliess. Die Berufswahl war für mich sehr einfach. Ich wollte Soldat werden, war geradezu versessen auf diesen Beruf und war – das darf ich rückblickend sagen – mit Leib und Seele Soldat. Meine Laufbahn begann mit der Fahnenjunkerzeit im 2. Bayerischen Fussartillerie-Regiment, dem ich mit Ausnahme der Kriegsschul» (1905/06) und Artillerieschulzeit (1909/10) in München bis 1915 angehörte.

Metz, der Standort des 2. Bayerischen Fussartillerie-Regiments, war als Garnisonstadt und Festung die geeignetste Bildungsstätte für einen jungen, strebsamen Soldaten. Es gab keine militärische Neuerung, die nicht in Metz ein Versuchsfeld gefunden hätte. Die Erziehung war hart. Haesellers Geist und die Nähe

der Grenze sorgten dafür, dass die Forderung nach höchster Einsatzbereitschaft allen anderen Überlegungen voranstand. Das enge Zusammenleben von Angehörigen fast aller deutschen Stämme oder Länder und der elsass-lothringischen Bevölkerung förderte den deutschen Einheits-Gedanken. Der soldatische Geist fand stete Erneuerung beim Besuch der Schlachtfelder von Colombey-Nouilly, Mars-la-Tour, Gravelotte, St. Privat oder bei einem kurzen Abstecher über die Grenze beim Besuch des Schlachtfeldes von Sedan. Die stille Achtung und Bewunderung der Taten unserer Väter hatte nichts mit billigem Militarismus zu tun; hier läuterten sich Seele und Geist vor den Opfern unserer Vorfahren – hier baute sich eine unzerstörbare Tradition und Achtung vor der Geschichte unseres Volkes auf.

Aber auch sonst boten Metz und seine Umgebung einem empfindsamen Menschen viel Anziehendes. Wer konnte sich der Blütenpracht eines Frühlingstages an den Moselhängen entziehen? Wer denkt nicht an die wunderbaren Wanderungen in den verschiedenen, bewaldeten Tälern, dem Bronvaux-> dem Monvauxal? Wer hat nicht gerne einige Francs geopfert, um die Schönheiten von Nancy oder Pont-à-Mousson in sich aufzunehmen? Europäischen Geist glaubte man zu atmen, wenn man unter Abgabe einer Visitenkarte und dem frohen Zuruf des französischen Zollbeamten: «Viel Vergnügen», die Grenze überschritt und nach Rückkehr an derselben Stelle in Pagny-sur-Moselle mit der freundlichen Bemerkung: «Haben Sie sich gut amüsiert?» begrüßt wurde.

Schlagartig wurde es 1911 anders; die harmloseste Grenzüberschreitung wurde nach Berlin und Paris gemeldet, beschäftigte die Aussenministerien und endete meist unangenehm für die missverstandenen «Grenzgänger». Von diesem Zeitpunkt an häuften sich die Festungsalarne, die z.B. meine Truppe im Geschwindmarsch zur artilleristischen Besetzung der Feste Kronprinz bei Ars a. d. Mosel verpflichteten. Bei der Grenznähe der Festen auf der Westfront von Metz («Lothringen», «Kaiserin», «Kronprinz» und «Haeseler») war Eile zweifellos geboten; wir jüngeren Offiziere sprachen oft darüber, dass es bei einem überfallartigen Kriegsbeginn keineswegs sicher zu sein brauchte, dass wir aus Metz als erste, also vor den Franzosen, auf den Festen ankommen würden.

Zur Zeit meines Eintritts in das 2. Bayerische Fussartillerie-Regiment (1904) war dieses Festungsartillerie-Regiment; wir wurden an einer Vielzahl von Geschützen, von der 3,7-cm-Revolverkanone bis zum 28-cm-Mörser, vor allem aber entsprechend unserer Mobilmachungs-Verwendung an den Panzerbatterien ausgebildet. Wir lernten – auch auf grössere Entfernungen – treffsicher zu

schiessen und die neuesten Hilfsmittel des Erkundungs-, Beobachtungs- und Verbindungsdienstes auszunützen. Dazu gehörte auch die Ballonbeobachtung, zu der ich herangezogen wurde. Die Freiballonfahrten waren das Schönste und glichen etwas die üblen Stunden im Fesselballon bei schlechtem Wetter oder gar im Überlandtransport aus. Dass zu diesem Geschäft ein guter Magen gehörte, lernte ich bald aus ureigenster Erfahrung.

Kaiser Wilhelm II. und seinem Generalinspekteur der Fussartillerie, General v. Dulitz, verdankt die Fussartillerie ihre Organisation als bewegliche «schwere Artillerie des Feldheeres». Hier konnte ich zum ersten Male an einer bedeutsamen Umstellung mitarbeiten. Wenn auch den höheren Vorgesetzten, so vor allem dem gedankenreichen bayerischen Fussartillerie-Brigade-Kommandeur, General Ritter von Höhn, das Hauptverdienst zuerkannt werden muss, so wäre doch ohne die begeisterte Mitarbeit der Truppe im Jahre 1914 die neue schlachtentscheidende schwere Artillerie nicht verfügbar gewesen. Das hindert nicht, festzustellen, dass der Krieg, wenn er überhaupt kommen musste, zu früh kam; eine gesunde Friedensentwicklung zur Höchstleistung wurde in organisatorischer und in geistiger Richtung unterbrochen.

Man hätte z.B. die schwere Artillerie nicht als Führungballast angesehen, wie es 1914 beim Abtransport der 6. Armee aus Lothringen an den rechten Heeresflügel in Belgien das Oberkommando dieser Armee mit den Worten auszusprechen für richtig hielt: «Jetzt beginnt der verlockende Bewegungskrieg, jetzt brauchen wir keine schwere Artillerie mehr.» Diese innere Ablehnung von Neuem, das noch nicht innerer Besitz geworden ist, selbst vom Entscheidenden, das man nicht wahrhaben will, habe ich in meiner Dienstzeit noch des Öfteren beobachten können. Merkwürdig, wie stark sich das Beharrungsvermögen, selbst oder gerade bei untadeligsten Persönlichkeiten, auszuwirken vermag. Zuviel Wissen und Logik können auch zu Hemmnissen werden.

Das bayerische Kriegsministerium verlangte von künftigen Offizieren Vollabitur und gegenüber den anderen Kontingenten eine längere Fähnrichsausbildung in der Truppe und auf den Kriegsschulen. Nur in der Kriegsakademie- und Generalstabausbildung verfuhr man nach preussischen Richtlinien, wenn auch in Bayern vor dem I. Weltkrieg der Akademiebesuch Voraussetzung für die Übernahme in den Generalstab blieb. Das hatte Vor- und Nachteile und musste im Krieg wegen des erhöhten Bedarfs geändert werden. Die längere Voroffiziersausbildung hatte nur Vorteile; während der Reichswehrzeit wurde diese Lernzeit sogar noch – berechtigterweise – erheblich verlängert.

Die tragischen Ereignisse in Österreich im Juli 1914 gaben dem zweiten Teil des Aufenthaltes meines Regiments auf dem Schiessplatz Grafenwöhr einen ungewohnt kriegsmässigen Rahmen. Angesichts der «drohenden Kriegsgefahr»*) sah man die Batterien auf den Festen der Westfront von Metz; in diesen Tagen und während der ersten Mobilmachungszeit ging die Aufstellung der Metzger Kriegsverbände reibungslos vor sich – ein Zeugnis für die Güte der Mobilmachungsvorarbeiten!

Bis Ende 1914 blieb ich bei der Truppe in Lothringen; als Adjutant des bayerischen Generals der Fussartillerie 1 kam ich noch 1914 in den Bereich der 6. Armee, deren Oberkommando mein Stab angegliedert war. 1917 kam ich als Adjutant zum bayerischen Artillerie-Kommandeur 3, dessen Stab ich bis Ende 1917 angehörte. Mit dem Ausscheiden aus der 3. bayerischen Division trat ich in den Generalstab über; ich tat als Generalstabsoffizier im Stab der 1. bayerischen Landwehrdivision im Osten Dienst, dann beim Stab des II. bayerischen Armeekorps, anschliessend beim General-Kommando des III. bayerischen Korps, dessen Demobilisierung ich Ende 1918 in Nürnberg durchführte.

Ende 1917 führte ich die örtlichen Waffenstillstandsverhandlungen im Auftrag der 1. bayerischen Landwehrdivision an der Düna. Mein gegnerischer Partner war ein russischer Generalstabsoffizier in Begleitung eines Generalarztes als Dolmetscher. Zweierlei fiel mir dabei auf: einmal das überdurchschnittliche Interesse des Unterhändlers an taktischen Fragen des Stellungskrieges und dann das Verhalten der dieser Parlamentärgruppe beigeordneten Soldatenräte. Mein seinerzeitiges Urteil lautete: Junge, unerzogene Flegel, die die sachliche Unterhaltung stören und sich als Vorgesetzte der Offiziere auf spielen! Ich glaubte damals, dass so etwas im deutschen Heer nicht vorkommen könne. Ein knappes Jahr später wurde ich eines anderen belehrt. Das, was sich einzelne Truppenteile 1918 etwa in Köln leisteten, grenzte schon stark an das Verhalten der russischen Revolutionäre. – Doch weg mit diesen trüben Erinnerungen! – Man kann und darf sich freuen, dass uns diese Bilder im Jahre 1945 erspart geblieben sind.

Beim Oberkommando der 6. Armee in Lille kam ich in häufige persönliche Berührung mit dem Oberbefehlshaber, dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Abwechselnd wurden wir an seinen Tisch gezogen. Der Kronprinz bestritt fast ausschliesslich die Unterhaltung. Er beherrschte souverän den Gesprächsstoff, gleichgültig, ob es sich um die hohe Politik, Kunst, Geographie, Geschichte oder Staatswissenschaften handelte. Ob er das militärische Gebiet

*) Der Zustand drohender Kriegsgefahr ging der Verkündung der allgemeinen Mobilmachung voraus.

ebenso meisterhaft beherrschte, war schwer zu erkennen, da die Unterhaltung hierüber bei Tisch peinlich vermieden wurde. Man sprach während des II. Weltkriegs häufig innerhalb der «wissenden» Kreise davon, dass man in diesen mit «besseren Köpfen» als in den I. Weltkrieg eingetreten sei. Diese Auffassung schiesst etwas über das Ziel hinaus. Bezüglich der Führer kann gesagt werden, dass durchweg befähigte Soldaten, die im I. Weltkrieg als Generalstabs-Offiziere eine vortreffliche Vorschule durchgemacht hatten, an den ausschlaggebenden Stellen sassen; sie waren jünger und truppenverbundener als die Armeeführer aus dem Jahre 1914, unter denen sich auch Angehörige fürstlicher Häuser befanden, die, bei voller Anerkennung ihrer Haltung, ihres hohen Menschentums und Könnens eben doch keine «Friedriche» waren. Bezüglich der Generalstabsoffiziere fällt das Urteil schon schwerer. Rein zahlenmässig lag das kaiserliche Generalstabskorps günstiger; ausbildungsmässig war es einheitlicher. Spitzenkänner gab es 1914 und 1939, wenn auch die Zahl der «Spitzenreiter», entsprechend der grösseren Basis 1914, grösser war. Aber der Generalstabsoffizier von 1939 war eben truppennäher – ein nicht hoch genug einzuschätzender Vorteil; er war dem Truppenführer in jeder Richtung unterstellt, so dass 1939 und in der Folge die im I. Weltkrieg unangenehm auftretende Zweigleisigkeit der Führung nicht in Erscheinung treten konnte. Der Führer trug allein die Verantwortung vor seinem Gewissen, und – was in diesem Falle anzuführen ist – vor Hitler und den alliierten Gerichten. Das schloss nicht die vollkommenste Zusammenarbeit zwischen Befehlshaber und Chef und eine hohe Selbständigkeit der Chefs der Generalstäbe aus.

1918 wollte ich aus dem Heere ausscheiden; mein sehr stark politisch orientiertes Gen.Kdo. III. Bayer. AK. in Nürnberg bat mich jedoch dringend, als la die Demobilisierung im Bereich dieses Gen. Kdos. durchzuführen. Die Führung hatte ein politischer Kommissar, ein der SPD angehörender junger Rechtsanwalt. Diese Zeit war anstrengend, wie kaum eine der vorhergegangenen Arbeits- und Kampfperioden, musste doch neben der Demobilisierung die Aufstellung von neuen Sicherungstruppen und Freikorps und deren Verwendung um Nürnberg, in München und Mitteldeutschland bearbeitet werden. Sie war interessant, da sie mir einen einzigartigen Einblick in das revolutionäre Geschehen jener Zeit gab. Sie war aber auch bedrückend, als ich die Ausschreitungen hemmungsloser, fanatischer Revolutionäre nach dem Sturm auf das Generalkommando (Deutschhaus-Kaserne) selbst kennenlernen musste; ich bezeichne diese Episode, trotz späterer niederziehender Momente während der Gefangen-

schaft nach 1945, auch heute noch als die entwürdigendste. Sie erfüllte mich schliesslich mit Abscheu, als ich meine aufopfernde Mitarbeit mit steckbrieflicher Verfolgung belohnt sah.

Der Dienst als Batteriechef brachte mich 1919 auf 3½ Jahre in unmittelbare Verbindung mit den Soldaten und der Front. An Umbildungen und Umstellungen war kein Mangel; ging es doch vom 300'000-Mann-Heer über das 200'000-Mann-Heer zum 100'000-Mann-Heer. Von der etwas grosszügigen und freiheitlicher gesinnten Kriegstruppe musste der Weg zur soliden Friedenstruppe, der «Führertruppe», gefunden werden. Aber – die Arbeit war erfreulich, galt es doch wieder, Menschen zu formen und ein kleines Scherflein zum Aufbau Deutschlands beizutragen.

Am 1.10.1922 wurde ich in das Reichswehrministerium versetzt (Stab Heeresleitung) und dort mit einer Schlüsselstellung als «la des Chefs des Stabes des Chefs der Heeresleitung» betraut. In dieser Stellung bearbeitete ich jahrelang zusammenfassend oder abschliessend alle Gebiete der Ausbildung, Organisation und Technik aller Waffen der Reichswehr; stark beteiligt war ich an Haushalts- und Verwaltungs-, Rechts- und Völkerrechts-Fragen sowie den Problemen der Internationalen Militär-Kontroll-Kommission (I.M.K.K.). In enger Verbindung stand ich mit den Abteilungen des Truppenamts, des Vorläufers der Zentralstelle des Generalstabes. Auf Grund meiner besonderen Einblicke in das Getriebe des Ministeriums und das Leben der Truppe hatte ich anschliessend als «Sparkommissar des Reichsheeres» eine Reorganisationsaufgabe durchzuführen, die mich auch noch als la des Wehrkreiskommandos VII München stark beschäftigte. Nach weiterer kurzer Ministerialtätigkeit wurde ich für knapp zwei Jahre Abteilungscommandeur im 4. Artillerieregiment in Dresden. Damit hatte meine Tätigkeit im Heer ihren Abschluss gefunden. Ich wurde am 1.10.1933 der Form halber verabschiedet und übernahm als «Commodore» das «Luftwaffenverwaltungsamt.»

2.

STREIFLICHTER AUF DIE REICHSWEHRZEIT

Die Jahre in Berlin haben mir viel gegeben! – Ich ging ungern nach «Preussisch Berlin», gestehe aber, dass es mir nach wenigen Jahren ans Herz gewachsen war, dass es mir zur Wahlheimat geworden ist. Nach diesem Geständnis brauche ich nicht besonders auszuführen, wie ich die Leidensjahre von Berlin als «Mann hinter Schloss und Riegel» mitempfunden habe. Berlin und seine Bevölkerung mit ihrem Frohsinn, ihrer Schnodderigkeit, Gradheit und Arbeitsfreudigkeit lagen mir. Mitunter habe ich mich frühmorgens eine Stunde lang an den Potsdamer Platz gestellt, das aus allen Bahnhöfen und Fahrzeugen quellende Leben beobachtet und den Atem der lebenswachen Stadt zu fühlen vermeint. Anders war es, wenn ich in den unruhigen Tagen des Jahres 1923 von Lankwitz bis zur Bendlerstrasse zu Fuss gehen musste oder wenn man als anständiger und daher fast mittellos gewordener Hauptmann i. G. in Zivil mit seiner Frau auf die «Lokalanzeigerplätze» des «Klostertheaters» ging und hin und zurück 1¼ Stunden Pflaster treten musste.

Doch das nahm man gerne auf sich, gaben doch die Sonntagsausflüge in die Mark mehr als einen Ausgleich. Was hatte ich mir als Süddeutscher unter der «Mark» vorgestellt? Ich lernte sie lieben mit ihren Seen, Waldungen und Einwohnern. Das Zerdrücktwerden in den Morgen- und Abendzügen vervollständigte erst so einen Tag. Unbeschwert genoss man ihn und gewann damit den Abstand von den häufig recht schwierigen dienstlichen Fragen.

In dienstlicher Beziehung waren die Berliner Jahre eine applikatorische Hochschule. Was hätte mir die – häufig in meinem Zimmer – abgehaltenen Vorträge von Generaloberst v. Seeckt ersetzen können, der zuhören konnte und mit mathematischer Sicherheit die zweckdienliche Entscheidung traf? Schlechthin das Vorbild eines Generalstabsoffiziers und Führers! – Wo hätte ich einen solch ausgewogenen Einblick in die innerpolitischen Verhältnisse gewinnen können wie in den mit überlegener Einfühlung in die Parteiwirtschaft, mit Humor und mit blendender Dialektik gehaltenen Vorträgen des Generals von Schleicher? Schade, dass er nicht auf die Dauer als der stille einflussreiche Berater hinter der Bühne wirken konnte, sondern 1932 durch die Zuspitzung der innerpolitischen Lage in den Vordergrund gedrängt wurde.

Wo wäre es mir möglich gewesen, in die Angelegenheiten aller Waffengattungen des Heeres bis ins Letzte hineinzusehen, deren Zusammenhänge und Bedingungen zu erkennen und die Reichswehr mit aufzubauen zu helfen? Die vielen Gespräche mit dem technischen Amt der Marine und den Fliegersachverständigen erweiterten meinen Gesichtskreis und liessen mich schon damals den Gedanken wehrmachtmässiger Zusammenfassung von Heer und Marine vertreten.

1924/25 haben der damalige Major Preu von der Heeresorganisationsabteilung und ich die erste Denkschrift über die Ausbildung und Aufstellung eines «Wehrmachtgeneralstabes» geschrieben. Ich habe es als einen besonderen Vorzug empfunden, als Generalstabsoffizier in der «Truppenzentralstelle» beschäftigt gewesen zu sein; für meine ganze militärische Entwicklung sollte diese Verwendung richtunggebend werden. An einer solchen Stelle musste man, ob man wollte oder nicht, truppennah denken und handeln, da jedes falsche Denken und Handeln als vervielfältigter Fehler bei der Truppe auftrat und daneben das Prestige der Führung herabsetzen konnte; man musste sich mit der Technik befassen und lernte deren Grenzen kennen. Man erlebte Soldaten, Politiker und Wirtschaftsführer bester Prägung und gewann Achtung vor wirklichem Können, Selbstbescheidung und innere Bescheidenheit angesichts der Vielseitigkeit des Gebotenen und Erlebten.

In der Reichswehr wurde gearbeitet; in ihr herrschte auch ein anständiger Geist, der den Zulauf an gutem Ersatz immer grösser werden liess. Wir waren ausserhalb jeder Parteipolitik unpolitisch geworden, bewusst von Generaloberst von Seeckt zu unpolitischen Soldaten erzogen, die in den Wirren der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – immun gegen Gift von rechts und links – lediglich durch ihr «Da sein» und ihre Haltung einen unblutigen Ablauf aller Krisen erwarten liessen.

Deutschlands unpolitische Wehrmacht war – unsichtbar und unbewusst – der tragende politische Pfeiler der vom Volke gewählten Regierungen geworden. Auf die Frage: politischer oder unpolitischer Soldat bzw. Führer, komme ich später nochmals zu sprechen. Hier sei nur noch angefügt, dass Ausnahmen, etwa gelegentlich der Münchener und der Ulmer Vorgänge in den zwanziger Jahren, radikal beschnitten wurden und dass sich der Nationalsozialismus in seinen Entstehungsjahren bei uns Soldaten keiner Sympathie erfreute. Was ich noch 1933 in Dresden erlebte, konnte man als anständiger Mensch nur unter der Erwägung verstehen, dass es in einer blutigen Revolution noch zu ganz anderen, schrecklicheren Vorgängen gekommen wäre. Ich vermied jede persönliche Berührung mit der nationalsozialistischen Partei, bis sie 1933 sozusagen gesellschaftsfähig wurde; ihr Verkehrston auf der Strasse und bei den Kampfaufmärschen stiess mich ab. Ich erinnere mich noch gut einer Offiziersbesprechung des Reichskriegsministers von Blomberg 1933 in Dresden, wo er mit den eindringlichsten Worten um die Gefolgschaft der Reichswehroffiziere und der Reichswehr für die nationalsozialistische Regierung warb, ohne überzeugend zu wirken. Erst als ich mich ab Ende Oktober 1933 in leitenden Stellungen des Luftfahrtministeriums von der zielstrebigsten Arbeitsmethodik des Regimes überzeugen konnte, gewannen die günstigeren Eindrücke die Oberhand. Auch hierüber an anderer Stelle mehr! –

Die zahlenmässige Begrenzung der Reichswehr legte deren Führung besondere Verpflichtungen auf. Als Schirm und Schutz der Autorität des Staates stand sie traditionsgemäss abseits vom lauten Geschehen der Welt. Umso mehr hatte sie Zeit und Möglichkeit, sich in aller Ruhe fernab von aller Öffentlichkeit der zweiten grossen Aufgabe zu widmen, aus der Reichswehr ein Eliteinstrument, eine Versuchstruppe im Grossen und eine «Führer-Truppe» zu machen. Als Truppenoffizier und nach meiner Versetzung ins Reichswehrministerium im Oktober 1922 als Mitarbeiter an fast allen durch die Heeresfriedenskommission zu bearbeitenden Fragen hatte ich an unendlich vielen Beispielen gelernt, dass die I. M. K. K. sich bemühte, den Buchstaben der ihr übertragenen Abrüstungsaufgabe zu erfüllen, ohne der Zeit mit ihren zwingenden Forderungen, also der harten Wirklichkeit, in verständiger Weise Rechnung zu tragen. Die I. M. K. K. zerbrach an der inneren Unwahrhaftigkeit der Aufgabenstellung. Wie war es in der Praxis? Jeder Deutsche, aber auch die Alliierten wussten, dass das 100'000-Mann-Heer keine Dauer haben würde, sofern nicht entsprechend dem Versailler Vertrag auch die übrige Welt abrüstete. Dass sich die Soldaten nicht mit einer

einseitigen Vertragserfüllung abfinden konnten, war nicht auf den sagenhaften, so schwer definierbaren «Militarismus» zurückzuführen, sondern entsprang den Lebensnotwendigkeiten des Volkes und dessen geopolitischen Gegebenheiten. Alle nicht bis ans Ende durchdachten Massnahmen, vor allem aber alle Halbheiten rächen sich einmal, sie verkehren sich dann leicht in das Gegenteil. Man kann aber gar nicht sagen, dass diese Erkenntnis schwierig gewesen ist. Ich genüge der Chronistenpflicht, wenn ich anfüge, dass die damalige sozialdemokratische Regierung, später die auch Sozialdemokraten einschliessenden Koalitionsregierungen die Berechtigung einer begrenzten Aufrüstung anerkannten und die Reichswehr in ihrem Bestreben unterstützten.

Was tat nun eigentlich die Reichswehr? Da ich an massgebender Stelle Dienst tat, kann ich darüber Auskunft geben: Die geistige Arbeit des Reichswehrministeriums konzentrierte sich auf Sichtung der Kriegserfahrungen, Niederlegung der Erfahrung in technischen, organisatorischen und Ausbildungsprogrammen und Erstellung neuer Vorschriften für Operation, Taktik, Verwaltung und Technik. Dass dabei die Frage des «Etats» eine bedeutsame Rolle spielte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Die praktische Arbeit sollte auf dem technischen Gebiet den Anschluss an die inzwischen bei den Alliierten gemachten Fortschritte sicherstellen und – wenn die Zeit reif war – die deutsche Armee ohne Einengung durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages mit modernen Waffen erstehen lassen. Auf dem Ausbildungsgebiet handelte es sich um zwei Hauptpunkte: einmal um die Aufstellung einer Musterfeldtruppe verbundener Waffen, dann um die Heranbildung des Reichswehrsoldaten zum Unterführer und Führer. Entsprechend der seinerzeitigen politisch-strategischen Lage wurden die operativen Überlegungen bewusst auf die «Reichsverteidigung» beschränkt, vor allem also auf die Frage der Befestigung der Ostgrenze und Ostpreussens und deren Sicherung durch eine im Ernstfall aufzustellende Grenzschutztruppe. Daneben versuchte man durch Ausbildung früherer Offiziere und Unteroffiziere und einer beschränkten Zahl von Zeitfreiwilligen die in der Reichswehr offenkundigen Lücken zu schliessen. Alles in allem: der gute Wille war wertvoller als die erzielte Wirkung. Doch dürfte diese kurze Einführung in die Arbeiten der Reichswehr genügen, um erkennen zu lassen, dass das Leben bei der Reichswehr kein «dolce far niente» war.

Einen grossen Teil meiner Zeit nahm die abschliessende Bearbeitung des Waffenwesens in Anspruch. Ich betrachtete es als einen Fortschritt, dass man die feindlichen Schwestern Konstruktion und Beschaffung in einem Amt unter

einer Führungsspitze vereinigte. Der an sich notwendige Ideenkampf zwischen den beiden Dienststellen konnte damit auf rein sachliche, fördernde Zusammenarbeit umgestellt werden. Das Arbeitssystem war wohl durchdacht. Aus operativen Überlegungen des Generalstabs über die zukünftige Kriegführung entstanden klar präzierte, den einzelnen Waffenarten angepasste Aufträge der Waffeninspektionen an die Erprobungsstellen (I.W.G.*, später W.A.-Prüfwesen) für Konstruktionen und an das W. A.-Beschaffungsamt für Beschaffungen. Diese technischen Stellen verhandelten mit der Industrie. Von der Industrie abgelieferte, auf deren Übungsplätzen vorgeprobte Versuchsstücke wurden auf den verschiedenen Versuchsplätzen des Waffenamts eingehend hinsichtlich der Truppenbrauchbarkeit bis über die Zerreißgrenze hinaus geprüft. War diese Prüfung bestanden, so wurden einzelne Front-Versuchstruppenteile mit dem Material ausgestattet, in denen die bei härtester Truppenverwendung auftretenden Mängel festgestellt und durch die Firmen abgestellt wurden. Auch für den Nichtfachmann wird es klar sein, dass von der Auftragserteilung durch den Generalstab bis zur allgemeinen Einführung bei der Truppe viele Jahre, bei grossen Stücken, z.B. bei Geschützen, 6-7 Jahre vergingen. Man konnte deshalb ruhig sagen, dass beispielsweise ein neuherausgekommenes Geschütz bei der Zuteilung an die Truppe bereits veraltet, d.h. technisch überholt war. Zu diesem Zeitpunkt stand meistens ein verbessertes Stück als Fabrikmuster im Holzmodell oder schon im vorgesehenen Material dahinter. Diese Arbeitsmethode war in Friedenszeiten aus technischen, wirtschaftlichen und finanziellen Gründen richtig. Im Krieg konnte und musste man davon abweichen, was natürlicherweise zu manchen Rückschlägen führte und auch sonst die Feldtruppe nicht immer befriedigte. Zwei Mängel, besonders im Friedensbetrieb, sind aufgetreten: Erstens, dass die staatlichen Stellen zuviel selbst konstruieren wollten oder die Industrie an zu kurzem Zügel führten, statt die erfinderische Initiative der Industrie mit allen nur denkbaren Mitteln auszunützen und zu unterstützen. Zweitens scheint es fast in keinem Staat der Welt möglich zu sein, hervortretende technische Köpfe als Angestellte zu gewinnen, weil die Finanzministerien nicht die in solchen Fällen notwendigen Ausnahmegehälter genehmigen, da ja der Angestellte vielleicht mehr als ein Minister bekommen würde?! Staatsstellen, wie das W.A.-Prüfwesen des Heeres brauchten auf den Hauptgebieten Könner, die geistig und technisch über den Ingenieuren der Industrie stehen mussten, um diese – entsprechend den militärischen Erfordernissen – führen oder anweisen zu können. Schade um diese allzu kleine und menschliche

Einstellung der Finanzgewaltigen und um die Ethathörigkeit!

Die Angliederung der alle Wissensgebiete umfassenden Forschungsstellen an die Rüstungszentralstellen und deren enge fachmännische Zusammenarbeit haben sich später von selbst ergeben. Selbst das reichste Land muss wirtschaftlich arbeiten, vor allem weil es nur auf diesem Wege erfolgreich sein kann. In meiner Schlüsselstellung im Ministerium stellte ich fest, dass der Schreibkrieg Ausmasse annahm, die eine Gefahr für die weitere gesunde Entwicklung der Reichswehr werden mussten. Ich hielt eine Gegenmassnahme für dringend erforderlich und beantragte eine allgemeine Überprüfung. Der Antrag wurde genehmigt, zu meinem Bedauern wurde ich selbst zum «Spar- und Vereinfachungskommissar der Reichswehr (Heer)» bestimmt. Zweifellos hatte ich von allen ministeriellen Offizieren und Beamten den tiefsten Einblick in den Organismus der Reichswehr. Was mir noch fehlte, musste ich mir bei den einzelnen Dienststellen der Front erarbeiten. Die dabei erworbenen Kenntnisse mussten mit den Erfahrungen der Marine, Industrie und Wirtschaft abgestimmt werden, um die leistungsfähigste und wirtschaftlichste Arbeitsform für die Reichswehr in allen ihren Teilen zu entwickeln. Als Ziele setzte ich mir:

Freimachen der Schreibstuben und der Verwaltungsstellen von Soldaten zu Gunsten der Erhöhung der Aktivstärken und des Ausbildungsstandes der Verbände.

Verringerung des internen und externen Schriftverkehrs durch Übertragung grösserer Rechte, Pflichten und Verantwortlichkeiten.

Allmähliche Heranbildung eines immer grösser werdenden Stammes von Persönlichkeiten, denen das selbstverantwortliche Handeln zur Lebensgewohnheit werden sollte.

An Helfern wurden mir im Laufe der Zeit die späteren Generalobersten Fromm und Stumpff, General Hossbach und Ministerialrat Lenz zugeteilt. Mit dem Reichssparkommissar stand ich in engster Verbindung. Generalmajor Freiherr von dem Bussche und Generalmajor Joachim von Stülpnagel, beide massgebende Amtschefs im Wehrministerium deckten mich nach oben ab. Der Erfolg meiner Arbeit wurde verschieden beurteilt. Obwohl im Gange der Untersuchungen Tausende von Stellen gestrichen und freiwerdende Soldaten der fechtenden Truppe zugeführt wurden, kam es mir weniger auf die grossen Zahlen, als allein auf die geistige Umstellung von Führung und Verwaltung an. Ich musste lächeln, wenn ich hörte, dass wieder der und der Chef oder Verwaltungsbeamte einen Mann dem Bürodienst zugeführt und damit dem Spardikta-

tor ein Schnippchen geschlagen hätte. Die Arbeit war schwierig, weil ein ungeheures Gebiet zu beackern war, weil das Beharrungsvermögen, selbst vernünftiger Menschen, unglaublich gross und die Einsicht in die organisatorischen und sachlichen Zusammenhänge innerhalb der Reichsbehörden im Allgemeinen doch recht gering war. Dazu widersetzte sich der Behördenorganismus heftig durchgreifenden Änderungen. Von der psychologischen Seite her konnte man nun auflockernd wirken, aber nicht revolutionierend umformen.

Lächelnd wurde mir später oft von meinen Freunden aus dem Heer gesagt, dass ich ein merkwürdiger Sparkommissar gewesen sein müsse, da ich für den Aufbau der Luftwaffe das Geld nur so zum Fenster hinausgeworfen hätte. Dieser Kritik konnte ich nur immer und immer wieder entgegenhalten, dass ich in den wenigen Jahren meiner Luftwaffenverwaltungstätigkeit nicht so zweckmässig soviel Geld hätte investieren können, wenn ich nicht das Sparen von Grund auf gelernt gehabt hätte. Als mir einmal Reichsminister Schacht in einer Treuhänderversammlung den Vorwurf machte, dass die Luftwaffe zu teuer baue, konnte ich dieses Thema mit der Antwort abschliessen, er hätte recht, dass man vielleicht billiger bauen könne, aber sicher nicht wirtschaftlicher, was eben die Synthese von Bauen und Unterhalt wäre.

3.

ÜBERTRITT ZUR LUFTWAFFE

Nach meiner Kommandeurzeit in Dresden wollte man mich wieder in Berlin verwenden; es gab fast keine höhere Stelle im Reichwehrministerium, für die ich nicht gerüchtweise vorgesehen gewesen wäre. Am häufigsten wurde ich als Chef des Heeresverwaltungsamtes, das zum ersten Male mit einem Offizier besetzt werden sollte, und als Chef des Heereswaffenamtes genannt. Ich fühlte mich bei der Truppe ausserordentlich wohl – Regiment und Garnison hatten es mir und meiner Familie angetan – und ich strebte keineswegs nach einer Stelle im Reichwehrministerium.

Da ich aber inzwischen Oberst geworden war, musste ich mit einer Veränderung rechnen, aber nicht mit einer Versetzung in die überhaupt noch nicht «ausgetragene» deutsche Luftwaffe. Als mich im September 1933 Oberst Stumpff auf dem Manöverfelde mitten in einer Tag- und Nachtübung aufsuchte, um mich als Verwaltungschef für die zukünftige Luftwaffe zu gewinnen, fand er keine grosse Gegenliebe bei mir. Ich wollte beim Heer bleiben und riet ihm, die Verwaltungsaufgaben der Luftfahrt und späteren Luftwaffe von dem Heeresverwaltungsamt mit übernehmen zu lassen. Die Entscheidung fiel abends beim Essen mit den fremdländischen Attachés, dem auch der Chef der Heeresleitung beiwohnte. Als ich mich bei Generaloberst Freiherr von Hammerstein meldete, entwickelte sich folgendes kurze, aber bemerkenswerte Gespräch: «Hat Sie Oberst Stumpff über Ihre Zukunftsverwendung unterrichtet?» Meiner bejahenden Antwort folgte die Gegenfrage: «Sind Sie einverstanden?» Einem

kurz begründeten «Nein» folgte die Bemerkung: «Sie sind Soldat und haben das zu tun, was man Ihnen befiehlt.»

Da diesem militärischen Befehl wenig Sachliches entgegenzusetzen war, so sah ich mich am 1. Oktober 1933 verabschiedet als ziviler Verwaltungschef im «Luftfahrtkommissariat», dem Vorläufer des Reichsluftfahrtministeriums.

In dieser Stellung erlebte ich die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit am 16. März 1935 und den Einmarsch in die demilitarisierte Zone am 7. März 1936. Obwohl ich Amtschef im Luftfahrtministerium war, erfuhr ich von dem Einmarsch in die neutrale Zone erst am Vormittag des Einmarschtages durch General Wever, den Generalstabschef der Luftwaffe. Was ich hörte, war, vom rein militärischen Standpunkt aus, als unmöglich zu bezeichnen. Der Einsatz von einigen Bataillonen und einzelnen Aufklärer- und Jäger-Staffeln war nicht mehr als eine wenig überzeugende Geste; man konnte nur annehmen, dass die Politik die Rechtfertigung erbrachte und den Erfolg garantierte. Und man konnte nur hoffen, dass das schlechte Gewissen der Alliierten, die alles in der Schwebe gelassen hatten, den deutschen Schritt als ein *fait accompli* hinnahm. Die Wiederherstellung der Wehrhoheit ersehnten wir alle mit heissem Herzen. Sie erschien uns als eine Wiedergutmachung des Unrechtes, das durch die einseitige Handhabung des Versailler Vertrages entstanden war.

Als kommandierender General des Luftkreises III (Dresden) wurde ich am 11. März 1938 durch den Einmarsch von deutschen Truppen des Heeres und der Luftwaffe in Österreich überrascht. Fernab von Österreich erfuhr ich selbst als kommandierender General nichts von den Vorbereitungen dazu. Eine Selbstverständlichkeit war, dass ich und auch meine Soldaten sich als Deutsche über die Einbeziehung Österreichs in den deutschen Reichskörper aus tiefstem Herzen freuten. Generaloberst von Bock, seinerzeit Heeres-Gruppenkommandeur in Dresden, der als militärischer Oberbefehlshaber am Einmarsch in Österreich teilnahm, sprach nach seiner Rückkehr nach Dresden in begeisterten Worten von der Aufnahme der deutschen Truppen in Österreich. Bei einem späteren dienstlichen Aufenthalt in Wien bei dem dortigen Luftflottenchef konnte ich bei einem Flug über die Flughafenbasen in seinem Bereich und während meines Zwangsaufenthaltes im Internierungslager Wolfsberg (1947) feststellen, dass die seinerzeitige Begeisterung weder gemacht noch vorübergehend war. Die dabei vorgekommenen politischen und polizeilichen Missgriffe waren zu bedauern; dies umso mehr, als sie – rückschauend betrachtet – hätten vermieden werden können.

Ich habe schon erwähnt, dass das Offizierskorps der Reichswehr unter bewusster Ausschaltung aller politischen Ideologie erzogen worden war. Da Soldatentum und Politik sich auf der unteren Ebene kaum berühren, so war der Erfolg dieser Erziehung vollständig. Einzelne Ausnahmen bestätigten nur die Richtigkeit dieser Feststellung. Man muss auch zugestehen, dass die Weimarer Demokratie mit ihrer nicht immer glücklichen Art des Handelns diese Distanzierung von der Politik erleichterte. Distanziert standen wir älteren Soldaten auch der Politik des jungen Nationalsozialismus gegenüber. Und das war gut so! – Für uns Soldaten gab es einen Leitstern: den Fahneneid ohne jede Konzession nach rechts und links. Der Kritik wird es schwerfallen, in der Kaiserzeit oder in der Weimarer Zeit ein Versagen der Wehrmacht festzustellen. Wo sich Ansätze zeigten, den unpolitischen Raum zu verlassen, wurde energisch durchgegriffen.

So erzogen, traten wir, ob alt oder jung, zur Luftwaffe über, die verhältnismässig rasch als nationalsozialistischer Wehrmachtteil bezeichnet wurde. Wie waren die Verhältnisse in Wirklichkeit?

Die Luftwaffenangehörigen wurden wie alle anderen Wehrmachtangehörigen auf den «Führer» vereidigt; sie hielten sich vorbehaltlos an den Eid gebunden – was hätte ein Eid sonst für einen Sinn? – und hielten ihn.*)

In dem späteren Reichsmarschall Hermann Göring hatte die Luftwaffe einen früheren Fliegeroffizier, einen Nationalsozialisten und einen grosszügigen Mann als Oberbefehlshaber. Er verlangte ungeheuer viel, liess uns Generalen als Amtschefs des Luftfahrtministeriums aber auch die allergrösste Freiheit des Handelns und schirmte uns gegen jeden Eingriff der politischen Seite ab. Ich habe mich während meines langen Soldatenlebens nie innerlich so von fremden Einflüssen freihalten und bewegen können wie als Chef des Luftwaffenverwaltungsamtes, als Chef des Generalstabes der Luftwaffe und als Truppenbefehlshaber während der Aufbaujahre der Luftwaffe ab 1933.

Als Angehörige der Luftwaffe, gedeckt durch die damals mächtige Persön-

*) Der Eid darf – besonders für den einfachen Mann in schweren Konfliktfällen – keine Komplikationen schaffen, er muss sie ausräumen. In unklaren Lagen und verworrenen Zeiten, in denen straffe Führung und ruhiges Überlegen versagen, muss der Gedanke an den Eid jeden Zweifel des Eidträgers beseitigen und das beruhigende Gefühl des richtigen Handelns auslösen. In Normalzeiten hat der Fahneneid keine grosse Bedeutung, im Konfliktfall wird er aber umso entscheidender; der Fahneneid soll dann gleichsam der Stern sein, der den Eidträger die Richtung halten lässt. Tiefgründige juristische, philosophische oder religiöse Überlegungen sind dann von Übel.

lichkeit des Oberbefehlshabers, fanden wir in allen Gesellschaftskreisen, einschliesslich der nationalsozialistischen Partei, eine wohl tuende Anerkennung.

Selbstverständlich nahmen wir als Gäste des «Führers», wie alle anderen hohen Würdenträger der Wehrmacht, des Staates und der Partei an den Nürnberger Parteitag, den Goslarer Bauertagen teil. Bei den Feiern für unsere Kriegssopfer und bei den Paraden zu Hitlers Geburtstag waren wir dienstlich anwesend. Wir fehlten auch nicht bei den verschiedenen grossen Essen im Führerbau anlässlich der Anwesenheit hoher ausländischer Persönlichkeiten oder gelegentlich der Wehrmachteinladungen. Ich gestehe, dass auf mich vieles von dem Gebotenen einen ausserordentlichen Eindruck machte, und dass ich den glänzenden, reibungslosen Ablauf der Tage hindurch dauernden Veranstaltungen bewunderte. Von dem, was einem weniger gefiel, wusste man sich fernzuhalten, und man konnte sich fernhalten. Anlass zu Kritik bot sich nicht, da in den Kreisen, in denen ich verkehrte, schwerwiegende Exzesse nicht zu beobachten waren. Man könnte die Richtigkeit meiner Ansicht durch den Hinweis auf den auch für uns sichtbar gewordenen Luxus von Göring bezweifeln; aber abgesehen davon, dass er von dem grössten Teil des Volkes mit einem verstehenden Lächeln hingenommen wurde, konnte er von uns nicht beanstandet werden, weil uns auf unsere Fragen stets geantwortet wurde, dass die Gelder aus freiwilligen Zuwendungen einer gebefreudigen Gesellschaft und aus Privatzuschüssen Hitlers stammten. Erst nach Jahren hörte ich, dass z.B. die reichen und künstlerischen Geburtstagsgaben auf Grund wohldurchdachter Anregungen aus der Umgebung Görings gegeben wurden. All dies erlebte ich nur am Rande mit, da ich zu jener Zeit diesen Berliner Vorgängen kaum Beachtung schenken konnte. Ich fühlte überdies meine Bedenken beseitigt, da ich von Göring selbst hörte, dass seine künstlerischen Sammlungen einstmals nach dem Vorbilde der Münchener Schackgalerie dem Reich als Kunstmuseum übergeben werden sollten. Als Franke wusste ich auch so manches über die kunstliebenden bayerischen Könige, was mich auch im Fall Göring zum Verstehen veranlasste.

Obwohl wir bei den massgebenden politischen Persönlichkeiten als vollkommen unpolitische Köpfe bekannt waren, wurde von keiner Seite auch nur der Versuch gemacht, uns die nationalsozialistische Ideologie näher zu bringen. Man sah in uns brauchbare Soldaten; das genügte umso mehr, als man uns damals auf Grund des geleisteten Treueides unbedingtes Vertrauen schenkte. Göring wusste, dass wir die uns aufgebürdete Arbeit nur leisten konnten, wenn wir

von allen politischen Belastungen frei gehalten wurden. Was in dieser Richtung zu tun war, erledigte er selbst. Uns interessierende Fragen oder Sonderfälle, die einen Angehörigen der Luftwaffe oder die Waffe als Ganzes betrafen, regelte er meist nach Rücksprache mit dem Staatssekretär, dem damaligen Oberst Milch, der unsere Auffassung in Amtschefbesprechungen einholte. Ich kann rückblickend mit Freude feststellen, dass auf diese Weise manche falsche Massnahme verhindert werden konnte, was wieder unser Vertrauen in Göring und Hitler verstärkte. Es mag verwundern, aber es entsprach den Tatsachen, dass wir Generale des Luftfahrtministeriums über politische Vorgänge, mit Ausnahme der von mir später zu behandelnden militärpolitischen Ereignisse, nicht unterrichtet wurden, noch weniger selbstverständlich die Truppenführer und die Truppe. Inoffiziell mögen Gerüchte den Einen oder Anderen wie jeden Deutschen erreicht haben. Dass wir Gerüchten, die in politisch bewegter Zeit entstanden und verbreitet wurden, wenig Wichtigkeit beimessen, mag nur derjenige als einen Fehler bezeichnen, der noch nie in solchen Brutstätten nervöser und überspannter Schauermärchen leben musste. Rückblickend habe ich auch die Überzeugung, dass z.B. an mich unverhältnismässig wenig herangetragen wurde; möglich, dass meine ablehnende Haltung zu bekannt war oder mir als Angehörigem der «nationalsozialistischen» Luftwaffe, mit engen Verbindungen zu Göring, solche Sachen nicht anvertraut werden sollten.

Waren ich und wahrscheinlich noch viele meiner Kameraden zu vertrauensselig und nahmen all das, was uns offiziell gesagt wurde, als bare Münze? Möglich – aber wir waren Soldaten, waren in den edelmännischen Tugenden erzogen, vor allem aber darin, dass wir uns in dienstlichen Meldungen vollster Wahrheit befehligen mussten und deshalb auch an die Verlautbarungen von oben nach unten kritiklos glaubten. Ich sah keine Veranlassung, meine Einstellung zu ändern. Dies umso weniger, als z.B. Göring seine Fehler mit einer so selbstverständlichen Offenheit behandelte, dass wir seine Auslassungen als grundsätzlich wahr unterstellen zu müssen glaubten.

Einige Beispiele mögen diese Haltung verdeutlichen:

Der «Fall Röhm», 30. Juni 1934, an dem die Luftwaffe nur am Rande beteiligt war.

Die Gegensätze zwischen Heer und SA waren ebenso Tagesgespräch, wie der masslose Ehrgeiz des mir aus dem Generalstab bekannten SA-Chefs Röhm, dessen Freundschaft zu Hitler allmählich in eine offenkundige Feindschaft ausgeartet war. Die Voraussetzungen für einen Putsch gegen das Heer und gegen Hitler erschienen auch mir gegeben.

Während der «Putschtage» war ich mit dem Flugzeug in Süddeutschland und auf Zeitungs- und Radionachrichten angewiesen. Später auftretende Zweifel, die durch Gerüchte entstanden waren, wurden durch die sehr eingehenden Ausführungen Hitlers in der Staatsoper beseitigt, die er vor dem gesamten höheren Führerkorps von Partei, Staat und Wehrmacht machte. Gerade weil ich Göring im Laufe der Jahre sehr gut kennengelernt hatte, konnte ich den Gerüchten keinen Glauben schenken, nach denen Göring die Massnahmen zur Niederschlagung des Röhm-Putsches zur unauffälligen Beseitigung seiner Gegner und Konkurrenten ausgenützt haben sollte. Göring hatte zweifellos eine Doppelnatur, er konnte ebenso feinführend wie brutal sein. Seine Brutalität entsprang höchsten Erregungszuständen und ebte mit diesen in kürzester Frist ab; das gute Herz kam dann überraschend schnell wieder zum Durchbruch, was ihn häufig zu einer Wiedergutmachung trieb, die in ihrem Umfang kaum mehr verständlich war.

Die «Fritsch-Affäre» 1938.

Nach einer Welle von Enthüllungen ist es schwer, den seinerzeitigen Standpunkt festzulegen und für die damalige Haltung der Generale Verständnis zu wecken. Wenn mich auch schon Jahre von der unmittelbaren Zusammenarbeit mit Generaloberst von Fritsch trennten, so war er für mich wie für jeden anderen aus dem Heere stammenden Luftwaffenoffizier Vorbild als Mensch und Offizier geblieben. Umso grössere Reserve brachte ich den Gerüchten über sittliche Verfehlungen von Generaloberst von Fritsch entgegen, in der unausgesprochenen Hoffnung, dass sie sich alsbald als böswillige Verdächtigungen herausstellten und ein Weg für die volle Wiederherstellung der Ehre des Generalobersten gefunden würde. Wir Luftwaffen-Offiziere blieben auch in der Folge auf häufig sich widersprechende Gerüchte angewiesen. Ich hielt es für unmöglich, dass Hitler oder Göring in berechnender, für meine Begriffe unerträglich ehrabschneidender Weise gegen den allseits geachteten Generalobersten vorgehen könnten. Als Göring später erzählte, wie es ihm gelungen wäre, den Sykophanten zu entlarven, und wie glücklich er darüber wäre – man sah es ihm an den Augen an –, hatte ich keinen Zweifel, dass Göring saubere Hände hatte. Dasselbe musste ich auch von Hitler annehmen, als er den im Kasino des Flugplatzes Barth (Ostsee) versammelten Oberbefehlshabern aus Heer und Luftwaffe durch den amtierenden Präsidenten des Reichskriegsgerichtes, General der Artillerie Heitz, die gerichtlichen Feststellungen vorlesen liess, aus denen die ungewöhnlichen Verkettungen und Zufälligkeiten, aber auch die vollkommene Unschuld des Oberbefehlshabers des Heeres hervorgingen. Ich hätte, wie die

meisten Offiziere, gewünscht, dass man den durch die Verdächtigungen schwer getroffenen Generalobersten von Fritsch, vor der Welt durch Wiedereinsetzung in seine frühere Stellung gerechtfertigt hätte. Welche Gründe Hitler dazu veranlasst haben mögen, davon abzusehen, konnte ich nicht feststellen. Nach meinen seinerzeitigen Überlegungen konnte dies damit zusammenhängen, dass Hitler zu Fritsch kein inneres Verhältnis gewonnen hatte, wodurch auch die dienstliche Zusammenarbeit erschwert wurde. Fritsch war als typischer Preusse und als ein im alten Heer erzogener Offizier grundverschieden von Hitler, der seine österreichische Lebensart nicht verleugnen konnte und auch nicht die innere Zugehörigkeit zu einem ganz anderen Gesellschaftskreis in Frage stellen lassen wollte.

Ich war vor Warschau dabei, als Hitler 1939 der Heldentod von Fritsch gemeldet wurde. Auffallend müde, mit tiefstem Gesichtsausdruck, schleppte er sich mit mehrfachen Unterbrechungen die lange Treppe zu seinem Beobachtungsstand hinauf.

Welche Gedanken mögen ihn bewegt haben?

Mochte es falsch oder richtig sein, um die politischen Vorgänge brauchen und konnten wir uns nicht kümmern; sie zu vertreten und zu beeinflussen, hatte sich Göring als sein ausschliessliches Vorrecht vorbehalten. Das hatte für unsere Arbeit die grössten Vorteile. Selbst wenn ich heute rückschauend den durch die Aufgabenverteilung erzwungenen Indifferentismus in den politischen Fragen, dessen ich mich in meiner Tätigkeit als Luftwaffenverwaltungschef zeihen muss, als falsch bezeichnen müsste, so hätte sich auch bei anderer Einstellung in praxi wenig daran geändert. In dem Jahr meiner Tätigkeit als Generalstabschef (1936/37), in dem ich an sich dienstlich mit politischen Fragen befasst war, gab es keine besonderen Verwicklungen; es war mit Ausnahme der Unterstützungsmassnahmen für Franco-Spanien als ruhig anzusprechen.

Ich kann nicht sagen, dass ich an dem Sonntagnachmittag, an dem wir im Juli 1936 durch einen Auslandsdeutschen der «AO»*) über Francos Nöte und Wünsche und die Weisungen Hitlers aus Bayreuth unterrichtet wurden, besonders erfreut war. Die Luftwaffe hatte gerade die ersten Verbände aufstellen können und steckte im Anfang der Verbandsausbildung. Die wenigen Verbände, wie z.B. die Jagdflieger, waren mit den ersten Kriegsmaschinen eigener Produktion (Arado) ausgestattet, während die Kampfgruppen mit den Ju 52 zwar ihre Ausbildung vertiefen, aber nicht kämpfen konnten. In der Mitte zwischen

*) «Auslands-Organisation der Nationalsozialistischen Partei.»

diesen bewegten sich die Aufklärungsflugzeuge. Neue Typen waren in Erprobung. In der 8,8-cm-Flak hatten wir ein überlegenes Geschütz. Nach der personellen Seite war der Eingriff nicht weniger schmerzlich, wir verfügten über prachtvolles Menschenmaterial von einer bezwingenden Hingabe an den fliegerischen Beruf und einer ergreifenden Einsatzfreudigkeit. All das konnte aber nicht die kämpferische Durchbildung im Verband ersetzen. Abgaben an den spanischen Kriegsschauplatz *erfassten* die Besten und beeinträchtigten die Ausbildungsarbeit der Verbände in der Heimat! Wenn man nicht leichtsinnig sein wollte, musste man auch die Wirkung auf das Ausland berücksichtigen, da die Hilfeleistung auf die Dauer nicht geheim bleiben konnte. Auf der anderen Seite war die Erprobungsmöglichkeit auf taktischem und technischem Gebiet gar nicht hoch genug einzuschätzen. Um nur einige Beispiele herauszugreifen: man konnte sich keine bessere Langstreckenausbildung vorstellen, als sie in den Überführungsflügen von Berlin über Rom nach Sevilla bestand. Die Überlegenheit der allmählich zugeführten Me 109 gab unseren Jagdfliegern das seelische Überlegenheitsgefühl, das niemals verloren ging. Die Probeeinsätze des Sturzkampfflugzeuges Ju 87 wiesen Führung und Technik auf die Bedeutung hin, die dieses Flugzeug bis 1942 zum schlachtentscheidenden Kampfmittel machen sollte. Schliesslich gab der Einsatz der 8,8-cm-Flakbatterien gegen Luftziele und im Erdkampf Anregungen zu deren organisatorischem Ausbau und zu ihrer Einsatzweise. Wir in der Heimat mussten deshalb mit den Schwierigkeiten fertig werden, so sehr auch die Anforderungen auf dem personellen und technischen Gebiete Lücken rissen. Wir haben es geschafft – ein Loblied für alle Mitarbeiter in den Stäben, Truppen, in der Industrie und bei der Lufthansa. Feldmarschall Sperrle und seine Nachfolger v. Richthofen und Volkmann können für sich in Anspruch nehmen, mit ihren Truppen und denen des deutschen Heeres den Sieg Francos ermöglicht zu haben.

4.

MEINE TÄTIGKEIT IM REICHSLUFTFAHRTMINISTERIUM

Ich hatte, wie schon häufig in meinem Leben, das Glück, mit Menschen in Berührung zu kommen, mit denen zusammenzuarbeiten eine Freude war. Über Hermann Göring habe ich schon einiges gesagt, eingehender wird später darauf zurückzukommen sein. Hier nur ein paar Bemerkungen, die zu diesem Zeitabschnitt gehören. Hermann Göring sah vom ersten Tage an sein Ziel, das er erreichen wollte, eine für Europa entscheidende Luftwaffe zu schaffen, klar vor Augen. Er unterteilte sein Programm und stellte nach unseren Begriffen schwer erfüllbare Arbeitsforderungen. Wenn wir ihn dann nach Ablauf verschiedener Monate über den Fortschritt der Arbeiten unterrichten mussten, hielt er mit seinem Lob nicht zurück, verlangte aber dann anschliessend für die nächste Zeit das Doppelte, was kaum zu schaffen war, aber doch wieder geschafft wurde. Wir verstanden seine Forderungen, vor allem die der Aufstellung einer «Risikoluftflotte», schon deswegen, um gegenüber Rückschlägen auf Grund der schon erwähnten politischen Massnahmen gerüstet zu sein.

Die Arbeit war umso schwieriger, als es im Ministerium und in der Front nur wenige Frontflieger aus dem Ersten Weltkrieg gab. So waren im Luftfahrtministerium die Chefs der wichtigsten Ämter General Wever (Generalstab), General Stumpff (Personalamt) und General Kesselring (Verwaltungsamt), Nichtflieger, die jedoch von Staatssekretär Milch in ausserordentlich geschickter Weise in die Geheimnisse der Fliegerei eingeführt wurden. Durch die Anleh-

nung an General Wimmer (Chef des Technischen Amtes), General Christiansen (Inspekteur der Fliegerschulen), Ministerialdirektor Fisch, Oberst von Richthofen, Major Jeschonnek, General Wilberg und andere fanden wir auf kameradschaftlicher Basis Anregung und Belehrung. Bald erkannten wir auch, dass man eine Fliegerwaffe nicht aufbauen kann, wenn man nicht selbst fliegen kann, ebenso wenig, wie ein Nichtreiter eine Kavallerie-Division ausbilden und führen kann. So lernten wir alle, ich selbst mit 48 Jahren, fliegen. Wir konnten nun schon eher mitreden, wenn es uns auch von den «Altfliegern», die kaum mehr Erfahrungen als wir «alten Jungflieger» hatten, und von den «Jungfliegern», selbst wenn sie noch so grosse Anfänger waren, nicht leichtgemacht worden ist. Das war gut so und gab uns immer wieder Anlass, noch mehr an uns zu arbeiten.

Ich hatte in meinem Leben sehr viele Arten von Sport getrieben und im Reiten, Kraftfahren, Ballonfahren schon Höhepunkte des Lebens zu sehen geglaubt. Heute muss ich gestehen, dass mein Leben in gewisser Beziehung arm geblieben wäre, wenn ich nicht selbst am Steuerknüppel die Höhen und Tiefen fliegerischen Erlebens hätte erfüllen dürfen. Mit Ausnahme des Fallschirmabsprungs habe ich alle fliegerischen Vorkommnisse persönlich erlebt. Man wurde als Flieger hochgemut und demütig zugleich. Erst dadurch verstand man den Flieger in seiner besonderen Lebensauffassung; erst dadurch wurde es uns führenden Männern der Luftwaffe in einer nicht alltäglichen Verbundenheit möglich, eine Luftwaffe aufzustellen, die von wirklichem Fliegegeist getragen war. In seltener Kameradschaft, die die unerhörte Aufbauarbeit in so kurzer Zeit erfolgreich machte, waren wir untereinander in unseren Ämtern verbunden.

Als ich im Oktober 1933 das Verwaltungsamt (D-Amt) übernahm, bestand es erst in seinen Anfängen. Mit ebenso prächtigen Menschen wie befähigten Fachleuten konnte ich unter Ausnützung der Erfahrungen als Sparkommissar an die Arbeit gehen. Zuerst galt es, die Grundlage für den Haushaltsplan aufzustellen. Dass wir ihn in organisatorischer und finanztechnischer Beziehung innerhalb weniger Monate für den Haus- und Truppengebrauch in brauchbarer Form herausbrachten, hat uns selbst die Anerkennung des Reichsfinanzministeriums und des Rechnungshofes eingetragen. Man warf der Luftwaffe zu weitgehende Grosszügigkeit in der Anforderung und Bereitstellung von Mitteln vor. Wer die peinliche Prüfung jedes einzelnen Haushaltsansatzes verfolgen konnte, wer die harten Kämpfe mit dem Generalreferenten des Reichsfinanzministeriums, Min.-Rat Dr. Meyer, gegenwärtig Präsident des Bundes-Rechnungshofes,

und dem ausserordentlich beschlagenen Ministerialdirektor Dr. Olscher oder mit dem Rechnungshof mitgemacht hat, wird den Vorwurf bestimmt nicht erheben. Gewiss, ich war dort grosszügig, wo es sich um unabdingliche Notwendigkeiten handelte. Nie verfehlte ich, die massgebenden Männer der genannten Behörden und des Reichskriegsministeriums in Rundflügen über die seelischen und materiellen Besonderheiten der Vorhaben zu unterrichten und damit Verständnis für die Fliegerei zu wecken. Auf solchen drei- bis viertägigen Flügen geriet die lähmende Büroarbeit, der Ressortstreit in Vergessenheit, man kam sich näher und verstand einander, ohne viele Worte zu machen. Diese Arbeitsmethode hatte ich mir zur Richtschnur gemacht.

Bei den Baumassnahmen beschritten wir neue Wege, zogen einen Grossteil des jungen Nachwuchses an Architekten und Künstlern heran und bemühten uns, das Bauprogramm der Luftwaffe auch in künstlerischer wie sozialer Hinsicht so fortschrittlich wie möglich zu gestalten. Grossaufträge für die Ziegel-, Beton- und Steinbruchindustrie bewirkten eine erhebliche Belebung der Wirtschaft und drückten die Zahl der Erwerbslosen herab.

Mit der Uniformität militärischer Bauten wurde radikal gebrochen. Ich verlangte, dass der Baustil der Umgebung anzupassen sei, dass die Anlagen den modernsten Erfordernissen des Luftschutzes zu entsprechen hätten, dass die Erstellung neuer Grossanlagen Volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten entgegenkommen müsse, und dass beim Wohnungs- und Hausbau weniger die öffentliche Hand als private Wohnbaugesellschaften als Geldgeber und Bauunternehmer fungieren sollten. Vor den Leistungen der Unterkunfts- und der Bauabteilung des Reichsluftfahrtministeriums muss jede Kritik verstummen, sofern sie fair gemeint ist.

Ich füge hinzu, dass weder Hitler noch Göring irgendwelchen Einfluss auf die Gestaltung der Bauarbeiten genommen haben; nur bei der Innenausstattung des «Deutschen Aeroklubs» im alten preussischen Landtag hat sich Göring richtunggebend eingeschaltet. Auch in dieser Beziehung haben die Alliierten die Gegebenheiten für sich ausgenützt. General Clay wird gewusst haben, weshalb er mit seinem Stab das Luftgaukommando Berlin-Dahlem, die Russen und die ostzonale Regierung, weshalb sie das frühere Luftfahrtministerium sowie die Bauten von Adlershof in Anspruch genommen haben. Es wird auch seine guten Gründe gehabt haben, dass man den Flugplatz Fürstenfeldbruck bei München für die amerikanischen Luftstreitkräfte, die Flugplätze Frankfurt a. M., Wunstorf bei Hannover und Fassberg in der Lüneburger Heide im Westen,

und die Flugplätze Gatow und Tempelhof auf der Berliner Seite für die Luftbrücke verwendet hat. Dass die Zeitungen von dem Badeort List auf Sylt und von der Flüchtlingsstadt Adelheide, einem früheren Flugplatz, nicht genug schreiben können, beweist, dass diese Anlagen zweckmässig erbaut worden sind, da sie ohne grössere Umbauten für jede zivile Verwendung in Gebrauch genommen werden konnten.

Auch auf dem Gebiet der industriellen Aufrüstung kann an vielen Beispielen nachgewiesen werden, dass zum mindesten während meiner Amtszeit sehr sparsam gearbeitet wurde. Die Flugzeug- und Motorenindustrie setzte sich zum grossen Teil aus kleinen Betrieben zusammen, die sich einer Ausweitung in dem vom Luftfahrtministerium für notwendig gehaltenen Umfang widersetzen, da sie nicht an eine Dauerkonjunktur glaubten. Die Sicherungen, die das Reich gab, betrachteten manche Firmeninhaber als Fessel.

Für den Aufbau von Schattenwerken kam das Reich vollkommen auf. Mein auch von Staatssekretär Milch im Allgemeinen gebilligter Grundsatz war, verdienen zu lassen, um die Industrie zu befähigen, mit den allmählich gesammelten Reserven die Schulden an das Reich zurückzuzahlen, um das Endziel der freien wirtschaftlichen Konkurrenz so rasch wie möglich zu erreichen. Dagegen wurden die persönlichen Gehälter und die überzogenen Einnahmen stark beschnitten. Dass wir besonders am Anfang bei der Industrie nicht gerade beliebt waren, dass uns zum Teil auch Unfähigkeit vorgeworfen wurde, mussten wir in Kauf nehmen; wir waren schon zufrieden, dass unsere persönliche Ehrenhaftigkeit nicht in Frage gestellt wurde. Diesem äusseren Kampf mit der Industrie ging ein heftiger Zweikampf innerhalb des Reichsluftfahrtministeriums zwischen dem technischen – C – Amt (General d. Fl. Wimmer) und meiner Haushalt- und Wirtschaftsabteilung voraus. Der Standpunkt des C-Amtes war einfach und eindeutig: die Luftwaffenindustrie so rasch wie möglich in maximaler Leistungshöhe und wunschgemässer Dislokation unter voller Berücksichtigung der Luftschutzforderungen hinzustellen; die finanzielle Seite interessierte nicht. Die vom D-Amt geführten Unterhandlungen stellten das wirtschaftliche Moment in den Vordergrund, regelten das Kapitalaufkommen und dessen Amortisierung.

Eine örtliche Überprüfung der Werke, wie z.B. der Heinkel», Arado-, Junkers-, Dornier-, Argus-, Daimler-, Focke Wulf-, Siebel-, BMW-, Bosch- oder IG-Werke wird noch heute erkennen lassen, dass die Synthese von Wirtschaftlichkeit, Schönheit, Luftschutzrücksichten und sozialer Fürsorge in hohem Masse erreicht worden ist. All das hätte nicht erreicht werden können, wenn

nicht geniale Unternehmer, wie Heinkel, Koppenberg, Dornier, Siebel, Popp, Borbet, und geniale Konstrukteure wie Messerschmitt, Tank, Dr. Blume, und hochwertige Fertigungsingenieure dem Luftfahrtministerium zur Verfügung gestanden hätten, und wenn nicht die Arbeiterschaft in einzigartiger Einsatzbereitschaft sich zur Verfügung gestellt hätte. Des väterlichen Betreuers und Führers der Luftfahrtindustrie, des Präsidenten Admiral a. D. Lahs, sei hier besonders gedacht.

Wie schon erwähnt, spielte die Finanzfrage eine Hauptrolle. Bei allem Entgegenkommen des Reichsfinanzministeriums, des Wirtschaftsministeriums und der Reichsbank wäre die Frage der Finanzierung, die ja auch eine höchst bedeutsame psychologische Seite hatte, nicht ohne das erfreulich selbstlose Mitwirken der Grossbanken möglich gewesen. Die Errichtung der dem Reich gehörigen Mefo-Anstalt war dabei ebenso wertvoll wie die Tätigkeit einer unter Verantwortung des Vorstandsmitgliedes der Dresdener Bank, Professor Dr. Meyer, stehenden Beratungsstelle. Ich freue mich, dass vielleicht mein für das internationale Gericht in Nürnberg abgegebenes Affidavit dazu beigetragen hat, haltlose Beschuldigungen zu zerstreuen und Professor Dr. Meyer von der Last eines Prozesses in Nürnberg zu befreien. Wenn ich im Geiste des RLM einen kleinen Teil unseres Dankes an die Grossbanken abgetragen haben sollte, so wäre es mir eine besondere Genugtuung.

Zwei Vorgänge sollen hier erwähnt werden, um die Geisteshaltung des RLM zu zeigen.

Dr. Strauss, Besitzer der Argus-Werke Berlin, war auf Grund der Nürnberger Gesetze auf die Dauer nicht zu halten. Wir gehorchten unserem eigenen Gefühl wie einer Anordnung Görings, Dr. Strauss in anständiger Form abzufinden und alles zu vermeiden, was eine seelische Belastung für ihn hätte bedeuten können. Aus Dr. Strauss' Verhalten nach dem Kriege glaube ich entnehmen zu können, dass auch er unsere seinerzeitigen Bemühungen zu würdigen verstand.

Ein Vorgang, der viel Staub aufwirbelte, war die Überführung der Junkerswerke in Reichsbesitz. Dazu darf festgestellt werden, dass das RLM zu keinem Zeitpunkt der Verhandlung die ausserordentlichen Verdienste des Professors Junkers, die von wissenden Kreisen in mancher Beziehung bestritten wurden, ausser Betracht gelassen hat, und dass es einen Vorschlag von vollkommen unabhängigen Persönlichkeiten als Grundlage für den Abfindungsvertrag übernommen hat. Zwei Gründe waren es vor allem, die das RLM veranlassten, die Werke in den Reichsbesitz zu übernehmen. Voran stand die Sicherstellung der

maximalen Aufbauleistung, die bei der Leitung des Unternehmens durch eine grosszügige und künstlerische Persönlichkeit, wie sie der Professor nun einmal war, nicht gewährleistet werden konnte. Dann rechtfertigten weder der Professor noch seine Familienangehörigen auf Grund ihrer politischen Einstellung die absolute Geheimhaltung, die für das Standardwerk der Luftwaffe eine unbedingte Voraussetzung war. Was Dr. Koppenberg beim Aufbau der Gesamtanlagen in Mitteldeutschland seit der Übernahme der Leitung des Betriebes geleistet hat, verdient hier besonders vermerkt zu werden.

Das menschlich interessanteste Arbeitsgebiet betraf die Beamten, Angestellten und Arbeiter. Vor allem handelte es sich um die Aufstellung eines Beamtenkorps, das alle Disziplinen vom Verwaltungsbeamten über den Meteorologen, Ingenieur, bis zum richterlichen Beamten umfasste; es waren meiner Erinnerung nach mehr als 60 Fachlaufbahnen. Den Grundstock bildeten einige wenige Beamte des Heeres und der Marine; ein starkes Kontingent stellten Freiwillige aus anderen Ressorts; der Rest waren frühere Offiziere und Beamte, die sich in der privaten Wirtschaft nicht befriedigt fühlten, und Angestellte, die sich bewährt hatten. Es war ein bunt zusammengewürfeltes Korps, das erst zu einer Einheit verschmolzen werden musste. Es ist das besondere Verdienst des Ministerialrats Dr. Sander, dass in Kürze eine hochwertige Verwaltung geschaffen werden konnte, die meinen nicht geringen Anforderungen entsprach. Ich denke noch mit Vergnügen an die Intendanten-Besprechungen, die ich in Berlin oder anderen Standorten der Luftwaffe abhielt. Ich wurde hart bedrängt, da offene Aussprache Pflicht war, fand aber in gleich hohem Masse Verständnis. Mit solchen Männern, die Können, Wissen und Schwung in seltenem Umfang in sich vereinigten, zusammenzuarbeiten, war eine Freude.

In den ersten Monaten traten bei dem Überbedarf an Arbeitern und deren Verwendung an fern der Zivilisation liegenden Stellen und bei den mit Improvisationen verbundenen Unzulänglichkeiten Schwierigkeiten auf. Bei gegenseitigem Verständnis wurden sie aber rasch behoben, so dass ich bei meinen vielen Besuchen besonders auf abseits gelegenen Baustellen oder Anlagen eigentlich nur noch zufriedene Gesichter sah und keine besonderen Klagen hörte. Wir strengten uns aber auch an, die Arbeitnehmer in den Kreis des gesamten Unternehmens einzugliedern und in der Betreuung uns durch niemand übertreffen zu lassen. Die «Treuhänder der Arbeit» haben uns dabei aufs Beste unterstützt.

«Der Soldat muss sich können fühlen», der Flieger erst recht. Dass es gelun-

gen ist, dieses Gefühl beim Luftwaffensoldaten zu entwickeln, werden nicht nur die Flieger selbst, sondern auch die Frauen bestätigen, die sich gerne mit den Fliegern am Arm zeigten. Die etwas ironisch gemeinte Kritik des «Schlipsis-Soldaten» wurde mit überlegenem Lächeln hingenommen. Die Höchstleistungen und die Opferbereitschaft, die die Luftwaffenmänner im Frieden und im Krieg zeigten, bewiesen, dass sich die soldatische Haltung auch in der etwas zivileren Uniform erhielt. Jede Kritik musste verstummen, wenn man einen jungen Fliegeroffizier im Gesellschaftsanzug im Ballsaal beobachtete.

Abschliessend kann ich wohl sagen, dass die Erfolge der jungen deutschen Luftwaffe in den ersten Kriegsjahren die höchste Anerkennung für die Leistungen in den Aufbaujahren gewesen sind.

5.

CHEF DES GENERALSTABES DER LUFTWAFFE

Es war ein «dies ater», als mich Göring am 3. Juni 1936 zu sich rufen liess und mir in menschlich begreiflicher Aufregung mitteilte, dass General Wever, sein erster Generalstabschef, in Dresden mit einer He 70 beim Start tödlich verunglückt sei. Dass mich, seinen Kameraden, diese Nachricht aufs Stärkste erschütterte, war ebenso begreiflich. Wever kam, wie ich, vom Heer, hatte eine glänzende Generalstabslaufbahn hinter sich und hatte sich auch in der Truppe aufs Beste bewährt. Er war der richtige Mann für den Posten des Generalstabschefs der Luftwaffe; er hat es verstanden, sich in kürzester Zeit in das Wesen der Fliegerei und des Luftkrieges einzuarbeiten, die Gedanken Görings in brauchbare Form und in taktisch wie operativ richtige, dem fliegerischen Gefühl entsprechende Regeln und Gesetze zu bringen. Selbstverständlich, dass er fliegen lernte – es verging kaum ein Sonnabend oder Sonntag, dass er nicht, in einer zweiten Maschine von seinem getreuen Generalstabs-Offizier Hauptmann Freiherr Speck v. Sternburg begleitet, eine Schule oder einen Verband aufsuchte, mit den jungen Leuten und einer mitgebrachten Torte beim Kaffee zusammensass, um mit ihnen ein paar Stunden zu verplaudern. Er hörte der jungen Leute Nöte und wurde ohne weiteres Dazutun ihr Vertrauter.

Heute wissen wir erst recht, was Wever für die Luftwaffe war; bei dem Mangel an älteren Offizieren wurde die mit seinem Tode aufgerissene Lücke doppelt schmerzlich empfunden. Gerade mir als seinem Nachfolger steht es zu, ein Hoheslied auf Wever zu singen, da ich an seinen Arbeiten die geniale einfüh-

same Hand spüren konnte. Ich brauchte deswegen nicht nach neuen Wegen zu suchen, sondern konnte dort weitergehen, wo er stehengeblieben war. Auf diese Weise konnte sich auch rasch eine Vertrauensatmosphäre zwischen mir, den Generalstabsabteilungen und den zahlreichen Inspektionen bilden. Hervorragend befähigte Offiziere unterstützten mich dabei und machten mir die Arbeit zum Vergnügen.

Eine Belastung, die den Aufbau gefährdete, aber letzten Endes doch nützlich war, brachte – wie schon erwähnt – der Einsatz der «Legion Condor» in Spanien. Ein Geschwader nach dem anderen wurde aus der Taufe gehoben; die Verbandsausbildung machte erfreuliche Fortschritte, die Blindflugausbildung wurde ihres Charakters als schwarze Kunst entkleidet, der Blindflug Allgemeingut. Die Me 109, die Ju 87, die Do 17 und He 111 wurden in der ersten Fertigung den Jagdfliegern, Sturzkampffliegern, Kampffliegern und Fernaufklärern zugeführt, während sich die Nahaufklärer und die Seeflieger vorerst mit ihren alten, aber noch kriegsbrauchbaren Maschinen begnügen mussten. Die Flakartillerie war mit den 8,8-cm-, 2- und 3,7-cm-Geschützen für die damaligen Verhältnisse bahnbrechend ausgestattet und die Luftnachrichten-Ausbildung versuchte den hohen Stand der Marinefunker zu erreichen. In dem Lehrgeschwader, das später zu einer Lehrdivision unter dem befähigten General Forster erweitert wurde, war eine taktisch-technische Prüfungseinrichtung geschaffen, die man als Filter für die Truppe betrachten konnte. Für die Fallschirmtruppe wurde auf dem Flugplatz Stendal ein organisatorisch brauchbarer Rahmen geschaffen, der später nicht mehr grundsätzlich geändert, sondern nur erweitert werden musste. Ich bin heute noch stolz, zusammen mit General Wever an dem Aufbau der Fallschirmtruppe massgeblich beteiligt gewesen zu sein; unter meinem Oberbefehl konnte sie ihren erfolgreichen Einsatz gegen Holland durchführen, um später die unübertreffliche Erdkampftruppe zu werden. In General der Flieger Student fand die Fallschirmtruppe ihren wegweisenden, klarsichtigen Führer.

Zerwürfnisse mit dem mir vorgesetzten Staatssekretär Milch wegen dienstlicher und personeller Angelegenheiten veranlassten mich, meine Ablösung zu beantragen. Sofern ich keine Truppenverwendung finden konnte, wollte ich meinen Abschied nehmen. Göring versetzte mich wunschgemäss nach Dresden unter gleichzeitiger Ernennung zum kommandierenden General des Luftkreises III. Mein Nachfolger wurde mein Freund Gen. d. Fl. Stumpff, der mit einfühlsamer Hand das Offizierskorps der Luftwaffe aufgebaut hatte; für die auch sei-

ner Betreuung unterstehenden Unteroffiziere und Mannschaften war er geradezu ein Vater geworden. Milch blieb als Staatssekretär der Stellvertreter Görings im Ministerium. Ich schätzte Milch als Könnner, gewandten Dialektiker, vorzüglichen Organisator und nie erlahmende Arbeitskraft; ich freute mich, dass das in den ersten Jahren bestehende Vertrauensverhältnis allmählich wieder hergestellt wurde.

Dankbaren Herzens denke ich an meinen Abschied von Berlin zurück, der mir die Gewissheit gab, nicht nur als Vorgesetzter, sondern als Freund gewertet worden zu sein.

6.

KOMMANDIERENDER GENERAL UND LUFTFLOTTENCHEF IN DEN LETZTEN FRIEDENSJAHREN

Von Mitte 1937 bis Ende September 1938 war ich Befehlshaber im Luftkreis III in Dresden, ab 1. Oktober 1938 Chef der Luftflotte 1 in Berlin.

Als Kommandierender General in Dresden unterstanden mir:

Die Luftstreitkräfte des «Höheren Fliegerführers 2», der späteren 2. Fliegerdivision unter Generalleutnant Wimmer, meinem Freund und Amtskollegen aus dem RLM (C-Technisches Amt). Mit gleichem Geschick und Erfolg, wie er das C-Amt geleitet hatte, war er als Divisionskommandeur tätig.

Die Luftgaue Dresden (Generalleutnant Bogatsch) und Breslau (Generalleutnant Dankeimann).

Die Luftgaue hatten territoriale Aufgaben zu erfüllen.

Ihnen unterstanden:

Die Fliegerausbildungskommandeure mit den ihnen unterstellten Fliegerhorsten aller Art.

Die Flughafenbereiche mit der Gesamtverantwortung für den fliegerischen Boden-, Technischen und Nachschubdienst.

Sämtliche Flakeinheiten.

Die Luftgau-Nachrichtenverbände und Nachschuborganisationen.

Die Luftgau-Intendantur, die dem Luftgaukommandostab eingegliedert war, hatte die gesamte Verwaltung, Personalbewirtschaftung, Besoldungsfragen, Liegenschafts- und Unterkunfts- sowie Bekleidungs- und Verpflegungs-Angelegenheiten zu bearbeiten.

Der Bereich umschloss Schlesien, Sachsen, Mitteldeutschland.

Die Luftflotte 1 war für den Schutz des ostdeutschen Raumes verantwortlich, der im Westen mit dem Lauf der Elbe und im Süden mit dem Thüringer Wald und der Reichsgrenze gegen die Tschechoslowakei abschloss; Ostpreussen gehörte zu ihrem Bereich, während die Küsten- und Inselstationen, sowie die Seefliegerverbände dem Luftkreis VI (See) unterstellt waren, der seinerzeit unmittelbar vom RLM betreut wurde.

An höheren Kommandobehörden unterstanden der Luftflotte 1:

1. Flieger-Division Berlin
 2. Flieger-Division Dresden
- Luftgau I Königsberg
Luftgau II Berlin
Luftgau III Dresden
Luftgau VIII Breslau.

Ich habe diese ins Einzelne gehenden Angaben gemacht, um an einem Beispiel die Organisation der Luftwaffe zu zeigen und im Grossen das Arbeitsgebiet der höheren Luftwaffen-Befehlshaber zu umreissen.

Die Übersicht zeigt, dass ich als kommandierender General und Luftflottenchef Grenzkommandobereiche zu betreuen hatte, die wenige Monate nach meinem Amtsantritt militärpolitischen Spannungen ausgesetzt waren. Vor meinem Abgang in Berlin, Juni 1937, meldete ich mich bei Hitler ab. Mit dem seinerzeitigen Generaloberst v. Brauchitsch, der das Heeresgruppen-Kommando in Leipzig zu übernehmen hatte, wurde ich zum Frühstück gebeten. Weder bei der Abmeldung noch bei dem Frühstück fiel eine Bemerkung über politische oder militärische Massnahmen gegen die Tschechoslowakei und Polen.

Mein innerster Wunsch, die junge Luftwaffe auszubilden und zu einem Heer und Marine gleichwertigen Instrument zu machen, schien mir erreichbar. Wenn ich auch viele Jahre meines militärischen Lebens in Stäben und im Ministerialdienst verbrachte, galt mein geheimes Sehnen der Truppe. Durch die dicksten Papiermengen und Aktenbündel suchte ich, stets den Menschen zu finden und die Büroarbeit dadurch zu adeln. Zum Teil ist mir dies – das darf ich ohne Überheblichkeit sagen – gelungen.

Nun sollte es mir vergönnt sein, meine theoretischen Kenntnisse in die Truppe tragen zu dürfen. Ein Hochgefühl erfüllte mich, als meine gute Ju 52, von meinem mehrjährigen Piloten und Fluglehrer Fliegerstabsingenieur Zellmann gesteuert und von Jagdfliegerketten eingerahmt, von Staaken bei Berlin

nach Dresden flog. Etwas trübte die Freude: das Bewusstsein, dass ich meinen dienstälteren Kameraden aus dem Heere, General d. FL Wachenfeld, aus seiner ihm ans Herz gewachsenen Stellung vertrieb. Die Anführung des Namens Wachenfeld zwingt mich, der alten aus der Reichswehr ausgeschiedenen Generale, zu denen neben Wachenfeld die Generale Kaupisch, Eberth, Halm, v. Stülpnagel und Admiral Zander gehörten, mit kurzen Worten zu gedenken. Sie waren Heeres- oder Marineangehörige, fast durchweg befähigte Generalstabsoffiziere und Truppenpraktiker oder erfahrene Seeleute. Göring handelte klug, dass er auf Vorschlag des seinerzeitigen Obersten Stumpff ohne Rücksicht auf fliegerische Eignung diese ausser Dienst gestellten Elitesoldaten während der Aufbauperiode in die Luftwaffe übernahm. Sie haben für die junge Luftwaffe ein tragfähiges Fundament geschaffen; sie haben in auffallendem Einfühlungsvermögen aus dem etwas wirren, bunt durcheinandergewürfelten Haufen eine disziplinierte Waffe gemacht. Diese Feststellung sei ein «monumentum aere perennius.»

Das Wichtigste war mir, den mir unterstellten Behörden und Truppen von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, ihre Wünsche und Beschwerden zu hören und meine Auffassung über unsere gemeinsame Aufgabe klarzulegen. Das kostete Zeit und beschränkte meine Bürotätigkeit auf ein Minimum. Ich konnte das ruhig tun, da ich in Oberst i. G. Speidel einen Chef hatte, der ebenso arbeitsfreudig wie klug und ein vorzüglicher Generalstabsoffizier war. Der Ausbildung der Führer im Luftkrieg und der Verwendung der Luftwaffe in gemeinsamen Operationen mit dem Heer gehörte mein besonderes Augenmerk, ebenso sehr der Truppenausbildung. Es gab keine grösseren Übungen, Geländebesprechungen, Kriegsspiele, Scharfschiessen der Flak an der Ostseeküste oder Bombenwurf Übungen grösseren Ausmasses, an denen ich nicht selbst lernend oder belehrend teilgenommen hätte. Ich liess mich gerne belehren, ohne ganz dem Beispiel eines meiner früheren Brigadekommandeure zu folgen, der gelegentlich einer Schiessbesprechung einem Batteriechef eindringlich auseinandersetzte, wie er zu schiessen hätte. Bei der am nächsten Tage stattfindenden Schiessbesprechung wollte der Batteriechef die wieder an seinem Schiessen einsetzende Kritik mit der Bemerkung parieren: «Herr General, ich habe nach Ihrer gestrigen Unterweisung geschossen.» Worauf ihm die unerwartete Belehrung zuteil wurde; «Herr Hauptmann, verbieten Sie mir, dass ich mich weiterentwickle?»

So war ich also nicht; aber bei einer in Entwicklung befindlichen Waffe müs-

sen alle mitarbeiten. Man muss die Auffassungen der Truppe anhören, prüfen und anerkennen, nur so entsteht ein Ganzes, das sich sehen lassen und auch harten Prüfungen standhalten kann. Auf diese Art entstand die Luftwaffe, die trotz ihres unfertigen Zustandes bereits im ersten Feldzug (Polen) entscheidend mitwirken konnte. Wir dachten nicht an Krieg; ich war überzeugt davon, dass in einer starken Wehrmacht, vor allem in einer überlegenen Luftwaffe, überhaupt die Sicherung des Friedens läge.

Ich habe im «I.M.T.»-Prozess in Nürnberg sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, dass weder ich noch Göring den friedensmässigen Ausbau der Luftwaffe in dem bekannten Stil in Angriff genommen hätten, wenn wir uns auf einen baldigen Angriffskrieg hätten einstellen müssen. Vermehrung der einsatzfähigen Verbände und Vertiefung der Kenntnisse auf allen Gebieten unter bewusster Zurückstellung aller unkriegsmässigen und im Frieden nicht notwendigen Anlagen wären dann oberstes Gesetz gewesen! – Nichtsdestoweniger musste man als Soldat die ungünstigsten Entwicklungsmöglichkeiten berücksichtigen. Einmal waren die territorialen Verhältnisse, die Verbindungen zwischen Ostpreussen und dem Reich Anlass zu ständigen Reibungen geworden. Bei der Fahrt durch den Korridor mussten die Soldaten die Waffen abliefern, der ganze Zug wurde verschlossen. Sämtliche Flugzeuge, auch die einmotorigen, mussten über See ausweichen, um Beschuss oder Verfolgung durch polnische Kräfte zu vermeiden. Kurz gesagt: Zündstoff war genügend angehäuft. Wurde die grundsätzliche Regelung der Frage weiterhin verschleppt, so musste man mit einer Entladung der Spannungen rechnen. Das ganze deutsche Volk hätte die Wehrmacht mit Recht angeklagt, wenn sie solcher Entwicklung machtlos gegenübergestanden hätte.

Die Tschechoslowakei wirkte wie ein Keil im deutschen Körper. Man sprach von französisch-tschechoslowakischen Operationen mit dem Ziel der Trennung Süddeutschlands von Norddeutschland. Man nannte die tschechoslowakische Republik nicht ohne Grund das alliierte Flugzeugmutterschiff, von dem aus man alle wichtigen Punkte in Nord-, Mittel- und Süddeutschland erfassen konnte, die nicht von den französischen Plätzen angegriffen werden konnten. Flüge von Frankreich in die Tschechoslowakei und umgekehrt entsprachen den Reichweiten der schweren Flugzeuge. Und dann – Beneschs Politik gab auch dem friedlichsten Deutschen zu denken; sie mahnte zur Vorsicht. Für die Wehrmacht hiess dies, die Verteidigungsmassnahmen zu überprüfen und, soweit notwendig, praktische Sicherungsmassnahmen zu treffen.

Die Fliegerei ist offensiv, da der Fliegerkampf nur im Angriff zu denken ist. Die Folgerung daraus war, dass für die Luftwaffe – vom reinen Luftschutz abgesehen – alle Vorbereitungen für den Einflug der Kampfflugzeuge in die Tiefe des tschechoslowakischen Raumes getroffen und die Einsatzhäfen der Jagdflugzeuge grenznahe vorverlegt werden mussten, um die feindlichen Bomber möglichst tief im feindlichen Luftraum abfangen zu können. Ich sah mich ab Sommer 1937 vor die Aufgabe gestellt, eine neue Luftbasis zwischen der bayerisch-sächsischen und der schlesisch-tschechoslowakischen Grenze für grenznahen Einsatz zu erkunden, Feldflugplätze mit den notwendigen Unterkunftsbarracken, technischen Anlagen, Flakschutz und Nachschub auszubauen. Die Plätze in Schlesien wurden für den Einsatz gegen die Tschechoslowakei erkundet und ausgebaut; sie konnten bei der geringen Tiefe Schlesiens notfalls auch für den Einsatz gegen Polen verwendet werden. Eine mehrtägige Gefechtsübung gab mir das beruhigende Gefühl, dass wir den an uns gegebenenfalls herantretenden Aufgaben genügen würden. Die Führung beherrschte dank eines gut entwickelten Nachrichtennetzes Raum und Truppe.

Aber – wir alle wussten, dass wir noch mitten in der Lehrlingszeit standen und dass jede Unterbrechung oder gar ein kriegsmässiger Einsatz Rückschläge ernstester Art bringen und den weiteren Aufbau in Frage stellen konnte. Über all das waren Göring und auch Hitler unterrichtet. Als im Mai 1938 der Befehl zur Vorbereitung eines etwa notwendig werdenden Angriffs gegen die Tschechoslowakei gegeben wurde, war ich auf Grund der eingehenden Unterrichtung durch den Oberbefehlshaber der Luftwaffe der Ansicht, dass hinter den Vorbereitungen noch keineswegs die unausweichliche Durchführung des Angriffs stand, dass aber andererseits die innerpolitischen Reibungen mit den Minderheiten der Tschechoslowakei und die sich mehrenden Grenzschwierigkeiten eine erhebliche Nervosität, ja eine Kriegspsychose auszulösen in der Lage waren.

Immerhin, ich hielt, ebenso wie der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, eine politische Lösung umso eher für möglich, je entschiedener sich der Wille der deutschen Führung auf eine der tschechischen Truppe überlegene Wehrmacht stützen konnte. Hitler hatte es ja nicht daran fehlen lassen, den Gegner über die Stärke der deutschen Wehrmacht auf eine für uns Soldaten ungewohnte, propagandistische Art zu unterrichten. Trotz der gerade mir als Frontführer bekannten Mängel hatte ich ebenso wie die Truppe das Gefühl, dass wir es schaffen würden. Die häufig gehörte Auffassung, dass die tschechischen Grenzbefestigun-

gen eine zweite Maginotlinie seien, konnte ich nach den mir vorliegenden Lichtbildern nicht teilen. Ich zweifelte keinen Augenblick, dass unsere Heeresgruppen die Anlage im Angriff nehmen würden, wobei meine 8,8-cm-Flakverbände durch ihre panzer- und betonbrechende Wirkung gute Vorarbeit leisten würden. Um auch noch die letzten Bedenken des Heeres zu zerstreuen, sollten «Luftlandetruppen» hinter der Befestigungslinie im Raum Jägerndorf gelandet werden, um die Sudetenfront von rückwärts aufzuschliessen. Sich schliesslich von Norden, Westen und Süden angegriffen zu wissen, musste sich lähmend auf die tschechoslowakische Führung und Truppe auswirken und die Kampfmoral unserer Truppe in gleichem Masse heben. Im August verlegte ich meinen Gefechtsstab nach Senftenberg in der Lausitz, um meinen Verbänden und dem Heer näher zu sein. Ich müsste eine Unwahrheit sagen, wenn ich nicht zugeben würde, dass mich das Ergebnis der Viererkonferenz in München am 29.9.1938 von einem Alpdruck befreite. Unausbleibliche schwere Opfer waren dadurch beiden Seiten erspart geblieben; die Leiden der Sudetendeutschen hatten ein Ende gefunden.

Die Freude der Bevölkerung über die Befreiung war zu Herzen gehend; ein Beweis für die Richtigkeit des Entschlusses der Viererkonferenz, aber auch für die Richtigkeit der deutschen Haltung – wie wir sie bei der Luftwaffe sahen –, die Mächte zu einer raschen Stellungnahme in der deutschen Volkstumsfrage zu veranlassen.

Die Grenzbefestigungen entsprachen nach Stärke und Tiefe auch nicht annähernd den Erkundungsberichten der Abwehr; sie waren durch scharfen Beschuss mit 8,8 cm aufzubrechen.

Mit dem Sudetenland kam das Grenzgebirge in seiner Ganzheit in deutsche Hand, was militärisch gesehen nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte.

Der Aufmarsch der Luftstreitkräfte hatte gezeigt, dass die Luftwaffe sich auf dem richtigen Wege befand, dass aber Stärke und technischer Stand der Fliegerkräfte ungenügend waren und die Luftbasen an den Grenzen in verschiedenen Richtungen einer gründlichen Überholung bedurften. Der übungsmässig durchgeführte Einsatz der 7. Fliegerdivision (Luftlandedivision) unter dem Kommando des Generals d. FL Student bei Freudental zeigte, dass Luftlandungen taktisch und technisch möglich waren und die Operationen in neue Bahnen lenken konnten. Aber wie gesagt, – wir standen am Anfang!

Ich genüge lediglich einer Chronistenpflicht, wenn ich dieses Kapitel mit dem Bemerkten abschliesse, dass die Erfahrungen nicht nur gesammelt, sondern mit Nachdruck ausgewertet und nutzbar gemacht wurden. Wir Männer der

Front fühlten uns von der Lösung der Sudetenfrage in höchstem Masse befriedigt und glaubten aus dieser Ecke wenigstens vorerst keine neue Gefahr erwarten zu müssen. Wir hofften, dass sich in der kommenden Zeit die das deutsch-polnische Verhältnis stark belastende Korridorfrage auf eine ähnliche Weise werde lösen lassen. Die Ausgangslage schien uns nicht ungünstig: die Welt hatte gesehen, dass der Versailler Vertrag rasch revidiert werden konnte.

Der fortgeschrittene Aufbau der Luftwaffe fand in der Errichtung der Luftflotten sinnfälligen Ausdruck. Im Frühjahr 1938 übernahm ich die Luftflotte 1 in Berlin. Ich hatte mich in Dresden wohlfühlt, meine Familie hatte ihre Liebe zu der schönen Stadt vertieft und alte Freundschaften wieder auffrischen können. Und trotzdem: ich kehrte gerne nach Berlin, meiner lieben Wahlheimat, zurück. In Dresden sass ich weit vom Schuss, konnte selbständiger arbeiten, doch hoffte ich auch in Berlin in der Durchführung der nun grösser gewordenen Aufgabe meine Selbständigkeit wahren zu können. Mehr als unangenehm war, dass ich erneut General d. Fl. Wachenfeld aus seinem Haus und meinen Freund, General d. Fl. Kaupisch, aus der ihm zusagenden Stellung vertreiben musste. Ich konnte indes Göring verstehen, dass er nunmehr alle Kommandostellen mit jüngeren Persönlichkeiten besetzen wollte. Bei diesem Revirement mussten mit Wachenfeld die alten bewährten Kämpen Kaupisch, Halm und Eberth gehen. Göring verstand es, den Abgang dieser Generale so zu gestalten, dass mit einer Ausnahme keine Verbitterung zurückblieb. Mit den jungen Befehlshabern und Divisionskommandeuren wie General der Flakartillerie Weise, dem späteren «Luftflottenchef Reich», den Generalen Foerster, Grauert und Loerzer aus der Fliegerei, den Generalen Bogatsch und Hoffmann von der Flakartillerie und v. Kotze und Kastner als Fliegerschulungskommandeuren, konnte man im fortschrittlichen Sinne Zusammenarbeiten. Meine Aufgaben waren vor allem:

Die Fliegerei und Flakwaffe unter Zuhilfenahme einer neuzeitlichen Nachrichtentruppe zu einem einheitlichen, wendigen und waffenstolzen Verband zusammenzuschweissen;

die Einsatzgrundsätze und die Kampfführung der fliegenden Verbände im Kampf der verbundenen Wehrmachtteile zum Gemeingut aller werden zu lassen;

den Luftschutzgedanken zu verwirklichen und die Bevölkerung luftschutzhungrig und «sicher zu machen, schliesslich

die Bodenorganisation im grenznahen Raum den möglichen Lagen entsprechend auszubauen.

Eine tiefe Freude erfüllt mich, wenn ich an diese Monate der Aufbauarbeit zurück denke; es war einmalig, was von allen Luftwaffenangehörigen, gleichgültig, ob Soldaten, Beamte, Angestellte oder Arbeiter, geleistet worden ist. Man fühlte geradezu, wie sich die Verbände der Luftwaffe in ihrer Entwicklung vervollständigten und wie sie allmählich einsatzbereit wurden. Ich denke noch an die ersten Luftschutzübungen in Leipzig und im mitteldeutschen Raum zurück, die viele wertvolle Erfahrungen für den zivilen Luftschutz und für die Vorbereitungen des Flakeinsatzes brachten, aber auch deutlich machten, dass noch sehr viel gearbeitet werden musste, um im Luftschutz- und Warndienst zu einer befriedigenden Abwehr von Fliegerangriffen zu kommen. Die elektrischen Erkundungsgeräte waren im Kommen – das Fundament war gelegt und war gut.

Aus dieser winterlichen Friedensarbeit für den Krieg wurden wir Anfang 1939 überraschend herausgerissen und auf Massnahmen für einen eventuell notwendig werdenden kriegerischen Einsatz gegen die Tschechoslowakei umgestellt. Über die Berechtigung und Notwendigkeit unseres Eingreifens nachzudenken, hatten wir gar keine Zeit, so plötzlich wurde aus den Gerüchten und Hinweisen kriegsähnliche Wirklichkeit. Göring unterrichtete mich als Hauptbeteiligten seiner Waffe, dass die Lage durch die tschechoslowakischen Übergriffe besorgniserregend geworden wäre, dass aber Hoffnung bestünde, sie ohne Blutvergiessen bereinigen zu können. Auch diesmal sollte die Bereitstellung streng geheimgehalten werden, besonders deswegen, weil die politische Lösung nicht unmöglich gemacht werden sollte.

In welchem Masse dies verwirklicht wurde, dafür nur ein Beispiel: Mit meiner Frau war ich am Abend vor dem Einmarsch bei General d. Fl. Otto v. Stülpnagel (Lw.-Kriegsakademie Gatow, der nach dem Krieg im Pariser Untersuchungsgefängnis den Freitod wählte) zu einer kleinen Gesellschaft eingeladen. Wie gewöhnlich empfahlen wir uns zwischen 23 und 24 Uhr. Niemand von der ganzen Gesellschaft ahnte etwas von den zu diesem Zeitpunkt zu erwartenden kriegerischen Ereignissen des nächsten Tages! Grosses Erstaunen am nächsten Tag bei allen Beteiligten, als der Rundfunk den Luftflottenchef 1 an der Spitze seiner Geschwader auf dem Flug nach Prag meldete. Diese Meldung stimmte nicht ganz, da es sich entsprechend der nächtlichen Absprache mit Staatspräsident Hacha nur noch um einen friedensmässigen Einmarsch handelte. Die Freude über diese friedliche politische Entwicklung war ausnehmend gross.

Wenn ich auch keinen Augenblick daran zweifelte, dass der Angriff rasch

und mit geringen Opfern zur Niederlage der Tschechoslowakei geführt hätte, so waren doch die offene Auseinandersetzung mit den Waffen und die möglichen Weiterungen vermieden. Es handelte sich um eine vertragsmässig geregelte, friedensmässige Besetzung, die aber bei den unerhört ungünstigen Wetterverhältnissen fast kriegsmässige Schwierigkeiten bot.

In den Folgemonaten kam ich oft nach Prag und den anderen Fliegerstädten, die in dem der Luftflotte 1 zugewiesenen tschechischen Landesteil lagen. Die Übernahme der Liegenschaften und Flugplätze machten keinerlei Schwierigkeiten, obwohl fast nirgends eine Übergabe stattfand, da sich die tschechische Luftwaffe selbst aufgelöst hatte. Die vorhandene oder vorgefundene Ausstattung der Flugplätze war unvollständig und minderwertig, die wenigen Maschinen waren nicht verwendungsbereit. Der Luftgau, für dessen Führung ein Altösterreicher bestimmt wurde, und der Kommandeur der 2. Fliegerdivision hatten eine ebenso schöne wie schwierige Aufgabe vor sich, die Bodenorganisation nach deutschen Grundsätzen umzustellen und die Bevölkerung für die deutschen Interessen zu gewinnen. Beides schien vorzüglich gelungen; man, d.h. vor allem die Truppe, fühlte sich schon nach kurzer Zeit wie zu Hause, der beste Beweis, dass die Truppe von der benachbarten tschechischen Bevölkerung nicht als Fremdkörper betrachtet wurde.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass ich durch die Zuspitzung der Lage mit den sich daraus entwickelnden Folgen überrascht wurde. Sie bedrückte mich, weil sich die im Zusammenwirken der Grossmächte geschaffene Münchener Lösung nicht als dauerhaft und – für mich unverständlicherweise – als Quelle vergrößerter Reibungen herausgestellt hatte, die vielleicht den Krieg bedeuten konnten. Die tschechischen Übergriffe hielten wir für Tatsachen, nicht für propagandistische Lügen. Wir hielten es sogar für möglich, dass die Reibungen einem wohlgedachten Plan entsprangen, der die Westmächte zu erneutem Eingreifen zugunsten der Tschechoslowakei veranlassen sollte.

Am allerwenigsten glaubten wir, dass Hacha zu dem Vertragsabschluss gezwungen worden sein konnte. Als Soldaten waren wir nach der ohne schädliche Rückwirkungen durchgeführten Einverleibung der Tschechoslowakei in den deutschen Staatskörper befriedigt; die Sicherheit der Grenzlande war in unerwarteter Weise gehoben, die verständnisvolle Zusammenarbeit mit Polen vor, während und unmittelbar nach dieser Periode liess den Schluss zu, dass die deutsch-polnischen Differenzen sich irgendwie auf friedlichem Weg beilegen lassen würden. Wir Soldaten bedauerten ehrlich, dass unverhältnismässig bald

die früheren deutschen Klagen über polnische Übergriffe zunahmen. Während die im Fall Tschechoslowakei bekanntgewordenen Konflikte «geglaubt» werden mussten, weil sie nicht nachgeprüft werden konnten, waren gerade wir Flieger des Öfteren Zeugen polnischer Übergriffe.

Unverständlich war mir, dass England als Schirmherr Polens nicht rechtzeitig auf eine Milderung hinwirkte, um auf friedlichem Weg zu einer Lösung zu kommen. Wenn auch die Wehrmacht alles tat, um jeder Lageentwicklung gerecht zu werden, so bleibt es eine historische Tatsache, dass verantwortliche Männer, voran Hermann Göring, der kriegerischen Entwicklung entgegenarbeiteten. Die einzelnen Massnahmen sind im Nürnberger Prozess genügend und überzeugend erörtert worden. Als jemand, der nur am Rande diese Spannungszeit miterlebte, muss ich e i n e n Mann als den Verantwortlichen bezeichnen, den Aussenminister von Ribbentrop, der in unverantwortlicher Weise – auch Dummheit ist in solchen schicksalsträchtigen Lagen Verbrechen – Hitler beriet. Mir ist ein Vorgang im Sonderzug Hermann Görings in Wildpark in Erinnerung, der die Atmosphäre blitzartig beleuchtet. Ich war bei Göring, um die Entscheidung «Krieg oder Frieden» abzuwarten. Kaum, dass Göring die Nachricht über den endgültigen Entschluss: 1.9.1939 – X-Tag, erhalten hatte, liess er sich in grösster Erregung mit Ribbentrop verbinden und schrie ihn durchs Telefon an: «Jetzt haben Sie Ihren ... Krieg; Sie sind der einzig Schuldige! – und hängte wütend ein. Als noch General Bodenschatz, Görings Chefadjutant und Verbindungsoffizier zu Hitler, meldete, dass die Italiener nicht mitmachen würden, war das Mass voll; man konnte die Kritik über die Italiener nicht mehr ganz salonfähig nennen. Bei ruhigerer Überlegung wurde man dem italienischen Standpunkt gerechter, bis man es sogar gut fand, dass Italien nicht im Spiele war.

Bevor ich mich den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges zuwende, noch etwas über das Leben von uns Soldaten während der Friedensjahre im Dritten Reich. In Dresden konnte man auch noch als Kommandierender General sich selbst und der Familie leben. Im Allgemeinen war der gesellige Verkehr auf Angehörige der Wehrmacht, vor allem der Luftwaffe, beschränkt. Einladungen in den Wohnungen wechselten mit kleinen Geselligkeiten in grösserem Kreis in den verschiedenen Kasinos. Gleichgültig, ob in dem wundervollen Kasino der Luftkriegsschule oder bei der Luftnachrichtentruppe, in froher Aufgeschlossenheit fanden sich die älteren Verheirateten und das «Jungvolk» zusammen. Nur selten traf man sich in den Räumen des Hotels «Bellevue» – hierzu reichten die Mittel nicht aus – oder in guten Weinstuben, öfters stiess man in der herrlichen

Umgebung Dresdens an den Sonn- und Feiertagen auf gleichgestimmte Bekanntheit. Die dienstliche Beanspruchung und die vielen Reisen brachten es mit sich, dass der gesellschaftliche Verkehr mit der Zivilbevölkerung und der Partei auf ein Mindestmass beschränkt werden musste. Auch dieser Verkehr diente dem gegenseitigen Kennenlernen und dem Genuss harmloser Freuden. Ich kann mich nicht entsinnen, dass ich auf unberechtigten Widerstand der Parteiinstanzen gestossen wäre. Einschränkend muss ich jedoch anführen, dass die territorialen Angelegenheiten vom Wehrkreiskommando bearbeitet wurden; möglich, dass hier gekämpft werden musste; ich habe aber von dem seinerzeitigen Kommandierenden General, General d. Inf. List, keine besonderen Klagen gehört.

Dresden – an sich eine lebenerfüllte Stadt – war gegen Berlin doch Provinz, und zwar eine Provinz, die gegenüber der Reichshauptstadt nicht zu übersehende und nicht wegzuleugnende Vorteile hatte.

Für einen Mann, der sein Vermögen in den Inflationsjahren eingebüsst hatte und ein Feind aller Börsen» und anderer Manöver war, der sich dementsprechend nicht «retabliert» hatte, überschritten die gesellschaftlichen Beanspruchungen innerhalb und ausserhalb des Hauses die engezogenen Gehaltsgrenzen. Allein die Dienstwohnung in einer Einfamilienvilla in Dahlem erhöhte durch die Lage in einer teuren Gegend und ihre Grösse die Lebenskosten. Meine erzieherische Aufgabe als Vorgesetzter verlangte gesellschaftlichen Verkehr mit meinen Mitarbeitern und deren Familien, der zu einer wirklichen Lebenskameradschaft führte, wie ich gerade in den Jahren meiner Diffamierung ab 1945 feststellen konnte. Darüber hinaus: von den planmässigen Einladungen beim «Führer», dem Reichsmarschall und den verschiedenen Ministern abgesehen, belastete jeder politische Besuch in der Reichshauptstadt den Tageslauf. Selbstverständlich war die Pflege des Verkehrs mit den im diplomatischen Dienst tätigen fremdländischen Soldaten und den Fliegerkameraden im Aero-klub. Militärische, wissenschaftliche Veranstaltungen und Theaterbesuch schoben sich dazwischen. Alles in allem eine Beanspruchung, die den Soldaten ebensogut auf den Dienst hätte verzichten lassen können. Es bedeutete praktisch Raubbau an der Gesundheit, wenn man jeden Tag erst nach Mitternacht zur Ruhe kam und wenn man dabei stets gewissermassen auf dem Präsentierteller herumgereicht wurde und obendrein alles wissen, für alles verantwortlich sein und vor der Front den unfehlbaren Vorgesetzten verkörpern sollte. Doch gern hätte ich noch mehrere Jahre so verbracht, wenn ich den Frieden der Welt damit hätte erkaufen können.

7.

DER FELDZUG GEGEN POLEN 1939

Zeittafel: 1.9.1939, 4.45 Uhr, Beginn des Angriffs mit 2 H.Gr., Nord und Süd – 5.9.1939 Übergang über die Weichsel – 10. bis 19. 9.1939 Schlacht an der Bzura – 16.9.1939 Einschliessung von Warschau – 17.9.1939 Eroberung von Brest-Litowsk, Eingreifen der UdSSR. – 27.9.1939 Kapitulation von Warschau – 1.10.1939 Waffenstreckung der letzten polnischen Streitkräfte, Ende der Kampfhandlungen in Polen.

Am Spätnachmittag des 25. August 1939, dem Tag, an dem Hitler den Angriff auf Polen befohlen hatte, befand ich mich auf der Flugleitung des Flugplatzes Kolberg zu einer Besprechung mit den Kommandeuren der dort liegenden Geschwader, als mir mein Chef meldete, Hitler habe bestimmt, den Angriff auf Polen wieder anzuhalten.

Die Freude über diese Willensänderung Hitlers auf unseren Gesichtern war unverkennbar. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, dass der Krieg, der unvermeidlich geschehen würde, endgültig abgesagt würde. Bewegten Herzens sass ich am Steuerknüppel meiner Maschine und flog in die sinkende Sonne zu meinem Gefechtsstand in Henningsholm bei Stettin zurück.

Meine Gedanken gingen zu jenem 23. August in Hitlers Bergheim, wohin Hitler vor zwei Tagen die Oberbefehlshaber und Kommandierenden Generale der drei Wehrmachtteile mit ihren Stabschefs zu einer Besprechung unbekanntes Inhaltes befohlen hatte. Der Ansprache Hitlers war eine Besprechung beim Reichsmarschall in der SS-Kaserne vorausgegangen, in der sich dieser nochmals über den Stand der Vorbereitungen für den Luftkrieg gegen Polen unterrichten liess und unsere Wünsche und Bedenken anhörte. Göring sprach in die-

ser Stunde noch nicht vom unabänderlichen Entschluss, mit Waffengewalt vorzugehen, wussten wir ja, dass er immer noch auf legalen und illegalen Wegen daran arbeitete, den Frieden zu erhalten.

Die sich anschliessende Ansprache Hitlers fand in dem grossen Empfangsraum mit dem wundervollen Ausblick auf die zum Greifen nahen Berge statt. Er sprach lange in beherrschter Ruhe. Ich kann mir die Einzelheiten des Vortrags schenken, da die Niederschrift allgemein seit Nürnberg bekannt ist. Ich war froh, zu hören, dass auch er noch nicht vom endgültigen Bruch sprach; nach den Darlegungen Hitlers war aber mit grosser Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen. Was mich beunruhigte, war zweierlei: einmal die Tatsache, dass die aus dem Krieg mit Polen entstehenden Weiterungen mit den Westmächten nicht zu übersehen waren. Man musste schon ein uferloser Optimist sein, wenn man etwas anderes annehmen wollte, als dass England die kriegerische Lösung der deutsch-polnischen Frage als eine nicht mehr gut zu machende Brückierung ansehen würde (deswegen ja auch die unermüdlichen Bemühungen Görings, den Krieg zu vermeiden). Die belastendste Überlegung aber betraf Russlands Verhalten. Wenn ich auch der Ansicht war, dass die Luftflotte oder die Wehrmacht im Ganzen trotz ihrer nur sehr bedingten Kriegsbereitschaft ihre Überlegenheit gegenüber Polen beweisen würde, so war doch die deutsche Wehrmacht der Rüstung Russlands nicht gewachsen. Diese Erkenntnis beunruhigte mich stark. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als Hitler gegen Ende seines Vortrags Russlands Neutralität und den Abschluss eines gegenseitigen Nichtangriffspaktes bekannt gab. Noch an dem gleichen Abend flog ich voller Gedanken nach Berlin zurück. Die Erinnerung an die Tage vor dem Ersten Weltkrieg wurde wach, in denen mich die gleiche Ungewissheit und Spannung erfüllt hatte, die damals aber mich nur persönlich berührte und für mich keine allgemeine Verantwortung in sich schloss.

Krieg war für uns Luftwaffensoldaten «Luftkrieg», für den es ausser den Einzelerfahrungen in Spanien keine aus der Praxis geschaffene operative Lehre gab. Nach bestem Wissen, wie in phantasievoller Einfühlung, hatten wir die Grundsätze entwickelt und Führung und Truppe danach ausgebildet. Völkerrechtliche Bestimmungen über den Luftkrieg gab es nicht; der Versuch Hitlers, den Luftkrieg überhaupt als völkerrechtswidrig erklären zu lassen, fand in internationalen Besprechungen die gleiche Ablehnung wie sein Vorschlag, den Luftkrieg auf rein militärische Ziele zu beschränken. In Vorschriften bauten wir – ich war daran als Generalstabschef ganz erheblich beteiligt – die moralischen Grundsätze ein, die nach unserem Gewissen auch von den Fliegern beachtet

werden mussten. Dazu gehörte die Beschränkung der Angriffe auf rein militärische Ziele, deren Kreis erst durch die Auswirkungen des totalen Krieges erweitert wurde. Verboten war der Angriff auf offene Städte oder Zivilpersonen.

Die unmittelbare Unterstützung der Erdtruppe kam dazu, Luftlandungen – auch durch einzelne Fallschirmer – waren nicht vorgesehen. Die notwendigen Absprachen mit dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, dem damaligen Generaloberst von Bock, wurden nunmehr abgeschlossen. Als alter Heeresoldat verstand ich die Nöte, Sorgen und Wünsche des Heeres zu genau, um nicht in kurzen Aussprachen zu einer vollkommenen Einigung zu kommen. Ich war v. Bock nicht unterstellt, fühlte mich aber in allen die Erdtaktik berührenden Fragen freiwillig unterstellt; in allen gegensätzlichen Anschauungen, die in den verschiedensten Feldzügen – ich arbeitete auch im Westfeldzug und gegen Russland mit Feldmarschall v. Bock unmittelbar zusammen – zwangsläufig hin und wieder auftreten mussten, wurde bei dem ausgesprochenen Willen, das der Lage Angepasste zu tun, durch einen kurzen telefonischen Anruf eine einheitliche Auffassung herbeigeführt. Auch dort, wo luftoperative Fragen voranstanden, suchte ich nach Wegen, die auch das Heer befriedigen mussten. Bock und ich wussten, dass jeder sich auf den anderen verlassen konnte; unsere Chefs – Generalmajor v. Salmuth (Heeresgruppe) und Oberst i. G. Speidel (Luftflotte) – waren vorbildliche Gehilfen. Die Zusammenarbeit mit dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generalfeldmarschall Hermann Göring, war gut; in General d. Fl. Jeschonnek als Generalstabschef wusste ich einen Mann an seiner Seite, der mit überdurchschnittlicher Klugheit und generalstabsmässigem Können truppennah dachte und seine Anschauungen Göring und Hitler gegenüber gelassen und erfolgreich zu vertreten verstand.

Letztmalige Aussprachen mit allen Stäben und Truppen, die meinem Befehl unterstanden – ein Teil meiner friedensgliederungsmässigen Luftflotte trat zur Nachbarluftflotte über – gaben mir das Bewusstsein, dass im Rahmen des überhaupt Möglichen die Vorbereitungen zum Abschluss gebracht waren, und Führer und Truppe wussten, dass von ihrem aufopfernden Einsatz ein rascher und durchschlagender Erfolg abhing. Die Stimmung war ernst, aber siegesbewusst. Die Truppe wusste, dass sie einem starken, gut ausgebildeten und für das Jahr 1939 gut ausgerüsteten, dabei fanatischen und zu Grausamkeit neigenden Gegner gegenüberstehen würde.

Von der feindlichen Fliegerwaffe waren die Jagdflieger zahlenmässig und gütemässig zu beachten. Die Kampfmaschinen traten dagegen stark zurück. Trotz der Überlegenheit der deutschen Jagdflugzeuge (Me 109 und Me 110, rund 500 deutsche gegen 250 polnische Jagdflugzeuge) versuchten wir das Erkämpfen der deutschen Luftherrschaft durch schwere Schläge gegen die feindliche Bodenorganisation (Flughäfen, Parks) zu erleichtern. Wichtig war daneben, dass die 150 polnischen Kampfflugzeuge nicht zu Zerstörungsangriffen gegen unsere Heimat kamen. Der Kampf gegen die polnischen Rüstungsstätten überstieg das Leistungsvermögen der deutschen Luftwaffe; einzelne an den Flugplätzen (Warschau) liegende Anlagen wurden Opfer der gegen die Plätze gerichteten Bombenangriffe. Wir konnten auch diese Ziele zurückstellen, da bei der zu erwartenden Kürze des Feldzuges die polnische Produktion jede Bedeutung verlor. Entscheidend dagegen war, dass die polnische Führung durch wuchtige Angriffe gegen sie selbst und die Nachrichtenverbindungsstellen einschliesslich der Funksendezentralen gleich bei Einleitung der Operationen ausgeschaltet wurde. Schliesslich musste versucht werden, diejenigen Teile des polnischen Heeres in ihren Unterkünften anzugreifen, die den deutschen Heereskräften am raschesten entgegentreten konnten. Aufgabe der operativen Luftaufklärung, die von den Aufklärungstruppen der Luftflotte 1 und den Armee-Kommandos geflogen wurde, war, raschestens ein Bild über das feindliche Verhalten in der Tiefe des Raumes bis über die Weichsel hinaus zu beschaffen. Eine Sonderaufgabe bestand darin, zusammen mit der Flotte die Insel Heia anzugreifen und sie für die Landkräfte sturmreif zu machen.

In der Gefechtsgliederung für den Feldzug blieben die Luftgaue unverändert, sie hatten lediglich bewegliche Luftgaustäbe bereitzustellen. Die Fliegerkräfte sollten unter der 1. Fliegerdivision (General Grauert) in enger Verbindung mit der 4. Armee und der Marine und unter der Flieger-Lehr-Division (General Forster) in Zusammenarbeit mit der 3. Armee zu den ersten Kriegsflügen starten.

Die Flakkräfte (im ganzen Deutschen Reich ungefähr 10'000 leichte und schwere Flakgeschütze) verblieben in der Masse unter dem Befehl der Luftgaue zum Schutz der taktisch bedeutsamen Anlagen der Luftwaffe (Flugplätze usw.), der nach Osten und Westen führenden Verkehrsanlagen (Bahnen, Häfen usw.) und zentraler Wirtschaftsanlagen; Teile begleiteten die Heeresverbände als Truppenluftschutztruppe. Flakgrossverbände kannte man damals noch nicht.

Alles in allem: Aufgaben und vorhandene Verbände standen in einem auffallenden Gegensatz zueinander. *)

Der notwendige Ausgleich konnte nur durch eine wendige Führung und die Einsatzfreudigkeit der Verbände und Einzelbesetzungen herbeigeführt werden. Der Erfolg des ersten Tages rechtfertigte die Hoffnungen. Luftbildaufnahmen wie das Verhalten der feindlichen Führung und Truppen liessen erkennen, dass die polnische Luftwaffe stark angeschlagen und die Gesamtmobilisierung erheblich gestört war, von den schwierigen Führungsverhältnissen ganz zu schweigen. Unter Überwachung der bekämpften Ziele und des feindlichen Hinterlandes durch unregelmässige Störungsangriffe traten im Laufe der nächsten Tage immer stärker die unmittelbaren Unterstützungsaufgaben für die Armeen und die Bekämpfung der feindlichen Aufmarschbewegungen und Truppenverschiebungen in den Vordergrund.

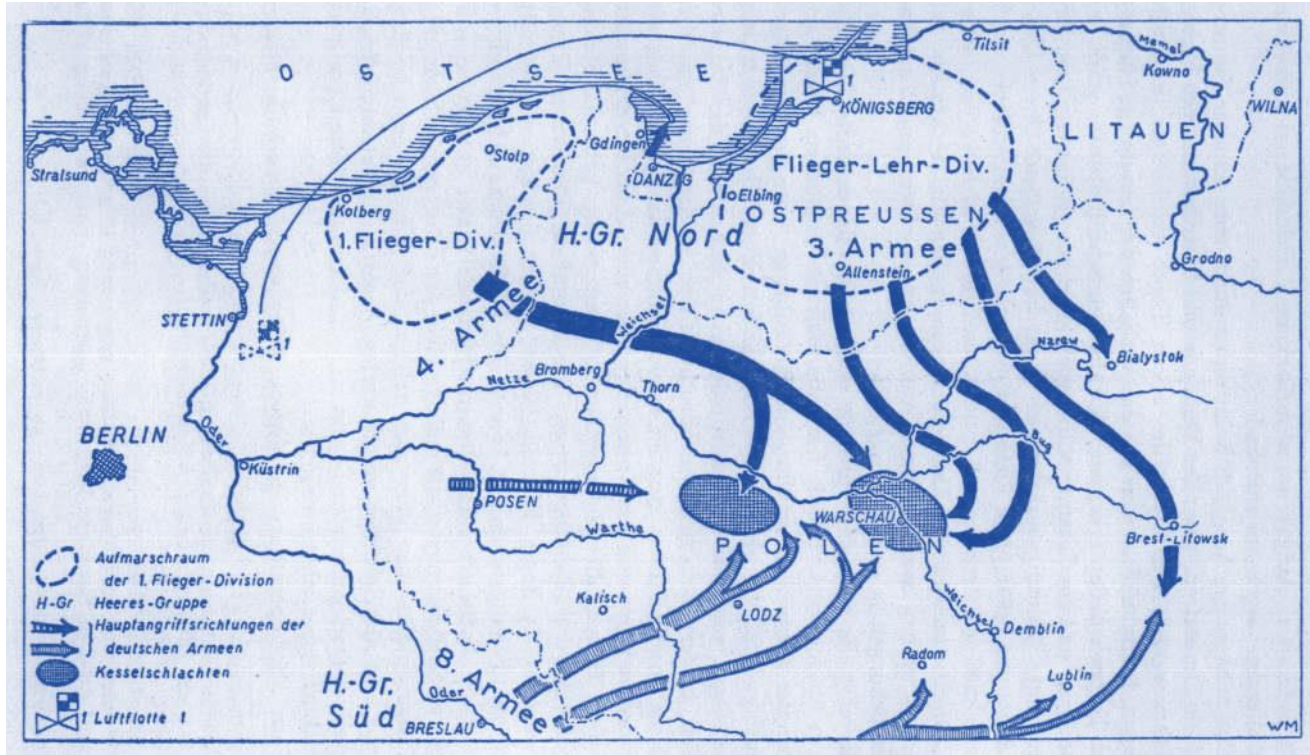
Es ehrt die polnische Führung und erhöht die deutsche Leistung, wenn ich hier ausdrücklich feststelle, dass die polnischen Kräfte ungebeugter Kampfwille erfüllte, und die Führung, trotz der schwierigen Führungs- und Verkehrsverhältnisse, die Schlachten schwerpunktmässig zu schlagen versuchte. Krisen auf deutscher Seite wie in der Tucheler Heide, in der polnischen Durchbruchschlacht an der Bzura, im Vorgelände vor Warschau, wurden in vorbildlicher Zusammenarbeit mit der Heeresgruppe und den Armeen durch den rücksichtslosen zusammengefassten Einsatz aller Nahkampf- und Bomberkräfte gebannt. Stukas, Jagdflieger und Zerstörer trugen die Hauptlast; vielmaliger Tageseinsatz war die Regel. Wer die langen Strassenzüge mit verwundeten und toten Polen gesehen hat, konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in der Luftwaffe eine kriegsentscheidende Waffe entstanden war, deren ideale Zusammenarbeit mit dem Heer den Erfolg gewährleistete**).

Daraus musste man aber auch folgern, dass sich die deutsche Erdtruppe, um nicht gleichen vernichtenden Ausfällen bei etwaiger feindlicher Luftüberlegenheit ausgesetzt zu sein, durch verstärkten Truppenluftschutz selbst schützen musste.

Fast alle operativen polnischen Bewegungen innerhalb meines Gefechtsstrei-

*) Fuller schreibt in seinem Buch «Der zweite Weltkrieg»: «Der Feldzug wurde nicht durch die Zahl entschieden, sondern durch die Geschwindigkeit der Luftwaffe und der Panzerstreitkräfte, welche als ein ungeteiltes Ganzes operierten.»

***) Die beiderseitigen Heereskräfte hielten sich zahlenmässig ungefähr die Waage (rund 50 deutsche Divisionen gegen rund 40 polnische Divisionen und rund 10 Kavallerie-Brigaden); ausrüstungs- und ausbildungsmässig waren die deutschen Kräfte überlegen, zumal die polnische Wehrmacht noch nicht die Mobilmachung abgeschlossen hatte.



Feldzug gegen Polen

fens mussten Warschau berühren. Die schwerpunktmässige Bekämpfung des Verkehrsknotenpunktes Warschau war die zwangsläufige Folge. Um die Stadt zu schonen, habe ich die Bombenangriffe gegen die Brücken und Bahnhofsanlagen innerhalb der Stadt ausschliesslich durch die Stukas und Schlachtflyer mit darüber gehängtem Jagdflieger- und Zerstörerschutz durchführen lassen. Dabei wurden auch viele 1'000-kg-Bomben geworfen – für die damaligen Verhältnisse eine beachtliche Leistung! Die Wirkung gegen die Bahnzentralpunkte befriedigte; die festgebauten Brücken widerstanden selbst den 1'000-kg-Bomben – hier waren die Grenzen der Luftangriffe offensichtlich geworden –, eine Erkenntnis, die erst in den Spätjahren des Krieges eine Änderung erfahren sollte. Ich bin seinerzeit viel über dem polnischen Raum, auch über Warschau, mit seiner recht beachtlichen Jäger- und Flakabwehr gewesen; mit Freude und Stolz konnte ich feststellen, dass unsere Flieger mit Erfolg bemüht waren, die Angriffe, wie befohlen, auf die militärisch wichtigen Ziele zu beschränken. Das schloss nicht aus, dass dem Angriffsobjekt nahegelegene bewohnte Häuser getroffen wurden; diese Opfer fielen unter die Streuungsgesetze. Häufig habe ich vom Bombenangriff gegen Warschau zurückgekehrte Stukagruppen auf ihren Gefechtsflugplätzen begrüsst, mit den Besatzungen über ihre Eindrücke gesprochen und mir die durch Flaktreffer herbeigeführten Beschädigungen angesehen. Es grenzte fast an ein Wunder, dass die Flugzeuge noch nach Hause kamen, so waren sie zerfetzt – halbe Flügel waren abgerissen, Flügelunterteile herausgerissen, das Rumpffinnere aufgerissen, so dass die Steuerorgane nur noch an dünnsten Fäden hingen. Unser Dank gebührte Dr. Koppenberg mit seinen Ingenieuren und Arbeitern, die in idealer Gemeinschaftsarbeit eine Maschine wie die Ju 87 der Front zur Verfügung stellten, die bis Ende 1942 – im Osten bis 1945 – der Schrecken der alliierten Streitkräfte bleiben sollte. Dank gebührte auch den Flugzeugbesatzungen, die dieses Kriegsinstrument wie keine anderen Flieger der Welt beherrschten.

Nochmals – gegen Ende des Feldzuges – wurde Warschau zum Schwerpunkt des Angriffs. Gemeinsam mit sehr starker Artillerie unter Führung des Generals Zuckertort suchte die Luftflotte den Widerstand zu brechen und dadurch den Feldzug zu beenden. Der Artillerie- und Bombenangriff gegen Warschau führte innerhalb weniger Tage, am 27. September, zum Ziel, ein Erfolg, den man in der Fliegergeschichte selten findet und den die kommenden Kriegsjahre in dieser Form nicht mehr aufwiesen. Meine Luftflotte griff vor allem die Punkte an,

die von der Heeresartillerie nicht mehr erreicht oder als Punktziele nur mit ungenügender Wirkung bekämpft werden konnten. Generaloberst Blaskowitz, der Führer der Einschliessungstruppen, konnte mit Recht stolz sein. Als Blaskowitz gelegentlich eines abschliessenden Vortrags vor Hitler (6.10.1939) den entscheidenden Erfolg für die Heeresartillerie in Anspruch nahm, musste von mir im Interesse der Leistung der Fliegertruppe darauf hingewiesen werden, dass den polnischen Truppen nach Gefangenenaussagen die Angst vor den Stukas in den Knochen sass, und dass die von oben auf gerissenen Angriffsobjekte in Warschau den Grad der Beteiligung der Flieger am Erfolg klar erkennen liessen. Eine anschliessende Rundfahrt liess keinen Zweifel an meinen Ausführungen aufkommen. Von diesem Tage ein kurzes Streiflicht, das Hitlers Mentalität beleuchtet: Hitler hatte für diesen Tag auf dem Flugplatz ein gemeinsames Feldküchenessen angeordnet. Blaskowitz hatte in den Hallen lange Bänke und Tische behelfsmässig aufstellen lassen, letztere mit weissem Papier gedeckt und mit Blumen geschmückt. Blaskowitz dachte, dass nach dem siegreichen Feldzug eine derartige Aufmachung für das Feldküchenessen berechtigt wäre. Hitler war ganz anderer Auffassung, liess sich auch nicht durch Generaloberst v. Brauchitsch umstimmen, verliess, ohne am Essen teilgenommen zu haben, Warschau, und flog mit seinen Mitarbeitern nach Berlin. Ich glaube, dass die Verbundenheit der Soldaten mit dem «Obersten Befehlshaber» durch die weissen Tische und Blumen nicht beeinträchtigt worden wäre. Aber – Blaskowitz wurde, was später sehr deutlich zutage trat, mit Argwohn betrachtet.

Das russische Eingreifen gegen Ende des Feldzuges fanden wir damals recht überflüssig, ganz abgesehen davon, dass in kürzester Zeit durch Angriffe russischer Jagdflieger auf Flugzeuge meiner Luftflotte Reibungen entstanden, deren Beilegung aus lauter Rücksichtnahme auf die Russen gar nicht so einfach war. Das erbitterte uns umso mehr, als sich die Russen wenig kameradschaftlich zeigten und selbst die für uns lebensnotwendig gewordenen Wettermeldungen vorenthielten. Hier eröffnete sich mir der erste flüchtige Einblick in die seltsamen Verhältnisse des «Koalitionskrieges».

In wenigen Kampfwochen war die polnische Wehrmacht besiegt, Polen zerschlagen und unter militärische Führung und Verwaltung gestellt worden. Der Feldzug hatte den Beweis erbracht, dass wir, vom Standpunkt der Luftwaffe gesehen, auf dem richtigen Weg waren; Krisen und Rückschläge zeigten aber auch, dass vieles aufzuholen war, um im Kampf mit stärkeren Gegnern bestehen zu können.

Die Heeresverbände brauchten stete stärkere Fliegerunterstützung, das hiess: noch engere Verbundenheit und noch mehr Nahkampfflugzeuge, vor allem Stukas, Jagdflugzeuge und Zerstörer, aber auch mehr Kampfflugzeuge, was wieder Erhöhung der Produktion und höhere Ausbringung der Ausbildungsschulen bedeutete.

Bei grundsätzlicher Bewährung aller neu eingeführten und zum Einsatz gebrachten Flugzeugtypen (Hs 126, Do 17, Me 110, Ju 87, He 111, Ju 88, Do 18, He 115, Ar 196, letztere drei: Seeflugzeuge) waren selbst die raschesten zu langsam; sie hatten ungenügende Reichweite und Bewaffnung und schleppten zu wenig Munition. Hier wurden neue unaufschiebbare Aufgaben für die Technik gestellt.

Die Flakwaffe hatte kein besonderes Betätigungsfeld in der Luftabwehr gefunden; wo sie aber als Luftabwehrartillerie auftrat, hatte sie sich voll bewährt und sich im Erdkampf einen besonderen Ruf erworben. Ihre Organisation in Grossverbänden war ebenso wichtig geworden wie ihre Vermehrung.

In der Auszeichnung durch das Ritterkreuz, das ich mit den anderen Oberbefehlshabern der Wehrmacht durch Hitler in der Reichskanzlei persönlich überreicht erhielt, sah ich ausschliesslich die Anerkennung für die Leistungen der Flieger-, Flak-, Luftpfeiler- und Bodenorganisationsverbände der Luftflotte 1. Ich glaube ohne Überheblichkeit und ohne Herabsetzung der Leistungen des Heeres und der Marine sagen zu dürfen, dass ohne die Luftwaffe kein «Blitzkrieg» zustande gekommen und unsere Verluste wesentlich höher gewesen wären. Ich stehe mit meiner Person dafür ein, dass der Krieg, soweit ich ihn übersehen konnte, von uns Deutschen ritterlich und – soweit es der Krieg überhaupt sein kann – menschlich geführt worden ist, obwohl bereits in den ersten Tagen Massakers auf der feindlichen Seite festgestellt waren.

Der Feldzug nahm meine Kräfte und meine Aufmerksamkeit voll in Anspruch; ich nahm die mich nicht unmittelbar berührenden geschichtlichen Vorgänge, wie die erwartete Kriegserklärung Englands und Frankreichs am 3. September 1939, lediglich zur Kenntnis, sie wurden in mir abgekapselt; sie bestärkten mich nur darin, noch mehr und noch leidenschaftlicher auf die rasche Beendigung des polnischen Feldzuges hinzuarbeiten. Bei jeder Gelegenheit erklärte ich der Truppe, dass «wir im Osten» dem Westen dadurch entscheidend helfen könnten, dass wir durch rasche Niederwerfung des polnischen Widerstandes die dringend notwendigen Kräfte für den Westen freimachten.

Von Königsberg, meinem letzten Hauptquartier, flog ich über mein erstes Hauptquartier im polnischen Feldzug, Gut Henningsholm bei Stettin, dem Besitz der Familie von Bodenhausen, nach Berlin zu meiner Familie. Kleine, intime Feierstunden bei Bodenhausens und in meiner Familie liessen die seelischen und körperlichen Strapazen vergessen.

8.

ZWISCHEN ZWEI FELDZÜGEN DER WINTER 1939/40

Den Leser wird es interessieren, dass ich als Chef der Luftflotte 1 über den Aufmarsch im Westen und über die Angriffspläne Hitlers vom 27. September gegen die Westalliierten nicht unterrichtet war. Ich musste die Masse der Verbände teils in meinen alten Luftflottenbereich, teils in den Bereich der Westflotten (Luftflotte 2 mit Sitz in Braunschweig, Luftflotte 3 mit Sitz in München) verlegen, wo sie in erster Linie aufgefrischt werden sollten. Die mir nach dem Kriege bekanntgewordenen Schwankungen in der Planung, die Spannungen zwischen Hitler und dem Oberbefehlshaber des Heeres, sind mir damals vollständig unbekannt geblieben. Diese vollkommene Abdichtung nach aussen ist auf Hitlers persönliches Eingreifen zurückzuführen. Man mag über diese Regelung geteilter Ansicht sein. Ich nenne nur einen unter den vielen Nachteilen: dass es so nicht möglich war, in der Grosslage mitzudenken, mitzuraten und sich vorausschauend auf alle Möglichkeiten einzurichten.

Ist das aber wirklich ein Nachteil? Doch nur dann, wenn die obere oder oberste Führung versagt und man die an einer Operation unbeteiligten Fronten nicht rechtzeitig einweihet. Wenn schon einmal ein Versagen in dieser Beziehung vorkommt, so fallen doch die vielen, durch zu weitherzige Bekanntgabe hervorgerufenen, mehr oder weniger irreparablen Pannen fort. Als das Entscheidendste sehe ich aber an, dass die Führer aller Grade gezwungen werden, alle Gedanken nur einer Aufgabe, nämlich der ihren, zuzuwenden. Wenn ich an meine kriegs-

geschichtlichen Studien nach dem Kriege zurück denke, so war ich bei der Lektüre der mir zugänglich gewordenen deutschen kriegshistorischen Arbeiten stark davon beeindruckt, in welchem Umfang die höheren Führer mit ihren Gedanken und Sorgen, mit ihren Ratschlägen und Kritiken beim Nachbarn oder auf anderen Kriegsschauplätzen waren, wobei zum Teil diese Sorgen und Gedanken in ihre die eigene Front berührende Überlegungen getragen wurden. Dies «In die Breite gehen schädigte die Tiefe. Was mich betraf, so hatte ich jeweils eine solche Arbeitslast und Verantwortung zu tragen, dass ich froh war, mich nicht um andere Fronten kümmern zu müssen, deren Probleme mich nur ablenken konnten. Ich achtete die Männer, die dort führten, viel zu hoch, als dass ich annahm, sie könnten auf meinen Rat angewiesen sein.

Selbstverständlich: man kann alles übertreiben und leider weisen die Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg auch in dieser Richtung genug fehlerhafte Übertreibungen mit schädlichen Folgen auf. Aber – im Winter 1939/40 war ich froh, mich nicht um den Westen kümmern zu müssen, waren mir doch genug vordringliche Arbeiten im eigenen Bereich aufgebürdet. Mein Luftflottenbereich wurde um den Nordteil Polens bis südlich Litzmannstadt–Demblin (Weichsel) erweitert; das bedeutete, die in den letzten Jahren in den Ostgrenzgauen des Reiches geschaffene Luftbasis nach Polen vorzuschieben, besser neu aufzubauen oder, wo polnische Anlagen vorhanden waren, diese zu erweitern. Verantwortlicher Träger dieser Arbeit war der bewährte Flieger des Ersten Weltkrieges, General Bieneck, als Luftgau-Kommandeur Posen. Bei meinen vielen Flügen über Polen konnte ich mit Befriedigung feststellen, dass die Bodenorganisation geradezu aus dem Boden schoss, so dass schon 1939 die ersten Flugzeugführerschulen, z.B. die Kampffliegerschule Thorn, und die Flugzeugwerkstätten Warschau eingerichtet waren. Die notwendige Verbreiterung der Ausbildung konnte, ohne den beschränkten Raum in Deutschland weiter zu belasten, im polnischen Raum abgefangen werden. Durch die in dieses Gebiet hereinströmenden starken deutschen Luftwaffenverbände wurde gleichzeitig damit ein den ganzen Raum gleichmässig überziehendes Sicherungsnetz geschaffen, das viel zur Beruhigung des Landes beitrug.

In meinem alten Luftflottenbereich stand der Ausbau des Luftschutzes an vorderster Stelle. Mit England und Frankreich als Feind musste früher oder später mit Luftangriffen gerechnet werden. Berlin, das mitteldeutsche Industriegebiet mit Magdeburg und Leipzig, Breslau mit dem anschliessenden Kohlengebiet, die Seehäfen, deren Industrie und Werften mit Hamburg und Stettin als Schwerpunkten, standen mit ihren Schutzforderungen an allererster Stelle, wäh-

rend die ostpreussischen Häfen und die böhmischen Industriestädte vorerst in zweiter Linie kamen.

Meiner Gewohnheit gemäss, sah ich mir die Verhältnisse an Ort und Stelle an, wohnte ebenso vielen Luftschutz- wie Flugmeldeübungen, Feuerleitungsübungen der Flakartillerie im Grossverband wie Batterieübungen bei. Als ich mir während der Weihnachtszeit durch überraschende Besuche an den verschiedensten Stellen meines Bereiches einen Überblick über den Abwehrstand meines Flottenbereiches verschafft hatte, konnte ich mit Beruhigung feststellen, dass die Kinderkrankheiten überwunden waren. Die Zeit musste weiterhelfen und der Technik und Taktik des Luftangriffskrieges entsprechend die Abwehr weiter entwickelt werden. In psychologischer Beziehung kam es mir vor allem darauf an, dem Flakartilleristen der Heimat den Waffenstolz einzuimpfen. Wenn man den Fliegern grösste persönliche Kühnheit und schlachtentscheidende Bedeutung mit Recht zubilligte, dann konnte man den Flakartilleristen, der ja die Angriffe auf sich zog, nicht zum Etappenkrieger stempeln. Im Gegenteil: Während sich alle im Bereich eines Luftangriffes befindlichen Soldaten gegen Bombenangriffe oder Fliegertiefangriffe deckten, musste der Flakartillerist im Bombenregen und Tiefangriff am offenen Geschütz oder Scheinwerfer seine Waffe oder sein Gerät bedienen und bestrebt sein, in der kürzesten Zeit durch grösste Feuergeschwindigkeit die grösste Abwehrwirkung zu erzielen.

Während des letzten Vierteljahres 1939 sprach mich General Jeschonnek das erste Mal wegen der von ihm beabsichtigten Umorganisation der Heimat-Luftschutzverteidigung an. Er strebte eine Zusammenfassung aller Luftabwehr- und Luftschutzkräfte der Heimat in einer Grossorganisation an. Wir überdachten die Vorteile und Nachteile sehr eingehend. Die neue Gliederung war nicht nur gut, sondern die allein mögliche Lösung, die mit den geringsten Mitteln ein Höchstmass von Schutz geben konnte. Generaloberst Stumpff, der spätere Chef der «Luftflotte Reich», und Generaloberst Weise, der Flakfachmann, haben das grosse Verdienst, den Organisationsgedanken verwirklicht zu haben. Göring war richtunggebend dabei beteiligt. Wenn er auch verstand, in geradezu vorbildlicher Weise seine Untergebenen für sich arbeiten zu lassen, so waren seine mitunter recht häufigen Mussestunden dem unbeschwerten Nachdenken gewidmet, aus dem viele Anregungen für die Luftwaffe entstanden sind. So ist es ein ureigenster Gedanke Görings gewesen, die Flaktruppe in Grossverbänden, in Flakdivisionen und Flakkorps, zusammenzufassen. Die Verwirklichung dieses Gedankens war ein grosser Wurf. An den Erfolgen der kommenden Feldzüge

hatten die Flakdivisionen und Flakkorps entscheidenden Anteil. Auch im Verband des Heeres blieben sie den Luftflotten und damit dem Ob. d. L. unterstellt, eine an sich wenig glückliche Gliederung, die die Einheitlichkeit der Gefechtsführung gefährden konnte, wenn sich die Luftflotten nicht freiwillig eines Teils ihrer Rechte entäusserten.

Am 12. Januar 1940 wollte ich, wie in jedem Jahr, als Berliner Luftflottenchef dem Feldmarschall meine und meiner Luftflotte Geburtstagswünsche übermitteln; ich freute mich auch, während des anschliessenden Frühstücks mit den «Grossen des Reichs» manch dienstliche Angelegenheit ins Reine bringen zu können. Schon am elften munkelte man von ausnehmend dicker Luft bei Göring und Hitler; über das «Was» wusste keiner etwas zu sagen. Als ich am 12. Januar eine Stunde früher zu Göring bestellt wurde, dachte ich, dass dies sicher mit der «mulmigen Sache» in Verbindung stehen würde. Dem war so! Ich habe Göring nie vorher und nachher in einer solchen seelischen Depression gesehen, was immerhin bei dem Temperament Görings etwas besagen will. Der Anlass war aber auch danach! Dass es ausgerechnet einem Fliegeroffizier passieren musste, mit dem grundlegenden Feldzugsplan in Belgien notzulanden, konnte auch starke Persönlichkeiten nervös machen. Das Ausmass des Schadens für die Kriegführung war nicht abzusehen, da noch kein klarer Bericht darüber vorlag, welche Teile des Planes nicht mehr verbrannt werden konnten und damit dem belgischen Generalstab, darüber hinaus zwangsläufig den Franzosen und Engländern in die Hände gefallen waren.

Der bald darauf eintreffende seinerzeitige Luftattaché in London, der auch in den «Beneluxländern» die Luftinteressen zu vertreten hatte, General d. Fl. Wenninger, konnte auch keinen völlig befriedigenden Aufschluss geben. Das kriegsgerichtliche Urteil für die beiden unglücklichen Flieger stand nach unser aller Eindruck bereits an diesem Tag fest. Wie überhaupt in den ersten Feldzügen, so hatten wir auch hier insofern Glück, als die Bedeutung des Fanges – um es kurz zu sagen – von der anderen Seite nicht erkannt wurde und deutscherseits die Gesamtplanung sehr bald überhaupt geändert wurde. Vorerst ging ein Donnerwetter über die Luftwaffenführer hernieder; dabei war es von untergeordneter Bedeutung, ob die massgebenden Männer der Luftflotte 2 überhaupt dafür verantwortlich gemacht werden konnten. General der Flieger Felmy, Chef der Luftflotte 2, und Oberst i. G. Kammhuber, dessen Chef des Stabes, wurden in die «Wüste» geschickt. Jeden von uns anderen Generalen aber sprach Göring mehr oder weniger heftig an und verteilte seine Geschenke in Form von neuen Auf-

gaben. Mich raunzte er (ich muss schon diesen Ausdruck verwenden) an und sprach die weniger freundlichen als klärenden Worte: «Und Sie werden Luftflottenchef 2» – (Pause) – «weil ich eben keinen anderen habe.» Punkt! Stumpff wurde mein Nachfolger in der Führung der Luftflotte 1. Bei dem anschließenden Frühstück wies ich Stumpff in seine neue Aufgabe ein.

Die Zeit zwischen den Feldzügen war damit für mich vorüber. Schon am 13. Januar 1940 flog ich mit meiner alten Ju 52 und meinem alten, nie versagenden Piloten Zellmann am Steuer, bei erheblicher Vereisung, nach Münster, wo sich der Gefechtsstand der Luftflotte 2 in der wundervollen Luftnachrichtenkaserne befand. Mein alter Stabschef der Luftflotte 1, Oberst i. G. Speidel, folgte mir.

9.

DIE LUFTFLOTTE 2 IM WESTFELDZUG

Zeittafel: Aufmarsch im Westen mit drei Heeresgruppen B, A und C mit dem Schwerpunkt bei A (Durchbruch der Panzergruppe von Kleist in den Ardennen) – 10.5.1940, 5.35 Uhr, Beginn der Offensive, Luftlandungen in Holland (Rotterdam usw.) – 11.5.1940 Eroberung des wichtigen belgischen Sperrforts Eben Emael – 14.5.1940 Kapitulation Hollands – 17. bis 24.5.1940 Durchbruch der deutschen Panzer bis zur Kanalküste, Kesselschlacht im Artois, Flandern, Dünkirchen – 28.5.1940 Kapitulation Belgiens – 4.6.1940 Abschluss der Evakuierung des britischen Expeditionskorps aus Dünkirchen – 5.6.1940 Angriff der Heeresgruppe B gegen die Seine und die untere Marne – 9.6.1940 Angriff der Heeresgruppe A an der oberen Aisne – 10. 6.1940 Kriegseintritt Italiens – 14.6.1940 Angriff der Heeresgruppe C an der Oberrhein-Front – 14.6.1940 Besetzung von Paris – 16.6.1940 Marschall Pétain bildet neue französische Regierung – 22.6.1940 Waffenstillstand.

Das unbekümmerte Vorwärtsstürmen der auf breitem Raum angesetzten Heeresgruppen und deren einfühlbare und wirkungsvolle Unterstützung durch die Luftwaffe hatten Polen rasch zusammenbrechen lassen. Wie würde es nun im Westen werden, wo die Armeen zweier Grossmächte überwunden werden sollten, die sich durch Gelände und befestigte Stellungen unterstützt sahen? Voll Vertrauen blickte ich in die Zukunft. Heer und Luftwaffe hatten im Polenfeldzug ihren Befähigungsnachweis erbracht und, was mir noch wichtiger erschien, Erfahrungen sammeln können, die den deutschen Waffen einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung geben mussten. Der Feldzug war eine unvergleichliche Schule für Führung und Truppe geworden. Ich war der festen Überzeugung, dass sich die Erfahrungen bis zum Angriffsbeginn bis in die untersten Einheiten durchsetzen würden und dass die Lücken in der materiellen Ausstattung geschlossen werden konnten. Andererseits hatte die Haltung der West-

mächte in den vergangenen vier Monaten eine Zurückhaltung erkennen lassen, die fast als Schwäche ausgelegt werden konnte.

Die Einführung in meine neue Aufgabe durch den bisherigen Luftflottenchef, General d. Fl. Felmy, zeigte mir einen bemerkenswert hohen Stand der Vorbereitungsarbeiten. Während sich die Feindseite ruhig verhielt, wurden von uns in bescheidenem Umfang Aufklärung und Angriffe gegen Schiffe geflogen.

Der Luftflotte 2 waren oder wurden unterstellt:

Höherer Nachrichtenführer 2.

Die Fernaufklärungsgruppe 122.

Das IV. Fliegerkorps unter General d. Fl. Keller.

Das VIII. Fliegerkorps unter General d. Fl. v. Richthofen.

Das IX. Fliegerkorps unter General d. Fl. Coeler ab 23. Mai 1940.

Das I. Fliegerkorps unter General d. Fl. Grauert ab 15. Mai 1940.

Das Luftlandekorps unter General d. Fl. Student.

Der Jagdfliegerführer 1 unter General Osterkamp.

Das II. Flakkorps unter Generalleutnant Dessloch.

Der Luftgau VI (Münster) unter Generalleutnant Schmidt.

Der Luftgau X (Hamburg) unter Generalleutnant Wolff.

Die Luftflotte 2 war auf Zusammenarbeit mit der Heeresgruppe B des Generalobersten v. Bock, dem die 18. Armee unter Generaloberst v. Küchler und die 6. Armee unter Generaloberst v. Reichenau unterstellt waren, und mit dem Marine-Kommando Nord unter Admiral Carls angewiesen.

Die nächsten Tage sahen mich auf meinen Übernahme- und Unterrichtsflügen. Der erste Besuch galt der Heeresgruppe, mit der für meinen Geschmack eine zu lockere Fühlung bestand. Generaloberst v. Bock war erstaunt, als er mich an Stelle von Felmy aufkreuzen sah, war jedoch ehrlich erfreut, die bereits bewährte Waffenbrüderschaft erneuern zu können. Änderungen im Feldzugsplan, die tatsächlich Mitte Februar befohlen wurden, wurden von uns als wahrscheinlich angesehen, hatten aber für unsere Aussprache keine augenblickliche Bedeutung. Ich unterrichtete Generaloberst v. Bock nochmals über die Organisation und Kampfaufgabe der Luftflotte, die voll Vertrauen den Ereignissen entgegensehen zu können glaubte. Auf zwei Punkte ging ich eingehender ein: einmal, dass die Panzerkräfte der 18. Armee am dritten Tag mit den Luftlandkräften des Generals d. Fl. Student in oder bei Rotterdam Verbindung aufgenommen haben mussten, und dann, dass die Lastenseglertrupps an den Albert-

Kanal-Brücken sofort von den Heeresvorausabteilungen aufgenommen werden mussten. Ihre Kampfkraft war zu schwach, um die in Besitz genommenen Brücken längere Zeit erfolgreich verteidigen zu können. Generaloberst v. Bock äusserte grosse Bedenken, ob er den «Rotterdam-Termin» einhalten könne. Als ich keinen Zweifel darüber liess, dass von dem rechtzeitigen Eintreffen der motorisierten Heereskräfte das Schicksal des Luftlandekorps und auch die Operation der Heeresgruppe abhängig waren, versicherte er mir, dass er das Menschenmögliche tun wolle. Ich erleichterte ihm diese Zusage dadurch, dass ich ihm die weitestgehende Unterstützung durch die Luftflotte zusicherte. Um die Verbindung mit den nach Rotterdam vorgetriebenen Teilen der 18. Armee aufrecht erhalten zu können, mussten die links anschliessenden Teile der Heeresgruppe, vor allem die 6. Armee, ebenfalls mit allem Nachdruck nach vorwärts Raum gewinnen, was wiederum die günstigste Ausgangslage für die entscheidende Offensive der linken Nachbar-Heeresgruppe des Generalobersten v. Rundstedt gegen die französischen Kräfte schaffen konnte.

Beim VIII. Fliegerkorps stellte ich das denkbar beste Einvernehmen mit der 6. Armee und dem Panzerkorps Hoepner fest, das mir auch gelegentlich eines späteren Besuchs beim AOK 6 bestätigt wurde. Chef des Stabes dieser Armee war General Paulus, dessen Name durch die Schlacht von Stalingrad bekannt wurde und der mir durch seine Ruhe und nüchterne Darstellung der Lage einen besonders guten Eindruck machte. Da er mit einem temperamentvollen Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Reichenau, zusammengespannt war, konnte es hier nicht schlecht gehen.

Das IV. Fliegerkorps war schwerpunktmässig für die Fernaufgaben vorgesehen; ihm oblag die Fernunterstützung des Luftlandekorps, die Niederkämpfung der feindlichen Flieger-Bodenorganisation und die Überwachung und Bekämpfung der feindlichen Bewegungen im Hinterland mit Schwerpunkt und Blickrichtung links gegen Frankreich.

Das IX. Fliegerkorps war noch im Aufbau und in der Luftminenausbildung; mit seinem kriegsmässigen Einsatz konnte man Ende April, Anfang Mai 1940 rechnen.

Die Luftflottenfernaufklärungsgruppe (F. 122) wurde bereits jetzt durch Aufklärungsflüge über See usw. in ihre zukünftige Aufgabe eingeführt; sie war hochwertig und brachte brauchbare Ergebnisse. Die Verluste waren erträglich, wenn auch sehr bedauerlich.

Beim Luftlandekorps (7. Flieger-Division, 22. Infanterie-Division, 'Lufttransportverbände' Lastensegler usw.) war die operative und taktische Linie für das

Luftlandeunternehmen durch Hitler bis ins Einzelne festgelegt; General Student bereitete das Unternehmen auf das Gründlichste und Ideenreichste vor. In der mühevollen Entwicklungsarbeit auf technischem und taktischem Gebiet wurde er von den einzelnen besonders gut beanlagten Truppenoffizieren (Hauptmann Koch, Leutnant Witzig usw.) vorbildlich unterstützt.

Wenn ich auch kein Neuling im Luftlandeeinsatz war, so gab es für mich doch allerhand Neues zu lernen, bis ich mich mit Anregungen technisch-taktischer Art hervorwagte. Bei den rein taktischen Überlegungen und Befehlen konnte ich schon eher mitreden; ich konnte zu meiner Freude feststellen, dass Generalmajor Graf v. Sponeck, der Kommandeur der 22. Infanterie-Division, die als Luftlande-Division ausgebildet war, eine einsichtsvolle, energische und wendige Führerpersönlichkeit war, die auch den fliegerischen Eigenheiten eines derartigen Unternehmens das notwendige Verständnis entgegenbrachte.*)

General Osterkamp, bewährter «Weltkriegsadler», hatte die Aufgabe, seine Jagdflieger im Gefechtsflug zu fördern und die Ju-Landegeschwader in der Bewegung und beim Landen zu sichern. Auch dies war Neuland, das fliegerisches Können, Organisationsbefähigung, guten taktischen Blick und beste Verbindungen im drei-dimensionalen Raum verlangte.

Das II. Flakkorps hatte noch mit den Nachwehen einer überstürzten Aufstellung zu kämpfen. General Dessloch, ein alter Kavallerist und Flieger, hatte genug Erfahrungen im Landkrieg gesammelt, um die flakartilleristischen Belange mit den Zwecken des Heeres abstimmen zu können. Schwierigkeiten machte die Eingliederung der Flakverbände in die einzelnen Marschkolonnen; kein Heeresführer wollte seinen Verband zerreißen lassen, keiner hinter der Flak marschieren, jeder wollte aber rechtzeitig die Flakunterstützung auf der Erde und in der Luft haben. Hier musste ich selbst eingreifen und Kompromisse schliessen, die nicht immer befriedigten, sich auch in einzelnen Fällen nachteilig zeigten.

Den ersten Flügen zu den Kommandobehörden folgten von Februar bis Anfang Mai arbeitsreiche Wochen, die mit Einsatz- und Führungsbesprechungen bei den Stäben, Planübungen und Kriegsspielen bei den Truppen, praktischen Übungen im Gelände und in der Luft sowie Exerzier-Übungen ausgefüllt waren. Nach diesen drei Monaten war ich gut im Bilde. Die zum Teil recht verlustrei-

*) Graf Sponeck wurde wegen des selbständigen befehlswidrigen Rückzugs von der Krim vor ein Kriegsgericht gestellt und am Schluss des Krieges – soweit ich weiss, in einer Panikstimmung auf Grund eines summarischen Befehls Himmlers oder Hitlers – in Germersheim erschossen.

chen Umschulungen der Verbände auf He 111 (Kampf-Geschwader 4) und auf Ju 88 (Kampfgeschwader 30) waren abgeschlossen, Kommandostellen und Verbände auf ihre ersten Aufgaben eingedrillt und das vollkommene Einverständnis mit den Heeresstellen hergestellt. Beim Luftlandekorps machte ich am 8. Mai 1940 die Abschlussbesprechung mit, an der alle selbständigen Führer teilnahmen. Die letzten Zweifel wurden noch behoben; die Befehlsführung war nach meinem Geschmack etwas kompliziert, zumal General Student auch die 22. Infanterie-Division am kurzen Zügel führen wollte. Die Führung wurde noch dadurch erschwert, dass sich Hitler und Göring selbst in die Vorbereitung des Luftlandeunternehmens sehr stark eingeschaltet hatten*) und General Student eine gewisse Immediatstellung einräumten, die auch gerne angenommen wurde. Es sollte sich schon in den ersten Stunden zeigen, dass die Luftflotte als der einzig ruhende Pol in immer stärkerem Umfang in die Führung des Luftlandeunternehmens eingreifen musste.

General Student wollte, wie schon gesagt, den Befehl an der Front selbst übernehmen. Es wäre besser gewesen, wenn er bei Beginn von seinem rückwärtigen Gefechtsstand aus geführt und die Führung auf dem Gefechtsfeld erst dann übernommen hätte, wenn die beiden Landedivisionen tatsächlich im Kampfraum von einer Führungsstelle ausgeführt werden konnten. Selbstverständlich hätte die 7. Flieger-Division eines eigenen Führungsstabes bedurft, ihn zu schaffen wäre nicht unmöglich gewesen. Daneben gab es noch andere Punkte, die mir Sorge machten. Die Ju 52 als Transporter hatten, trotz der in die Augen springenden Vorteile, grosse Nachteile; sie hatten keinen schuss sicheren Tank, waren behelfsmässig und dementsprechend ungenügend bewaffnet und hatten keine genügende Reichweite. Der Verkehr über den Absprungstellen verlangte die Einhaltung eines Minutenplans durch viele Stunden. Den Jagdfliegern oblag die Sicherung auf der Hunderte von Kilometern langen Strecke, was bei den Me 109 mit ihrer geringen Flugdauer fast nicht lösbar war, aber von General Osterkamp und seinen prachtvollen Jagdfliegern doch geleistet wurde. Die zeitliche Abstimmung vom vorbereitenden Bombenabwurf gegen die holländischen Flugplätze mit dem Absetzen der Fallschirmer war auf dem Papier leichter als in Wirklichkeit. Dazu kam noch, dass am 9. Mai abends vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe der reichlich nervöse Befehl zum Einsatz von zwei schweren Kampfgruppen gegen überraschend aufgetretene Feindfahrzeuge vor der hol-

*) Die Einführung der «Hohlminen» z.B. die die Panzertürme im Fort Emael knackten, ist der unmittelbaren Initiative Hitlers zuzuschreiben.



Lage vom 10.5. bis 31.5.1940

Fallschirm- und Lastenseglerlandungen bei Den Haag, Rotterdam und an der Waalbrücke bei Mordijk – Lastenseglerlandungen an den Albertkanalbrücken und bei Fort Eben Emael.

ländischen Küste gegeben wurde, der in meiner Abwesenheit nicht von meinem Chef rückgängig gemacht werden konnte; die Befürchtung war nicht unberechtigt, dass deswegen die Fallschirm- und Lastenseglerlandungen nicht programmässig durchgeführt werden könnten. Und trotzdem – wie so oft in den späteren Feldzügen – sah ich den Ereignissen mit Ruhe und hoffnungsvoll entgegen; was wir kleinen Erdmenschen tun konnten, war getan; zur glücklichen Durchführung musste der Herrgott seinen Segen geben.

Der 1. Akt im Westen

Planmässig vollzogen sich die ersten Bewegungen. Erleichtert atmete ich auf, als die ersten günstigen Meldungen über die Wegnahme der über den Albert-Kanal führenden Brücken, des Forts Emael, der planmässigen Absprünge an der Maasbrücke bei Mordijk und auf dem Flugplatz von Rotterdam sowie der Inbesitznahme der Brücke und des Flugplatzes eintrafen.

Recht unsichere Meldungen über Landungen von Ju 52 an der Küste südlich Den Haag, mündliche Meldung des Kommodores eines Lufttransportgeschwaders über Landungen auf der Hauptstrasse Rotterdam-Haag mit Feindangriffen von der Erde und aus der Luft und Nachrichten über neue Kämpfe rings um den Rotterdamer Flugplatz mit erheblichen Flugzeugausfällen bei den ständig laufenden Landungen, wechselten in bunter Folge und befriedigten weder mich noch den Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Ein Aufklärungsflug meines la brachte endlich beruhigende Meldungen über die Lage bei Rotterdam. Die Meldungen vom Landekorps kamen sehr zögernd; die Funksprüche verdichteten sich nur, wenn irgendeine Unterstützung beantragt wurde, schwiegen sich aber über die Lage bei der 22. Infanteriedivision aus. Luftaufklärer der Luftflotte stellten bald fest, dass die Wegnahme des Flugplatzes von Den Haag nicht geglückt war. Am 13. Mai vormittags forderte General Student wiederholt Unterstützung durch Kampfflieger gegen Feindstützpunkte innerhalb Rotterdams an, Schwerpunkt bei den Brücken, an denen die Fallschirmer hängengeblieben waren. Zeitpunkt: 14 Uhr. Dieser Angriff wurde geflogen, hatte Erfolg und führte schliesslich zur Kapitulation von Holland am 14. Mai 1940.

So gross der militärische Erfolg war, so schwer waren die nach dem Krieg von den Holländern gegen den Reichsmarschall und mich erhobenen Vorwürfe, die auch im I.M.T.-Prozess in Nürnberg wiederholt wurden. Ich stelle auch an dieser Stelle fest, dass zwischen Göring und mir vor dem Start des Kampfgeschwaders stundenlang erregte telefonische Auseinandersetzungen stattfanden über die Frage, wie und ob überhaupt die angeforderten Angriffe durchzuführen seien; sie veranlassten mich wiederholt, den Geschwaderkommodore auf Beachtung der Signalf Feuer und Erkennungszeichen im Kampfraum und ständige Aufrechterhaltung der Funkverbindung mit der Funkstelle des Landungskorps und mit mir besonders hinzuweisen. Spannungen traten auf, da seit dem Morgen-Funk Students keine Funkverbindung mehr zustande kam, wodurch die Luftflotte über die Kampfergebnisse in und um Rotterdam nicht mehr unterricht-

tet war; es bestand auch die Gefahr, die eigene Truppe zu bewerfen. Dass inzwischen General Student mit den Holländern in Unterhandlungen eingetreten, selbst schwer verwundet war und der kommandierende General des Panzerkorps, General der Panzertruppe Schmidt, die Führung übernommen hatte, war der Luftflotte und dem Heeresgruppen-Kommando unbekannt geblieben. Dass gerade in den wichtigsten Zeiten des Kampfgeschehens die Verbindungen abreißen, war mir als altem Soldaten, Artilleristen und Flieger etwas Alltägliches geworden. Deswegen die vorsorglichen Hinweise an den Geschwader-Kommodore, die auch den Abwurf der II. Kampffliegergruppe hatten vermeiden lassen. Der Geschwader-Kommodore berichtet hierüber wie folgt:

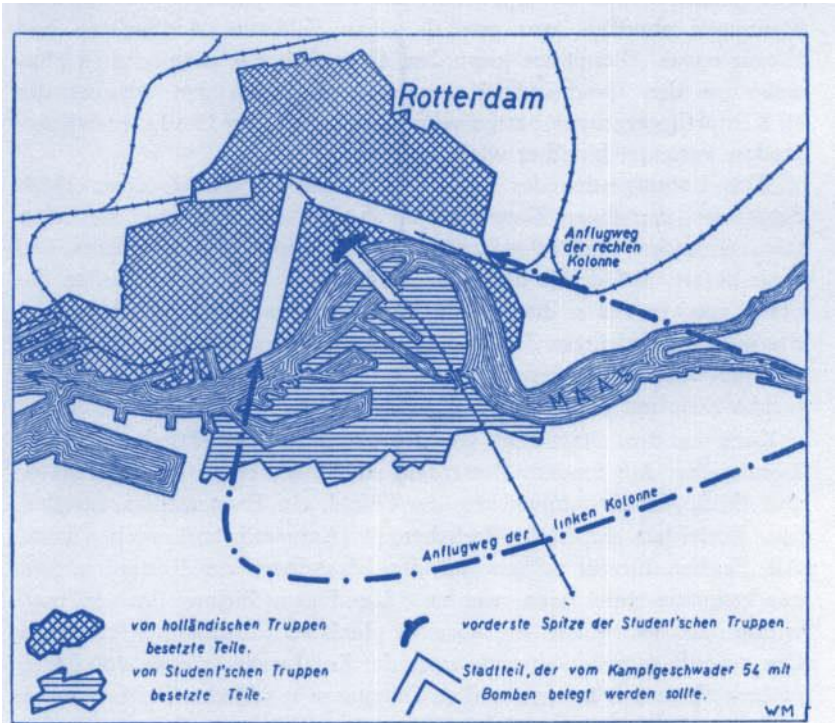
«Das Kampfgeschwader 54, dessen Führer ich damals war, erhielt durch den damaligen Generalmajor Putzier den Auftrag, die unter General Student vor Rotterdam liegenden Truppen zu unterstützen, und zwar derart, dass der holländische Gegner aus bestimmten Teilen der Stadt, von wo aus er die Brücken über die Maas flankierte und somit das weitere Vordringen der Studentischen Truppen verhinderte, herausgebombt würde. Zu diesem Zweck war auf einer Karte eingezeichnet, welche Ziele mit Bomben belegt werden sollten (s. Skizze).

Kurz vor dem Start kam von der Luftflotte die Mitteilung an das Geschwader, dass Student Rotterdam zur Übergabe aufgefordert hätte, und in diesem Zusammenhang der Befehl, ein Ersatzziel anzugreifen, falls Rotterdam sich in der Zwischenzeit (Anmarschflug) ergeben hätte. Als Zeichen hierfür sollten auf der Maas-Insel vor Rotterdam rote Leuchtsignale geschossen werden. Zur Durchführung des Auftrags wurde das Geschwader in etwa zwei gleich starke Kolonnen eingeteilt. Der Angriff (s. Skizze) wurde trotz der Erdabwehr in etwa 750 Meter Höhe geflogen, da infolge starken Dunstes sehr schlechte Sicht herrschte und dem Geschwader nachdrücklichst eingeschärft worden war, unbedingt nur die in der Karte bezeichneten Teile zu treffen. – Ich führte die rechte Kolonne und da von roten Leuchtzeichen auf der Maas-Insel nichts zu bemerken war, wurde der Angriff durchgeführt.

Die Bomben lagen haargenau in dem befohlenen Raum. Die Erdabwehr setzte fast ganz aus, nachdem die ersten Bomben gefallen waren. – Der damalige Oberstleutnant Höhne, der die linke Kolonne führte, bemerkte rote Leuchtzeichen auf der Maas-Insel, drehte ab und griff das Ersatzziel an.

Als ich nach der Landung telefonisch die Meldung über den Flug an General Putzier durchgab, fragte er mich, ob wir nicht rote Leuchtzeichen auf der Maas-

Insel bemerkt hätten. Ich meldete ihm, dass die rechte Kolonne keine, die linke Kolonne jedoch vereinzelte Leuchtzeichen gesehen hätte, und fragte, ob Rotterdam gefallen wäre. Daraufhin erhielt ich den Bescheid, die Verbindung mit General Student wäre wieder unterbrochen, Rotterdam anscheinend nicht gefallen und das Geschwader hätte unverzüglich denselben Angriff noch einmal zu fliegen.



Bombenangriff auf holländische Verteidigungskräfte in Rotterdam

Das Geschwader startete zum zweiten Mal, wurde jedoch auf dem Anmarschweg durch Funk zurückgeholt, da Rotterdam inzwischen gefallen war. Abschließend erkläre ich, dass es sich bei diesem Einsatz eindeutig um eine taktische Angelegenheit handelte, nämlich um die Unterstützung einer Erdtruppe durch die Luftwaffe.»

Bei der internationalen Bedeutung habe ich es für richtig gehalten, die wesentlichen Teile dieses Berichtes – obwohl er etwas von meiner Darstellung abweicht – anzuführen. Ich füge ergänzend auf Grund des geltenden Völkerrechts und per-

sönlicher Unterrichtung bei den Fallschirmern in Rotterdam folgendes an: Der Bombenangriff gegen den Verteidiger einer Stadt ist völkerrechtlich und taktisch als gedachte Artillerieunterstützung zulässig. Der Bombenangriff lag im Ziel. Die aufgetretenen Schäden waren in der Hauptsache der Brandwirkung zuzuschreiben, die durch brennendes, auslaufendes Öl und Fett genährt wurde. In der inzwischen eingetretenen Kampfpause hätte das Feuer wirksam bekämpft werden können.

Interessieren dürfte vielleicht, dass die 7. Flieger-Division bei Beginn des Westfeldzuges noch nicht vollkommen im Springen ausgebildet war und dementsprechend nur zum Teil im Fallschirmeinsatz verwendet werden konnte. Mit 4'500 Springern, davon 4'000 in Holland und 500 durch Lastensegler bei Fort Emael abgesetzten Männern, wurde das Luftlandeunternehmen bestritten; die übrigen Kräfte waren mit Ju's und Wasserflugzeugen gelandet worden.

Nach der Abgabe des VIII. Fliegerkorps – 13. Mai mittags – an die Luftflotte 3 (bei Heeresgruppe v. Rundstedt) zur Unterstützung des Übergangs der Panzertruppe v. Kleist über die Maas, mussten die der Luftflotte 2 verbliebenen Kräfte, voran das IV. Fliegerkorps und das II. Flakkorps, verstärkt eingesetzt werden, um der 6. Armee und dem linken Flügel der 18. Armee die schweren Übergänge über die vielen Kanalabschnitte zu erleichtern, die verschiedenen französischen Panzerangriffe – zum Beispiel bei Gembloux am 14. Mai – zu zerschlagen und unsere Divisionen im Kampf gegen Truppen des englischen Expeditionskorps bei Löwen und Arras wirkungsvoll zu unterstützen. Dabei wurden die Fliegerkampfkräfte personell und materiell ausgepumpt; die Stärken sanken auf 30–50 Prozent. Die Verlegung der Verbände auf frontnähere Flugplätze wirkte sich kaum auf die Zahl der geflogenen Tageseinsätze aus, da die zunehmenden Verluste nicht im gleichen Tempo ausgeglichen werden konnten.

Nachdem die belgische Armee am 28. Mai kapituliert hatte, hoffte ich – besonders im Interesse meiner fliegenden Verbände –, dass das britische Expeditionskorps bald folgen würde; bei der glänzenden Zusammenarbeit von Panzern und Fliegern, der überlegenen deutschen Führung und der Stärke der beweglichen Kräfte konnte dies nach meiner Schätzung nur eine Frage von wenigen Tagen sein. Umso überraschter war ich, als meiner Luftflotte – ich möchte sagen als Belohnung für die bisherigen Leistungen – fast ohne Mitwirkung des Heeres die Vernichtung der Reste des englischen Expeditionskorps übertragen wurde. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe musste die Auswirkung der fast dreiwöchi-

gen pausenlosen Feindeinsätze meiner Flieger gut genug kennen, um nicht Einsätze zu befehlen, die kaum mit frischen Kräften zu leisten waren. Ich brachte dies Göring gegenüber auch sehr deutlich zum Ausdruck und bezeichnete die Aufgabe selbst mit Unterstützung durch das VIII. Fliegerkorps als nicht lösbar. Generaloberst Jeschonnek sagte mir, dass er genauso denke, dass aber Göring aus unverständlichen, überheblichen Gründen sich dem Führer anheischig gemacht habe, die Engländer durch seine Luftwaffe zu zerschlagen. Dass Hitler damit einverstanden war, kann man ihm im Hinblick auf die noch vor ihm liegenden operativen Aufgaben weniger verdenken, als Göring mit seinem der Wirklichkeit widersprechenden Angebot. Ich machte den Oberbefehlshaber der Luftwaffe darauf aufmerksam, dass seit kurzer Zeit die modernen Spitfire aufgetreten wären, die unsere Angriffsflüge erschwerten und verlustreich machten; letzten Endes waren sie es, die die Räumung der Briten und Franzosen über See ermöglichten.

Der Vortrag meiner Bedenken führte zu keiner Änderung des Auftrags – war es Dickköpfigkeit oder Schwäche, die nicht zuliess, einen einmal gemachten Fehler einzugestehen? Die angeschlagenen und erst wieder allmählich stärker werdenden fliegenden Verbände setzten das Letzte ein, um das Ziel zu erreichen; der Kommandierende General des IV. Fliegerkorps setzte sich selbst an die Spitze eines Geschwaders; die übermüdeten Verbände starteten noch öfter als sonst, wodurch natürlicherweise die Verluste durch die Spitfire immer grösser wurden. Und doch wäre es nicht beim Achtungserfolg geblieben, wenn nicht durch ungünstiges Wetter der Einsatz auch fliegerisch riskanter geworden wäre. Wer die küstennahen Gewässer und den Strand mit seinen Wracks und dem verstreuten Material selbst gesehen hat, die Meldungen über die Vorgänge bei der Räumung unmittelbar nach Rückkehr von den Angriffsflügen von den Jägern, Zerstörern oder Kampffliegern gehört hat, wird anerkennen müssen, dass die Leistungen der Flieger allen Hindernissen zum Trotz in höchstem Masse zu bewundern und die Kraftanstrengung der Engländer und deren Erfindungsgeist und Bravour über jedes Lob erhaben waren. An die heute genannte Zahl von dreihunderttausend entkommenen Engländern und Franzosen hatten wir 1940 auch nicht annähernd gedacht. Wir glaubten recht hoch zu greifen, wenn wir die Zahl der Entkommenen auf hunderttausend Mann schätzten. Mögen noch andere Gründe auf Hitlers Entschluss mitgewirkt haben, Geländeschwierigkeiten, Wiederinstandsetzung der überforderten Panzer, der Entschluss war ein schicksalhafter Fehler, der England die Reorganisation seiner Wehrmacht ermöglichte.

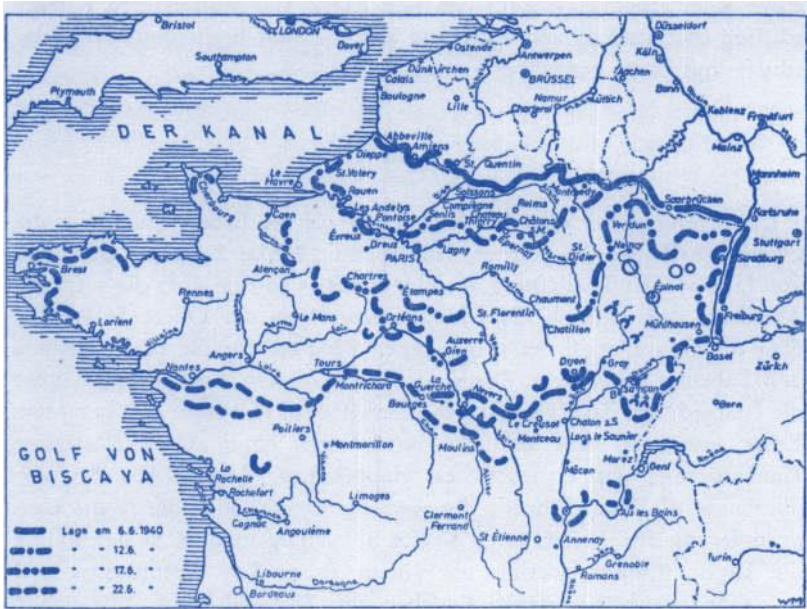
In der unwahrscheinlich kurzen Zeit von etwas mehr als drei Wochen (10.5.-4.6.1940) war das Rennen nach der Kanalküste beendet; Holland und Belgien waren ebenso ausgeschaltet wie das britische Expeditionskorps. Den eigenen Verlusten von nahezu 450 Flugzeugen standen die einmaligen taktischen Erfolge bei der Unterstützung des Heeres, über 3'000 am Boden und in der Luft zerstörte Flugzeuge und ausser einer erheblichen Zahl von versenkten und beschädigten Kriegsschiffen über fünfzig versenkte und über hundert beschädigte Handelsschiffe und Boote gegenüber.

Der 2. Akt im Westen

Der Vorhang vor dem II. Akt begann sich zu heben, als Hitler die Oberbefehlshaber des rechten Flügels am 29. Mai kurz vor dem Fall von Lille auf der Flugleitung des Flugplatzes Cambrai über die weiteren Absichten unterrichtete. Den kurzen Vorträgen der Oberbefehlshaber über die Operationen der vergangenen Wochen, für die Hitler Truppe und Führung besonderen Dank aussprach, folgten Ausführungen über die beabsichtigte Fortführung der Operationen. Er sprach mit betontem Ernst, erwähnte seine Befürchtungen wegen eines etwaigen starken Flankenstosses der französischen Hauptkräfte, dessen Abwehr, wie überhaupt die Durchführung der weiteren Operationen die rasche Umgruppierung der motorisierten Kräfte notwendig machte. Er betrachtete die Lage nüchtern, warnte vor einem zu grossen Optimismus und war sehr vorsichtig in seinen Angaben über Zeit und Raum. Wir gingen mit dem beruhigenden Gefühl auseinander, dass er sich über die weiteren Operationen sehr viele Gedanken gemacht haben musste, dass er Schwierigkeiten sah, die wir in diesem Umfang auf Grund unserer Erfahrungen mit den Franzosen und der eigenen Kampfleistung nicht erwarteten.

Die Anforderungen an die Luftflotte liefen nach Abschluss der Dünkirchen-Operation während der Umgruppierung nach Süden pausenlos weiter, was eine weitere Schwächung der Einsatzstärke zur Folge hatte. Voran standen die lufttaktische Unterstützung der Heeresgruppe B an der Somme und unteren Seine und die Luftsicherung für die Heeresbewegungen. Wer, wie ich, die Verschiebung der Panzergruppen v. Kleist und Guderian aus ihrer Nordbewegung zum Kanal nach Süden und Südosten an die Somme und die Aisne von der Luft aus wie am Boden beobachtet hatte, konnte sich des inneren Stolzes über die Wen-

digkeit und das Können der deutschen Heerführung und den Ausbildungsstand der Truppe nicht erwehren. Dass diese Bewegungen reibungslos bei Tag durchgeführt werden konnten, ist allein der deutschen Luftherrschaft zuzuschreiben.



Lage vom 6.6.1940 bis Ende des Frankreichfeldzuges

Von einem vorgeschobenen Gefechtsstand nördlich der Somme erlebte ich den Erfolg der 4. Armee und der Panzergruppe Hoth beim überraschenden Vorstoss an die Seine, die weniger befriedigenden Kämpfe des XVI. und XIV. Panzerkorps bei Amiens und Peronne und deren erneute Umgruppierung zur Heeresgruppe A (v. Rundstedt). Mit Schwerpunkt griffen Fliegerverbände französische Truppenbewegungen auf Strassen und Eisenbahnen an, zerstörten die Brücken und trugen erheblich zur Auflösung der Ordnung und der sich anschließenden Übergabe der französischen Heereskräfte bei. Leider wurden bei diesen Hoch- und Tiefangriffen Zivilisten, die sich in die Truppe eingegliedert

hatten, von den Angriffen mit betroffen, obwohl sich die Flieger bemühten, nur die noch geschlossenen Heerestruppenteile anzugreifen.

Andere wichtige Aufgaben mussten, zum Teil bei schlechtem Wetter, daneben laufend bewältigt werden. Der nach Wegnahme der Kanalküste sich auf die weiter südlich liegenden Häfen und Küstenstriche konzentrierende englisch-französische Schiffsverkehr wurde mit ausserordentlichem Erfolg angegriffen, und dadurch der Abtransport der britischen Truppen über See gelähmt. In zwanzig Tagen wurden seit dem 5. Juni 1940 ausser zwei kleinen Kriegsschiffen rund 300'000 t Handelsschiffsraum versenkt, vier Kriegsschiffe und 25 Handelsschiffe in derselben Zeitspanne mehr oder weniger beschädigt. Gleiche Wirkung wurde gegen die Eisenbahn-Zufahrtslinien und Bahnhöfe z.B. von Rennes und der Bretagne erzielt, wo an einem Tage dreissig Züge zusammengeschlagen werden konnten. Am 3. Juni 1940 wurden bei einem grossangelegten Überraschungsangriff auf die Luftbasis Paris über hundert französische Flugzeuge abgeschossen und die drei- bis vierfache Zahl am Boden zerstört. Hierbei fand die Verfeinerung unserer Lufttaktik durch Tiefanflüge mit bewusst irreführendem Kurswechsel sowie durch Hoch-, Tief- und Sturzangriffe sichtbaren Ausdruck.

Die Operationen verliefen in einem schwer vorstellbaren Tempo und führten in kürzester Zeit zum vollkommenen Zusammenbruch der Franzosen. Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 22. Juni war praktisch der Feldzug zu Ende. Als ich von der Demobilisierung deutscher Heeresverbände hörte, war die Hoffnung, dass Hitler den Krieg beenden wollte, nicht unbegründet. Hitler folgte damit sicherlich ebenso einer vorausschauenden, staatspolitischen Konzeption wie einer geheimen Vorliebe für die Engländer, die – auch für mich ersichtlich – später immer wieder zum Ausdruck kam. So erinnere ich mich eines Vortrages anno 1943: Als ich über die kämpferischen Leistungen der Engländer urteilte, blickte Hitler mich scharf an und sagte, sich aufrichtend: «Ja, das sind auch Germanen!»

Wenn auch die Freude über die Kapitulation vorherrschte, so vergassen wir nicht zurückzuschauen. Wir waren auf dem richtigen Weg; die Erfahrungen vom Polenkrieg waren weitgehend ausgewertet und Gemeingut von Führung und Truppe geworden. Der Erfolg hat die Richtigkeit des Feldzugplans erwiesen. Die Durchführung war ihm ebenbürtig. Klassisch das Hand-in-Hand-Arbeiten der Heeresgruppe B mit der Luftflotte 2, sowie die taktische Beweglichkeit bei Umgruppierungen und Konzentrationen. Auch die Organisation der Luftwaffe in Nahkampf- und Fernkampf-Verbänden und in Flakkorps hatte sich

grundsätzlich als richtig herausgestellt, wenn man sie trotz der verschiedenen, an sie heranretenden Aufgaben bei Bedarf an der schlachtentscheidenden Stelle zusammenzufassen verstand. In der Konzentration der Luftwaffen-Kräfte auf ein Ziel lag die Grundlage für einen Sieg auch unter erschwerten Verhältnissen.

Abschliessend noch eine Feststellung: Ich glaube nicht, dass von irgendeiner Seite gegen die deutsche Wehrmacht in diesem Feldzug auch nur der geringste Vorwurf über bewusst völkerrechtswidriges Kämpfen oder Verhalten erhoben werden konnte. Dagegen lauteten die Meldungen von den im Laufe des Feldzuges gefangenen und später zurückkehrenden deutschen Fliegern einschliesslich zweier Geschwaderkommandeure so, dass die kriegsgerichtliche Behandlung der völkerrechtswidrig handelnden alliierten Soldaten in vielen Fällen berechtigt gewesen wäre.

10.

VOR DER GROSSEN WENDE SOMMER 1940

Ein altes Wort besagt: «Nach dem Sieg binde den Helm fester.» Gegen diese Grundregel hat Hitler verstossen. Selbst wenn er an die Möglichkeit diplomatischer Verhandlungen glaubte, so war es für uns Soldaten unverständlich, dass mit der Demobilisierung von Teilen des Heeres begonnen wurde, ohne dass das Ende des Krieges greifbar vor Augen stand. Mag man auch daraus herauslesen, dass Hitler zum mindesten zu jener Zeit keinen Waffengang mit England und keine Ausweitung des Krieges nach Osten anstrebte, so musste er doch wissen, dass diplomatische Gespräche durch eine starke, einsatzbereite Wehre macht am besten gefördert werden. Dass die Luftwaffe nicht abgerüstet wurde, war kein genügendes Äquivalent. Es ist bedauerlich genug, dass erst Anfang Oktober 1941 die Flugzeuge, Flak- und Flakmunitionsbeschaffung in einem Schwerpunktprogramm zusammengefasst wurden, obwohl die Erfahrungen aus den bisherigen Feldzügen die Unzulänglichkeit des Luftwaffennachschubs und die entscheidende Bedeutung der Luftwaffe eindeutig bewiesen hatten. Man wusste auch, dass die Flugzeugbeschaffung eine lange Anlaufzeit brauchte, dass man deswegen nicht frühzeitig genug mit den Vorbereitungen für die Vergrösserung der Kapazität und den Anlauf neuer Typen beginnen konnte.*) Dazu kam etwas anderes: Wir an der Front stehenden Führer konnten uns kein Bild machen, wie

*) Eingehendere Behandlung dieser Frage siehe im Abschnitt «Die deutsche Luftwaffe; ihr Aufstieg und Niedergang».

Hitler zu einem Einvernehmen mit England gelangen wollte, da doch Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne dass irgendetwas geschah. Das einzige, was uns zu tun blieb, war, die Verbände aufzufrischen, soweit dies der verschärft anlaufende Seeluftkrieg gestattete.

Ich musste mich mit dem Seeluftkrieg eingehender befassen und lernte sehr viel aus den Erfahrungen des IX. Fliegerkorps, das fast ausschliesslich diese Art des Luftkrieges zu führen hatte. Bei den vielen Besuchen und Rücksprachen mit dem ausgezeichneten Kommandierenden General (General Coeler) und dessen Verbänden stellte ich fest, dass alte Seeleute mit fliegerischem Können und viel Phantasie am Werk waren. Hier wurde noch richtiges «Seemannsgarn» gesponnen. Die Domäne der schweren Verbände dieses Korps war neben der Überwachung des Schiffsverkehrs an der ganzen englischen Ostküste die Verminderung der Seefahrtsstrassen und Hafeneinfahrten und die unmittelbare Bekämpfung der alliierten Schiffe durch Hoch- oder Torpedoangriffe. In der Lufttorpedofrage kam die Luftwaffe nie aus der Gängelung der Marine. Verständlich, da die Seefliegerei zwar ein Anhängsel der Marine, aber ihr nicht unterstellt war; dass wir aber keine der Eigenheit der Flugzeuge entsprechenden Torpedos entwickelten, belastet auch die Luftwaffenführung. Wir hätten mit unseren Anregungen, Torpedos für rasche, wendige Flugzeuge zu schaffen, die auch bei grossen Geschwindigkeiten abgeworfen werden konnten, bereits 1940 hervortreten und sie der Marine gegenüber mit grösserem Nachdruck vertreten müssen. Man kann den Seetorpedofliegern die grösste Bewunderung nicht vorenthalten, dass sie mit ihren langsamen «Schlitten» – ich rechne auch noch die He 111 dazu –, ohne Rücksicht auf das mehr als unangenehme Abwehrfeuer, im Tiefflug die Schiffe anfliegen und nach dem Sprung über das Schiff hinweg, von den Breitseiten-Salven der Kriegsschiffe verfolgt, abflogen.

Mit den Luftminen, die auch von der Marine entwickelt wurden, wurden wir besser bedient. Jede Waffe findet über kurz oder lang ihre Abwehr. So ging es natürlich auch den Luftminen. Erfreulich war die vorrausschauende Bereitstellung von immer neuen Mustern, so dass unmittelbar nach erkannter Räumung einer Minenart sofort neue Typen eingesetzt werden konnten, die der Gegenseite viele Schiffsverluste brachten oder Fahrtrinnen sperrten, bis das Spiel mit neuen Arten von Neuem begann. *) So ging man von Magnetminen, die je nach

*) Churchill spricht an einer Stelle seines Buches davon, dass die Hälfte der Schiffsverluste auf den Mineneinsatz zurückzuführen sei.

Einstellung bei einem oder mehreren Überläufen von Schiffen wirksam wurden, zu den akustischen Minen über, die auf verschiedene Überläufe und Geräuscharten abgestimmt waren.

Ohne Rücksicht auf die weitere politische Entwicklung genehmigte der Oberbefehlshaber der Luftwaffe die Einrichtung des Luftgaaes «Belgien», der nach dem Fliegertod des tüchtigen Generals Loeb meinem alten bayerischen Freund, General der Flieger Wimmer, anvertraut wurde, und des Luftgaaes «Holland» unter dem alten Seeflieger, General der Flieger Sieburg. Hand in Hand damit ging der Aufbau des Luftekundungs- und Warndienstes sowie des engmaschigen Nachrichtenverbindungsnetzes. Mit dem Vorfeld von Holland und Belgien glaubten wir, den mit Sicherheit aus England zu erwartenden stärkeren Angriffen mit grösserer Ruhe als zuvor begegnen zu können.

Alle diese Arbeiten erhielten ihren eigentlichen Sinn erst, als der Luftflotte Mitte Juli die Befehle für die Vorbereitung der Luftschlacht um England zugingen. Ich führte z.T. die Erkundungen für den Einsatz der leichten Geschwader an der Kanalküste selbst durch, wo das hohe Getreide eine einwandfreie Beurteilung erschwerte. Die beiden Luftgaue mit den zugeteilten Reichsarbeitsdienstabteilungen brachten es fertig, dass sämtliche Flugplätze ab Anfang August bezogen werden konnten und Munition und Betriebsstoff für den Grossangriff bereitstanden. Die Geschwader hatten gerade noch Zeit, sich auf den Plätzen wohnlich einzurichten, bevor der erste Feindstart erfolgte. Die Flak hatte es leichter; sie war mit der Luftnachrichtentruppe frühzeitiger verwendungsfähig.

Neben diesen Arbeiten und Überlegungen lief «im Zuge bewaffneter Aufklärung» der kriegsmässige Fliegereinsatz gegen die englische Schifffahrt in den nahegelegenen Häfen und im Kanal, der vom IX. Fliegerkorps und von Oberst Fink mit seinem Kampfgeschwader 2 erfolgreich bestritten wurde, der aber auch die Jagdflieger und Zerstörer General Osterkamps in hohem Masse in Anspruch nahm. Mehr als eine unangenehme Störung des Schiffsverkehrs von und nach England konnte in dieser Periode nicht erreicht werden. Wichtiger war, dass durch diese Angriffe die Kampfflieger für die neue Aufgabe geschult und die Grundsätze für den Seeluftkrieg geschaffen wurden. Von Zeit zu Zeit wurden auch britische Rüstungswerke, vor allem die Flugzeugwerke Reading, Vickers, Armstrong angegriffen, jedoch Angriffe gegen Städte im Gegensatz zur britischen Methode (Hannover, Dortmund usw.) nicht geführt. Die feindlichen Einflüge mit Vickers Wellingtons ins besetzte Gebiet führten zu so erheblichen

Verlusten, dass sie zeitweise vollkommen ausfielen; auch die britischen Jagdflieger hatten ihren Tiefstpunkt noch nicht überwunden.

Am 19. Juli 1940 war ich in Berlin im Reichstag. Die Reichstagsrede, die auch meine Ernennung zum Generalfeldmarschall enthielt, beruhigte uns. Wir betrachteten Hitlers Friedens-Angebot als durchaus ernsthaft und hielten ein Einlenken Englands für möglich. Unter diesem Eindruck feierten wir am 20. Juli in Karinhall die Beförderungen. Ich fragte Göring, warum wir Fliegergenerale nicht «Lufmarschälle», sondern «Generalfeldmarschälle» geworden wären. Seine Antwort, dass dies die Gleichstellung der Fliegergenerale mit denen des Heeres erfordert hätte, verblüffte mich. Ich gestehe offen, dass mich die Ernennung zum Luftmarschall ganz besonders geehrt hätte, weil der Name die Besonderheit meines Dienstes unterstrichen hätte. Ich ahnte seinerzeit nicht, dass manche Heeresoffiziere die Luftwaffenmarschälle nicht für gleichwertig angesehen haben. Ich bin noch heute der festen Überzeugung, dass wir alle nach dem Westfeldzug keine Feldmarschälle geworden wären, wenn nicht Hitler an die Wahrscheinlichkeit des Friedens gedacht hätte.

Ich bin Heeres- und Fliegeroffizier, habe im späteren Verlauf des Krieges sowohl Luftflotten wie Heeresgruppen geführt, glaube also ein Urteil über die Aufgaben der einzelnen Führer zu haben. In erster Linie wertet man die Leistung nach dem Erfolg. Es kann nicht bestritten werden, dass die Luftwaffe entscheidenden Anteil an den Heeresoperationen hatte und durch die Erfolge des Luftkrieges im operativen und taktischen Rahmen feldzugsentscheidend geworden war. Was die Führung und Führungsentschlüsse betrifft, so lassen sie sich nicht miteinander vergleichen, da sie sich auf ganz verschiedenen Ebenen abspielen. Es ist deswegen falsch, von «hochwertigerer» oder «minderwertigerer» Führung zu sprechen; man kann nur sagen, dass die Aufgaben andere sind. Die Führung der Seestreitkräfte ist die Schrittmacherin für die Luftwaffenführung gewesen. In beiden Waffen verlagert sich die Führungsleistung in höherem Masse aufs Technische als beim Heer. Es kann keinen Zweifel geben, dass die Anlage eines strategischen Luftkriegsplans oder einer Luftoperation tieferschürfende Kenntnisse und Überlegungen erfordert, die sich zwar auf anderer Ebene bewegen, aber nicht weniger wichtige Gebiete umfassen, als die Planung des Heeres. Es kann weiterhin nicht bezweifelt werden, dass neben den Sonderkenntnissen für den operativen Luftkrieg der Einsatz der Flieger im Kampfraum des Heeres oder im Seekrieg hohe Kenntnisse und Einfühlungsvermögen in die

Grundelemente der drei Wehrmachtteile erfordert, dass das «Richtig» oder «Falsch» eines Entschlusses sich in aller kürzester Zeit im Erfolg oder Misserfolg zeigt und dass schon hieraus, bei den technischen Gebundenheiten und dem blitzschnellen Ablauf der Ereignisse, die Verantwortung des Führers eine ganz ausserordentliche ist. Der Erfolg zeigt, ob die Führer als Marschälle genügen; niemals wird dabei die Frage nach ihrer Herkunft, ob aus Heer oder Luftwaffe, gestellt werden. Eines aber rufe ich allen Luftmarschällen zu: «Werden Sie nicht zu einseitige Techniker, sondern lernen Sie wehrmachtmässig denken und führen.»

11.

DAS UNTERNEHMEN «SEELÖWE» UND DIE LUFTSCHLACHT UM ENGLAND

Die Vorgeschichte der Operation «Seelöwe», die die Invasion Englands zum Ziele haben sollte, lässt die Planlosigkeit der Kriegführung erkennen. In einer Studie aus dem Jahre 1946 habe ich diese Gedanken in nachstehenden Sätzen niedergelegt: «Der Hauptfehler lag jedoch in dem Fehlen eines wohlgedachten ‚Kriegsplanes‘ bei Beginn des Krieges. Dass letzten Endes die Erfolge oder Misserfolge für die Art der Weiterführung des Krieges bestimmend geworden sind, muss als der Fehler der Kriegführung auf deutscher Seite angesehen werden. Diese Schuld trifft Adolf Hitler.»

Wie lagen die Verhältnisse in Wirklichkeit? Wie in jeder Wehrmacht, so wurden auch bei uns seit dem Jahre 1936 Operations- oder Aufmarschpläne von der Abteilung Landesverteidigung im Wehrmacht-Amt des Reichskriegsministeriums, später vom Oberkommando und den Oberkommandos der einzelnen Wehrmachtteile vorbereitet. Auf Grund der möglichen politischen Entwicklung in dem der Aufstellung des Planes folgenden Jahr wurden die militärischen Aufgaben gestellt, die bis zur Grenze des gerade noch Möglichen gingen. Die Unzulänglichkeit der militärischen Rüstung engte zwangsläufig den politischen Rahmen und die Aufgabenstellung ein. Kurz gesagt: Weder politisch noch militärisch waren handfeste Vorbereitungen für einen Krieg gegen Frankreich und England getroffen. Selbst zu einem Zeitpunkt, zu dem die Offensive gegen den Westen eine beschlossene Tatsache war (Herbst 1939), waren nachgewiesener-

massen keinerlei Vorbereitungen für eine Invasion gegen England ins Auge gefasst. Selbst wenn man dem OKW und Hitler übermässig geringe Weitsicht zusprechen und darüber hinaus annehmen will, dass Hitler nicht mit einem blitzartigen Erfolg gegen die Weststaaten gerechnet hat, so kann man die vollkommene Vernachlässigung des sich jedem Soldaten geradezu aufzwingenden Invasionsgedankens nicht verstehen. Wenn man weiss, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit Hitler vor allen anderen Feldzügen die Vorbereitungen überprüfte und den möglichen Verlauf erörterte, so kann man aus seiner Zurückhaltung im Fall England schliessen, dass er den offenen Kampf mit England vermeiden wollte. Meines Erachtens glaubte er ernstlich, dass England seine Friedenshand ergreifen würde; die Unterlassung notwendiger Vorbereitungen war und blieb trotzdem ein schwerer Fehler. Dazu kam, dass Hitler, ebenso wie der deutsche Generalstab, kontinental dachte und vor dem «Krieg über See» zurückschreckte. In diesem Gefühl wurde er von Grossadmiral Raeder bestärkt. Wenn schon das Heer nur ungern an eine Operation gegen Grossbritannien heranging, so war die Marine ihr direkt abgeneigt. Wir Luftwaffengenerale einschliesslich des Reichsmarschalls waren positiver eingestellt. Da uns Fliegern häufig Optimismus vorgeworfen wird, wäre die positivere Beurteilung – ich verwende wohlüberlegt die Komparativform – zu begründen.

Keine Tat ohne Wagnis! Die Beurteilung musste vom bisherigen Verlauf des Krieges ausgehen. Drei erfolgreiche Feldzüge hatten der Welt die Leistungsfähigkeit der deutschen Wehrmacht gezeigt. Englands Expeditionsarmee war waffenmässig vernichtet; die Schockwirkung verminderte das Widerstandsvermögen. Die Wiederbewaffnung durfte Monate in Anspruch nehmen. Die englische Luftwaffe war angeschlagen, die Jagdflieger hatten am 6. September ihren grössten Tiefstand erreicht, viele Plätze, und zwar gerade die am günstigsten gelegenen, waren stark in Mitleidenschaft gezogen. Nahkampfbomberkräfte waren auf britischer Seite nicht vorhanden; die mittleren Bomber (z.B. Wellington) hatten ihre wenigen Einsätze mit schwersten Verlusten bezahlen müssen; die noch vorhandenen britischen Bomberkräfte konnten allein durch die Flak in Schach gehalten werden; sie mussten schliesslich ein Opfer der deutschen Jagdflieger werden, die sich schon längst solche Bombenziele wünschten. Die britischen Jagdfliegerkräfte konnten durch entsprechende taktische Massnahmen zersplittert, zermürbt und zerschlagen werden, ganz abgesehen davon, dass wenigstens einzelne Radarstationen zerschossen, zerbombt oder durch Fallschirmer (Lastensegler) ausser Betrieb gesetzt werden konnten, womit der Heimat-

verteidigung das Führungsmittel aus der Hand geschlagen worden wäre. Die Forderung nach der Luftherrschaft im klassischen Sinn war für den «Seelöwen» unangebracht, weil Luftstreitkräfte, die den Übergang zerschlagen konnten, wenn überhaupt, nur im ungenügenden Umfang vorhanden waren und paralyisiert werden konnten.

Die «Home Fleet» konnte von der Luftwaffe allein nicht ausgeschaltet werden; das war Aufgabe aller überhaupt verfügbar zu machenden Kräfte von Marine, Luftwaffe und Heer. Dabei war ausser den schwimmenden und fliegenden Kräften den Seeminen die gleiche Bedeutung beizumessen wie der schweren Küstenartillerie. Wenn man bedenkt, dass die der englischen Küste vorgelagerten Gewässer stark vermint waren und deren Räumung innerhalb befristeter Zeit nicht möglich war, so war der Bewegungstreifen des Kanals für die «Home Fleet» sehr eingengt. Ich verstand schon damals nicht – noch weniger später auf Grund meiner Mittelmeererfahrungen – die Bewertung des Küstenartilleriefeuers durch die Marine. Sprach man früher Küstenbatterien die absolute Überlegenheit gegen schwimmende schwere Einheiten zu, so konnte man sie jetzt nicht, wenn man Farbe bekennen musste, fast als unwirksam bezeichnen. An der Zahl der Küstenbatterien konnte es auch nicht liegen; sie konnten in Stellung gebracht und zum Teil sogar festungsmässig eingebaut werden. Selbstverständlich musste die Forderung gestellt werden, die feindlichen Küstenbatterien niederzukämpfen. Küstenartillerie und Bombenangriffe – vom Vernebeln gar nicht zu sprechen – hatten gute Erfolgsaussichten. Die Invasion jedoch davon abhängig zu machen, dass die ganze englische Küstenartillerie im Angriffstreifen und in den Nachbarabschnitten zum Schweigen gebracht wurde, ging zu weit; diese Forderung erinnert mich an eine Besprechung im Comando Supremo 1942, in der von der italienischen Marineleitung die Anlandung auf Malta von der Vernichtung der Küstenbatterien abhängig gemacht wurde. Meiner Entgegnung, dass dies nicht zu erreichen sei, fügte ich noch an, dass ich schon viele Angriffsschlachten mitgemacht hätte, in denen auch nicht annähernd die feindlichen Abwehrwaffen niedergekämpft waren, ohne dass der Erfolg des Angriffs in Frage gestellt gewesen wäre. Selbst dann, wenn das eine oder andere Boot zum Sinken gebracht würde, so würde das im Hinblick auf den feldzugs-, ja kriegsentscheidenden Erfolg ein erträglicher Verlust sein, bei dem noch nicht einmal mit dem Total Verlust der Besatzung gerechnet werden müsste. Ich vertraute auch den Siebel'schen Kampfjahren, mit denen ich selbst gefahren bin und die in grosser Zahl bereitgestellt werden konnten. Wenn ich auch seinerzeit

1940 noch nicht die Erfahrungen von Tobruk hatte, wo allein durch 8,8-cm-Feuer von vier englischen Zerstörern zwei zusammengeschossen wurden, oder die von Anzio-Nettuno, wo mit schwachem bis mittlerem Küstenartilleriefeuer auch die «dicken Schiffe» zum Abdrehen gezwungen wurden, so wusste ich doch, dass durch den Einsatz zahlreicher Siebel-Kampffähren mit 3–8,8-cm-Flak und leichten Waffen die Luftabwehr ganz wesentlich verstärkt und die Minenfelder gegen feindliche Räumboote sowie der Übergang gegen den Angriff leichter britischer Seestreitkräfte wirksam geschützt werden konnten. Ich kenne die Gegnerschaft der Marine gegen alle nicht aus Marineüberlegungen stammenden Wasserfahrzeuge; das schliesst jedoch nicht aus, dass die aus der genialen Hand Siebels stammenden Fahrzeuge und die Pioniersturmbote Mittel allererster Klasse zur Durchführung des Übersetzmanövers gewesen wären, wie sie es zum Beispiel in der Strasse von Messina und zwischen Sizilien und Tunis geworden sind.

Das Auffallendste war, dass man bei den Überlegungen für «Seelöwe» die Erfahrungen des deutschen Luftlandeunternehmens in Holland vollkommen unausgenützt liess und auf die Unterstützung der Fallschirmer verzichten wollte. Bei entsprechender Planung wären genügend Fallschirmer und Lastensegler verfügbar gewesen, um die Abwehr und die Radarbasis an der einschlägigen Küstenfront auszuheben und Flugplätze zu gewinnen, die die Landung von einer bis zwei Luftlandedivisionen ermöglicht hätten.

Umfangreiche Täuschungsabwürfe in Essex, Kent und Sussex hätten, wie im Luftlandeunternehmen gegen Holland und Belgien die englische Führung, Abwehr und Bevölkerung in Unruhe versetzen und schon allein dadurch das Unternehmen ausserordentlich erleichtern können. Eine Voraussetzung musste allerdings erfüllt werden: Es durfte nicht abgerüstet, sondern es musste in noch nie dagewesenem Umfang aufgerüstet werden.

Meine Auffassung habe ich, abgesehen vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe, auch dem Oberbefehlshaber der 9. Armee (Generaloberst Busch) und den einschlägigen Marinebefehlshabern auseinandergesetzt. – Aber: Es fehlte der zentrale Wille. Ich kam während der Vorbereitungswochen immer mehr zur Überzeugung, dass das Unternehmen nicht gestartet werden würde. Im Gegensatz zur Vorbereitung früherer Feldzüge fand keine ins Einzelne gehende Aussprache innerhalb der Luftwaffe, mit den Oberbefehlshabern der beteiligten Grossverbände der anderen Wehrmachtteile und noch weniger mit dem OKW oder gar Hitler selbst statt. Auch die Aussprachen, die ich mit Göring und mit

den für «Seelöwe» bestimmten Führern von Heer und Marine auf meinem Gefechtsstand an der Kanalküste hatte, waren mehr Gespräche als verbindliche Besprechungen. Selbst über den inneren Zusammenhang zwischen den laufenden Luftangriffen gegen England und dem schemenhaften Invasionsplan konnte ich keine Klarheit gewinnen; Befehle wurden den Luftflotten nicht gegeben. Über das, was meine Luftflotte an taktischen Aufgaben zu erwarten hatte, wie die Zusammenarbeit mit Heer und Marine gedacht war, wurde überhaupt nicht gesprochen. Dies war für mich umso bedrückender, als ich zwar auf Grund der mir am 6. August 1940 gegebenen mündlichen Anweisung vermuten konnte, dass die Luftoffensive ab 8. August 1940 die Vorbereitung der Operation «Seelöwe» sein sollte, aber die Durchführung der Luftoffensive schon in den ersten Tagen von dem erwähnten Befehl abwich und der Gesamttablauf nicht mehr mit den Notwendigkeiten der Invasion in Übereinstimmung gebracht wurde. Jeder Führer musste sich ausserdem sagen, dass bei dem damaligen Rüstungsstand eine Luftoffensive von fünf Wochen Dauer (vom 8.8. bis 15.9.1940) auch unter Annahme günstigster Verhältnisse zu einer der Durchführung der Invasion unzuträglichen Abnützung der deutschen Luftstreitkräfte führen musste. Dies umso mehr, als die materielle und personelle Auffrischung und die mehrmonatige Erhaltung der Volleinsatzstärke der Kampfverbände keineswegs sichergestellt zu sein schienen.

Wenn man die Invasion durchführen wollte, so musste man in kurzen, wichtigen Schlägen die Insel-Luftverteidigung betäuben, um dann überraschend mit einer kaum geschwächten deutschen Luftwaffe in die Invasion einzutreten. Dann durften aber auch nicht die Angriffe auf die Luftstützpunkte in der Zone «London» verboten werden, ein Verbot, das den Kampf um die Luftherrschaft von vorneherein problematisch machte. Fraglich war auch, ob man in dieser Periode der Bekämpfung der naheliegenden britischen Seehäfen eine derartige Bedeutung beimessen durfte, wie sie sich uns in Wirklichkeit aufdrängte. Wenn ich auch die Kampfanweisung für den Beginn der Schlacht um England nicht für glücklich hielt, so liessen mich die verschiedenen Aussprachen mit dem Reichsmarschall doch wieder einigen Glauben an die Verwirklichung des «Seelöwen» finden. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man nur, um überhaupt etwas zu tun, die kostbaren Fliegerverbände am untauglichen Objekt verbrauchte und damit die rasche Wiederherstellung einer überlegenen deutschen Luftwaffe in Frage stellte. Man kann die Vorgänge um die Operation «Seelöwe» nur verstehen, wenn man annimmt, dass man ständig mit dem Gedanken eines

Landungsunternehmens spielte, um das Gewissen zu beruhigen, dass man aber über lauter Zweifeln politischer und militärischer Art zu keinem Entschluss kam. Ich muss dem englischen Militärschriftsteller Fuller beipflichten, wenn er sagt, dass «der Seelöwe oft ins Auge gefasst, aber niemals geplant wurde».

Unter dieser unklaren Programmstellung für «Seelöwe» litt auch die «Luftschlacht um England». Alle einsichtigen Kreise, einschliesslich Hitler, waren sich klar, dass England allein durch die Luftwaffe nicht auf die Knie gezwungen werden konnte. Man kann deswegen nicht von einem Versagen der deutschen Luftstreitkräfte sprechen, wenn das unerreichbare Ziel nicht erreicht wurde. Für uns Luftwaffenführer war auch klar, dass wir zwar vorübergehend die Luftherrschaft erringen würden, dass aber eine Dauerherrschaft ohne Inbesitznahme des Landes schon deswegen nicht möglich war, weil wir mit unseren Kampfflugzeugen einen erheblichen Teil der britischen Luftbasis, der Flugzeug- oder Motorenwerke gar nicht erreichen, die Seehäfen aus demselben Grund nur zum geringsten Teil angreifen konnten. Dass die Jagdflieger keine genügende Reichweite hatten, kam erschwerend dazu. Dass uns das Abblasen oder Verschieben des «Seelöwen», worüber Gerüchte schon seit Anfang September umliefen, nicht gerade befriedigte, kann nur der ermessen, der wusste, dass nunmehr unter erschwerten Verhältnissen die ganze Last des Kampfes um England ausschliesslich auf die Schultern der Luftwaffe abgewälzt wurde.

Zweifellos war der Wirtschaftskrieg gegen Ziele auf und vor der Insel ein echter Ausschnitt aus dem operativen Luftkrieg, der in seiner Zielsetzung befriedigen konnte, wenn er nach sorgfältiger Planung durchgeführt wurde, ihn aber als Ersatz für eine abgeblasene anderweitige Operation ohne besondere Bereitstellung aller hierfür dienlichen Mittel anlaufen zu lassen, war ein schlechter Behelf mit vielen Nachteilen.

Den Luftflotten 2 und 3 fielen nunmehr Aufgaben zu, die sie zahlenmässig nicht mehr, reichweiten- und wirkungsmässig überhaupt nicht erfüllen konnten. Ebenso wie wir 1939 unfertig in den Polenkrieg traten, waren wir für den Wirtschaftskrieg gegen England in seiner Tiefe und Vielfalt nicht gerüstet. Sicherlich, wir haben den Engländern das Leben auf ihrer Insel erschwert, wir haben aber nicht die Lebensader Grossbritanniens abschneiden können.

Die deutschen Kräfte zum geplanten Zeitpunkt von «Seelöwe» (15.9.1940) sind von der englischen Literatur wesentlich stärker angenommen; Churchill soll zum Beispiel von 1'700 Jagdflugzeugen sprechen. Diese Zahl trifft nicht zu, dies

kann an Hand der Jahresproduktionszahlen überprüft werden. Die Jahresproduktion 1939*) von rund 450 Jagdflugzeugen kann im August 1940 als verbraucht abgeschrieben werden. Ebenso dürfen von der Jahresproduktion 1940 in Höhe von 1'700 Jagdflugzeugen rund 600 Flugzeuge abgerechnet werden, die in den vorhergegangenen Einsätzen gegen Holland, Belgien, Frankreich und England verloren oder zu Bruch gegangen sind, rund 400 Flugzeuge sind abzurechnen, weil sie im August noch nicht ausgeliefert sein konnten. Bestenfalls konnten 1'700 minus 1'000 gleich 700 Jagdflugzeuge im Bestand der Jagdgeschwader sein. Rechnet man von September an noch die Me 110 mit zwei Zerstörergeschwadern (200 Flugzeuge), so kommt man auf insgesamt 900 Jagd- oder jagdähnliche Flugzeuge gegenüber den Churchill'schen 1'700.

Gliederung der Luftflotte 2 im Aufmarschgebiet Holland, Belgien, NW.-Frankreich bis zur Somme

Gefechtsstab
Fernaufklärergruppe 122
IX. Fliegerkorps
II. Fliegerkorps
I. Fliegerkorps
Jagdfliegerführer 1
Jagdfliegerführer 2
Nachtfliegerkorps
Luftgau Kdo X (Hamburg)
Luftgau Kdo VI (Münster) mit den Flakdivisionen,
Luftgau Kdo Holland (Amsterdam) Boden- und Nachschub-
Luftgau Kdo Belgien (Brüssel) verbänden.

In der Luftkriegführung gegen England 1940/41 lassen sich verschiedene Abschnitte unterscheiden, die aus politischen oder militärischen Erwägungen entstanden sind.

Der erste Abschnitt reicht vom «Adlertag», 8. August, bis zum 6. September 1940 und umfasst die lufttaktische Vorbereitung für die Mitte September in Erwägung gezogene Invasion, mit anderen Worten, die Ausschaltung der engli-

*) Diese Angaben sind dem Buch Baumbachs «Zu spät» entnommen. – Ploetz: Geschichte des zweiten Weltkrieges (Bielefeld 1951) gibt als Gesamtstärke der Luftflotten 2 und 3 1'361 Kampf- und 1'308 Jagdflugzeuge an. Bem. des Verfassers: In den 1'308 Jagdflugzeugen dürften die obengenannten 400 noch nicht ausgelieferten Jagdflugzeuge mitgehalten sein.

schen Luftverteidigung, daneben die Fortführung des Seeluftkrieges gegen die Handelsschifffahrt, um England von der «Zufuhr abzuschneiden», und die Lähmung der Luftwaffen-Rüstungsindustrie. Das Vorgehen bestand in Jagdeinflügen von Gross verbänden zur freien Jagd und Jagdflieger-Tiefangriffen gegen die Luftbasen in SO.» England, in Verstärkung der Jagdfliegerangriffe durch Bombenangriffe einzelner, unter Jagdschutz fliegender, unterschiedlich starker Kampfverbände gegen Flugplätze und Rüstungswerkstätten und in Stuka- und Jaboangriffen gegen den englischen Versorgungsverkehr im Seegebiet vor der englischen Ost- und Südküste und gegen das Ausladegeschäft in den diesem Gebiet zugehörigen Häfen. Terrorangriffe waren verboten.

Nach verlustreichen Anfangskämpfen wichen die englischen Jagdflieger den überlegenen deutschen Kräften aus; im Laufe der Kämpfe wurde auch ein Teil der britischen Bodenorganisation in eine Basis ausserhalb der grössten deutschen Jägereindringtiefe verlegt. Durch Einsatz von kleinen Bombereinheiten, die als Köder für die englischen Jagdflieger dienten, konnten sie wieder zum Kampf gestellt werden, bis auch diese Kampfmöglichkeit durch den ausdrücklichen Befehl an die englischen Jagdflieger, sich nicht mehr in den Kampf mit deutschen Jagdfliegern einzulassen, so zusammenschumpfte, dass keine Entscheidung in der Luft herbeigeführt werden konnte. Das Schwierige war nicht, die feindlichen Jagdflugzeuge abzuschiessen – wir hatten wirkliche Asse (Galland, Mölders, Oesau, Balthasar usw.), die grossen Abschusszahlen*) bewiesen dies ebenfalls –, sondern sie zum Kampf zu stellen.

Abschüsse oder Flugzeugtreffer auf beiden Seiten waren nicht gleich zu bewerten. Die englischen Jagdflieger, die über der Insel «aussteigen» oder notlanden mussten, landeten auf heimatlichem Boden und konnten entsprechend dem

*) Dabei ist berücksichtigt, dass anfänglich zu viel Abschüsse gemeldet wurden. Dieser Täuschung oblagen alle Flieger der Welt, bis klare Bestimmungen und technische Anordnungen getroffen waren, die die erklärlichen subjektiven Mängel und Täuschungen beseitigten.

Die Gründe für die der Wirklichkeit nicht entsprechenden Abschusszahlen waren, wenn man von den wenigen gar nicht stattgefundenen Abschüssen absieht, unter anderem folgende: Gleichzeitige Angriffe von verschiedenen Flugzeugen auf ein feindliches Flugzeug, dessen Abschuss mehrere verschiedenen Rotten oder Ketten angehörige Jagdflieger in Anspruch nahmen. In Luftschlachten ein verzeihlicher Irrtum! «Abtrudeln» feindlicher Flugzeuge nach dem Beschuss, das als tödliche Abschusswirkung angesehen wurde, aber nur eine taktische Abwehrbewegung zu sein brauchte. Beschiessung von solchen abtrudelnden oder beschädigten Flugzeugen durch Jagdflieger anderer Verbände in anderen Höhen, die wieder ihrerseits den Abschuss verbuchten; Ansprechen von sichtbaren schweren Beschädigungen an Flugzeugen als Abschüsse, die im Normalfall zum Absturz führen konnten, aber nicht brauchten.

Grad einer etwaigen Verwundung und der Bereitstellung einer neuen Maschine früher oder später wieder eingesetzt werden. Ein deutscher Flieger landete dagegen in Feindesland und fiel als Totalverlust aus. Bei Maschinentreffern war mit einer Wasserlandung zu rechnen, die trotz sofortigen Einsatzes von Seenotflugzeugen oder unter Inanspruchnahme von Seenotbojen häufig zu Totalverlusten führte, da beide Sicherungseinrichtungen trotz Rotkreuzbezeichnung von der englischen Seite nicht als völkerrechtlich geschützt angesehen wurden.*) Dass wir vor England und im Mittelmeer selbstverständlich unseren Seenotdienst auch für britische notgelandete Flieger eingesetzt haben, sei zur Kennzeichnung unserer Kampfführung angeführt.

Die Jagdflieger-Erfolge waren trotz des Ausweichens der englischen Jagdflieger beachtlich, wenn auch verlustreich. Englischen Totalverlusten in Höhe von rund 500 Flugzeugen bei einem anfänglichen Einsatzstand von rund 700 Hurricane und Spitfire standen in der gleichen Zeit fast 800 verlorene deutsche Jagd-, Kampf- und Aufklärungsflugzeuge gegenüber. Die hohe deutsche Totalausfallquote ist auf die bereits erwähnten Verhältnisse zurückzuführen. Die lichtbildmässig belegten Treffer in den Anlagen der englischen Luftwaffe und Luftfahrtindustrie (Liverpool, Birmingham, Coventry, Thameshaven, Hull usw.) und in den Häfen (Chatham, Newcastle, Sherness usw.) zeigten befriedigende Wirkung. Die Erfolge der Stuka- und Jaboangriffe gegen die Schifffahrt

*) 1. Die englische Auffassung gibt Churchill wieder:

«German transportplanes marked with the Red Cross began to appear in some numbers over the Channel in July and August whenever there was an air fight. We did not recognise this means of rescuing enemy pilots who had been shot down in action, in order that they might come and bomb our civil population again. But all German air ambulances were forced or shot down by our fighters on definite orders approved by the War Cabinet.»

Über die Berechtigung und Zulässigkeit dieser Bestimmung kann man zum mindesten zweierlei Ansicht sein; wer, wie ich, die laufenden, nicht dem Völkerrecht entsprechenden Angriffe gegen ein deutsches Seenotflugzeug und die gewasserte Besatzung durch eine Hurricane-Kette gesehen hat, kann nur ein Urteil haben.

2. Zahlenangaben für die Erfolge des Seenotdienstes 1940 am Kanal fehlen mir; sie waren beachtlich. Im Mittelmeer-Raum wurden durch «Seenotdienstführer Luftflotte 2» (Oberst Engelhorn) gerettet:

1941 : 398

1942 : 685

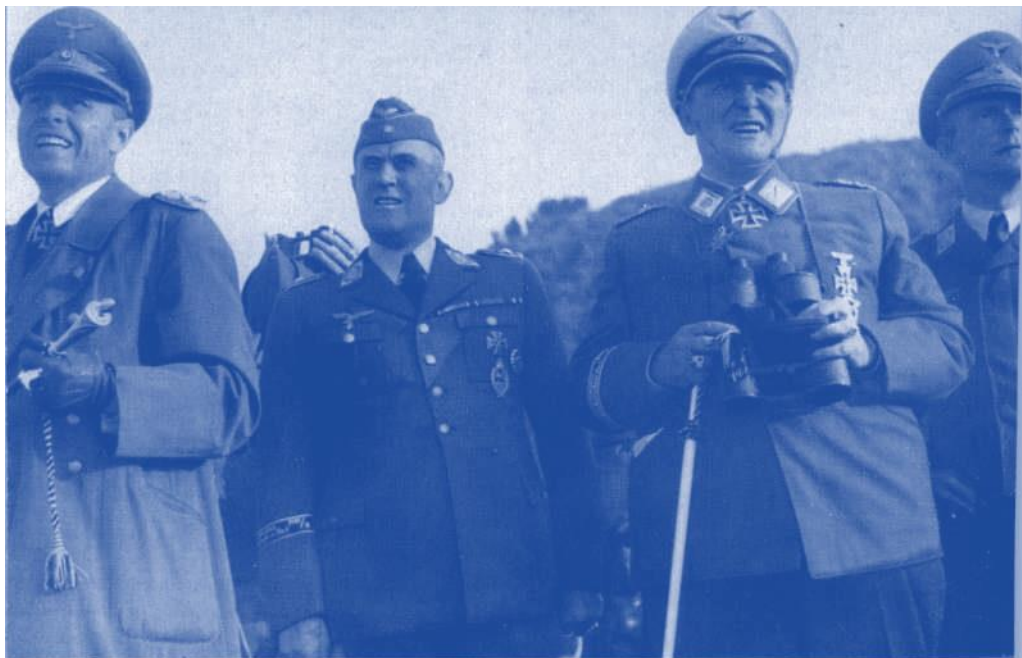
1943 : 598

1944 : 137

1818 Personen aller Nationalitäten



Zerstörer auf dem Flug nach England



Kesselring

Bodenschatz

Göring

Speidel

Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Chef Luftflotte 2 beobachten an der Kanalküste Anflug zum ersten Grossangriff gegen kriegswichtige Anlagen im Grossraum London



Gefechtsstand
Luftflotte 2 an der
Kanalküste: Bespre-
chung mit General-
oberst Jeschonnek
und General d. Fl
Loerzer

waren sehr gut, sie übertrafen die der Vormonate bei Weitem, waren aber durch die Reichweite der Einsitzer immerhin begrenzt. In vielen Fällen konnte ich die Wirkung dieser Angriffe von meinem Gefechtsstand beobachten. Die Erfolge der Luftminen-Verseuchungsangriffe waren von uns auch nicht annähernd einzuschätzen; nach englischen Meldungen waren sie aber erheblich, was durch das IX. Fl. K. mir schon während der Luftschlacht immer wieder gemeldet wurde. Auf beschränktem Raum war kurzfristig – Anfang September – die Luftüberlegenheit errungen, ihre Aufrechterhaltung wurde mit dem Einsetzen der Angriffe gegen die Zone London nicht konsequent weiterverfolgt. Fest steht aber, dass wir uns ausserhalb des Inselbereichs friedensmässig bewegen konnten, was auf eine absolute Unzulänglichkeit der britischen Kampfflieger schliessen liess; sie waren auch nicht bei der Abwehr einer deutschen Invasion zu befürchten, dazu waren die Wellington-Bomber zu wenig kriegstüchtig und die deutsche Luftabwehr zu stark und gut eingespielt.

Die Anlage des ersten Abschnittes der Luftoffensive gegen England war als Vorbereitung des «Seelöwen» falsch. Wenn die deutsche und englische Literatur davon spricht, dass die deutsche Luftwaffe beim ersten Tempo versagt und die Luftüberlegenheit nicht errungen hätte und dass deswegen die Invasion abgeblasen werden musste, so ist in dieser Form die Kritik nicht richtig. Ich wiederhole deswegen nochmals die wesentlichen Punkte: Die Luftüberlegenheit im absoluten Sinn, mit anderen Worten also die Luftherrschaft, war nur dann zu erkämpfen, wenn sich die feindliche Luftwaffe zum Kampf stellte. Dies war nicht der Fall. Das an sich richtige taktische Verhalten der englischen Luftstreitkräfte kann aber kaum als Stärke oder gar als Überlegenheit angesehen werden; sie waren gute Abwehrtechniker auf begrenztem Raum!

Die ersten Luftkämpfe brachten bei anfänglich erträglichen eigenen Verlusten erhebliche Abschusserfolge und zeigten unsere taktische Überlegenheit gegenüber der im Aufbau begriffenen britischen Luftverteidigung. Erst die späteren Luftkämpfe erbrachten einen dem Remis ähnlichen Kampfzustand.

Die Angriffe gegen die Rüstungs-Industrie, Seehäfen, Vorrats- und Truppenlager hatten bemerkenswerte materielle und psychologische Erfolge, dienten auch dem Gedanken der Invasion, führten aber praktisch zu störender Zersplitterung.

Die deutschen Luftstreitkräfte hätten ihre Aufgabe bei einer Invasion erfüllt, wenn die Massnahmen zur Erringung einer auch mir bedingten Luftüberlegenheit auf die Invasion abgestimmt, jede Zersplitterung vermieden worden wäre

und die gesamte deutsche Luftwaffe zu diesem Zeitpunkt voll aufgefrischt zur Verfügung gestanden hätte, Voraussetzungen, die erfüllbar gewesen wären.

Die britische Führung beschränkte sich auf die reine Inselverteidigung unter Ausnützung aller technischen Erkenntnisse und Neuerungen; die wenigen erfolglosen Nachtbombenangriffe einzelner Bomberflugzeuge gegen die französische Küstenzone änderten daran nichts, liessen aber den Schluss zu, dass bei einer etwaigen Invasion die englischen Bomberkräfte keine Gefahr sein konnten. Die britischen Angriffe gegen die deutschen Luftbasen im besetzten Gebiet blieben schwache Versuche; die Terrorangriffe gegen deutsche Städte waren ernster zu nehmen.

Mit der Eröffnung der «Luftschlacht» wurde in der Luftkampfführung ein neues Kapitel aufgeschlagen, das von allen Führungsstellen peinlichst beachtet werden wollte. Da mir verboten war, selbst gegen England zu fliegen, so versuchte ich meinen Führungsverpflichtungen dadurch gerecht zu werden, dass ich von der Kanalküste aus die Ansatzbewegungen verfolgte, mitunter auch eingriff, beim landenden Verband wiederholt durch persönliche Aussprachen mit den Geschwaderkommodoren, Gruppenkommandeuren und Besatzungen die wechselnde Atmosphäre zu erfassen suchte, um truppennah befehlen zu können. Ich bin dadurch sicherlich den Verantwortlichen zeitweise auf die Nerven gefallen, was allein schon dadurch zum Ausdruck kam, dass die Verbände nicht mehr in dem von mir gut zu übersehenden Raum um Calais sammelten und abflogen, sondern nördlich und südlich ausholten. Dabei glaube ich, Verluste hintangehalten zu haben, wenn ich schlecht geordnete Verbände auf F. T.-Befehl nach Hause schickte – aber man fürchtete den Feind anscheinend weniger als den unangenehmen Luftflottenchef! Das blieb auch während der folgenden Abschnitte so.

Der zweite Abschnitt der Luftschlacht um England vom 6. September 1940 bis zum Juni 1941 brachte die Loslösung vom Invasionsgedanken. Störung der Produktion und der Zufuhr nach Grossbritannien war die Hauptaufgabe, die unschwer den tieferen Sinn, die Verlangsamung der britischen Aufrüstung, den Wirtschaftskrieg gegen Grossbritannien erkennen liess. Die «Vergeltungsangriffe» liefen an.



Die hauptsächlichsten Ziele
im Wirtschaftskrieg gegen Grossbritannien

Anfang September war durch den neuen Kampfauftrag für den Wissenden das Urteil über «Seelöwe» gesprochen. Eine einmalige politisch-strategische Lage blieb unausgenützt. *) Die Verschiebung des Termins von Mitte September auf unbestimmte Zeit, schliesslich auf Frühjahr 1941, konnte daran nichts ändern.

Mit einem von Hitler befohlenen Vergeltungsangriff auf London wurde nur scheinbar der neue Auftrag durchbrochen, da die Ziele dem Sektor «Wirtschaftskrieg» angepasst waren.

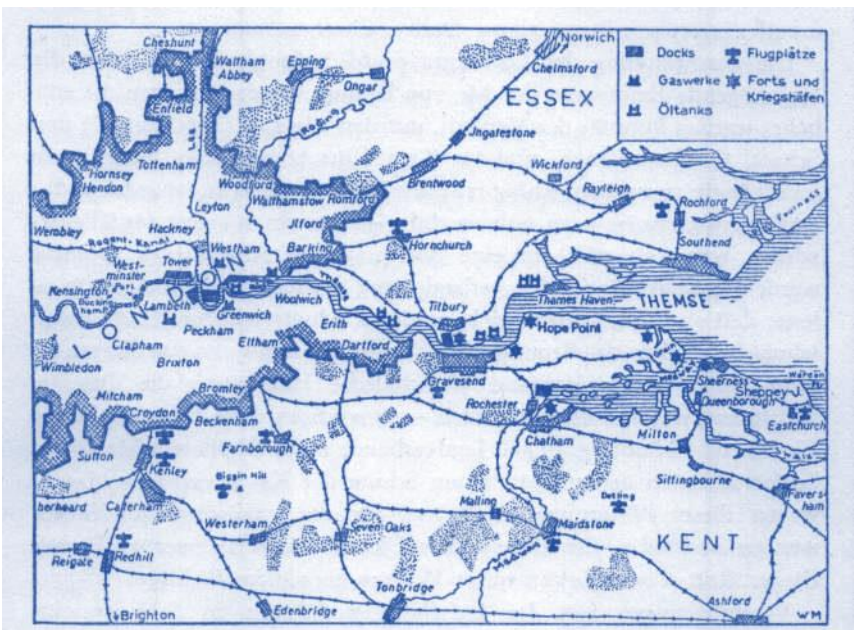
Je nach Wetterlage, feindlicher Abwehr, eigenem Ausbildungs- und Rüstungsstand änderten sich die Methoden der Kampfführung, die Stärke der Angriffe und die Angriffsziele. Nicht ganz mit Unrecht wird der Luftwaffenführung ungenügende Schwerepunktbildung, d.h. also eine Verzettlung der Wirkung, vorgeworfen. Ich selbst, der ich nahezu ein «Schwerepunktfanatiker» bin, litt ausserordentlich darunter. Von vereinzelt Fällen abgesehen, die einer willkürlichen, aber leider nicht zu ändernden Befehlsgebung von oben entsprangen, war der kritisierte Zielwechsel eine zwangsläufige Folge der im Herbst 1940 und Frühjahr 1941 gegebenen Verhältnisse. Richtig wäre gewesen, die Ziele nach ihrer Dringlichkeit festzustellen, sie bis zur Vernichtung anzugreifen und dann zu überwachen, um bei festgestellten Wiederaufbauarbeiten diese sofort zu stören und zu zerschlagen. Die Dringlichkeitspläne für den Wirtschaftskrieg standen zur Verfügung, aber die Mittel dazu fehlten oder waren nur in unvollkommener technischer Ausführung vorhanden. Uns fehlten die viermotorigen Bomber mit ihrer grossen Reichweite, Steigfähigkeit, Geschwindigkeit, Ladefähigkeit und ihren starken Abwehrwaffen, wir hatten daneben keine Langs trecken jäger, die die Bomber in die Tiefe des Raumes begleiten konnten. Wir waren von der in diesen Monaten sehr veränderlichen Wetterlage abhängig, die bedingte, dass ein mit grosser Wirkung angegriffenes Objekt wegen Dauemelbel, Regen oder Wolken auf längere Zeit nicht mehr im Verband angegriffen werden konnte. Überraschungsangriffe, vielleicht noch einmal wiederholt, ergaben die grösste Wirkung ohne ins Gewicht fallende Verluste. Bei der

*) Wie Churchill die Lage noch am 11.9. ansah, geben Ausschnitte aus einer Rundfunksprache wieder:

«... jeden Augenblick kann die Offensive beginnen. – Eines ist sicher, lange kann Hitler seinen Invasionsplan nicht mehr verzögern – wir müssen daher die nächste Woche als eine sehr bedeutsame Epoche in unserer Geschichte betrachten. Wir werden sie mit den Tagen vergleichen können, wo sich die spanische Armada dem Kanal näherte und Drake ihr ein Ende bereitete, oder mit jenen Tagen, als Nelson sich zwischen uns und die grosse Armee Napoleons in Boulogne stellte...»

schnellen Reaktion der britischen Luftverteidigung (Flieger, Flak) durch beschleunigte Schwerpunktbildung über dem Objekt und auf dem Marschweg nahmen die Verluste sehr bald in einem unerträglichen Umfang zu. Notgedrungen musste man, um die Luftstreitkräfte nicht ausbluten zu lassen, der besseren taktischen Einsicht zuwider in der Zielfestlegung, den Zeiten und den Angriffsmethoden wechseln.

Im Beisein Görings fand der erste Grossangriff auf die militärischen Anlagen von London statt, der, mit Nebenangriffen eingeleitet, ein voller Erfolg wurde und in Nachtangriffen seine Ergänzung fand. Göring, durch das Bild der flie-



Einzelziele im Raum Gross-London

genden Verbände in der Luft und die vom Gefechtsstand aus erkennbare Wirkung beeindruckt, liess sich zu einer überflüssigen und übertriebenen Radioansprache an das deutsche Volk hinreissen. Solche Sachen widersprachen meiner Natur und meinem militärischen Empfinden. Um das Ziel zu erreichen, brauch-

ten wir in voller Würdigung unseres Könnens und unserer Einsatzfreudigkeit Glück. Man soll es nicht beschreien! Schon der nächste Tag brachte schlechtes Wetter, das andauerte, die Kampfbedingungen ausserordentlich erschwerte und die Wirkung verminderte. Hauptziel dieser und der kommenden Angriffe auf London, das im September fast täglich am Tag und bei Nacht in wechselnder Stärke bebombt wurde, waren die militärisch wichtigen Anlagen des riesigen Führungs-, Verkehrs- und Handelszentrums. Daneben wurden als Ausweichziele stark belegte Seehäfen mit ihren ständigen Anlagen und verschiedene Rüstungsstätten mit wechselndem, im Durchschnitt aber befriedigendem Erfolg angegriffen. Vornehmliche Angriffsobjekte waren Southampton, Portsmouth, Liverpool, Birmingham, Derby, Chatham usw.

Die Beschränkung der Luftangriffe auf Südengland war durch die ungenügende Reichweite der Me 109 bedingt, deren Schutz nicht entbehrt werden konnte; der Versuch, mit den Me 110 (Zerstörern)* den Schutz zu übernehmen, und im Kampfeinsatz von den Jagdfliegern unabhängig zu werden, schlug fehl; die Me 110 waren zu langsam und – merkwürdigerweise – zu unbeweglich; sie brauchten selbst Jagdfliegerschutz, wenn sie nicht in eine hoffnungslose Abwehrlage gebracht werden wollten. Die Jagdfliegerbegleitung der Kampfverbände hatte zu jener Zeit und auch später ihre besonderen Schwierigkeiten. Erschwerten schon die Wolken das Sammeln des Kampfverbandes und das Fliegen im dicht geschlossenen Verband – technische Hilfsmittel, die dies erleichterten, waren nicht vorhanden – so wuchsen diese Schwierigkeiten für die nicht blindflugfähigen Jagdverbände in weit höherem Masse und beeinträchtigten den unmittelbaren Schutz der Kampfverbände. Leider waren diese Witterungsverhältnisse für die englischen Jagdflieger weniger nachteilig; für fliegerisch und kämpferisch hochwertige Einzelflieger, Rotten oder Ketten waren Wolken gerade das Richtige.

Vereinbarungen mit der Luftflotte 3 führten zu Schwerpunktangriffen der beiden Luftflotten, zu gleichzeitigen Angriffen gegen mehrere Ziele, zu zeitlich gestaffelten Angriffen gegen verschiedene Ziele bis zu laufenden Angriffen während des ganzen Tages auf ein gemeinsames Ziel. Einsatz der bombentragenden Jagdflugzeuge und Zerstörer auch gegen Inselziele brachte die britische Abwehr vorübergehend in Verwirrung.

*) Die Me 110 war gross herausgebracht. Göring nannte sie nur «Meine Eisenseiten» (Cromwell). Als sie zur Truppe kamen, waren es recht lendenlahme Flugzeuge mit ungenügender Geschwindigkeit und Bewaffnung.

Die britischen Terrorangriffe gegen die Heimat wurden häufiger, ohne materiell und psychisch besondere Wirkung auszulösen. Die Nacht-Jagdflieger unter General Kammhuber störten den feindlichen Überflug und wurden allmählich ein unentbehrliches Glied der Luftverteidigung in der ganzen Tiefe des Kampfgebietes.

Das Angebot Mussolinis, sich mit einem Fliegerkorps (CAJ) am Angriff gegen England zu beteiligen, wurde trotz mancher Bedenken gerne entgegengenommen. Das Hauptkennzeichen der deutsch-italienischen Zusammenarbeit war die vorzügliche Fliegerkameradschaft. Ohne bereits an dieser Stelle ein abschliessendes Urteil über die italienische Luftwaffe abzugeben, sei festgestellt, dass die italienischen Flugzeuge den englischen modernen Jägern, ja selbst den Hurricanes nicht gewachsen waren. Die italienischen Kampfflugzeuge waren bei Tage nicht einzusetzen, für die späteren Nacheinsätze genügte weder die Blindflugausbildung noch die Instrumentierung der Maschinen. Ich war heilfroh, als die italienischen Verbände nach ein oder zwei kleinen Angriffsflügen gegen Hafenanlagen bei Hull wieder gelandet waren. Der Erfolg stand in keinem Verhältnis zu den möglichen Verlusten. General der Flieger Fougier, der kommandierende General des Fliegerkorps (CAJ), war zu klug, um das nicht einzusehen, und nützte die Zeit für die Weiterbildung.

Die britische Abwehr basierte auf einer starken Flakabwehr, ohne dass diese der entscheidende Faktor der Luftverteidigung wurde. Das Rückgrat der Verteidigung waren und blieben die britischen Heimat-Jagdfliegerkräfte. Diese Erkenntnis veranlasste mich, dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe neben dem Einsatz der leichten Kampfverbände ein anderes Angriffsverfahren für die schweren Kampfflieger vorzuschlagen, von dem ich mir bei schwächerem Einsatz und geringeren Verlusten grössere Erfolge versprach.

Die damit beginnende neue Phase brachte, ohne auf die Einsätze der schweren Verbände zu verzichten, den einzelnen Kampfflieger, sein Können und seine Einsatzwilligkeit zur Wirkung. Bewusst gaben wir zeitweise die Massenwirkung durch die grosse Zahl gleichzeitig abgeworfener Bomben auf, versuchten aber dafür durch Angriffe auf lebenswichtige Teile der industriellen Ziele, z.B. durch Zerstörung der Maschinen-Anlagen, den Arbeitsprozess nachhaltig zu stören. Selbstverständlich wurden diese Flüge eingehend vorbereitet. Teilweise überprüfte ich sie selbst. Stets waren ein oder mehrere Ausweichziele befohlen, so dass auf jeden Fall die Bomben gegen wichtige Ziele abgeworfen

werden konnten. Bei aller Passion der Kampfflieger blieben diesen Angriffen die grossen Erfolge vorenthalten; die Einzelunternehmungen blieben Nadelstiche, die zweifellos störend wirkten, aber die englische Aufrüstung kaum verzögern konnten.

Die verschiedenen Kampfverfahren gaben uns jedoch die Möglichkeit, das Überraschungsmoment auszunützen, die eigenen Verluste zu verringern, ohne dem Kampf auf trag untreu zu werden; sie ermöglichten der Luftflotte wiederholt sehr wirkungsvolle Grossangriffe im rollenden Einsatz gegen die militärischen Ziele Londons, Häfen und Rüstungszentren wie Liverpool, Manchester, Portsmouth und Coventry und gegen die britischen Luftbasen. Der Kampf gegen Geleitzüge wurde von den leichten Kampfverbänden fortgesetzt und die Minenverseuchung nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan intensiviert. Und trotzdem: bei allem Streben nach stärkerer Schwerpunktbildung und Einzelwirkung blieb die Gesamtwirkung nicht befriedigend. Wie würde es in den Schlechtwettermonaten werden, in denen zur Durchführung des nunmehr verstärkt anlaufenden Wirtschaftskrieges auch weit entfernte Ziele angefliegen werden mussten? Wenn man die britische Kriegsmaschine stärker treffen wollte, musste man deshalb wiederum zu einem anderen Kampfverfahren übergehen, das vom November 1940 an die grundsätzliche Umstellung auf den Nachtangriff bedingte.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe behielt sich die Führung der speziell gegen Grossbritannien angesetzten Luftflotten 2 und 3 selbst vor und stimmte sie mit dem Einsatz der Luftflotte 5 (Generaloberst Stumpff [Norwegen]) ab. Soviel Erfahrungen über der: Anflug über weite Seestrecken und Nachtangriffe bereits vorlagen, sie bewiesen immer nur das eine, dass diese Art der Kriegführung bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der deutschen Luftwaffe ging. Was es hiess, gerade noch mit dem letzten Tropfen Benzin den Heimathafen zu erreichen und mit einem Motor noch Hunderte von Kilometern über See zurückzulegen, kann nur der ermessen, der schon selbst in solchen Lagen war. Man muss deswegen den Besatzungen die allergrösste Achtung zollen, die diese Kriegsflüge in Vereisungszonen und unter Bedrohung durch britische Nacht Jagdflieger durchführten.

Allgemeine Grundsätze für diese Kampf aufgaben waren: Auswahl der Ziele nach ihrer Bedeutung für die britische Kriegswirtschaft und ihre Bekämpfung in Grossverbänden mit nachfolgenden Störungsangriffen zur Erschwerung der Aufräumungsarbeiten. Angriffsflüge nur gegen Ziele, die durch neueste Luftauf-

nahmen, bestes Kartenmaterial und Einzelbeschreibungen nach ihrer geographischen Lage, ihrer militärischen und rüstungstechnischen Bedeutung eindeutig festgelegt waren. Eingehende Einweisung aller Verbände und der Einzelbesatzungen und Überprüfung durch Fliegerkorps, Luftflotte oder den Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Zielaufklärung und Zielbeleuchtung durch die besten Kampfbesatzungen, die als erste das Ziel zu überfliegen hatten; sie hatten ungefähr dieselben Aufgaben wie die später berühmt gewordenen britischen «Pfadfinder». Überprüfung der Erfolgsmeldungen durch Lichtbildaufnahmen. Zu den Schwierigkeiten, die Entfernung, Navigation und Wetter bargen, traten von Woche zu Woche sich verstärkend die feindlichen Gegenmassnahmen hinzu.

Mit allem fand man sich allmählich ab; alles ging gut, wenn die Funkgeräte einigermaßen intakt blieben; versagten diese, so war bei Schlechtwetter und Nebel das Hereinbringen der vom Feindflug zurückkommenden Kampfflugzeuge in irgendeinen geeigneten Hafen für alle Boden-Dienststellen eine nervenaufreibende Angelegenheit. Trotz besten Willens und Ausnützens aller technischen Möglichkeiten gelang dies nicht immer. Bauchlandungen an der Küste, Durchfliegen bis nach West- oder Mitteldeutschland, z.B. bis nach Neubrandenburg, und Fallschirmabsprung der Besatzungen waren die Hilfsmittel, um wenigstens die fliegenden Besatzungen zu retten. Interessant, dass unbemannte Flugzeuge, die vom Flugzeugführer vor dem Aussteigen im Raum Brüssel entsprechend getrimmt waren, ihren Benzinvorrat ausflogen und z.B. in der Gegend von Perleberg oder Stendal mit Bruch landeten.

Es war ein hartes Brot, das die Geschwader während vieler Wochen assen, während sich Heer und Marine, abgesehen von U-Booten und Kleinschiffen, ausruhen und für die kommenden, im Dunkel liegenden Ereignisse vorbereiten konnten. Die Luftwaffe setzte in dieser Zeit das Letzte ein, um durch Angriffe gegen die Nachschubhäfen wie London, Portsmouth, Southampton, Plymouth, Bristol, Liverpool, Hull, Belfast und gegen die britischen Rüstungszentren Birmingham, Coventry, Manchester, Sheffield, Glasgow sowie durch verstärkte Luftverminung der Hafeneinfahrten die Versorgung Grossbritanniens zu erschweren und die Aufrüstung zu verzögern. Trotz der Vielzahl der Ziele war, wie die Skizze Seite 101 zeigt, doch eine gewisse Konzentration erreicht.

Die Angriffstätigkeit hat während der ganzen Phase immer nur teilweise ausgesetzt. Bestimmenden Einfluss auf den Einsatz überhaupt übte die Wetterlage aus. Von den Höchstseinsatzmonaten August und September nahmen die

Angriffe gleitend bis Dezember 1940 ab, um dann von Januar bis April 1941 wieder anzusteigen und bis Juni erheblich abzuflauen. Nach den Gefechtsmeldungen der Verbände und den Luftbildern mussten beachtliche Wirkungen erzielt worden sein. Jedoch haben wir, wie auch später die Alliierten, die Bombenwirkung überschätzt. Die Trefferwirkung konnte nicht abgeleugnet werden – sie zeigte das Luftbild – aber die Wirkung, selbst der grossen Bomben, war zu beschränkt, um vernichtend sein zu können. Besser waren schon die Brandbomben, die, zu vielen Tausenden, ja Hunderttausenden auf grössere Zielflächen abgeworfen, das in Brand setzten und vernichteten, was die Sprengbomben beschädigten, aber nicht zerstörten. Die Abwehr hielt Schritt mit dem Angriff. Auch die Menschen gewöhnten sich an solche Orkane – die Zusammenarbeit aller zur Eindämmung und Behebung der Schäden zeigte Leistungen, die man früher theoretisch für unmöglich gehalten hatte. Massierung von Munition auf ein Ziel in einem Ausmass, dass nichts Lebendes mehr übrigblieb, war in jener Zeit ebenso sehr Ausnahme wie die laufende Wiederholung des Angriffs gegen ein Ziel. Insofern konnte das Wunschziel, das Rüstungspotential Grossbritanniens niederzuhalten, nicht erreicht werden.

Wie sich später herausstellte, verlangt das tatsächliche Niederringen eines innerlich starken Volkes mit weitverzweigtem Rüstungspotential eine starke, Tag und Nacht angreifende Luftwaffe und über Jahre fortgesetzte, sich täglich verschärfende Terrorangriffe. Ausnehmend günstige Ergebnisse, etwa im November 1940 gegen Coventry, waren Zufälle und blieben Ausnahmen. In Nürnberg vor dem I. M. T. wurde ich über den Angriff auf Coventry befragt; die Zerstörungen hätten in England berechtigtes Aufsehen erregt. Ich führte in Nürnberg aus, dass Coventry in den Zielmappen unter genauer Einzeichnung der Rüstungsanlagen als das englische «Klein-Essen» geführt wurde. Der grosse Erfolg war auf die günstige Entfernung, die einen zwei- bis dreifachen Einsatz der Kampfverbände während der gleichen Nacht gestattete, auf die ausnehmend gute Wetterlage und Beleuchtung, die Navigation und Handhabung der Zielapparate erleichterten, sowie auf das Fehlen stärkerer Abwehr zurückzuführen. Die Begleiterscheinungen eines auch treffgenauen Bombenangriffs sind aufs Tiefste zu bedauern, aber mit jedem stärkeren Bombenangriff verbunden; durch Brände und Rauchwolken ist kein einwandfreies Zielen und Abkommen mehr möglich; die mit jedem Bombenabwurf verbundene Streuung ver-

breitert sich ganz erheblich und zieht Gebiete in Mitleidenschaft, die keinesfalls Ziel des Angriffs sein sollten. Es wird vielfach bespottet, wenn Soldaten pazifistische Äusserungen tun. Man soll an deren echtem Empfinden nicht zweifeln, sind doch gerade die verantwortungsbewussten Soldaten diejenigen Führungselemente eines Volkes, die aus der Kenntnis der modernen Kriegswaffen heraus die ganze Schrecklichkeit eines Krieges für das ganze Volk ermessen können.

Ich darf hier nochmals daran erinnern, dass die deutsche Staatsführung den Luftkrieg als völkerrechtswidrig erklären lassen wollte und dass deswegen die Angriffe gegen die führenden Männer dieses Luftkrieges an die falsche Adresse gehen. Ich darf an dieser Stelle wiederholen, dass zwar vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe in einzelnen Fällen reine Terrorangriffe als Vergeltungsmassnahme angeordnet wurden, die Luftflotten aber diesen Befehl milderten und militärisch wichtige Ziele bestimmten. Ich darf hier auch eindeutig feststellen, was übrigens von englischen Kriegshistorikern bestätigt wird, dass die Angriffe gegen offene Städte zuerst von der englischen Luftwaffe geflogen worden sind; die deutsche Führung hat sich im Übrigen nur ungerne zu den Vergeltungsangriffen wie zu dem Septemberangriff auf London bewegen lassen; sie waren jedoch sachlich durch die immer mehr zunehmende Härte der alliierten Terrorangriffe begründet.

Militärpolitische Beweggründe, die selbst mir als einem an den kommenden Operationen gegen Russland massgebend beteiligten Luftflottenchef gegenüber anfänglich geheimgehalten wurden, führten zur allmählichen Drosselung der Luftangriffe gegen Grossbritannien.

So dankbar ich war, dass nunmehr die Angriffsflüge gegen England mehr als bisher der Auffrischung, den Bedürfnissen der Truppe und den Wetterverhältnissen Rechnung tragen konnten, die Gesamtbelastung für die Luftflotte blieb fast unverändert, merkbar konnte sie erst vom Mai 1941 an vermindert werden. Jedoch ordnete ich an, dass am 24., 25. und 26. Dezember 1940 und am 31. Dezember 1940 keine Angriffe gegen England geflogen werden sollten; meine Annahme, dass Gleiches mit Gleichem vergolten würde, war leider irrig. Ich kann mich nicht ganz von der Schuld freisprechen, dass ich mich in diesem Fall und auch später in meinen Handlungen häufig zu sehr von menschlichen Gefühlen habe beeinflussen lassen. Dies stelle ich trotz meiner Verurteilung zum Tode wegen unmenschlicher Kriegführung ausdrücklich fest, wobei ich nicht glaube, desavouiert werden zu können.

Ein paar Urlaubstage um die Jahreswende – es waren die einzigen während

des Krieges – brachten wegen starker Bombenangriffe gegen deutsche, in meinen Luftgauen liegende Städte nicht die erwünschte Ruhe. Ich unterbrach meinen Urlaub, flog nach Holland und hatte eine ernste programmatische Aussprache mit den Nachtjägern. General Kammhuber und Oberst Falck waren die obersten Nachtjagdführer, die ich dort antraf. Ich stellte die Alternative: entweder grundsätzliche Umstellung oder Auflösung der Nachtjagd; sicherte zwar Berücksichtigung und Erfüllung vieler, meist berechtigter Einzelwünsche zu, verlangte aber nach deren Erfüllung greifbare Erfolge, die auch tatsächlich eintraten. – Von dieser Unterredung an blieb ich aufs Engste mit der Nachtjagd verbunden, die unter Kammhuber als Organisator, dem fronterfahrenen Falck und manch unvergessenen Piloten wie Leutnant Prinz Sayn-Wittgenstein, dem späteren As der Nachtjäger Hauptmann Streib und anderen sich unverhältnismässig rasch als brauchbare, von den Engländern gefürchtete Abwehrwaffe erwies. Als «Vater der Nachtjagd» fehlte ich bei keinem grösseren dienstlichen oder ausserdienstlichen Anlass. Die Abschusserfolge waren erheblich. Die Technik machte zunächst anerkennenswerte Fortschritte. Radargeräte am Boden erfassten lückenlos die angreifenden Flugzeuge; die mit den Radargeräten gekoppelten Scheinwerfer, organisatorisch in einer Scheinwerfer-Division zusammengefasst, ermöglichten eine erfolgreiche «helle Nachtjagd» und die in den Jägern eingebauten Radargeräte liessen die «dunkle Nachtjagd» erfolgreich werden. Dass die britischen Nachtangriffsverbände bald nach Einsatz des Nachtflieger-Korps den Anflug über See wählten, ist ein weiterer Beweis für die Wirkung der Nachtjäger.

Die britischen Angriffe gegen die deutsche Heimat schlugen in diesen Monaten bis 1941 zwar Wunden, die vorübergehende Störungen in den betroffenen Bezirken hervorriefen, zeitigten aber nirgends durchschlagende Erfolge. Die Feindverluste waren erheblich, konnten aber unschwer ersetzt werden. Die wieder stärker auftretenden Nachtangriffe gegen die Bodenorganisation in den Luftgauen Holland und Belgien konnten als Beweis für die Wirkung unserer Englandangriffe gewertet werden; diese Angriffe verpufften wie die früheren; britische Bombenangriffe bei gutem Tagwetter fanden nicht statt. Dagegen waren Jagdstreifen anzutreffen, die mitunter Zufallserfolge hatten. Einem solchen Angriff fiel auch mein prächtiger Kommandierender General des I. Fliegerkorps, General der Flieger Grauert, zum Opfer. Je seltener feindliche Angriffe ins besetzte Gebiet geflogen wurden, umso nervöser wurde die Flakabwehr. Als

ich zwischen Weihnachten und Neujahr 1940/41 den Jagdfliegerführer General Osterkamp aufsuchte, wurde ich beim Landen meiner kleinen Maschine bei leichtem Schneefall ziemlich heftig von 2-cm-Kanonen beschossen, was ein berechtigtes Donnerwetter auslöste. Die Entschuldigung, dass ein «englisches Kampfflugzeug» in Anflug gemeldet wäre, konnte ich ebenso wenig als Entschuldigung gelten lassen, wie die etwas merkwürdig anmutende Ausrede, dass es sich ja um «Heeresflak» handele. Duplizität der Fälle: Vor Tunis 1942 wurde in der Nacht mein «Storch» von italienischer Flak auch als englischer Bomber angesprochen und unter Feuer genommen; ein Glück, dass diese Schützen infolge Annahme grösserer Flugeschwindigkeit etwas vorhielten.

Das Bild der Luftschlacht um England steht in allen seinen Stadien greifbar vor meinen Augen; es war ein ununterbrochenes Ringen um die richtigen Entschlüsse, das durch nicht immer der Lage angepasste Befehle, das eigene Wollen und die harten Gegebenheiten sehr erschwert wurde. Aus den verschiedensten Gründen war man innerlich nicht zufrieden.

Musste man also die Luftschlacht nach Anlage und Wirkung als einen Fehlschlag betrachten?

Die rasche Beendigung des Westfeldzuges stellte die deutsche Führung vor eine unvorbereitete Lage. Hier zeigte sich, zum zweiten Mal und besonders krass, das Fehlen eines auf weite Sicht eingestellten Kriegsplanes. Misslich ist es, jeweils von den Ereignissen getragen zu werden, ohne die unerlässlichen Grundlagen für den nächsten Schritt geschaffen und das Ziel gelotet zu haben. Gleichgültig, welche Motive Hitler in seinen Betrachtungen England gegenüber geleitet haben mögen, fest steht für mich, dass ein Angriff gegen die Insel in jenen Monaten niemals ernstlich erwogen wurde. In dieser Lage begann der Luftkampf gegen England, der zu nichts verpflichtete, aber doch den Willen des «als ob» erkennen liess. Dies musste sich in der Kampfführung und im Kampferfolg auswirken und wirkte sich aus. Hierin liegt auch der Schlüssel für die nicht abstreitbare Tatsache, dass die Erfolge in vielen Fällen hinter den Erwartungen zurückblieben. Abwegig wäre es aber, von einem Versagen der deutschen Luftwaffe in der Luftschlacht um England zu sprechen. Unter Berücksichtigung des seinerzeitigen Entwicklungsstandes, der Zahl der kriegsbrauchbaren Flugzeuge und deren Dauer-Inanspruchnahme selbst unter den widrigsten Wetterverhältnissen muss jede Kritik verstummen.

Es ist, wie schon angeführt, eine geschichtlich nicht beweisbare Lesart, dass die Invasion («Seelöwe») aufgegeben werden musste, weil die deutsche Luftwaffe versagte und ihrer Aufgabe nicht gewachsen war. Wäre dies wirklich der Fall gewesen, so hätten die über neun Monate anhaltenden, ununterbrochenen Bombenangriffe gegen Grossbritannien nicht unmittelbar dem Abblasen von «Seelöwe» folgen können. Es ist auch nicht richtig, dass die deutsche Invasion daran scheiterte, dass die deutsche Luftwaffe auf eine starke Luftverteidigung stiess und sich nicht durchsetzen konnte. Weiterhin gehört die Feststellung, dass die grossen Verluste vom 15. September 1940 in Höhe von 185 deutschen Flugzeugen das Schicksal des «Seelöwen» besiegelt hätten, in das Reich der Fabel; da zwischen dem 15. und 21. September 120 deutsche Flugzeuge zu Verlust gegangen sind, dürfte die britische Feststellung über einen Tagesverlust von 185 Flugzeugen übertrieben sein. Tatsache war, dass bei dem Fehlen eines Planes für «Seelöwe» mit der Luftwaffe «batailliert» wurde, um die Pause bis zum nächsten Akt (Russland) zu überbrücken. In voller Anerkennung von Leistung und Wirkung muss man jedoch sagen, dass wir wohl auf dem Weg zum Ziel waren, es aber nicht erreichten. Dass diese Feststellung keine abträgliche Bewertung ist, wird jedem klar, der die zehnmonatige Luftschlacht um England mit der Drei-Jahres-Schlacht der Alliierten um Deutschland vergleicht.

12.

DER FELDZUG GEGEN RUSSLAND BIS ENDE NOVEMBER 1941

Zeittafel: 22.6.1941 Beginn des Angriffs mit drei Heeresgruppen, Nord Mitte und Süd – Vorstoss der Heeresgruppe Nord durch das Baltikum in Richtung auf Leningrad, der Heeresgruppe Süd in Richtung auf die Ukraine – Heeresgruppe Mitte (zwei, dann drei Infanterie-Armeen, zwei Panzergruppen): Anfang Juli des Jahres 1941 Kesselschlacht von Bialystok-Minsk – 16.7.1941 Eroberung von Smolensk – Anfang August 1941 Einkesselung russischer Teilkkräfte bei Orsha-Witebsk – 9. bis 19.8.1941 Schlacht von Gomel – 9. bis 19.9.1941 Teilnahme an der Kesselschlacht von Kiew gemeinsam mit der Heeresgruppe Süd – 2. bis 12.10.1941 verspätete Offensive auf Moskau mit drei Infanterie- und drei Panzer-Armeen, Doppel-Kesselschlacht von Wjasma-Brjansk – 2.11.1941 Guderians Vormarsch stockt bei Tula – Erlahmen des Vormarsches der Panzergruppe 4, die noch Moshaisk vor Moskau erreicht – Krise in der russischen Hauptstadt.

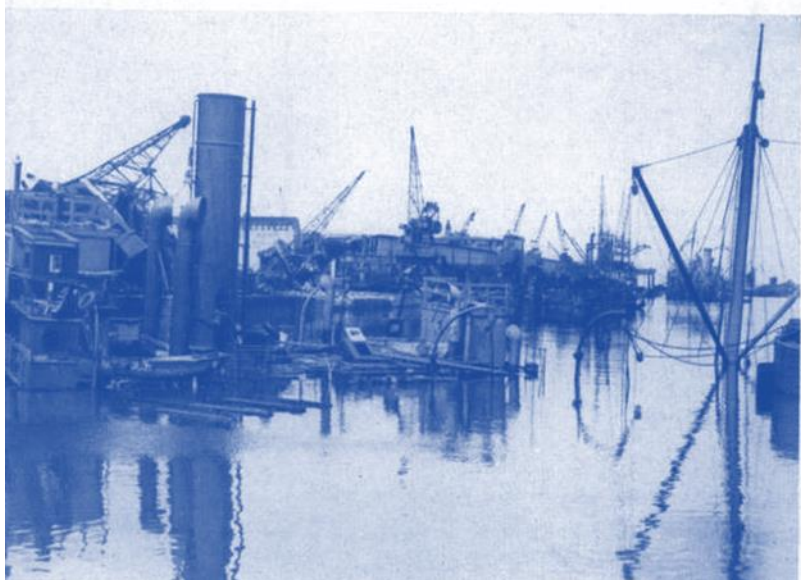
Ich habe schon ausgeführt, dass die Weisungen über den Ostfeldzug geheimgehalten wurden; Stäbe und Verbände hörten davon nichts. Ich hielt es für richtig, dass auch mein Stab in den ersten Monaten kaum damit befasst wurde. Unter der unmittelbaren Leitung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe wurde am 20. Februar 1941 ein kleiner Arbeitsstab in Gatow (Luftkriegsschule) bei Berlin gebildet, dessen Leiter – Oberst i. G. Löbel – mich von Zeit zu Zeit über den Fortgang unterrichtete oder meine Entscheidung einholte. Anfang 1941 flog ich nach Warschau, um mich mit dem dortigen Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall v. Kluge, auszusprechen und ergänzende Weisungen über den Ausbau der Bodenorganisation zu geben. Ein zweites Mal flog ich im Mai 1941 die Entwicklungsbasis für meine Luftflotte im Osten ab, stellte fest, dass die Arbeiten (vornehmlich wegen Wetter- und Bodenverhältnissen) nicht vor Anfang Ju-

ni fertiggestellt werden konnten, aber noch so rechtzeitig, dass der neubestimmte X-Tag (22. Juni) eingehalten werden würde. Die operativen und taktischen Überprüfungen ergaben, dass mit den vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe vorgesehenen Kräften der Angriff der Heeresgruppe Mitte nicht in wünschenswertem Umfang unterstützt werden konnte. In einer heftigen Aussprache im Befehlszug Görings nördlich Paris setzte ich mich mit Unterstützung meines lieben Jeschonnek (Generalstabschef des Oberbefehlshabers der Luftwaffe) durch, so dass mir die erbetene Mindestverstärkung an Fliegern und Flakkräften in Aussicht gestellt wurde. Ich konnte indes den erregten Reichsmarschall verstehen, wenn er sagte, dass ich nicht der einzige sei, der Forderungen stelle; auch England müsse weiter bekämpft werden. Ich musste aber Verständnis für meine Auffassung verlangen, dass man einen Angriff nicht beginnen dürfe, wenn man nicht die dafür notwendigen Kräfte bereitstellen könne. Aus drei Gründen blieb ich bei meiner Forderung: Erstens kannte ich aus zwei Feldzügen das Unterstützungsbedürfnis der Heeresgruppen, zweitens stand ich der Fortführung des Luftkrieges gegen England mit stark verminderten Kräften sehr skeptisch gegenüber, und drittens glaubte ich auf diese Weise der längst bestehenden Forderung auf Vermehrung der Luftstreitkräfte neuen Impuls zu geben.

Am 12. oder 13. Juni 1941 verliess ich die Kanalküste, um der abschliessenden Besprechung Hitlers über «Barbarossa» (Deckname für die Vorbereitungen des Feldzuges gegen Russland) beizuwohnen. Offiziell blieb ich noch einige Zeit im Westen; damit wollte man der Weltöffentlichkeit vorspiegeln, die Masse der deutschen Luftstreitkräfte sei nach wie vor unter dem Befehl des Feldmarschalls Kesselring gegen England eingesetzt. (Siehe z.B. OKW-Bericht vom 17. Juni 1942)

Ich erwähnte schon in den Abschnitten über die Blitzkriege, dass mich die Mitteilung Hitlers vor dem Polenkrieg über den Nichtangriffspakt zwischen Russland und dem Deutschen Reich von einem Alpdruck befreit hatte. Das war am 23. August 1939 gewesen; jetzt schrieben wir Mitte 1941. Hatten sich in diesen kurzen zwei Jahren die Verhältnisse so geändert, dass man die seinerzeitigen Bedenken zurückstellen konnte? Wie war die Lage? 1939 musste man mit einem Angriff der Westmächte rechnen, der vielleicht noch abzuwehren war, wenn die Westmächte nicht sofort mit geballter Kraft antraten, Russland aus dem Spiel blieb und der Kampf um Polen unter Einsatz der gesamten beweglichen Kräfte der deutschen Wehrmacht zu einem raschen, siegreichen Abschluss gebracht

Auf dem Gefechts-
stand Luftflotte 2
an der Kanalküste:
Unterredung mit
Gen. d. Fl. Grauert (†)



Bombenwirkung
auf Hafen
Dünkirchen

Im Gespräch mit
Generalfeldmar-
schall von Witz-
leben (†)
August 1940





Zwei Todeskandidaten der alliierten Nachkriegsjustiz: Japans bedeutendster Heerführer, General Jamashita, im Gespräch mit mir in Brüssel (1940)

Kesselring Jodl

Hitler

Göring Bodenschatz

Milch



Juni-Vortrag in der Reichskanzlei
über meine Führungsabsichten im Feldzug gegen Russland

wurde. Diese tatsächlich fast unvorstellbaren Glückszufälle traten ein und liessen den gleichzeitigen Kampf an zwei Fronten vermeiden. 1941 waren aus der alliierten Front die Kontinentalmächte herausgebrochen, die englischen Heereskräfte nach dem Rückzug von Dünkirchen für grössere Operationen nicht einsetzbar und die britische Luftwaffe nach Produktion und Einsatzfähigkeit für grössere Luftoperationen noch nicht fertig. Die Nordflanke war durch Generaloberst Falkenhorsts Armee und Generaloberst Stumpffs Luftflotte in Norwegen und die Südflanke durch Generaloberst Rommels Afrika-Korps und die italienischen Kräfte abgedeckt, der Balkan durch den letzten der Blitzfeldzüge als feindliche Front ausgeschaltet. Amerikas Eingreifen war noch fraglich, zum mindesten stand es noch in weiter Ferne. In weit geringerem Masse als 1939 war 1941 die zweite Front eine tatsächliche Gefahr. Musste man Russland angreifen? Hitler erklärte schon früher und auch in seiner Schlussansprache an die Generale am 14. Juni 1941, dass der Ostfeldzug unvermeidlich sei, dass jetzt angegriffen werden müsse, wenn man sich einem russischen Angriff zur Unzeit entziehen wolle. Dabei wurden nochmals die Punkte in Erinnerung gebracht, die eine Freundschaft zwischen Russland und Deutschland auf die Dauer unwahrscheinlich erscheinen liessen, die nicht wegzuleugnenden ideologischen Gegensätze, die auf beiden Seiten beiseitegeschoben, aber nicht beseitigt waren, die mobilmachungsartigen Massnahmen an der Ostseeküste und der russischen Westgrenze, zunehmendes aggressives Verhalten russischer Soldaten gegen die Bevölkerung in den Randgebieten, Kräfteverschiebungen in den grenznahen Raum, verstärkter und beschleunigter Aufbau der russischen Rüstungsindustrie usw.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Es wurden im 300 Kilometer tiefen, grenznahen Raum im September 1939 65 russische Grossverbände, im Dezember 1939 106 Grossverbände und im Mai 1940 153 plus 36 motorisierte – 189 Grossverbände angenommen oder festgestellt. Die Dislokation der russischen Truppen mit starker Massierung in der Mitte – davon allein im vorspringenden Bogen von Bialystok rund 50 Grossverbände – liess sowohl auf Angriffs- als auf Verteidigungsabsichten schliessen. Die im grenznahen Raum festgestellte Flieger-Bodenorganisation und ihre Belegung hatte dagegen einen ausgesprochen offensiven Charakter, sie enttarnte damit auch die russischen Heeresabsichten.

Die These Hitlers, dass der Russe uns im ersten, ihm günstig scheinenden Augenblick angreifen würde, hielt ich für indiskutabel richtig. England war zur «front in being» geworden. Was sich daraus entwickeln konnte, war nicht zu

überblicken. Der Möglichkeiten, die Masse der deutschen Wehrmacht zum politisch und militärisch ungünstigsten Zeitpunkt festzulegen, gab es viele; Gründe für einen überraschenden Angriff konnte der Kreml leicht konstruieren. Die Zeit arbeitete für ihn und – er war ein Meister des Abwartenkönnens. Aus den Berichten der deutschen Luftwaffen-Ingenieure, die Russland noch in der letzten Zeit bereist hatten, wusste ich, dass ein grosszügiges – leider vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Hitler als Phantasie angesprochenes – Fabrik- und Rüstungsprogramm angelaufen war, dem wir in kurzer Zeit nichts Gleichwertiges mehr entgegensetzen konnten. *) Die zukünftige Entwicklung sprach bei objektiver Betrachtung gegen uns. Ich glaube, dass heute nur unverbesserbare Optimisten wähen können, dass sich Russland mit dem Stand nach Beendigung des Polenkrieges begnügt haben würde. Obwohl ich vielerorts als Optimist verschrien war, – den Optimismus, an ein Stillehalten des Kremls zu glauben, brachte ich zu jener Zeit nicht auf.

Wie lagen also, wenn man schon mit einem Krieg rechnen musste, die militärischen Aussichten 1941? Die Negativa seien zuerst genannt: Der vorgesehene Angriffstermin lag reichlich spät. Das Handikap konnte durch die Zielsetzung einigermassen ausgeglichen werden. Ich war überzeugt, dass in den wenigen zur Verfügung stehenden Monaten das Menschenmögliche geleistet würde, um die drohende Zukunftsentwicklung des russischen Kolosses gefahrlos zu machen oder wenigstens stark zu beschneiden. Daran würde auch die auf russischer Seite vorhandene Überlegenheit der Heeres- und Luftstreitkräfte nichts ändern können. Denn – nun komme ich zu den positiven Gesichtspunkten –: Wir hatten in zwei grossen und zwei kleinen Feldzügen Erfahrungen sammeln können, denen die Russen nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnten. Wir waren bereits alte Krieger geworden, die ihr Handwerk verstanden und für den zu erwartenden Bewegungskrieg alles mitbrachten, was zu einem raschen Erfolg führen musste. Sicherlich, Mitte der zwanziger Jahre hatten wir zusammen mit den Russen Tanks und Flugzeuge entwickelt – dazwischen lagen aber auf unserer Seite Jahre des Aufbaus und der Bewährung, während der russisch-finnische Krieg keine Bewährung der Russen erbracht hatte. Ich vertraute, um auf die Luftwaffe zu kommen, unseren Geschwadern und wusste,

*) 1945 sagte mir ein russischer Offizier bei der Vernehmung, dass Russland 1943 auf die Höchststufe der Rüstung und Einsatzbereitschaft gekommen wäre. Die Schlussfolgerung aus dieser Bemerkung liegt im Hinblick auf die auffällige Dislokation der Truppen an der russischen Westgrenze nahe.

dass sich die Heeresgruppe v. Bock, mit der die Luftflotte 2 Zusammenarbeiten sollte, wie bisher, nie verlassen zu fühlen brauchte. Dass das VIII. Nahkampf-fliegerkorps erst von Kreta im Anrücken war, war unangenehm. Aber das in der Luftkriegführung unter seinem ausgezeichneten Befehlshaber, General der Flieger v. Richthofen, besonders geschulte und bewährte Korps würde sich rasch in die neue Lage hineinfinden; die Einsatzvorbereitungen waren ja getroffen. Ein Flakkorps unter dem tüchtigen General v. Axthelm im ersten Treffen der Schwerpunkt-Heeresgruppe v. Bock mit ihren zwei starken Panzergruppen, vor Brest-Litowsk die schwersten Geschütze – die Sache konnte nicht schief gehen.

Leicht würde der Kampf nicht werden, eine Krise konnte die andere ablösen, der Nachschub musste unerwartete Schwierigkeiten bringen. Aber war das Ziel, das Fernhalten des Kommunismus von Westeuropa, nicht so gross, dass das Letzte und Äusserste gewagt werden musste? Zweifel mussten überwunden werden, um den eigenen Verbänden das Gefühl des sicheren Sieges einimpfen zu können. Von diesem Augenblick an schaltete ich ganz bewusst jeden anderen Gedanken aus; der Erfolg hat meinen Überlegungen recht gegeben. Man kann nicht gleichzeitig zwei Herren dienen; tut man dies, so ist es der Anfang vom Ende. Eine gewisse Einseitigkeit ist zweifellos die Folge dieser Einstellung.

Es wäre in jener Zeit, in der man den Feldzug als eine beschlossene Sache ansehen musste, falsch gewesen, sich auch noch mit anderen Operationsideen zu beschäftigen. Das wäre Sache Hitlers gewesen! Hitler hat in seinem Buch «Mein Kampf» den Zweifrontenkrieg als falsch und gefährlich bezeichnet. Man kann – so glaube ich wenigstens – nicht annehmen, dass er seine eigene Auffassung über den Zweifrontenkrieg vergessen und sich ohne Kenntnis der darin liegenden Gefahrquellen auf einen Zweifrontenkrieg eingelassen hat. Deswegen müssen ihn zwingende Gründe dazu veranlasst haben. Das muss man ihm zubilligen. Vielleicht glaubte er, aus der Idee des «Kampfes aus der inneren Linie» heraus, Russland so rechtzeitig aus dem europäischen Kriegstheater ausschalten zu können, dass er anschliessend mit geballten Kräften der Bedrohung aus dem Westen entgegentreten könne. Eines steht aber fest, dass ihm der Gedanke, Russland von den an das Mittelmeer angrenzenden Ländern aus schwer, vielleicht entscheidend treffen und damit gleichzeitig England an seiner empfindlichsten Stelle tödlich verwunden zu können, fern lag. In kontinentalem Denken befangen, hat er die Bedeutung des Mittelmeerraumes unterschätzt und

damit einen weiteren kriegsentscheidenden Fehler gemacht. Doch – das Bessere ist der Feind des Guten.

Als ich am 15. oder 16. Juni 1941 auf einem recht guten Feldflugplatz nördlich Warschau landete, fand ich unter Leitung meines neuen ausgezeichneten Chefs des Stabes, General Seidemann, die Führungsorganisation der Luftflotte im Aufbau und Stäbe und Kampfkräfte bereits anwesend oder, wie diejenigen des VIII. Fliegerkorps, im Anrücken. Die folgenden Tage waren arbeitsreich. Kriegsspielartige Besprechungen mit den Flieger- und Flakkorps, zu denen alle Führer von Gruppen (Abteilungs-) Kommandeuren aufwärts herangezogen wurden, vermittelten nochmals eindringlich meine Ansichten vom Luftkrieg und überzeugten mich, dass die Aufgaben nicht missverstanden wurden und dass der Einsatzwille nicht zu übertreffen war. Recht eng standen die Flugzeuge der einzelnen Geschwader auf den Plätzen; die verbesserte Tarnung, ein guter Luftmeldedienst und starke Flak konnten nicht jeden Angriff ausschliessen, die Wirkung etwaiger russischer Luftangriffe aber mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ein Minimum verringern. Die Nachrichtenverbindungen waren, wie immer, in jeder Weise befriedigend, die Stammleitungen bis in die vordersten Frontstellungen vorverlegt.

Doch so leicht sich dies auch liest, so schwer lag die Verantwortung auf den einzelnen Führungsstellen. Ein Beweis dafür war, dass sich mein ausgezeichnete Luftflotten-Nachrichtenfürer, Dr. Dr. Seidel, kurz vor Beginn des Kampfes das Leben nahm, da er die Last der Verantwortung nicht mehr tragen zu können vermeinte. Der frühere Luftattaché in Moskau, Oberst Aschenbrenner, wurde dessen Nachfolger, eine Regelung, die mich wegen Aschenbrenners Kenntnis des russischen Gegners besonders befriedigte. Seiner Beweglichkeit und einfühlsamen Führung war es zu danken, dass die Luftflotte immer im Bilde war. Bei meinen zahlreichen Flügen auf meiner doppelrumpf- und doppelmotorigen Maschine FW 189 lernte ich die Weite und Tiefe des Aufmarschraumes meiner Luftflotte von südlich Brest-Litowsk bis zur Südgrenze Ostpreussens und die noch in diesem Monat fallenden Regenmengen kennen, deren Ausmass die Verlegung des Angriffszeitpunktes erzwungen hätte, wenn er nicht schon wegen des verspäteten Antransports der Kampfkräfte vom Balkan hätte verschoben werden müssen. Die Luftflotte hatte Anordnungen für strengste Geheimhaltung gegeben – so durften die Geschwader ihre Flugzeuge nur im Tief- und Einzelflug in die grenznahen Starthäfen vorfliegen lassen, wenn nicht der erste Feindflug aus den Häfen im Hintergelände gestartet werden konnte.

An der taktischen Überraschung der russischen Fliegerverbände auf ihren Flugplätzen konnte man das richtige Verhalten der eigenen Fliegertruppe und selbstverständlich auch des Heeres feststellen. Dies ist umso auffallender, als sich der Kreml über die Zuspitzung der Lage seit dem 20. Juni keinen Illusionen mehr hingeben konnte. Der Angriffsbeginn war entgegen den Luftwaffenwünschen aus sehr naheliegenden, überzeugenden erdtaktischen Gründen auf die Frühdämmerung festgesetzt, zu einem Zeitpunkt also, zu dem die einmotorigen Jagd- und Stukaflugzeuge noch nicht im Verband fliegen konnten; der Fliegerei entstanden dadurch grosse Nachteile, die aber überwunden werden konnten.*)

Die Aussprache mit Generalfeldmarschall v. Bock (Heeresgruppe Mitte) konnte kurzgehalten werden; wir verstanden uns und waren uns in der Lösung der Probleme des Angriffs einig. Als ich ihn am 21. Juni 1941 abends nochmals aufsuchte, um etwaige in der Zwischenzeit aufgetretene Zweifel oder Wünsche zu besprechen, fand ich ihn im Gegensatz zu den Abschlussbesprechungen der vorhergegangenen Feldzüge etwas niedergeschlagen, eine Nachdenklichkeit, die jeden verantwortlichen Führer vor Beginn eines schicksalhaften Grossunternehmens ehrt.

*) General Deichmann, Chef des Stabes IL Fl. K., schildert anschaulich die Lage:

«Den Einwänden des Heeres musste sich die Luftwaffe fügen und einen ungünstigen Angriffsbeginn in Kauf nehmen, der der feindlichen Luftwaffe 40 Minuten mehr Zeit gab, sich zur Abwehr zu rüsten. Um nun zu vermeiden, dass die feindlichen Jagdverbände diese frühzeitige Alarmierung ausnutzen konnten, entschloss sich das IL Fl. K. (VIII. Fl. K. verhielt sich ebenso) zu einer nicht ungefährlichen Zwischenlösung. Für jeden mit russischen Jägern belegten Flugplatz starteten drei im Nachtflug erfahrene Besatzungen und flogen in Gipfelhöhe unter Ausnutzung unbesiedelter Sumpf- und Waldgebiete so über die russische Grenze, dass sie unbemerkt die feindlichen Flugplätze erreichten und sich in dem gleichen Zeitpunkt, wie das Heer zum Angriff antrat, auf die Flugplätze stürzen konnten. Zweck dieser Angriffe war es, auf den feindlichen Jagdflugplätzen solche Verwirrungen zu verursachen, dass sich der Start der Einheiten verzögerte.

Der Zweck wurde vollkommen erreicht. Als die Bomberverbände, die bei Dämmerung gestartet waren, über den feindlichen Flugplätzen eintrafen, war noch kein russischer Verband gestartet, so dass sie ihre Bombenlast mit bestem Erfolg auf die am Boden stehenden Flugzeuge abwerfen konnten. Lediglich an einem Platz wurde ein Jagdverband angetroffen, der gerade startete. Die Bomben fielen mitten in den startenden Verband hinein, so dass die Flugzeuge in Startformation zerstört am Ende des Platzes lagen. So kam es, dass das Korps an dem ersten Angriffstag und ebensowenig an den nächsten Tagen Jagdabwehr antraf und in etwa zwei bis zweieinhalb Tagen ganz systematisch auf allen feindlichen Flugplätzen bis zu einer Tiefe von 300 km alle Flugzeuge zerstören konnte.»

Ich merkte erneut, wie gut eine kurze Aussprache zweier verwandter Seelen in solchen Lagen tut. Ich beabsichtigte, mich in diesem Feldzug mit den vielen Unwägbarkeiten noch näher an das Hauptquartier der Heeresgruppe heranzuhalten und durch einen aus dem Heer hervorgegangenen Luftwaffen-Generalstabs-Offizier ständig engste Verbindung aufrecht zu halten. Oberstleutnant i. G. Uebe hat die Aufgabe taktvoll und erfolgreich durchgeführt. Jeden Abend musste er zur «Abendlage» auf meinen Gefechtsstand kommen, die «Heereslage» des Tages und die in Aussicht genommenen Massnahmen für den folgenden Tag vortragen und in gleicher Weise die «Luftwaffenlage» mit anhören, um das Heeresgruppen-Kommando eingehend hierüber ins Bild zu setzen.

Als Luftwaffenflottenchef sah ich die Heeresbewegungen von einer etwas abgesetzten Warte und erhielt durch die Fliegerkorps (Fliegerverbindungskommandos) und Flakkorps unmittelbare Meldungen von der Heeresfront, die sich teilweise recht erheblich von dem Lagematerial der Heeresgruppe unterschieden. Ich beurteilte bei jeder Abendlage die Heereslage und beauftragte Uebe, meine kritischen Bemerkungen an das Heeresgruppen-Kommando weiterzugeben, wenn ich nicht bei wichtigeren Anlässen die Angelegenheit fermündlich mit Feldmarschall v. Bock besprach oder von Chef zu Chef besprechen liess. Feldmarschall v. Bode wusste, dass es sich nie um ein Besserwissen, sondern nur um eine verständliche Reaktion eines Mitbeteiligten, um die Hilfe einer auf Gedeih und Verderb mit dem Heer verbundenen Schwesterwaffe handelte. Morgens und häufig auch abends besprach ich sehr eingehend die Tagesereignisse und die Massnahmen für den nächsten Tag mit dem Generalstabschef der Luftwaffe (Generaloberst Jeschonnek), um den Oberbefehlshaber zu befähigen, die Interessen der Luftwaffe bei der «Führerlage» im Führerhauptquartier nachdrücklich zu vertreten und sie mit den Absichten des Heeres in Übereinstimmung bringen zu lassen. In seltenen Ausnahmefällen, wie z.B. bei Smolensk oder vor Moskau, nützte ich diese Verbindung aus, um meine persönliche Ansicht über bestimmte Heeresmassnahmen an der entscheidenden Stelle vertreten zu lassen. Über diesem Kapitel steht aber trotzdem: Vorbildliche, erfolgversprechende Zusammenarbeit von Heer und Luftwaffe. Aus dieser Einstellung heraus habe ich meine Flieger- und Flakgenerale angewiesen, unbeschadet der alleinigen Unterstellung unter mich, die Wünsche des Heeres als meine Befehle anzusehen, wenn nicht schwerwiegende Luftinteressen eine Erfüllung unzweckmässig oder sogar schädlich erscheinen liessen. Alle meine Führer und

ich sahen unseren Stolz darin, im Mitgehen mit den Kampfeignissen den Wünschen des Heeres voraus zu handeln und in der Lageentwicklung begründete Forderungen des Heeres so rasch und umfassend wie möglich zu erfüllen.

Das Ziel des Feldzuges gegen Russland war in dem Auftrag, die russische Wehrmacht noch im weissrussischen Raum, also im Allgemeinen zwischen Grenze und Dnjepr, vernichtend zu schlagen, eindeutig erläutert. Daraus ergab sich entsprechend dem russischen Aufmarsch der Schwerpunktangriff bei der Heeresgruppe v. Bock und die Forderung, in raschestem, unaufhaltsamem Vorgehen ein Ausweichen der russischen Kräfte in den weiten russischen Raum zu verhindern und sie zuvor zu vernichten. Erreicht sollte damit gleichzeitig werden, dass die russischen Kampfflieger, in ihre rückwärtigen Basen ostwärts des Dnjepr verdrängt, zu Angriffen gegen das Altreich nicht mehr fähig waren. Nach dem Befehl des Oberbefehlshabers der Luftwaffe hatte die Luftflotte in erster Linie die Luftüberlegenheit, wenn möglich die Luftherrschaft, zu erkämpfen und das Heer, mit Schwerpunkt die Panzergruppen, in ihrem Kampf gegen das russische Heer zu unterstützen. Weitere Aufgaben hätten zu einer schädlichen Zersplitterung geführt und mussten vorerst zurückgestellt werden. Ich war mir klar darüber, dass auch diese Aufgaben nicht sofort in vollem Umfang, sondern nur nacheinander erfüllt werden konnten.

Welche Kräfte standen der Luftflotte 2 zur Verfügung? Ich habe schon erwähnt, dass ich um die Ausstattung mit Mindestkräften gerungen und diese allmählich auch zugebilligt erhalten hatte. Diese waren neben einer Luftflotten-Fernaufklärungsgruppe:

Das II. Fliegerkorps (Loerzer), aus dessen Verbänden der Nahkampf-Fliegerführer II (Fiebig) gebildet wurde (1 Aufklärungsgruppe, 2 Kampf «Geschwader, 1 Stuka-Geschwader, 1 Jagd-Geschwader zu 4 Gruppen, 1 Zerstörer-Geschwader, 1 Nachrichtenabteilung und 1 Luftgau-Stab z. b. V.).

Das VIII. Fliegerkorps (Freiherr v. Richthofen) (1 Aufklärungsgruppe, 1 Kampf-Geschwader, 2 Stuka-Geschwader, 1 Schlachtgruppe, 1 Jagd-Geschwader, 1 Zerstörer-Geschwader, 1 Nachrichtenabteilung und 1 Luftgau-Stab z. b. V.).

Das I. Flakkorps (v. Axthelm).

Dazu das II. Flakkorps (Dessloch), mit je 3 bis 4 Flak-Regimentern. Luftgau Posen (Bieneck).

Dank der taktischen Luftplanung und dank dem unermüdlichen Einsatzwillen der Verbände gelang es, auf Grund ausgezeichneter Luftbildaufklärung in-

nerhalb zweier Tage die «Luftherrschaft» zu erkämpfen. Die Meldungen über Abschüsse in der Luft und über Zerstörung von Flugzeugen am Boden erreichten die Höhe von rund 2'500 Flugzeugen, eine Zahl, die anfangs vom Reichsmarschall nicht geglaubt wurde. Als er die Zahlen nach Eroberung des Geländes nachprüfen liess, musste er mir mitteilen lassen, dass die wirklichen Zahlen um 2–300 höher lägen. Ohne Gefahr zu laufen, eines falschen Schlusses geziehen zu werden, glaube ich feststellen zu können, dass sich ohne diesen Auftakt die Heeresoperationen nicht so rasch und erfolgreich abgewickelt hätten. Ich habe vom zweiten Tag ab den Kampf gegen die aus der Tiefe des russischen Raumes kommenden russischen mittelschweren Kampfflugzeuge mit angesehen. Ich betrachtete es fast als ein Verbrechen, dass man diese in der Luft so unbeholfenen Flugzeuge in lufttaktisch unmöglichen Formen angreifen liess. So fiel eine Staffel nach der anderen, die in zeitlich gleichen Intervallen anflogen, unseren Jagdfliegern als leichte Beute zum Opfer, der reinste «Kindermord», wie ich seinerzeit dachte. Darüber hinaus gelang es, die Basis für den Aufbau einer russischen Bomberflotte so zu zerschlagen, dass russische Bomber während der ganzen Feldzüge nicht mehr in Erscheinung traten, eine nie recht gewürdigte Tat der deutschen im Osten eingesetzten Luftstreitkräfte! Hier wenigstens soll sie gewürdigt werden!

Vom dritten Tage an wurden die Stukaangriffe gegen die feindlichen Frontheereskräfte durch immer grössere Teile der übrigen Verbände der Luftflotte verstärkt. Folgende Aufgaben waren nun gestellt und wurden erfüllt: Niederhalten der feindlichen Luftwaffe, eine Aufgabe, die keine besonderen Kräfte mehr beanspruchte. Unterstützung der Panzer- und Infanterie-Kräfte zur Beseitigung örtlichen Widerstandes oder zum Ausschalten flankierender Feindkräfte, eine Aufgabe, die in erster Linie den Stukas und Schlachtfliegern vorbehalten war. Vernichtung oder Aufhalten der russischen Kräfte, die noch zur Front marschierten oder nach rückwärts auszuweichen versuchten, durch Stuka-, Schlacht- und Jagdflieger, Zerstörer und sonstige Kampfkräfte. Störung operativer Bewegungen auf den Bahnen. Laufende Aufklärung.

Für die Flakkorps, die bei den Panzergruppen eingesetzt waren, waren an die Stelle der ureigensten Aufgaben, des «Luftschutzes», in vermehrter Masse die Panzerabwehr und die taktische Unterstützung gegen russische Widerstandsnester getreten. Die Flakkorps waren so in die Heeresverbände eingegliedert, dass man sie als Teile von diesen ansprechen konnte; ihre Wirkung war oft ausschlaggebend.

Die in diesen Monaten auftretenden Aufgaben waren dem VIII. Fliegerkorps auf den Leib geschrieben; die Ausstattung mit Nahkampfflugzeugen und die Erfahrungen auf diesem Gebiet während dreier Feldzüge ergänzten sich vorzüglich. Ungünstiger lagen die Verhältnisse beim II. Fliegerkorps, bei dem die Voraussetzungen für die unmittelbare Unterstützung der Landstreitkräfte erst improvisiert werden mussten. Zur Erfüllung der an das Korps herantretenden Aufgaben wurde vom II. Fliegerkorps ein «Fliegerführer», Oberst Fiebig, ernannt, dem in der Hauptsache die leichten Fliegerverbände des Korps unterstellt wurden. Erfahrungen mussten natürlich erst gesammelt werden. Ich erinnere mich eines Besuches auf dem Flugplatz Baranowitschi kurz nach dessen Eroberung, wo ich eine ebenso eingehende wie nachdrückliche Belehrung vornahm, die bei der schwierigen und krisenreichen Erdlage durchaus berechtigt war. Der Erfolg ist ausschlaggebend. Fiebig, der abgelöst werden wollte, hat mir später nicht nur gedankt, hat sich vielmehr zu einem mit Richthofen vergleichbaren Nahkampf-Fliegerführer entwickelt. Auch im Krieg lassen sich zum Nutzen des Ganzen Härten und harte Aussprachen nicht vermeiden. Schon in diesen Tagen flog ich mit meiner FW 189 allein im russischen Raum – ein Beweis, wie vollkommen die ersten beiden Angriffstage gegen die russischen Flieger gewirkt hatten.

Während noch bis zum 24. Juni 1941 um Brest-Litowsk gekämpft wurde, dessen Zitadelle überdies durch eine 1'000-Kilogramm-Bombe geöffnet wurde, eilten die Panzergruppen den Armeen voraus und leiteten die Umfassungsschlacht von Minsk-Bialystok (26. Juni bis 3. Juli 1941) ein, die zur Gefangennahme von über 300'000 Mann, aber nicht zur Vernichtung der dort kämpfenden Kräfte führte. Krisen waren dabei unvermeidlich, da die Masse der Panzerkräfte ihren Vormarsch gegen den Dnjepr und die «Stalin-Linie» fortsetzte, während die 4. und 9. Armee erst allmählich die nicht motorisierten Divisionen an den Kessel heranbringen konnten. Diese Operation mit ihrer lähmenden Wirkung auf die eingeschlossenen russischen Kräfte erleichterte die Bewegungen der deutschen Panzergruppen beim Angriff über den Dnjepr.

Die Panzergruppe 3 hatte, vom Korps Richthofen unterstützt, am 9. Juli 1941 Witebsk genommen und sich damit eine günstige Ausgangslage für ihre erfolgreichen Operationen nördlich und nordöstlich von Smolensk geschaffen. Schlechtes Wetter erschwerte zeitweilig die Bewegungen bei dem völlig ungenügenden altrussischen Wegenetz. Die ersten Eindrücke hinsichtlich des wahn-

ren Gesichtes des russischen Kriegsschauplatzes wurden uns so greifbar vermittelt. Die Schwierigkeiten machten sich bei den Kampftruppen, selbst bei den Raupenfahrzeugen einschliesslich der Panzer und in noch viel höherem Masse beim Nachschub bemerkbar, der längere Zeit ohne Eisenbahn, also mittels Kolonnenraum, bewältigt werden musste.

Die Kämpfe um die Dnjepr-Linie (10. und 11. Juli 1941) zeigten den erlahmenden Widerstand der russischen Kräfte, aber auch noch das Vorhandensein grosser, wenn auch minderwertiger Reserven.

An diesen Erfolgen hatte die Luftwaffe entscheidenden Anteil. Schwermässig wurden von den fliegenden Verbänden die russischen Vor- und Rückwärtsbewegungen auf Strassen, Wegen und Eisenbahnen und die häufig erkannten Lager angegriffen; später traten wieder die Stuka-, Schlachtflieger- und Jäger-Tiefangriffe gegen die Widerstandslinien an den verschiedenen Flussabschnitten in den Vordergrund. Noch stärker als beim Heer machten sich bei der Vorverlegung der Bodenorganisation die Wegeschwierigkeiten bemerkbar, da die Verbände der Bodenorganisation an sich ungenügend motorisiert waren und über keine Raupenfahrzeuge verfügten. Dazu kam, dass ausser den wenigen ständigen Flugplätzen Feldflugplätze erkundet und hergerichtet werden mussten, die nicht mehr unmittelbar durch Heerestruppen geschützt waren. Die an sich geringen Bodenkräfte wurden durch Sicherungsmassnahmen zusätzlich in Anspruch genommen. Es bleibt ein Hoheslied der Luftgawe und Luftgaustäbe z. b. V., dass sie zu jeder Zeit den rollenden Einsatz der Fliegerverbände, besonders des Nahkampfkorps und des Nahkampffliegerführers II, ermöglichten.

Die Einwirkung auf die eigenen Verbände und die Heeresverbände sicherte sich die Luftflotte am 23. Juni 1941 durch Verlegung des Gefechtsstandes in einen Eisenbahnbefehlszug bei Brest-Litowsk. In den ersten Julitagen bezog der Stab einen Kraftwagenbefehlszug ostwärts Minsk. Truppennahe Führung war in diesen weiträumigen Kämpfen Voraussetzung für den Erfolg.

Nach dem unerhörten Raumgewinn in den ersten Wochen des Feldzuges wurde sehr frühzeitig die Frage nach der Weiterführung der Operationen aufgeworfen. Die seinerzeitigen Zweifel innerhalb der Wehrmachtführung waren mir, der ich nur die Ereignisse der Mittelfront auf mich wirken liess, nicht ganz verständlich. Auch ich habe mich wie die Heeresgruppe dafür eingesetzt, die nun schon Wochen andauernde Vernichtungsschlacht über den Dnjepr hinaus fortzusetzen, um das russische Westheer endgültig auszuschalten. Bedauerlich,

dass sich die Wehrmachtführung von den Geschehnissen treiben liess, ohne sofort zu einem endgültigen Schluss zu kommen! An der Front merkte man in diesen Tagen noch nichts von diesem Schwanken. Es wurde angegriffen und Gelände gewonnen. Von der Flugbasis Orscha und verschiedenen nördlich und südlich davon liegenden Feldflugplätzen aus wurde das Vorgehen der beiden Panzergruppen und der Armeen der Heeresgruppe Mitte nach bewährten Grundsätzen unterstützt.

Diese Kämpfe führten zur Kesselschlacht im Raume von Smolensk (von Mitte Juli bis Anfang August), die einen grossen Erfolg (über 300'000 Gefangene), aber wiederum keine Entscheidung, also nur einen «ordinären Sieg» brachte. Er hätte entscheidend werden können, wenn es gelungen wäre, eine ostwärts Smolensk befindliche Lücke zu schliessen. Meine und des Oberbefehlshabers der Luftwaffe Dringlichkeitsanträge scheiterten im Vollzug. Eine schmale, wenige Kilometer breite Lücke, in deren Mitte ein kleines Flusstal mit tarnender Bodenbedeckung verlief, liess im Laufe weniger Tage, vor allem während der Nächte, beträchtliche Kräfte durchsickern. Glückte es den Nahkampffliegern bei Tage, durch pausenlose Angriffe das Durchsickern wesentlich einzuschränken, so konnten Dämmerung und Nacht von den Russen umso erfolgreicher ausgenutzt werden. Die auf diese Weise nach rückwärts entkommenen russischen Soldaten – von mir auf über 100'000 Mann geschätzt – wurden zum Skelett neuer russischer Verbände. Dass diese Kräfte auch im weiteren Verlauf nicht vernichtet werden konnten – ich erinnere nur an die schweren, verlustreichen Kämpfe im Jelniabogen in der Zeit vom 30. Juli bis 5. September 1941 –, kann nicht als ein Versagen der deutschen Truppe und Führung angesprochen werden. Die Verbände einschliesslich der Luftwaffe waren einfach überanstrengt, ausgemergelt und fernab sicherer Nachschubzentren.

Die Devise lautete: Marsch und Kampf, Kampf und Marsch über fast eineinhalb Monate in einer Tiefe von 700 Kilometern bei teilweise ungünstigem Wetter, Kämpfe an der Front mit den zurückweichenden russischen Verbänden und den von rückwärts neu herangezogenen Divisionen, Kämpfe der 2. und 3. Treffen der deutschen Armeen mit den in kleinen und grossen Kesseln eingeschlossenen russischen Truppen, mit den zum ersten Mal stärker in Erscheinung tretenden Partisanenverbänden und den vereinzelt in Staffelstärke auftretenden, tiefliegenden recht wirkungsvollen russischen gepanzerten Schlachtfliegern. Eine ordentliche Auffrischung und eine wenn auch nur kurzfristige, aber wirkliche Ruhepause blieben Wunschträume.



Die Schlachtenfolge im Mittelabschnitt des russischen Kriegsschauplatzes (Heeres-Gruppe B und Luftflotte)
 von Feldzugsbeginn (22. 6. 1941) bis Mitte November 1941

Erfolge der Kesselschlachten (in runden Zahlen):
 Bialystok-Minsk 320 000 Mann, 3300 Panzer, 1800 Geschütze
 Smolensk 310 000 Mann, 3200 Panzer, 3100 Geschütze
 Gomel 190 000 Mann, 150 Panzer, 3100 Geschütze

Roslavl 40 000 Mann, 250 Panzer, 350 Geschütze
 Kiow 66 000 Mann, 900 Panzer, 3200 Geschütze
 Wjasma-Brjansk 65 000 Mann, 1200 Panzer, 5400 Geschütze
 Welikije-Luki 30 000 Mann, 400 Geschütze

Feindliche Flankenvorstösse gegen den rechten ungeschützten Flügel der Heeresgruppe stellten neue unabweisbare Forderungen. So musste die Luftflotte vom 1. August 1941 an mit Fliegern und Flak in unmittelbarer Folge die Kämpfe der Panzergruppe Guderian im Raum Roslawl (38'000 Gefangene), dann die fast gleichzeitig beginnenden Kämpfe der 2. Armee unter Generaloberst von Weichs um Gomel (rund 100'000 Gefangene) unterstützen, um Ende August bei der Ausräumung der in den Niederungen zwischen Smolensk und Ilmen-See ostwärts Welikije-Luki zurückgebliebenen russischen Kräfte (30'000 Gefangene) zu helfen und der nördlich Kiew im Sumpf gebiet operierenden Kavallerie-Division durch Vernichtung gut getarnter und recht unangenehmer Monitore freie Bahn zu schaffen. Die in diesen Augustschlachten führenden Oberbefehlshaber – Generaloberst von Weichs bei Gomel, Generaloberst Guderian bei Roslawl, General der Panzertruppe Stumme bei Welikije-Luki – haben Unmögliches möglich gemacht. Die Fliegerkräfte kämpften besonders erfolgreich; in kurzer Zeit wurden 126 Panzerzüge, Tausende von Kraftfahrzeugen, 15 Brücken zerstört, ohne die grossen blutigen Verluste anzuführen, die die russischen Verbände im Frontraum erlitten. Dass in dieser eben geschilderten Lage die Ostfront der Heeresgruppe bei zahlenmässiger und materieller Schwäche und wesentlich verminderter Unterstützung durch Flieger und Flak in harten Abwehrkämpfen gehalten hat, muss neben die glänzenden Taten der Flügelkräfte gestellt werden. Führung und Truppe verdienen es.

Bei Beginn der geschilderten Kämpfe wurde der Gefechtsstab der Luftflotte nach Smolensk vorverlegt, während die leichten Verbände in der Basis Shatalowka-Smolensk-Witebsk zum Einsatz gebracht wurden. Für die schweren Kampfverbände wurden lediglich Absprungmöglichkeiten in der oben genannten Basis geschaffen. Zur Versorgung der Verbände in der Basis. Shatalowka wurden von Orscha aus zum ersten Mal die schweren Lastensegler des Gigantentyps erfolgreich eingesetzt. Russische gut geländegängige Kraftwagen aus Beutebeständen und die russischen landesüblichen Karren wurden in den Nachschubdienst eingestellt. Auch erbeutete russische Kampfwagen eigneten sich die Kräfte der Bodenorganisation an, mit denen sie, wie z.B. Oberst Müller bei Bobruisk, feindliche Kampfwagen-Angriffe gegen die Flugplätze abschlugen.

Noch heute bleibt es ein Ruhmesblatt meines Oberquartiermeisters (Oberst i. G. Heigl) und des Eisenbahntransportchefs (Heer), dass die gesamten Verbände der Luftflotte stets über genügend Nachschub verfügten und damit allen Anfor-

derungen der Heeresgruppe und des selbständigen Luftkrieges gerecht werden konnten. Bei der entscheidenden Bedeutung des Nachschubs hatte die Luftflotte den Quartiermeisterdienst dem Ia-Dienst gleichgestellt; hier trug diese Organisation ihre Früchte, ohne dass leider bei der Ordenverteilung die Folgerungen gezogen wurden. *)

Noch während wir Führer der Mittelfront im August 1941 über das Wie und Wann der Fortsetzung der Angriffe in Richtung Moskau grübelten, während die Truppen leider zu lange unnütz auf der Stelle traten, führten die Überlegungen der höchsten Führung nach vielfachem Hin und Her zu unserem grossen Verdross zur endgültigen Verlagerung des Schwerpunktes nach dem Süden (21. August 1941).

Man konnte über die Notwendigkeit, sich Anfang September gegen die russische Heeresgruppe Budjenny im Süden zu wenden, zweierlei Meinung sein – ich gehe darauf nochmals ein –, Tatsache blieb, dass grosse Teile der Heeresgruppe Mitte (v. Bock) und meiner Luftflotte in der Front nach Süden bleiben oder zusätzlich Front nach Süden nehmen mussten, um die Heeresgruppe Süd (v. Rundstedt) zu der erfolgreichen Einschliessungs-Operation gegen Budjenny zu befähigen. Nach mehr als vierwöchigen Kämpfen (28. 8.-26. 9.1941) war das Schicksal Kiews und damit Budjennys besiegelt. Die Panzergruppen v. Kleist und Guderian reichten sich 200 km ostwärts Kiew am 13. September 1941 die Hand. Über 650'000 Gefangene, fast 1'000 Panzer und über 3'500 Kraftfahrzeuge waren die Beute.

Ich würde den Verdiensten der Luftwaffe nicht gerecht, wenn ich nicht die ausschlaggebende Wirkung des II. Fliegerkorps erwähnen würde. Ohne stärkere leichte Kampfverbände, die zum Teil an die südliche Luftflotte 4 abgegeben wurden, musste das Korps unter erschwerten Umständen kämpfen, da der Russe aus den vorhergegangenen Kämpfen gelernt und den Tagesverkehr fast ganz gedrosselt hatte. Schlechtwetter erschwerte den Einsatz geschlossener Fliegerverbände mit ihrer Massenwirkung. Man musste schon das Können der Flugzeugbesatzungen anerkennen, wenn die meisten Eisenbahnlinien im Kampf-

*) Meine Gedanken waren in dieser Frage sehr einfach. Alle Feldzüge hatten erwiesen, dass der Ausgang vom Nachschub abhing. Mangelte es an Nachschubgut, so nutzte auch der beste Führungsgedanke nichts. Die Gleichstellung des Oberquartiermeisters mit den Ia-Führungshelfen war für mich eine Selbstverständlichkeit geworden. Ich war immer verärgert, wenn man meine Auszeichnungsvorschläge für die Nachschubbearbeiter unberücksichtigt liess.

raum nachhaltig unterbrochen werden konnten. Auf kurzen Streckenabschnitten blieben 20–30 Eisenbahnzüge liegen, die den folgenden Zerstörungsangriffen vollständig zum Opfer fielen. Erst in den Schluss tagen der Schlacht zeigten sich Verbandsziele auf den Strassen, die dann mit vernichtendem Erfolg angegriffen wurden. Die unmittelbare Unterstützung durch Angriffe gegen den Feind in der nahen Front war vorübergehend in den Hintergrund getreten; die lebhafter gewordene feindliche Fliegertätigkeit stellte bei Flugwetter an Flak und Jagdflieger erhöhte Anforderungen; auch hier zeigte sich wieder, dass der Jagdschutz dringend gefordert, aber kaum anerkannt wurde.

Fast gleichzeitig mit den Operationen in Richtung Kiew wurde die Panzergruppe 3 unter Generaloberst Hoth am linken Flügel zur Auffrischung herausgezogen und mit Teilen zum Einsatz am rechten Flügel der Heeresgruppe Nord gebracht. Vorher, aber ohne Auffrischung, hatten OKW und Oberbefehlshaber der Luftwaffe die vorübergehende Abgabe des VIII. Fliegerkorps zur Unterstützung des Angriffs der Panzergruppe 4 (Hoepner), südlich des Ilmensees, angeordnet. Die Vernachlässigung der Front war augenfällig, aber im Interesse entscheidender Kämpfe an wichtigeren Punkten berechtigt.

Mit dem Befehl vom 21. August 1941 (Angriff Richtung Kiew) war auch das entscheidende Wort für den Jelniabogen gefallen, er konnte aufgegeben werden; die Verteidigung sollte nunmehr in Abschnitten aufgebaut werden, die auch ohne Luftwaffenhilfe und unter Schonung der Heereskräfte zu halten waren. Dieser Verzicht auf Luftwaffenhilfe war durch den bereits erwähnten Einsatz der gesamten Nahkampffliegerkräfte in Richtung Kiew und Ilmensee und durch den am 21. und 22. Juli 1941 begonnenen Luftangriff auf Moskau veranlasst. Schwerpunkt war, nachdem die Voraussetzungen für die schweren Angriffsflüge durch Aufstellung der notwendigsten Funkfeuer, Bereitstellungen der Fliegerkräfte und der notwendigen Bomben-Munition geschaffen waren, für alle weitreichenden schweren Kampfkräfte: das Führungs-, Rüstungs- und Verkehrszentrum Moskau; die anderen Ziele, wie die grossen Flugzeugwerke von Woronesch, die Werke von Tula und Brjansk sowie die überbelegten Verschiebebahnhöfe von Brjansk usw., die nur bei Schlechtwetter in Einzeljagdangriffen angefliegen wurden, waren Ausweich-, Schlechtwetter- oder taktische Augenblicksziele; die Wirkung gegen diese Anlagen war im Verhältnis zur Einsatzstärke als recht gut zu bezeichnen.

Die Angriffe gegen Moskau, an denen vor allem die Kampfgeschwader 28, 54, 3 und 2, darunter Geschwader der Luftflotte 3 im Westen, beteiligt waren, machten mir viel Sorge. Abgeschossene Besatzungen musste man als «erledigt» ansehen; die Flakwirkung und die Blendwirkung durch Scheinwerfer machten sogar auf unsere Englandflieger Eindruck. Auch die russischen Abwehrjäger traten im Laufe der Zeit in grösserer Zahl – glücklicherweise nur bei Tage – auf. Die Wirkung entsprach nicht ganz meinen Erwartungen; im Verhältnis zur Grösse des Objekts waren die Kräfte doch recht schwach, die Blendwirkung störend und die Munitionsbeipackung durch die erhöhte Betriebsstoffzuladung sehr beschränkt. Als mir aber gelegentlich einer Vernehmung im Lager Mondorf 1945 von der russischen Dolmetscherin etwas über die «furchtbare Bombenwirkung» gesagt wurde, revidierte ich nachträglich gern im Interesse meiner tapferen Verbände und Besatzungen mein seinerzeitiges Urteil. Auf jeden Fall haben die laufenden Angriffe neben der materiellen Wirkung den späteren Zusammenbruch in der Stadt vorbereitet. Schade, dass er nicht ausgenutzt werden konnte!

Mit den schon erwähnten Kämpfen an den Flügeln der Heeresgruppe Mitte und den ständigen Einsätzen der gesamten Fliegerkräfte der Luftflotte 2 vergingen bei wechselnder Wetterlage der August und die erste Hälfte des September. Mit Feldmarschall v. Bock war ich darüber einig, dass die Stellungen der 4. und 9. Armee für den Winterfeldzug wenig geeignet waren, zumal sich die gegenüberliegenden Feindkräfte sichtbar verstärkten. Der Gedanke, noch einmal an dieser Front das Glück zu versuchen, lag deshalb nahe. Schon eine erfolgreiche Kesselschlacht konnte die russischen Kräfte dezimieren und die Kampfführung während des Winters bestimmend beeinflussen. Ob man nach einem derartigen Sieg die Operation Richtung Moskau weiterführen konnte, musste von Stärke und Zustand der eigenen Kräfte, sowie vor allem von der Wetterlage abhängen. Das Wetter war die grosse Unbekannte, die schon den Anfangserfolg stark beschneiden konnte.

Mit heissem Herzen und kühlem Kopf wurden seit dem 15. September die Vorbereitungen für den neuen Angriff getroffen; ich selbst besprach die Einzelheiten der kombinierten Kampfführung mit den Oberbefehlshabern der 2., 4., 9. Armee und der 2., 4. und 3. Panzerarmee. Mein alter Metzger Freund, Generaloberst Hoepner (Oberbefehlshaber der 4. Panzerarmee) hatte – anscheinend durch die wenig erfolgreichen Kämpfe der Heeresgruppe Nord beeindruckt –



Die Unzertrennlichen: Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte,
Generalfeldmarschall von Bock, und der Luftflottenchef 2



Der glückstrahlende Oberbefehlshaber der 4. Panzer-Armee, Generaloberst Hoepner, beim Abschiedsgeleit nach einer Besprechung während der Doppelschlacht Wiasma-Briansk

wenig Zutrauen. Zweimal hab' ich ihm die ganz anders liegenden Verhältnisse vor der Heeresgruppe Mitte auseinandergesetzt ihm seine geradezu einmaligen Chancen für eine Durchbruchs- und Umfassungsoption klargemacht und ihm verstärkte Fliegerunterstützung zugesagt. Er gewann Vertrauen – und als ich ihn während der Schlacht aufsuchte, war er des Glückes und Stolzes voll. Was meine eigenen Verbände betrifft, so war der taktische Rahmen eindeutig gegeben. Die Flakkorps hatten schwerpunktmässig Erdaufgaben, waren Verstärkungs- und Stossartillerie – mit dem Schwerpunkt auf dem rechten Flügel*). Die Nahkampfflieger kämpften nach den nun schon Gesetz gewordenen Regeln den Weg für die Heeresverbände, vor allem von den Panzergruppen, frei und hatten die Feindverschiebungen auf dem Kampffeld bis zur Vernichtung anzugreifen. Die schweren Kampfkräfte schleppten das Kampffeld nach rückwärts ab. Von feindlichen Fliegern sah man im Verhältnis zu den unmittelbar vorhergegangenen Schlachten wenig; am lebhaftesten traten sie am Südflügel auf.

Das VIII. Fliegerkorps hatte noch den Sonderauftrag, die linke Flanke der Panzerarmee 3 (Hoth) zu überwachen und etwaige Feindangriffe im Raum Bielow unter Zurückstellung aller anderen Aufgaben zu zerschlagen. Sowohl gegenüber Feldmarschall v. Bock als auch gegenüber Generaloberst Hoth verpflichtete ich mich, diese Aufgabe, wenn sie überhaupt akut werden sollte, zu erfüllen. Leider liess sich die Panzerarmee beim Vorwärtsgehen und Eindrehen nach Süden durch die mögliche Flankenbedrohung mehr als notwendig beeinflussen, so dass der linke Umfassungsflügel verspätet eindrehte und immerhin einige divisionsstarke Kräftegruppen entweichen konnten.

Das Handikap, das auch diese Schlacht bei 650'000 Gefangenen**) nur zu einem «ordinären» Sieg werden liess, lag am äussersten rechten Flügel. Die Hoffnung auf eine gross angelegte Umfassung über Tula auf Moskau war durch das bereits in den ersten Oktobertagen im Südraum vor der 2. Panzerarmee auftretende Schlechtwetter zunichte gemacht. Ungünstiges Flugwetter erschwerte die fliegerische Unterstützung; Schnee und Regen zusammen mit einer übermässig starken Benutzung der Strassen durch schwerste Raupenfahrzeuge und

*) Das I. Flakkorps hatte vom Feldzugsbeginn bis zu diesem Zeitpunkt 314 russische Flugzeuge und über 3'000 Panzer abgeschossen.

**) Von verschiedenen Seiten werden Zweifel in die deutschen Angaben der Gefangenzahlen gesetzt; wer aber die endlosen Züge der russischen Gefangenen tagtäglich nach rückwärts marschieren sah, kann keinen Zweifel darüber haben.

ihre Zerpflügung durch Bombenrichter verlangsamten die Bewegungen, um sie ab 5. Oktober allmählich nahezu zum Erliegen zu bringen. Selbst die Panzer hatten darunter zu leiden. Der Versuch, mit Zugmaschinen der Flak einzelne Fahrzeuge zu bewegen, endete mit dem Auseinanderreißen von Wagen oder Ketten. Als der Verpflegungsnachschub versagte, musste die Luftflotte für Teile der 2. Panzerarmee sogar Verpflegung abwerfen. Die körperliche Belastung (die Heeresverbände hatten noch keine Winterausrüstung) und die seelischen Strapazen waren für die Männer der 2. Panzerarmee zu gross geworden.

Dies war der Wendepunkt der grossen Schlachtenfolge im Osten. Dies und die vermehrt auftretende Nervenbelastung waren auch – wie sich später zeigen sollte – für den harten und widerstandsfähigen Oberbefehlshaber der Panzerarmee, meinen alten Freund aus dem Reichswehrministerium, Generaloberst Guderian, zuviel.

Angesichts dieser Entwicklung sah ich die operative Auswirkung des Angriffs als kaum mehr gegeben an. Alle Vorteile hatten sich durch das Sudelwetter mit den unglaublichen Bodenverhältnissen und durch die Anfang November folgende Frostperiode, durch das Fehlen von Winterbekleidung beim Heer, durch das Neuauftreten sibirischer Truppen und den vermehrten Einsatz von sehr brauchbaren Kampfwagen (T 34) und Schlachtfliegern ins Gegenteil verkehrt.

An sich wäre es – davon war ich damals überzeugt – für Generaloberst Hoepner und Guderian mit ihren Panzerkräften kein Kunststück gewesen, bei normalem Wetter einfach nach Moskau und über Moskau hinaus zu fahren. Der Wettergott hatte es anders bestimmt; den Russen war es möglich geworden, eine dünne Front westlich Moskau aufzubauen und mit den letzten Reserven aus Arbeitern und Kadetten zu besetzen; sie kämpften heldenhaft und stoppten den Angriff unserer fast bewegungslos gewordenen Kräfte. In diesen Oktobertagen waren die sibirischen Divisionen noch nicht an der Front. Für mich ist es heute noch ein Rätsel, dass unsere Fernluftaufklärung zwar lebhaften Verkehr, aber meines Wissens niemals in diesen und den vorhergehenden Tagen den strategischen Aufmarsch der Fernostarmeen meldete. Aber auch der noch Ende Oktober gemeldete verstärkte Eisenbahnverkehr hätte das OKW zur Vorsicht mahnen sollen. Spätestens Mitte November, als von den Heeresverbänden das Auftreten sibirischer Verbände an der Front gemeldet wurde, hätte man das Zurückgehen in eine Winterstellung anordnen müssen.

Unter dem belebenden Einfluss der Kesselschlachten von Kiew und Brjansk-

Wjasma wurde dagegen die Fortführung des Angriffs auf Moskau befohlen, für den allgemein wenig Neigung bestand, vor allem bei den in erster Linie verantwortlichen Führern, Feldmarschall v. Kluge, der erst allmählich Feuer fing, als er die Stimmung der Front auf sich wirken liess, und Generaloberst Hoepner, dem, wie ich in Gesprächen persönlich feststellte, für diese Aufgabe das mitreissende Fluidum fehlte. Kluge, selbst mehr geschoben als schiebend, beklagte sich über die zögernde Führung Hoepners; dieser verteidigte sich bei mir mit dem mangelnden Nachschub. Ein wenig befriedigendes Bild, als ich Ende November mit meinem Luftflottenstab, dem einige Tage später der Korpsstab des II. Fliegerkorps folgte, aus der Ostfront herausgezogen und in Richtung Berlin abtransportiert wurde.

Was in diesen Monaten neben der fechtenden Truppe von den Luftgauen mit ihren Boden verbänden geleistet worden ist, verdient Erwähnung. Die Truppen der Luftflotte 2 hatten nie einen ins Gewicht fallenden Mangel an notwendigem Nachschub. Die Leistungen der Sanitätsorgane, meines Luftflottenarztes, Generalarzt Dr. Schröder, meines hervorragenden beratenden Chefchirurgen, des unermüdlichen und einsatzfreudigen Professors Dr. Bürkle de la Camp, und des Gehirnspezialisten, Professor Dr. Tönnis, hatten einen weit über die Luftwaffe hinausgehenden Ruf.

Der Verwundeten-Lufttransport fand immer stärkeren Anklang und entsprechende Ausdehnung. Schon im August, als ich sah, dass wir während des Winters irgendwo in Russland bleiben mussten, forderte ich Winterausrüstung an, die auch in unverhältnismässig kurzer Zeit mit Hilfe des tüchtigen Heeres-Transportchefs angeliefert wurde. Bei meinem Weggang wusste ich meine Soldaten für den Winter gerüstet. Die Hilfe der Finnen nutzten wir aus, um die Einsatzbereitschaft der fliegenden Verbände auch bei Eintreten grösster Kälte durch Bau von besonderen Heizvorrichtungen zu gewährleisten. Alles in allem: ein schönes Zeugnis verständnisvoller Gemeinschaftsarbeit.

Konnte nicht die Luftwaffe mit ihrer Kraft die besonders beim Heer sichtbar gewordenen Ermüdungserscheinungen ausgleichen und das weitere rasche Vorgehen der Armeen gegen Moskau ermöglichen? Gerade als Fliegergeneral bin ich berechtigt – ich werde noch anderwärts darauf zurückkommen –, die Leistungsgrenzen der Fliegerei festzustellen. Die Erfolge der Luftflotte 2 vom 22. Juni bis 30. November 1941 sprechen für sich: 6'670 Flugzeuge, 1'900 Panzer, 1'950 Geschütze, 26'000 Fahrzeuge und 2'800 Züge. Der ununterbrochene Ein-

satz der Fliegerkräfte während des ganzen bisherigen Krieges vom 1. September 1939 bis Mitte November 1941 hatte aber die Luftstreitkräfte materiell und personell in höchstem Masse mitgenommen. Die Wetterschwierigkeiten im russischen Herbst, Regen, Nebel, Kälte, taten das übrige. Auch die Flieger, selbst die Nahkampfflieger, konnten nur Ziele angreifen, die sie sahen und die genügend gross waren. Geschlossene Bewegungen waren nach dem Ablauf der Kesselschlacht Brjansk-Wjasma nur noch ausnahmsweise zu beobachten; Grossbewegungen der sibirischen Verbände wurden nicht erkannt oder wenigstens nicht als solche bewertet. Die Bekämpfung dieser später entscheidend werden den Elitetruppe fiel dementsprechend aus. Die Widerstandsnerter waren einzelne, kleine, im Gelände zerstreute Bunker, die sicht- und zielmässig dem sich rasch bewegenden Flieger, besonders bei «Dreckwetter», ausserordentliche Schwierigkeiten boten.

Auch der Kampf gegen die verstärkt auftretenden und auch bei schlechtesten Bodenverhältnissen beweglichen T 34 forderte die äusserste Hingabe der Schlachtflieger im Tiefstflug über Wälder, Bäume und Ortschaften hinweg. Die laufend angeforderten Einsätze der Jagdflieger zum Schutz der Heeresverbände gegen gepanzerte tieffliegende russische Schlachtflieger wurden zur Beruhigung der Erdtruppe geflogen; die Waffenwirkung war gering, da die Erfolgsaussichten fehlten. Hier war mit Flak und Pak mehr zu erreichen, wenn auch diese bei den ungünstigen Boden- und Bodenbedeckungsverhältnissen nur beschränkt zur Wirkung kommen konnten. So häufig, allen Hemmnissen zum Trotz, von den Fliegern angegriffen wurde, entscheidend konnten diese Angriffe nicht werden und wurden es auch nicht.

Um alle Möglichkeiten auszuschöpfen, waren die fliegenden Verbände ganz nahe hinter der Heeresfront in der allgemeinen Linie Orel-Juchnow-Rshew auf Feldflugplätzen untergebracht. Ein durchschlagender Erfolg konnte auch dadurch nicht erreicht werden. Auch eine starke Luftwaffe hätte der erstarrten und geschwächten deutschen Front, gegenüber einem fast unsichtbaren Gegner, keine schlachentscheidende Hilfe bringen können. Von einer schwach gewordenen und übermüdeten Fliegerwaffe war dies noch weniger zu erwarten.

Wenn man die kriegsgeschichtlichen Arbeiten des In- und Auslandes liest, so finden mit vollem Recht die beispiellosen Leistungen der Infanterie oder der Panzer gebührende Erwähnung; von der Mitwirkung der Luftstreitkräfte oder gar der Flakartillerie wird kaum gesprochen. Zum Teil dürfte dies deutscherseits darauf zurückzuführen sein, dass die Luftwaffenverbände den örtlichen

Heeres-Truppenführern nicht unterstellt waren und dass deswegen das «wehrmachtmässige Denken» zu kurz gekommen ist. Ein noch wichtigerer Grund scheint mir der zu sein, dass die fliegerischen Verbände häufig in Zonen kämpften, die von der Erdtruppe nicht eingesehen wurden; die Angriffe riefen keinen unmittelbaren, nachhaltigen Eindruck hervor und blieben unerwähnt, obwohl durch die Luftangriffe der Feind bei Annäherung, Bereitstellung oder beim Rückzug Verluste erlitt, die häufig die Voraussetzungen für den Erfolg der Schwesterwaffen des Heeres lieferten. Wer, wie ich selbst, an den Marschstrassen ganze Kolonnen hingemäht, Eisenbahnzüge in einem unentwirrbaren Stau zusammengefahren sah, der ist zu der vorstehenden Feststellung berechtigt. Dass der Erfolg der entscheidend wirkenden Nahkampfflieger oder der Flakkorps fast unerwähnt blieb, ist für mich kaum zu verstehen, da ich während der Kämpfe eigentlich nur begeisterte Anerkennung hörte. Diese Worte sollen geschrieben werden, um die einmaligen Leistungen der Luftwaffe nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und zu zeigen, dass grosse Erfolge auf dem guten Zusammenwirken der Waffen und Wehrmachtteile beruhen.

Einige Bemerkungen, frei von der Parteien Gunst und Hass, mögen dies Kapitel beschliessen. Der an sich fehlerhafte und wenigstens unerwünschte Zweifrontenkrieg brauchte nach Ansicht vieler nicht unbedingt die schicksalhafte Bedeutung für den Ausgang des Krieges zu haben. Was ist daran richtig? Deshalb die Frage: Konnte der Feldzug in Russland mit den beschränkten Kräften bis Ende des Jahres 1941 zur Einnahme Moskaus und zur Vernichtung der russischen Wehrmacht führen?

Ich nehme dabei als selbstverständlich an, dass es sich bei einem so kurz bemessenen Feldzug nur um die Vernichtung der im europäischen Russland befindlichen Streitkräfte, Wehrzentren und Rüstungsstätten handeln konnte. Dabei lege ich die von Hitler gewählte Operationsidee als verbindliche Ausgangslage zugrunde. Für mich, der ich den Mittelabschnitt sehr gut kenne, steht fest, dass das zeitweise auftretende Schlechtwetter und die Bodenlosigkeit der Wege, vor allem ab Oktober 1941, die schlimmsten Feinde waren; wären sie nicht gewesen, so wäre die Inbesitznahme Moskaus kein Problem gewesen. Rechnet man mit den Schlechtwetterperioden und ihren Folgen als unausweichliche Erscheinung des russischen Kriegsschauplatzes, so hätte das gesteckte Ziel erreicht werden können, wenn Hitler nicht durch zu lange Überlegungen und Nebenoperationen kostbare Wochen hätte verstreichen lassen. Hätte man nach einer be-

rechtigten Atempause im Anschluss an die Kesselschlacht von Smolensk, Anfang September, die Offensive gegen Moskau fortgeführt, so wäre nach meiner Überzeugung Moskau noch vor dem Winter und vor dem Eintreffen der sibirischen Divisionen in unsere Hand gefallen. Es wäre dann höchstwahrscheinlich möglich gewesen, einen schirmartigen Brückenkopf nach Osten vorzuschieben, der russische Umgehungsmanöver und den Nachschub für die anderen russischen Fronten erschwert hätte. Die entscheidende Folge der Einnahme Moskaus wäre gewesen, dass das ganze europäische Russland von seinen asiatischen Kraftquellen abgeschnitten und die Inbesitznahme der lebenswichtigen Wirtschaftszentren (Leningrad, Donez-Becken, Maikop-Ölzentrum) 1942 keine unlösbare Aufgabe gewesen wäre.

Auch bei dieser Operation hätte man sich irgendwie mit der russischen Kiew-Gruppe des Marschalls Budjenny abfinden müssen. Die Kämpfe an dieser Front wären sicher schwer und krisenreich geworden, hätten aber kaum feldzugentscheidenden Charakter besessen. Wären doch, wie oben angedeutet, mit der Einnahme Moskaus die russische Führungsorganisation zerschlagen und die Verbindungen nach dem Fernen Osten unterbrochen worden. Hatte man allein das strategische Ziel im Auge, so dürfte es richtiger gewesen sein, die Offensive gegen Moskau nach einer entsprechenden Auffrischungspause und der notwendigen Umgruppierung von August oder September ab weiter zu führen. Es wäre dann noch genügend Zeit für eine Angriffsoperation mit beschränktem Ziel gegen Budjenny vorhanden gewesen.

Eine zweite Frage: War die Operationsidee Hitlers, am Dnjepr mit der Heeresgruppe Mitte zur Verteidigung überzugehen, um mit den verstärkten Flügel-Heeresgruppen die wirtschaftlich wichtigen Ziele – rechts: Donez- und Ölbecken, links: Leningrad mit Verbindung nach Finnland – zu erreichen, richtiger als die, Moskau zu gewinnen?

Zweierlei war beim Eintreffen am Dnjepr Gewissheit geworden; einmal war es nicht gelungen, die russischen Kräfte westlich des Dnjepr vollkommen einzukesseln und zu vernichten, und zum zweiten war es klargeworden, dass noch im Gebiet zwischen Moskau und Dnjepr frische Kräfte vorhanden waren oder aufgestellt und mit dem notwendigen Nachschubgut versorgt werden konnten. Die Stärke dieser Kräfte durfte man nicht unterschätzen. Wenn man sie aus den späteren Ereignissen (Gefangene und Tote) rekonstruiert, so musste man gegenüber der Heeresgruppe Mitte mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen rechnen. Budjennys Kräfte gegenüber der Heeresgruppe v. Rundstedt hatten sicherlich dieselbe

Stärke, während die Heeresgruppe Nord etwas weniger Kräfte gegen sich gehabt haben dürfte. Diese Kräfte konnten dem deutschen Vorgehen entsprechend verschoben werden.

Auch durch starke deutsche Fesselungsangriffe aus der Mitte heraus hätte man die schwerpunktmässige Verschiebung der vor der Mitte liegenden Masse der russischen Kräfte nicht auf die Dauer verhindern können. Mit einem raschen und sicheren Erfolg der Flügel-Heeresgruppen konnte man deutscherseits nur rechnen, wenn den Heeresgruppen Süd und Nord ausser den Heeres-Reserven alle bei der Heeresgruppe Mitte nicht unbedingt notwendigen Kräfte und alle Verbände der Luftwaffe aus ihrem ganzen Bereich – also auch vom Westen und Norden – zugeführt worden wären, sowie wenn diese Flügeloperationen spätestens Ende Juli oder Anfang August 1941 begonnen hätten. Es besteht kein Grund zur Annahme, dass die Operationen nicht noch vor Winterbeginn zum Abschluss hätten gebracht werden können, zumal im Süden nicht wie im Norden mit einem frühen Wintereinfall gerechnet zu werden brauchte. Das Steckenbleiben der Heeresgruppe Nord im August und September dürfte nicht dagegen sprechen, dass unter vollkommen veränderten Verhältnissen die früher und stärker angesetzte Offensive nicht doch erfolgreich hätte sein können. Ein Vorteil wäre mit der Flügeloperation verbunden gewesen, der in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Die Heeresgruppe Mitte und zum mindesten die anschliessenden Teile der Heeresgruppe Süd und Nord wären in starken, wahrscheinlich auch stark ausgebauten Stellungen gewesen und kaum im Winter ins Rutschen gekommen. Ob aber der Besitz Leningrads, des Donezbeckens und der Ölfelder die Vorteile der Einnahme Moskaus als Führungs-, Rüstungs- und Verkehrszentrum hätte ausgleichen können, möchte ich heute ebenso wie 1941 bezweifeln. Deswegen: Das erste Operationsziel musste unter bewusster Beschränkung der Zielsetzung für die Flügel-Heeresgruppen Moskau sein.

Die dritte Frage endlich ist folgende: Die gestaffelten Kesselschlachten von Bialystok-Minsk, Smolensk, Kiew, Wjasma-Brjansk haben Zeit gekostet und den Panzergruppen Zügel angelegt, sodass diese ihre arteigene Aufgabe, ohne Rücksicht auf die Lage rechts, links und im Rücken bis zum Ziel durchzustossen, nicht erfüllen konnten. Hätte dieses Ziel bei klarer operativer Planung und exakter Durchführung überhaupt erreicht werden können?

Wenn ich auch 1941 noch nicht die Erfahrungen von 1942-1945 hatte, auf die ich später zurückkommen werde, so fühle ich mich doch berechtigt, auf

Grund meiner damaligen allgemeinen Kenntnisse meine seinerzeitige Auffassung niederzulegen. Ich glaube, dass der Durchbruch der Panzergruppen 2 und 3 durch die russischen Stellungszonen gelungen wäre. Ich glaube aber nicht, dass die im 2. und 3. Treffen folgenden Infanterie-Korps die millionenstarken russischen Kräfte – wenn überhaupt – so rasch hätten überwältigen können, dass die Panzergruppen rechtzeitig, d.h. vor dem unweigerlich auftretenden Erschöpfungszustand, hätten aufgenommen und versorgt werden können.

Die Panzergruppen waren für diese Aufgabe zu schwach. Die motorisierten operativen Kräfte mussten in einem gesunden Verhältnis zur Tiefe und Breite des zu erobernden Raumes und zur Stärke des Feindes sein. Eine noch tragbare Relation war nicht vorhanden. Die Kriegsbrauchbarkeit der Raupenfahrzeuge (einschliesslich der Panzer) war ungenügend. Der ununterbrochenen Bewegung waren technische Grenzen gesetzt. Eine Bewegungsoperation in 1'000 Kilometer Tiefe durch stark besetztes Feindgebiet benötigt sehr viel Nachschub, vor allem dann, wenn man nicht auf feindliche verwendungsfähige Grossvorräte zurückgreifen kann. Nachschubstrassen und Flugplätze lagen zum grossen Teil im feindgefährdeten Gelände; sie waren ungenügend gesichert. Der Luftnachschub war nicht auf diesen Massenbedarf vorbereitet, ebensowenig war – aus mir unbekannt gebliebenen Gründen – der Einsatz von starken Luftlandtruppen vorgesehen, die für derartige weitgesteckte Operationen unentbehrlich sind.

Alles in allem konnte die Moskau-Offensive mit den Panzergruppen nur gelingen, wenn man wenigstens an zwei Abschnitten (Minsk und Smolensk) einen Stop für die Panzergruppen einlegte, die westlich dieser Abschnitte befindlichen Feindkräfte zusammen mit den Infanterie-Korps ausräumte und erst aus gesicherter Basis heraus zum weiteren Angriff antrat.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die Erschliessung zusätzlicher personeller und materieller Quellen. Im August oder Anfang September 1941 hatte Generalfeldmarschall v. Reichenau, Oberbefehlshaber der 6. Armee, die Aufstellung von weissrussischen und ukrainischen Divisionen beantragt. Das wurde seinerzeit von Hitler mit der Bemerkung abgelehnt: Reichenau – (den er übrigens sehr schätzte) – solle sich um seine militärischen Probleme kümmern und das andere ihm überlassen. Wer das zahlreich vorhandene prächtige und willige russische Menschenmaterial gesehen hat, kann diese Haltung Hitlers nur bedauern. Ich habe ab 1943 bis zum Schluss deutsch-russische Verbände unter

mir gehabt, die, ohne ihr heissersehntes Ziel verwirklichen zu können, bis zum bitteren Ende zu uns hielten; sie hätten seit 1942 mit dem Auftrag der Verteidigung ihrer Heimat und ihrer Befreiung vom bolschewistischen Joch eine fühlbare Entlastung gebracht; mit ihrer Unterstützung hätten sich die militärischen und wirtschaftlichen Ziele mit grösster Wahrscheinlichkeit erreichen lassen. Die verfehlte Volkstumspolitik Hitlers und seiner politischen Beauftragten hat sich auch auf dem militärischen Gebiet, nicht nur auf dem Bandensektor, gerächt. Die sofortige planmässige Ausnützung und der grosszügige Ausbau der russischen Grundstoff- und Rüstungsindustrie hätten die Zerschlagung unserer Produktionsstätten, wie wir sie seit 1943 erleben mussten, wesentlich erschwert und mit Sicherheit das fehlende Material in beachtenswertem Umfang ergänzen lassen.

Wenn man sich die Verhältnisse im Osten – ohne auf die ebenfalls gegebenen Möglichkeiten im Westen einzugehen – nüchtern vor Augen hält, erhebt sich die Frage von selbst:

«Musste dieser Krieg den apokalyptischen Ausgang nehmen, den er gefunden hat?»

II. TEIL

DER KRIEG IM MITTELMEER

1941-1945

13.

BETRACHTUNGEN ZUR LAGE IM MITTELMEER

1941-42

Zeittafel: 10.6.1940 Kriegseintritt Italiens – 12.9.1940 Italienische Offensive (AOK 10, Marschall Graziani) gegen Ägypten, die im Grenzgebiet bei Sidi Barani liegen blieb – 8.12.1940 Britische Gegenoffensive – Zwischen 17.12.1940 und 8.2.1941 räumen die Italiener die Kyrenaika mit den Häfen Sollum, Bardia, Tobruk und Benghasi und verlieren 130'000 Gefangene – Februar 1941 Aufstellung des deutschen Afrika-Korps unter General Rommel – 24.2.1941 Gegenoffensive Rommels – März(April 1941 Zurückeroberung der Kyrenaika – 11.4.1941 Einschliessung von Tobruk – Juli 1941 Erste – vergebliche – britische Gegenoffensive bei Sollum – Herbst 1941 erfolgreiche Bekämpfung des deutschitalienischen Nachschubverkehrs nach Nordafrika durch britische See- und Luftstreitkräfte – 18.11.1941 Zweite – erfolgreiche – britische Gegenoffensive in Nordafrika – 28.11.1941 Verlegung der Luftflotte 2 ins Mittelmeergebiet – 10.12.1941 Entsatz von Tobruk durch britische Streitkräfte – Dezember 1941/Januar 1942 Rückzug Rommels aus der Kyrenaika bis in den Raum von El Agheila.

Der Mittelmeerraum gewann für mich zum ersten Mal wirkliches Interesse, als mich Generaloberst Jeschonnek im Laufe des September 1941 anrief und fragte, ob ich etwas für Italien und Afrika übrig hätte. Man müsste dort unten in absehbarer Zeit mehr tun, wenn man den Zusammenbruch der italienischen Position in Nordafrika vermeiden wolle. Viele Wochen hörte ich nichts mehr, ich war selbst von meiner Führungstätigkeit im Osten so sehr in Anspruch genom-

men, dass ich auch gar nicht mehr daran dachte. Der Vorbefehl zum Abtransport Anfang November 1941, den mir General Hoffmann v. Waldau vom Luftwaffen-Führungsstab überbrachte, überraschte mich. So gerne ich mich neuen Aufgaben in sonnigeren Gefilden zuwenden wollte, so sehr bedrückte mich, dass ich die Heeresgruppe v. Bock und einen Teil meiner Verbände in ungeklärter Lage zurücklassen musste.

Ich flog nach Berlin in das Luftwaffen- und OKW-Hauptquartier, um mich einweisen zu lassen. OKW und Oberbefehlshaber der Luftwaffe hatten durch General Hoffmann v. Waldau (Chef der Führungsabteilung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, früher Luftattaché in Rom), General v. Pohl (Luftattaché in Rom) und General v. Rintelen (Militärattaché in Rom) meinen Einsatz in Italien durch Absprachen mit dem Comando Supremo und mit Superaereo*) in Rom vorbereiten lassen.

*) Comando Supremo: Italienisches Oberkommando; Superaereo: Oberkommando der italienischen Fliegerstreitkräfte.

Italienische Wehrmacht-Spitzengliederung bis zum Sturz Mussolinis

Der König (Maresciallo del'Impero)

Duce (Maresciallo del'Impero)

Ob Süd ----- Comando Supremo¹⁾ 2a)

(Fm. Kesselring)

(Marschall Graf Cavallero, Maresciallo d'Italia)

Die Oberbefehlshaber der Kriegsschauplätze, denen die Verbände der drei Wehrmachtteile unterstanden

Esercito^{2a)}
(Gen. Oberst Ambrosio)
Heeres-Verbände

Supermarina^{2b)}
(Gen. Adm. Riccardi)
Marine-Verbände

Superaereo^{2c)}
(Gen. Oberst Fougier)
Flieger-Verbände

¹⁾ mit den Arbeitsstäben für Führung, Organisation, Nachschub, Transport usw.

²⁾ *Zusammenarbeit*

- a) mit Militärattaché General von Rintelen, der neben dem Heeres-Nachschub für Rommel auch die Wehrmachtinteressen, die ausserhalb des Führungsbereiches von Ob Süd lagen, beim Comando Supremo vertrat.
- b) mit Marineattaché Admiral Weichold, der gleichzeitig der kommandierende Admiral des deutschen «Marine-Kommandos Italien» mit Unterstellung unter Supermarina war.
- c) mit Luftattaché General Ritter von Pohl, der mit dem Eintreffen der Luftflotte 2 taktische Aufgaben im Sinne eines Luftgau-Kommandos zu erfüllen hatte.

Danach konnte ich annehmen, dass meine Stellung geklärt und die vordringlichsten Massnahmen für den Einsatz der fliegenden Verbände, vor allem auf Sizilien, in der Durchführung begriffen wären. Die mir zugedachte Stellenbezeichnung «Oberbefehlshaber Süd» – (Ob Süd) – schien mir für Rahmen und Ziel meiner Aufgabe richtig zu sein. Die letzte Einweisung fand durch Hitler in Anwesenheit von Göring und Jeschonnek statt. Die ungünstige Nachschublage in Nordafrika sollte durch die Niederkämpfung des britischen See- und Luftstützpunktes Malta verbessert werden. Mein Einwand, dass man doch etwas Ganzes machen und Malta wegnehmen sollte, wurde mit der Bemerkung abgetan, dass dafür keine Kräfte zur Verfügung ständen. Ich ging darauf nicht weiter ein, da ich über die Einzelheiten der Lage auf dem Kriegsschauplatz nicht unterrichtet war. Später habe ich das nachgeholt, ohne freilich je die Eroberung der Inselfestung verwirklichen zu können.

Als ich am 28. November 1941 vorerst ohne meinen Stab in Rom eintraf, lernte ich sogleich die Schwierigkeiten einer Koalitions-Kriegführung kennen. Zwar hatte Mussolini einen mir sympathischen Wechsel in der Führung des Superaereo eintreten lassen und den mir aus Flandern gut bekannten früheren Kommandierenden General des CAJ, General der Flieger Fougier, zum Staatssekretär ernannt. Dagegen konnte sich der italienische Generalstabschef Graf Cavallero nicht damit abfinden, dass mir alle für die neuen Aufgaben vorgesehenen italienischen Kräfte von Heer, Marine und Luftwaffe unterstellt würden. Er erklärte, diese Regelung würde den Verzicht auf selbständige Führung überhaupt bedeuten. Äusserstenfalls erklärte er sich mit der Unterstellung der Luftwaffe einverstanden. Mit einer halben Massnahme war der Sache nicht gedient; ich verzichtete entgegen Hitlers Anweisung auf die Unterstellung, verlangte aber dafür eine umso engere, vertrauensvolle Zusammenarbeit der italienischen Wehrmachtteile mit mir. Graf Cavallero sicherte zu, dass kein Befehl des Comando Supremo über Massnahmen auf dem Kriegsschauplatz Italien-Afrika ohne meine Mitwirkung oder Gegenzeichnung ergehen würde. Diese Vereinbarung wurde eingehalten. Rückblickend glaube ich sagen zu müssen, dass diese Konzession, die das Nationalgefühl und den hochgezüchteten Stolz der Italiener berücksichtigte, erst die gedeihliche Zusammenarbeit ermöglichte. Ich habe stets freiwillige Zusammenarbeit auf gesunder Vertrauensbasis für besser gehalten, als eine erzwungene Unterstellung mit den unausbleiblichen Reibungen.

Gleichgültig, ob es sich um die Supermarina*) unter ihren prächtigen Führern, Grossadmiral Riccardi und Admiral Sanzonetti, um Superaereo, um das Oberkommando in Tripolitanien oder um die nachgeordneten Heeres-, See- oder Fliegerführer handelte; sie wetteiferten alle in entgegenkommender Kameradschaft und Hilfsbereitschaft gegenüber den deutschen Kommandostellen und Verbänden. Die Zusammenarbeit zwischen mir und Graf Cavallero war ebenso gut und loyal wie sie seit 1943 mit Cavalleros Nachfolger, Generaloberst Ambrosio, schlecht und hintergründig wurde. Cavalleros und mein bedingungsloses Zusammenstehen strahlte nach unten aus. Unterstellt war ich für meine Person lediglich dem König und dem Duce.

In Tripolitanien fand ich eine klare, wehrmachtmässige Befehlsgliederung vor. Dem Generalgouverneur, Marschall Bastico, unterstanden alle dort eingesetzten Kräfte des Heeres, der Marine und der Luftwaffe, damit auch Rommel. An sich eine ideale Gliederung, die sich aber bei den vorhandenen Gegensätzen zwischen Rommel und Bastico und dem auf Rommels Seite fehlenden Willen, dem italienischen Empfinden entgegenzukommen, nicht auswirken konnte. Der im Zenith stehende Ruhm Rommels verhinderte eine Änderung, brachte aber gleichzeitig einen gewissen Ausgleich.

Die Lage Ende November 1941 war durch den immer fühlbarer werdenden Zusammenbruch des Nachschubs nach Afrika gekennzeichnet; die britische See- und Luftherrschaft im Mittelmeer trat immer stärker zutage. Malta war als See- und Luftstützpunkt entscheidend geworden. In Afrika hatte sich die Lage für Rommel kritisch entwickelt; er befand sich in hinhaltendem Kampf ostwärts Derna; seine Operationen waren vor allem durch die italienischen Divisionen mit ihrem geringen Gefechtswert ausserordentlich gehemmt. Mit der Aufgabe der Kyrenaika war zu rechnen.

Meine Hauptaufgabe bestand an sich darin, durch die Niederkämpfung der See- und Luftanlagen von Malta den Nachschub zu sichern. Der Ausbau der Bodenorganisation auf Sizilien, die Heranführung der zum Angriff notwendigen Verbände und Nachschubgüter und die Sicherstellung der Zusammenarbeit mit den italienischen Fliegerverbänden kosteten aber Zeit. Vorerst konnte man nur den Luftschirm für die notwendigsten Geleitzüge verstärken.

Die Armee Rommels stellte ihre eigenen Forderungen. Trotz der ausgezeichneten Zusammenarbeit des Oberbefehlshabers Süd mit dem Superaereo sowie des deutschen «Flieger-Führers Afrika» mit der italienischen Luftflotte in Nord-

*) Supermarina: Oberkommando der italienischen Marine

afrika und des grossen Entgegenkommens aller italienischen Fliegerkommandostellen lag die Hauptlast des Kampfes auf der deutschen Fliegerei; insgesamt blieben die anerkennenswerten Leistungen der schwachen Achsen-Fliegerkräfte hinter den Wünschen der Panzer-Armee zurück. Festzustellen bleibt jedoch, dass ohne den aufopfernden Einsatz der Flieger der Rückzug der Armee Rommel nicht vorwärts in der Syrte (Agedabia – 24. Dezember 1941 – ab 13. Januar 1942 bei Marsa el Bregha) zum Stehen gekommen wäre.

Als Nebenaufgabe fiel mir auf Bitte des Marschalls Cavallero die Bereinigung der immer häufiger werdenden und tiefgehenden Unstimmigkeiten zwischen der italienischen und deutschen Führung auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz zu.

Die deutschen Heeres-, Marine- und Luftwaffen-Kräfte waren vorzüglich, jedoch zu schwach. Das Material war gut, teilweise überlegen; mengenmässig genügte es nur in Ausnahmefällen den taktischen Forderungen. Zu der durch den Bedarf auf anderen Kriegsschauplätzen bedingten ungenügenden Zuweisung kamen für den afrikanischen Kriegsschauplatz die ausserordentlichen Ausfälle beim Transport über See.

Jeder Kriegsschauplatz hat sein eigenes Gesicht; an die durch atmosphärische Einflüsse, Bebauung, Bodenart und Pflanzenwuchs bedingten Besonderheiten musste sich die Truppe erst gewöhnen und die Gefechtstaktik der Natur und dem neuen Gegner anpassen. Nach dieser Eingewöhnung waren die deutsche Führung und Truppe jeder Aufgabe gewachsen. Bei der Luftwaffe und Marine wurde vorübergehend die zahlenmässige Unterlegenheit durch gesteigerten Einsatz ausgeglichen. Der ununterbrochene Einsatz aller deutschen Kräfte einschliesslich der Heeresverbände zehrte jedoch am Mark der Truppe. Trotz alledem waren Geist und Stimmung über jedes Lob erhaben.

Die Kameradschaft mit der italienischen Truppe konnte im Allgemeinen als gut bezeichnet werden, wenngleich mitunter ehrliche Erbitterung über das Verhalten der italienischen Führung und Truppe das Freundschaftsverhältnis trübte.

Der Krieg wurde von Italien, von Rom aus geführt. Italien spürte nichts vom Krieg. Der Krieg wurde, das war mein Eindruck, von vielen Italienern nicht so ernst genommen, wie es die Verantwortung gegenüber den an der Front stehenden Soldaten erfordert hätte. Alle Massnahmen waren schleppend. Dort, wo der letzte Einsatz Aller notwendig gewesen wäre, wurde mit halben Massnahmen gearbeitet.

Woran dürfte dies gelegen haben? Ich sah die Gründe in der ungenügenden Ausnutzung des vorhandenen Kriegspotentials.

Mussolini entgegnete mir häufig auf meine Klagen, dass das italienische Volk durch lange und kräftezehrende Kolonialkriege müde geworden und zuviel wertvolles Blut geflossen sei. Beides mag stimmen. Aber noch im Jahre 1944 waren für den Kriegsdienst brauchbare Menschenreserven in einem für mein Gefühl unerhört grossen Umfang vorhanden.

Marschall Graf Cavallero und Generaloberst Ambrosio haben mir gegenüber betont, dass sie nicht genügend Material hätten, weswegen sie die Truppen nicht richtig ausstatten und die Volkskraft nicht ausnutzen könnten. Auch das mag stimmen; darüber hinaus wurde aber eine meines Erachtens unverständliche Hortungspolitik getrieben. Dies beweist allein die Tatsache, dass nach dem Abfall (1943) ganz erhebliche, unausgenutzte Lagerbestände vorgefunden wurden.

Die Rüstungsmaschinerie war nicht auf die Erfüllung der Kriegsbedürfnisse eines Millionenheeres in einem langen Krieg eingestellt. Wie ich häufig feststellen konnte, herrschten selbst in kriegsentscheidenden Zeiten friedensmässige Arbeitsverhältnisse. Der Gedanke des «totalen Krieges» war von Marschall Graf Cavallero wohl aufgegriffen, die Koordinierung aller am Krieg beteiligten Organisationen des staatlichen und öffentlichen Lebens war auch eingeleitet, blieb dann jedoch liegen.

Ich habe nie den Eindruck gewonnen, dass das Volk von vornherein wusste, dass es um Sein oder Nichtsein ging, sondern dass es dies erst im Verlaufe des Krieges durch die Luftangriffe und die Gebietsverluste, vor allem in Nordafrika, erkannte. Der Unterschied zwischen deutschen und italienischen Städten war für mich so gewaltig, dass ich mich diesen Eindrücken so weit als möglich zu entziehen versuchte und z.B. die Städte und Ortschaften selten und dann nur aus dienstlichen Gründen besuchte. Der friedensmässige Eindruck von Rom zur Zeit der Kämpfe um Anzio-Nettuno wird mir in dieser Beziehung stets in Erinnerung bleiben. Konnte Mussolini die seelische Umstellung des Volkes auf den Krieg nicht erreichen, dann musste er vom Kriege absehen. Die leidenschaftliche Kriegführung der Partisanen gegen die deutsche Wehrmacht lässt aber auf das Vorhandensein kriegerischen Geistes in der Bevölkerung schliessen.

Dem südländischen Charakter des Volkes entsprechend wurde die Wehrmacht mehr für das Auge als für den Krieg ausgebildet. Die Kaserne genügte

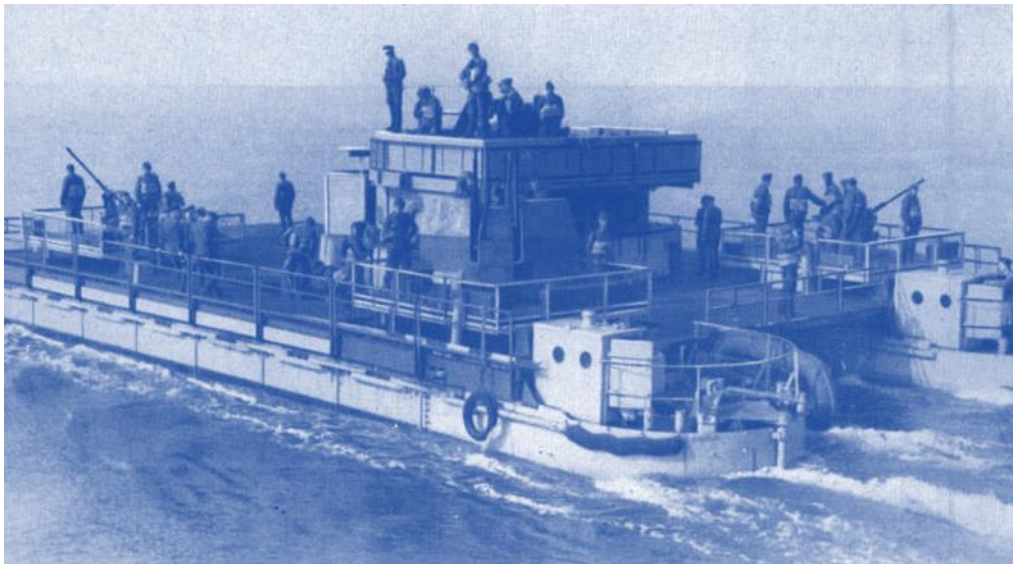
eben nicht für die Gefechtsausbildung, ebenso wenig das Schautauchen der Unterseeboote und das Kunstfliegen der Jagdflieger. Dazu wurde der Gefechtsausbildung der verbundenen Waffen innerhalb der Wehrmachtteile wie der Gesamt-Wehrmacht – letzteres überdies in den meisten Staaten – nicht die ihr zukommende Bedeutung beigemessen. Der Mangel an grossen Truppenübungsplätzen spielte eine grosse Rolle. Noch wichtiger war bis weit in den Krieg hinein das Fehlen hochwertiger Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Man überforderte den Einzelkämpfer als Menschen, wenn man von ihm verlangte, mit unzureichenden Waffen, z.B. 4-cm-Pak oder «Attrappen»-Kampfwagen, einen schweren Kampfwagenangriff abzuwehren oder einen Kampfwagenangriff zu fahren, der wegen ungenügenden Panzerschutzes und ungenügender Bewaffnung des Einzelpanzers von einem modern ausgestatteten Gegner rettungslos zerschlagen wurde, oder wenn man verlangte, dass er mit Schiffen ohne Einrichtungen für Nachtschiessen und ohne Ortungsgerät gegen U-Boote in eine Seeschlacht gegen eine modern ausgestattete feindliche Flotte gehen oder mit Jagdflugzeugen bei unterlegener Geschwindigkeit und unzureichender Bewaffnung feindliche Höchstleistungsflugzeuge angreifen sollte.

Man überschätzte das Einzelindividuum und das Volk als Ganzes, wenn mit «mittelalterlichen» Flakkanonen bei fast vollkommen fehlendem passiven Luftschutz (von Ortungsgeräten über die Nachrichtenverbindungs mittel usw. bis zum ortsnahe gelegenen Bunker) auch nicht der Schein von einem Schutz gegeben werden konnte.

Diese wenigen Beispiele liessen sich auf jedem Gebiet beliebig vermehren. Es wäre deswegen falsch, in Bausch und Bogen den italienischen Soldaten als militärisch minderwertig und für einen harten Krieg ungeeignet hinzustellen. Hier traf Mussolini und seine Staatssekretäre der Friedenszeit die Schuld, denen grobe Versäumnisse vorgeworfen werden müssen. Mussolini hätte vom Krieg Abstand nehmen müssen, wenn ihm diese bedenklichen Lücken bekannt waren. Fehlerhaft war es auch, dass sich die einzelnen Wehrmachtteile auf eigene, voraussichtlich bessere, aber nie in die Fertigung kommende Waffen verliessen, statt deutsche bewährte Typen zu übernehmen und in Lizenz zu bauen. Ich nenne hier nur die Neukonstruktion des Kampfwagens und die 9-cm-Flakkanone.

Wenn auch der Hauptnachdruck bei dem Mangel an Möglichkeiten für die Gefechtsausbildung auf die Ausbildung in der Kaserne gelegt wurde, so entsprach die rein soldatische Ausbildung auch nicht dem Ideal, das ich mir als deutscher Offizier gebildet hatte. Die Ausbildung blieb äusserlich, ohne selbst auf diesem Sektor ein zufriedenstellendes,

In meiner FW 189
über den Weiten
Rußlands



Siebel-Transportfahre



La Valetta auf der Insel Malta
Ein schicksalsträchtiger Punkt im Mittelmeerraum

in die Augen springendes Ergebnis zu erreichen. Man brauchte nur einmal eine einfache Wachablösung zu beobachten, um zu diesem Urteil zu kommen. Der italienische Soldat war nicht wirklich mit Leib und Seele Soldat. Möglich, dass ich als andersgearteter Nordländer einen falschen Massstab angelegt habe, das Ergebnis aber gab meiner Auffassung recht.

Dieses unbefriedigende Ergebnis führte ich vor allem darauf zurück, dass der Offizier ein Eigenleben führte, das ihn die enge Verbindung zu seinen Leuten nicht finden liess. Der Offizier fühlte nicht die Nöte seiner Männer, deswegen konnte er auch nicht rechtzeitig korrigierend eingreifen, deswegen entglitt ihm die Mannschaft in kritischen Lagen.

Der einfache Mann erhielt, auch im Felde, eine ganz andere Verpflegung als die Chargen. Dem Rang entsprechend vervielfältigte sich der Anteil; mit den grösseren Anteilen gingen natürlich auch die besseren Stücke nach oben. Der Offizier ass abgesondert für sich, ohne Kontakt mit dem Mann, von dem er häufig nicht einmal wusste, was und wieviel dieser bekam! Damit war die Kriegskameradschaft, die im gleichen Leben und Sterben ihren Hauptinhalt hat, unterhöhlt. Die Feldküche mit ihrer nivellierenden Gemeinschaftsverpflegung fand im italienischen Heer keinen Anklang. Auf diese Punkte mit ihrer gefährlichen Auswirkung auf die Moral der Männer habe ich Marschall Cavallero häufig hingewiesen, ohne vorbehaltlose Zustimmung gefunden zu haben. Ich habe aber andererseits persönlich festgestellt, dass unsere deutschen Feldküchen von italienischen Soldaten geradezu belagert waren, während ich in italienischen Kasinozelten ausgezeichnet mit der zuständigen Offizierskost, viel besser als in meinem Stab, verpflegt wurde. Es bedurfte noch 1944 eines scharfen Eingreifens des Marschalls Graziani, um die Soldaten rechtzeitig und in der vorgeschriebenen Höhe in den Genuss ihres Wehrsoldes zu setzen. Dass es überhaupt dieses Eingriffes bedurfte, schien mir das Charakteristische!

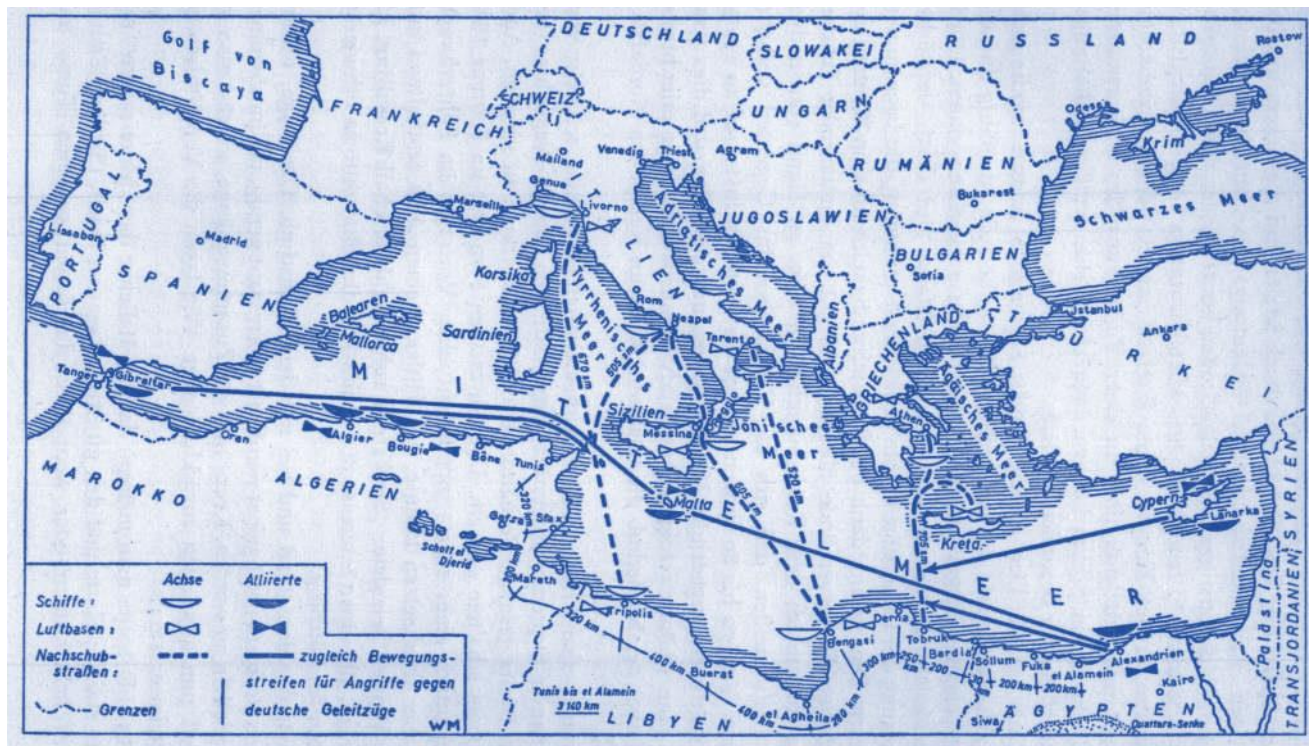
Mit diesen Ausführungen will ich nicht Mängel anprangern, sondern nur die Gründe für das häufig beobachtete, nicht abzuleugnende Versagen des italienischen Soldaten klarlegen. Ich will damit keineswegs sagen, dass das Verhältnis zwischen Offizier und Mann nicht trotzdem gut gewesen wäre. Vielfach war es das, doch war dies nur der Beweis für den an sich anständigen Kern des einfachen italienischen Soldaten und für die Möglichkeit, ihn zu einem guten, harten Kämpfer zu erziehen. Ich habe viel zu viel heldische Leistungen italienischer Verbände und Einzelkämpfer gesehen – die Fallschirm-Division Folgore bei

El Alamein, Artillerie in den Tuniskämpfen, Besetzungen der Kleinstkampfmittel der Marine, Torpedoboot-Besetzungen, Torpedofliegereinheiten –, um nicht dies aus Überzeugung sagen zu können. Aber im Krieg entscheiden nicht Spitzenleistungen Einzelner, sondern der Ausbildungsstand und der Geist der gesamten Truppe.

Dagegen entsprachen die Führungsgrundsätze den allgemein üblichen der mitteleuropäischen Militärmächte. Ich habe eine grosse Zahl von Führern der drei Wehrmachtteile gesehen, die operativ und taktisch als hochwertig anzusprechen waren. Ich habe in den militärischen Ministerien eine Arbeitsmethodik kennengelernt, die sich mit jedem anderen Land vergleichen liess. Ich habe die Auffassung vieler nicht bestätigt finden können, dass das Subaltern-Offizierskorps ungenügende Vorschriftenkenntnisse hatte, viel eher fehlte die Praxis. Ich glaube aber, dass die lebhaftige Intuition der hohen Führung mit dem Instrument nicht in Einklang stand, und dass darauf manche Rückschläge zurückzuführen waren. So gründlich die Arbeit in den oberen Instanzen war, so unbefriedigend war der Vollzug. Zweifellos hängt dies zum Teil mit dem südländischen Charakter zusammen.

Was mir besonders auffiel, war die unvorstellbare Vernachlässigung der Küstenverteidigung auf den Inseln und an den Küsten Italiens selbst und die seit Balbos Abgang in die Augen springende Stagnation in der Entwicklung und Bereitstellung moderner Flugzeuge.

Überflüssig zu sagen, dass ich mir innerhalb der kürzesten Zeit einen Überblick über den mir neuen Kriegsschauplatz zu verschaffen versuchte. Ich begrüsst die deutschen Verbände und nahm mit Rommel und den italienischen Kommandobehörden Verbindung auf. Sizilien galt der erste Besuch, der insofern unglücklich verlief, als General v. Pohl auf seinem Flug nach Sizilien im Tyrrhenischen Meer notwassern musste und mir bis zu seiner Rettung aus Seenot grosse Sorgen machte. Die Hilfsbereitschaft der italienischen Marine und Luftwaffe hinterliess einen vielverheissenden Eindruck. Es folgte Nordafrika, wo ich Rommels Sorgen und – zum ersten Mal – die deutsch-italienischen Gegensätze kennenlernte und den bewährten «Flieger-Führer Afrika», General Fröhlich, auf seinem schwierigen Posten stützen konnte. Fröhlichs vorgesetzte Dinststelle, das X. Flieger-Korps, H. Q. Athen, lag etwas weit ab; auch schien mir der Einfluss des sonst bewährten Kommandierenden Generals, General d. Fl. Geissler, auf Rommel ungenügend, so dass ich bald den «Flieger-Führer Afrika» dem Oberbefehlshaber Süd unmittelbar unterstellte. Ein Besuch beim Kommandanten von Kreta, General d. Fl. Andrae, liess mich die dortigen Schwierigkeiten kennenlernen.



Der Mittelmeerraum als Operationsbasis im II. Weltkrieg

Das Ergebnis der Einweisungsflüge war die Bestätigung der unhaltbaren Bedrohung des Nachschubs durch Malta und die Erkenntnis der für den Krieg entscheidenden Bedeutung des Mittelmeerraumes. Hätte ich damals gewusst, dass Grossadmiral Raeder, nach Aufgabe des «Seelöwen», ebenfalls im Mittelmeer-raum den strategischen Schwerpunkt des Krieges gegen England sah, so hätten gemeinsame Bemühungen vielleicht doch zu einer Verlagerung des Schwerpunktes in diesen Raum führen können. Hier rächte sich der Geheimhaltungserlass Hitlers in besonderem Masse.

Und Malta? Der entscheidende Luftangriff konnte noch nicht geführt werden, da die Luftbasis Sizilien nicht aufnahmefähig und die vorgesehenen Fliegerkampfkräfte noch nicht zugewiesen waren. Durch verschiedene Zerstörungsangriffe gegen Malta und durch verstärkte Sicherung der Geleitzüge musste man vorerst versuchen, die Lage zu verbessern. Dies gelang dank der Einsatzfreudigkeit und dem Können der deutschen Fliegerverbände überraschend gut. Im Januar oder Februar 1942 konnte ich dem Reichsmarschall in Rom an Hand statistischen Materials melden, dass sich die Verhältnisse ins Gegenteil verkehrt hätten. Von 70 bis 80 Prozent waren die Schiffsverluste auf 20 bis 30 Prozent heruntergedrückt. Wir alle waren uns aber klar, dass dies zwar ein ganz schöner Erfolg sei, der auch Rommels Offensive erleichterte, dass aber der Nachschub die unsichere Karte im Kampf um Nordafrika blieb.

Immer wieder habe ich dem Reichsmarschall und Hitler, zeitweise vom Comando Supremo unterstützt, vorgeschlagen, durch Wegnahme der Insel Malta gesunde Verhältnisse im Mittelmeerraum zu schaffen. Auch Rommel schaltete sich ein. Dass ich meinen Plan erst im Februar 1942 gelegentlich eines sehr temperamentvollen Vortrages im Führerhauptquartier durchsetzen konnte, den Hitler, meinen Arm festhaltend, mit den Worten beendete: «Sind's nur ruhig, Feldmarschall Kesselring, ich tu's ja», gibt einen interessanten Einblick in die seinerzeitigen Schwierigkeiten der Führung.

Tripolitanien stand und fiel mit dem Nachschub. Die Frage, warum dieses Problem nicht gelöst wurde, ist interessant genug, um im Einzelnen besprochen zu werden. Kennt man die Zusammenhänge, so wird man im Urteil zum mindesten zurückhaltender. Wie lagen die Verhältnisse im Mittelmeerraum?

An sich sollte man meinen, dass die Italiener das «Mare nostrum» mit ihrer starken Flotte und den günstig gelagerten Inseln (Sizilien, Pantellaria) beherrschten oder wenigstens die Engen zwischen Tunis und Sizilien sperren

konnten. Auch ich kam mit dieser rein theoretischen Ansicht nach Italien, merkte aber bald, dass Theorie und Wirklichkeit doch recht weit auseinanderklafften. Der Geleitzugverkehr musste verschiedene Voraussetzungen erfüllen, wenn er reibungslos und erfolgreich durchgeführt werden sollte. Er verlangte in erster Linie eine klare Führungsorganisation. Diese bestand anfänglich nicht, obwohl Marschall Graf Cavallero sich keiner Anregung versperrte. Fast täglich fanden seit 1942 Chefbesprechungen statt, an denen unter Vorsitz Cavalleros alle beteiligten Staatssekretäre oder deren Chefs, vom Oberbefehlshaber Süd, falls ich verhindert war, General v. Rintelen, teilnahmen und die Massnahmen für Bereitstellung und Transport des Nachschubs eingehend besprachen. Jede Dienststelle arbeitete dann ohne übergeordnete Kontrolle. Dies befriedigte nicht. Man richtete deswegen eine ständige Kommandostelle bei der Supermarina ein, die sich aus Sachbearbeitern aller Sparten zusammensetzte und gut funktionierte; sie stellte die beste erreichbare Lösung dar, hatte aber auch grundsätzliche Schwächen infolge der Verschiedenartigkeit der völkischen Eigenheiten und der militärischen Denkart.

Der Grundsatz, dass aufgefüllte Lager aller Nachschubgüter, die von den Fronttruppen irgendwann benötigt werden könnten, auf beiden Seiten des Mittelmeeres vorhanden sein müssten, wurde theoretisch zwar allgemein anerkannt; in Wirklichkeit war aber zu keinem Zeitpunkt das Nachschubgut im wünschenswerten Umfang vorhanden. Die Fertigung in der Heimat lief zwar nach wohldurchdachtem Rüstungsplan, hielt aber mit der Steigerung des Bedarfs nicht Schritt. Die Eigenheiten eines Übersee-Kriegsschauplatzes wurden nicht genügend einkalkuliert; teilweise mögen auch Bedarfsanforderungen zu hoch gewesen sein. Der Lagerbestand hätte stets über die Höhe des zu erwartenden Ausfalls hinaus aufgefüllt sein müssen. Der Unsicherheit des Transportweges entsprechend hätten günstige Zeiten voll für Transporte ausgenützt werden müssen. Beides war nie möglich. Von 1942/43 an kamen, vor allem in Afrika, Luftangriffe gegen Häfen und Läger hinzu.

Die italienische Versorgung hatte es teilweise leichter. Günstiger war, dass die Truppen im eigenen Imperium operierten, die Hilfsquellen verhältnismässig nahe lagen und, im Ganzen genommen, nur ein Kriegsschauplatz zu versorgen war. Tripolitanien hatte schon in Friedenszeiten sein eigenes Wehrmachtkontingent, dementsprechend auch seine gefüllten Lager. Mangels einer durchlaufenden Bahnlinie verfügte die Kolonie über einen leistungsfähigen Gross-Kraftwagenverkehr und einen entsprechenden Kraftwagenbestand, der in der Haupt-

sache vorteilhafterweise mit Dieselöl gefahren wurde. Schwieriger war, dass neben der Armee auch die Bevölkerung – selbst mit Holz – durch Schiffstransporte versorgt werden musste. Die Eigenproduktion der Kolonie war im Steigen, genügte aber noch nicht.

Bedauerlich war, dass die verschiedene Ausstattung der italienischen und deutschen Truppen gegenseitige Aushilfe nur in vereinzelten Fällen erlaubte. Die verschiedene Geschmacksrichtung brachte sogar Schwierigkeiten im Lebensmittelaustausch. Interessant, dass sich die deutschen Soldaten nur schwer von ihrer kompakten, heimischen Kost trennen konnten und zum Übergang zu einer in heissen Gegenden geeigneten Kost geradezu gezwungen werden mussten.

Für den Seetransport standen die starke, aber vielgestaltige italienische Handelsflotte sowie eine begrenzte Zahl hochwertiger deutscher Schiffe zur Verfügung, die bei Kriegsausbruch im Mittelmeer waren. Der Schiffspark hätte, da ausser dem Adria-, Griechenland- und Inselverkehr kein nennenswerter Verkehr in Frage kam, dem Kriegsbedarf genügen müssen. Dies war nicht der Fall.

Folgende Gründe spielten dabei nach meiner Meinung die Hauptrolle: Die friedensmässigen Arbeitsmethoden in der italienischen Werftindustrie, die ungenügende Zuteilung von Rohstoffen und Ersatzteilen an die Werften, die Risikoscheu der italienischen Reedereien, die auf die Erhaltung ihrer Schiffe nach Kriegsende bedacht waren, statt an den Krieg zu denken und sich vor Augen zu halten, dass eine Niederlage Italiens auch die Flotte kosten konnte, die Unterlassung der Militarisierung der Handelsflotte, deren Verteilung auf weit entfernte Häfen, Schwierigkeiten bei der Zusammenstellung der Geleitzüge infolge der unterschiedlichen Geschwindigkeit der einzelnen Schiffe, endlich Treibstoff- und Kohlenmangel.

All diese Mängel konnten nur langsam und niemals völlig behoben werden. Der Begriff der «totalen Mobilmachung» lag dem italienischen Volkscharakter nicht. Die deutschen Schiffe verbrauchten sich allmählich, der Tonnageschwund der italienischen brachte wachsende Schwierigkeiten.

Kurz nach der Erreichung der El-Alamein-Stellung war klar zu übersehen, dass der Nachschub mit dem noch vorhandenen Schiffsmaterial auf die Dauer nicht zu leisten war. Da die Voraussetzungen für die Wegnahme Maltas zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gegeben waren, das Anlaufen von Tunis und Bizerta vom OKW aus Rücksicht auf Frankreich nicht zugestanden wurde, auch der kurze Weg Kreta–Tobruk keine durchschlagende Erleichterung brachte, wurden neue Wege beschritten.

Diese bestanden in der Heranziehung von U-Booten, Kanonenbooten und Zerstörern zum Transport von nicht sperrigem Nachschubgut, in dem verstärkten Einsatz von den inzwischen zu Geschwadern zusammengefassten Lufttransport-Verbänden und schliesslich im Einsatz von seetüchtigen Küstenseglern in Einzelfahrten, sowie einem grossangelegten Neubauprogramm von Kleinschiffen und Prähmen. Die Erfahrung hatte gelehrt, dass Kleinstschiffe mit geringem Tiefgang mit 15 bis 16 sm Fahrt und Kleinstfahrzeuge mit 6 bis 10 sm Geschwindigkeit wie die Marinefahrprähme und Siebelfährentorpedo sicher waren; durch ihren hohen Selbstschutz an kleinkalibriger Flak und die Zuteilung von starkbewaffneten Siebelfähren als Kampffähren traten wenig Verluste ein; bis Seegang 4 konnten sie noch gefahrlos eingesetzt werden, sie haben sogar Seegang 5 bis 6, wenn auch zerrupft, überstanden. Dazu kam, dass das Ladegeschäft ausserordentlich schnell vor sich ging und notfalls unter Vermeidung der luftgefährdeten Häfen an der offenen Küste erfolgen konnte. Schnelle Schiffe, die während der Nacht die Hauptstrecke zurücklegten, wären sehr vorteilhaft gewesen, fehlten aber fast ganz; sie konnten auch nicht in so kurzer Zeit beschafft werden.

Die vom Oberbefehlshaber Süd mit Nachdruck gestellte Forderung belief sich auf mindestens 1'000 Kleinstfahrzeuge (Marine-Fahrprähmen und Luftwaffen-Siebelfähren), neuartige Holzschiffe mit rund 400 t Ladefähigkeit und Marine-Sonderschiffe zu 500 bis 600 t. Das Programm wurde in Angriff genommen; unendliche Reibungen in der deutschen und der italienischen Rüstungsmaschinerie liessen es nicht ausreifen.

Die Tankerfrage war schon frühzeitig in ein kritisches Stadium gerückt. Tanker waren «Edelwild» für die feindlichen Angriffe. Besonderer Schutz dieser Fahrzeuge war selbstverständlich; Tarnmassnahmen hatten nur zeitweise Erfolg. Schon frühzeitig suchte man nach Aushilfen. Benzin war an sich Mangelware, der Verlust eines 4-6'000-t-Tankers riss eine kaum mehr zu schliessende Lücke. Am leichtesten liess sich die Naphtha-Versorgung der Italiener aufrechterhalten, da die einlaufenden mit Roh-Öl befeuerten Schiffe bis auf den Bedarf für die Rückfahrt ausgetankt werden konnten. U-Boote, Kanonenboote und Zerstörer wurden fast ausnahmslos zum Treibstofftransport eingesetzt; auch die Kleinfahrzeuge wurden dazu herangezogen, ebenso die Lufttransport-Geschwader mit 200 bis 500 t Tagesleistung. Die viermotorigen Transporter und die Kampfflugzeuge waren dazu besonders geeignet, da auch deren Tanks ausgetankt werden konnten. Der unwirtschaftliche Verschleiss von Fliegerbenzin in Panzern oder Kraftwagen musste dabei in Kauf genommen werden. Wie

die Tanker auf See, so waren an Land die Benzinlager und die Kraftwagenkolonnen mit Treibstoff die gesuchtesten Angriffsziele. Von dem kargen Betriebsstoff ging auf diese Weise ein weiterer Prozentsatz verloren. Wenn auch bis zum Herbst 1942 durch den Mangel an Betriebsstoff keine entscheidenden Rückschläge eintraten, so war das Kampfgeschehen doch in eine fatale Abhängigkeit vom Betriebsstoff gekommen. Richtige, ja notwendige Massnahmen waren oft undurchführbar.

Die italienische Flotte war gross genug, um allen Aufgaben des Geleitschutzes zu genügen. Deutsche Sicherungs-Streitkräfte waren nicht vorhanden. Erst Ende 1942 trat ein auf einer griechischen Werft fertiggebauter Zerstörer in Dienst; er leistete Vorzügliches. Die deutschen U-Boote beteiligten sich indirekt an der Sicherung, als sie, der Lage entsprechend, entweder im Osten oder Westen, meist vor den Haupthäfen (Gibraltar, Alexandria) zum Angriff auf britische Geleitzüge oder Schiffe der Flotte bereitstanden. Ihr Erfolg konnte bei der geringen Zahl nicht entscheidend sein; sie störten aber den englischen Verkehr im Mittelmeer. Kapitänleutnant Brandt war das As der U-Bootkommandanten.

Für den Sicherungsdienst kamen im Allgemeinen nur leichte Seestreitkräfte in Frage, Kreuzer nur ausnahmsweise. Die Seetüchtigkeit der leichten Fahrzeuge war bedingt. Bei Seegang 5 fielen sie meist aus. Angesichts dieses Unvermögens entwickelte sich folgendes Bild: Bei ruhiger See, also bei schönem Wetter, traten alle britischen See- und Luftangriffsmittel von Gibraltar, Malta, Ägypten und Syrien an. Bei seiner bedingten Abwehrfähigkeit gegen U-Boote und Fliegerkräfte war ein Geleit ohne Begleitschutz mehr oder weniger hilflos den feindlichen Angriffen ausgesetzt. Konnte ein Torpedo nicht ausmanövriert werden, oder konnten eigene Jagdflieger die feindlichen Flieger nicht rechtzeitig oder nicht in genügender Stärke anfallen, so wurde das eine oder andere Fahrzeug versenkt oder wenigstens waidwund geschossen. Bei schlechtem, stürmischem Wetter, das erheblichen Schutz, zeitweise sogar Sicherheit bot, konnte nicht ausgelassen werden, da die Sicherungsfahrzeuge nicht gegen die See anstehen konnten. Aushilfe durch Kreuzer wurde nur in vereinzelt Ausnahmefällen bei schnellfahrenden Geleiten zugestanden. Bei dem hohen Alter der Kanonenboote und Zerstörer, deren dauernder Inanspruchnahme, langen Überholungszeiten sowie Totalabgängen verfügte man im Laufe der Zeit nicht mehr über die genügende Zahl an Sicherungs-Fahrzeugen. Die erhöhte Gefährdung der Geleitzüge oder Auslaufverbote aber bedeuteten verzögerte Erfüllung der Nachschubforderungen der Front.

Durch die Übernahme und Verteilung der in den südfranzösischen Häfen vorhandenen Schiffe und deren Wiederflottmachung trat zur Zeit der stärksten Krise (1942/43) eine vorübergehende Besserung ein. Der langanhaltende Streit um drei grosse schnelle Zerstörer und um die in Tunis und Bizerta liegenden U-Boote liess auch diese Hilfe gegenstandslos werden. Nachteile einer Koalitions-Kriegführung, die nicht die bestmögliche Ausnutzung der Schiffe, sondern Prestigefragen und den Frieden im Auge hatte.

Mit allen Mitteln wurde versucht, die bestehenden Mängel mit deutscher Hilfe zu beseitigen. Dem dienten die Zuweisung von Betriebsstoff, Rohmaterial und Instandsetzungsmitteln, der Einbau von U-Boot-Ortungsgeräten in die italienischen Schiffe, die Ausbildung von Bedienungs- und die Überweisung von Lehrpersonal. Alles Massnahmen, die im Grunde zu spät kamen. Der ganze Mittelmeer-Kriegsschauplatz war zudem durch eine sehr weitverzweigte und gut arbeitende Feindspionage gekennzeichnet. Wie weit diese reichte, war mir und wahrscheinlich auch Grossadmiral Riccardi und Admiral Sanzonetti damals unbekannt. Wir konnten es nicht nachweisen, aber wir ahnten, dass die Geleitzüge verraten wurden.*)

Der Erfolg aller Gegenmassnahmen war und blieb unbefriedigend. Heute wissen wir, dass der italienische Admiral Maugeri durch seinen Verrat an dem Untergang vieler Fahrzeuge und an der Vernichtung vieler Menschenleben schuld war.

Dreimal gelang es nach Überwindung namhafter interner Schwierigkeiten, die italienische Flotte zum Auslaufen zu bringen. Sie wurde als «*pièce de résistance*» angesehen und deswegen geschont. Darin lagen die inneren Schwierigkeiten. Obendrein war sie in verschiedenen Häfen stationiert, was Zeit zum Sammeln und vermehrten Betriebsstoff kostete. Schliesslich waren die einen oder anderen Schiffe nicht fahrbereit, nicht betankt oder lagen in der Werft. Übungen im grossen Verband konnten hauptsächlich aus Betriebsstoffmangel nicht stattfinden. Schiessübungen waren Seltenheiten. Dazu kamen die ausserordentlichen technischen Mängel, die der italienischen Flotte mit Recht den Namen «Schönwetterflotte» eintrugen. Die mangelnde Seetüchtigkeit erforderte erhöhte Luftsicherung, die bei der bedingten Stärke der Achsen-Luftwaffe im Mittelmeer unerhörte Anforderungen an die bereits durch den Schutz der Geleitzüge in Anspruch genommene deutsche Luftwaffe stellte; die deutschen

*) Graf Cavallero schreibt in seinem Tagebuch unter dem 13.12.1941:
«Il Maresciallo Kesselring mi esprime l'opinione che vi sia molto spionaggio».

Flieger, die 75 bis 90 vom Hundert der Einsätze flogen, mussten deswegen bis zum Weissbluten herangezogen werden. Kamen dann die Flotten auf äusserste Schussweite aneinander und wechselten tatsächlich ein paar Schüsse, so musste die italienische Flotte mit der einbrechenden Dämmerung bei dem Unvermögen, bei Dunkelheit zu schiessen, das Gefecht abbrechen und den nächstgelegenen Heimathafen (Tarent oder Messina) anlaufen. Damit wurde weder eine Entlastung für den Geleitverkehr erreicht noch die italienische Seegelung wiederhergestellt.

Befremdend wirkte auch die italienische Schiffsbaupolitik. Zu einer Zeit, in der man sich über den bedingten Wert der Schlachtflotte, vor allem der Schlachtschiffe, klar sein musste, die Werften überbelegt waren und Material fehlte, wurde das Schlachtschiff «Roma» weitergebaut. Mussolini liess von Stolz erfüllt dieses «Wunder der Technik» (1943 wurde das Schiff auf der Flucht von La Spezia nach Malta durch eine ferngelenkte deutsche Fliegerbombe versenkt) in der Adria an sich vorbeifahren, ohne dabei das Bedenkliche seiner Rüstungspolitik zu erfassen. Ich glaube, dass auch noch andere grosse Schiffe weitergebaut oder in Dienst gehalten wurden. Selbst dem Laien musste klar werden, dass man bei einer der tatsächlichen Lage und den Kriegserfordernissen angepassten Rüstungspolitik viel für den Nachschubdienst hätte herausholen können. An die Verwirklichung der Absicht Mussolinis, im entscheidenden Moment die ganze Flotte einzusetzen, glaubte ich schon lange nicht mehr.

Zum Abschluss lege ich Wert auf die Feststellung, dass ich versucht habe, objektiv die Situation zu schildern. Dabei liegt mir jede verletzende Kritik fern; dazu verband mich zu tiefe Kameradschaft mit den führenden Persönlichkeiten, und dazu habe ich viel zu oft deren hingebende Arbeit für die grosse Sache beobachten können. Die Geschichte fordert aber Wahrheit, auch in der Aufdeckung der Mängel.

Meine Freundschaft mit dem Staatssekretär des Superaereo, Generaloberst Fougier, und mit vielen anderen italienischen Fliegeroffizieren bürgt für die Sachlichkeit meiner Kritik an der Luftwaffe Italiens.

Für den reinen Sicherungsdienst kamen die Jäger, für den Angriff vor allem die Torpedoflugzeuge und Bomber, in einzelnen Fällen mit Erfolg die Stukas und Jabos, in Frage. Über die technischen Leistungen oder, besser gesagt, Fehlleistungen habe ich mich schon ausgelassen. Meine Schlussfolgerung war die, dass die italienischen Jäger in den mindergefährdeten Zonen, im Tyrrhenischen Meer und im Küstenstrich von Benghasi und Tripolis, teilweise auch in der

Adria und in der Strasse von Patras, einzusetzen waren. Die gefährdeten Zonen über dem Mittelmeer, der Raum südlich Siziliens und Kretas, das Ägäische Meer wurde von den deutschen Jagd-Geschwadern, einschliesslich der für diese Aufgabe nur bedingt geeigneten Ju 88 und Me 110 der Nachtjagdstaffeln, befliegen. Die beiderseitige Dislozierung war den Einsatzgebieten angepasst. Bereits vom Frühjahr 1942 an wurden die Geleitzüge zusätzlich von ein bis drei Kampfflugzeugen mit Wasserbomben begleitet, denen die Erkundung feindlicher U-Boote, deren Bekämpfung und die Warnung des Geleitzuges oblag; sie wurden durch Torpedoboote unterstützt, die ebenfalls den Kampf mit Wasserbomben, ausnahmsweise mit Geschützen, aufnahmen. Die Bekämpfung aufgetauchter U-Boote mit den 2-cm-Bordkanonen der Flugzeuge hatte zumindest den Erfolg sofortigen Tauchens des Gegners.

Die Leitung lag beim Führungsstab der Luftflotte 2, der dem II. und dem X. Fliegerkorps und dem «Flieger-Führer Afrika» seine Befehle gab und Superaereo um entsprechende Mithilfe ersucht.

Sämtliche deutschen Maschinen flogen mit Zusatztanks, sämtliche Seenotflugzeuge waren startklar und Seenotfahrzeuge auslaufbereit oder auf Station. Flieger-Ortungsgeräte wurden schwerpunktmässig angesetzt. Die Stärke des Fliegerschutzes richtete sich nach dem Grad der Bedrohung, der Wetterlage, der Tageszeit, der Fahrtgeschwindigkeit, der Grösse und Bedeutung des Geleitzuges. In der Dämmerung übernahmen die «Behelfsjäger» (Ju 88 und Me 110) die Sicherung allein, da die Jagdmaschinen mit Einbruch der Dunkelheit gelandet sein mussten. Die Stärke des Flieger Schutzes wechselte zwischen zwei und sechzehn Maschinen. Die Jagdflugzeuge hatten auf See grosse Schwierigkeiten bei der Ablösung, die Besatzungen wussten indes auch diese zu überwinden. Die Übung brachte allmählich Rekordleistungen. In schwierigen Lagen wurden Lotsenflugzeuge (Ju 88 und Me 110) eingesetzt; in Einzelfällen wurden die Maschinen von einem am Verband stehenden Flugzeug herangepeilt. Beim Aufmarsch feindlicher Fliegerkräfte gegen den Geleitzug wurden alle verfügbaren Jagdkräfte mit entsprechender Reichweite als Angriffsstaffel so eingesetzt, dass sie vor Berührung des Feindverbandes mit dem Geleitzug eintrafen. Bei der beschränkten Reichweite der Jagdflugzeuge und den grossen Entfernungen über See war dies stets mit einem erheblichen Risiko verbunden, das man aber in Kauf nehmen musste. Waren britische Seestreitkräfte in Fahrt auf den Geleitzug gemeldet, so wurden alle verfügbaren Kampf-, Stuka- und Torpedoverbände

eingesetzt. Diese Einsätze, die auf grösste Entfernungen geflogen werden mussten, stellten eine unerhörte Belastung für die fliegenden Verbände dar, weil sie ein besonders wirksames Flak-Sperrfeuer durchbrechen mussten. Abschüsse bedeuteten meist den Tod in den Wellen. In vereinzelt Fällen gelang es, Besatzungen zu retten. In Einzelfällen wurde die Rettung der in Seenot geratenen Flieger durch alliierte Schiffe gemeldet. Eines wurde jedoch erreicht: Das feindliche Geschwader kam nicht an den Geleitzug heran.

Erst seit dem Beginn der Kämpfe in Tunesien beteiligten sich die italienischen Torpedoflieger mit Erfolg an diesen Angriffen. Standen eigene grössere Geleitzüge in Aussicht und war die Anwesenheit von feindlichen Flottenkräften in den alliierten Basen bekannt, so liess der Oberbefehlshaber Süd Angriffe gegen die feindlichen Flotteneinheiten in den Häfen fliegen oder die Hafeneinfahrten aus der Luft oder durch Seefahrzeuge verminen. Diese Angriffe wurden grundsätzlich nachts geflogen; sie waren weniger verlustreich, hatten aber natürlich nur beschränkte Wirkung. Ergänzt wurden diese Angriffe durch Abschliessen der Häfen mit U-Booten; auch diese Massnahmen hatten Erfolg, wenn sie überraschend kamen.

So wichtig die Bekämpfung der gegen unsere Geleitzüge angesetzten feindlichen Luft- und Seestreitkräfte war, die Zerschlagung feindlicher Geleitzüge nach Malta, zeitweise nach Tripolis, Benghazi oder Tobruk, später nach Algier, besass zum mindesten gleichgrosse Bedeutung. Malta stand hierbei im Vordergrund, da es ohne Vorräte keine operative oder taktische Bedeutung hatte. Diese Kämpfe mussten fast ausschliesslich von den deutschen Fliegern geführt werden und stellten ausnahmslos hohe Anforderungen. Die feindlichen Geleitzüge liefen unter besonderem Schutz von Flugzeugträgern oder so nah an der Küste, dass sie von den alliierten Küstenjägern begleitet werden konnten, bis sie in den Jagdschutz des Zielhafens kamen. Einheitliche Zusammenstellung und grosse Geschwindigkeit der Schiffe minderte das Gefahrenmoment. Schliesslich handelte es sich um britische Handels- und Seestreitkräfte, die für die Fahrten das ungünstigste, stürmischste Wetter bevorzugten und allein dadurch Fliegerangriffe erschwerten. Trotzdem waren die Erfolge der Fliegerangriffe überzeugend; von zwei aus Ost und West gleichzeitig nach Malta laufenden Geleitzügen konnten nur zwei Schiffe, darunter leider ein Tanker, die Insel erreichen; alle anderen Schiffe wurden versenkt. Die gleiche Wirkung wurde nie mehr erzielt; aber aus jedem Geleitzug wurden Schiffe in wechselnder Zahl herausgeschossen.

Die Hauptlast der nächtlichen Geleitzugsicherung lag bei den Seestreitkräften; sie war, wie schon erwähnt, durch das Fehlen technischer Mittel zur Ortung von Flugzeugen und U-Booten erschwert. Die Mitwirkung der Luftwaffe beschränkte sich auf den Einsatz von Aufklärungsflugzeugen.

Die Schilderung der Geleitsicherung lässt allein schon die verlustreiche Überbeanspruchung der Achsen-Luftstreitkräfte erkennen. Zu den Totalverlusten und den Beschädigungen kam die Abnützung von Maschinen und Besatzungen. Taktisch gesehen war der Sicherungsdienst der Flieger über den Geleitzügen unproduktiv. Zum grossen Teil bedeutete er einfach das Abfliegen der kostbaren Flugstunden. Daran war nichts zu ändern, leider aber auch nichts daran, dass es dadurch schwer war, für reine Kampfaufgaben die notwendige Zahl an flugklaren Maschinen zur Verfügung zu haben. Die Ruheperioden für die Besatzungen wurden immer kleiner, die Totalbeanspruchung der Verbände immer grösser. Positiv konnten diese Flüge nur als Gewöhnungsflüge über See gewertet werden.

Weder Italien noch Deutschland hatten 1941/42 organisationsmässig besondere Lufttransport-Verbände. Jede Fliegergruppe hatte nur ihre eigenen Transportmaschinen für die nächstliegenden Bedürfnisse. Im Grossen wurden sie zum ersten Mal im Kampf um Norwegen und Kreta, dann im Winter 1941/42 im Osten eingesetzt. Auch die Luftlandeoperation gegen Holland kann als Vorbereitung angesprochen werden. Die Schulen wurden ausgeplündert; der fliegerische Nachwuchs hatte darunter zu leiden, da unersetzliche Lehrkräfte und Maschinen ausfielen. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Transportflieger organisatorisch in Gruppen zusammengefasst, wenn auch nicht etatisiert. Es lag auf der Hand, dass so kleine gut verwendungsfähige Truppeneinheiten von den Frontstellen bis aufs Letzte ausgenützt wurden. Dies wurde besser, als die Gruppen in Geschwader zusammengelegt und einem eigenen Kommandierenden General organisatorisch und truppendienstlich unterstellt wurden. Die dadurch geschaffene Doppelunterstellung war das kleinere Übel. Auf dem Mittelmeerkriegsschauplatz traten alle Zwischenformen auf. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe hatte in Notzeiten zwei bis drei Geschwader zur Verfügung gestellt, die von Sizilien, Italien, Griechenland, Kreta und Tripolitanien aus ihren schweren und undankbaren Dienst flogen. Soweit diese Flüge nicht in der Nacht erfolgten, benötigten sie Jagdsicherung, zum mindesten Aufnahme in der Morgendämmerung und Hafenschutz. Die Leistungen waren bemerkenswert; sie

stiegen, als die sechsmotorigen «Giganten» eingesetzt werden konnten. Lange Zeit verliefen die Flüge verlustlos, bis im Frühjahr 1943 vor Tunis unmittelbar nacheinander ein Lufttransport-Geschwader Ju 52 und eine Gruppe sechsmotoriger Giganten durch feindliche Jagdkräfte abgefangen und fast vollkommen vernichtet wurden. Diese Verluste gaben der amerikanischen Publizistik Anlass zu kritischen Bemerkungen. Um der historischen Wahrheit willen soll gesagt werden, dass diese Verluste nicht auf Mängel oder Leichtsin in der Befehlsgebung der Luftflotte 2 zurückzuführen sind.

Italien hatte nur ganz unzureichende eigene Kohlen- und Erdölvorkommen. Sogenannte «Mobilmachungsvorräte» waren nur ungenügend vorhanden. In beiden Richtungen musste Deutschland aushelfen. Aber auch für die deutsche Kriegführung war vor allem das Öl Mangelware. Die Folge davon war ein für beide Teile unangenehmes und im Enderfolg unbefriedigendes Handelsgeschäft. Eine andere Folge war, dass die schmalen Vorräte auf die verschiedensten Lager verteilt werden mussten und der Ölbedarf für einen Geleitzug nicht sofort greifbar war. Dadurch entstanden Verzögerungen. Bei tatsächlichem Mangel musste auf die eiserne Reserve der italienischen Hochseeflotte zurückgegriffen werden; ein- oder zweimal mussten die Schlachtschiffe teilweise ausgetankt werden, um den dringendsten Bedarf für die Sicherungsschiffe decken zu können. Auch dies bedeutete neben vielem anderen Zeitverlust. Anerkannt muss werden, dass Grossadmiral Raeder dem Ansuchen des italienischen Marineoberkommandos auf Aushilfe durchweg in grosszügiger Weise entsprochen hat. Auch die Luftflotte 2 hat Superaereo unterstützt. Die Kohle spielte nicht die gleiche Rolle; hier genügten die Aushilfen für den auf Kohlenfeuerung angewiesenen Teil der Frachter und Transporter. Es ist schwer, ohne in den Verdacht des «Besserwissers» zu kommen, zu sagen, ob diese Verhältnisse überhaupt verbessert werden konnten. Sicherlich nur dann, wenn von deutscher Seite mehr gegeben und von italienischer Seite zweckmässiger verfahren worden wäre. Fest steht aber, dass durch die erwähnten Schwierigkeiten günstige Fahrtgelegenheiten nicht ausgenützt und nicht immer der notwendige Geleitschutz gegeben werden konnte, so dass in Zusammenhang mit den anderen Unzulänglichkeiten der Nachschub ungenügend wurde.

Eine dienstliche unmittelbare Kontrolle über das Ein- und Ausladegeschäft stand mir nicht zu. Auf dem Wege über die deutschen Ein- und Ausladeoffiziere, die mir leider nur zum Teil unterstanden, wurden mir Mängel bekannt.

Bei gelegentlichen Hafenbesuchen konnte ich die Berechtigung der Beanstandungen feststellen. Die Meldung hierüber an das OKW veranlasste 1943 Hitler, den Reichsmarschall und im weiteren Verlauf auch Grossadmiral Dönitz nach Italien zu schicken, um meine Bemühungen beim Comando Supremo und der Supermarina zu unterstützen. Lange Besprechungen und Besichtigungsfahrten des Reichsmarschalls fanden statt. Der Kommissar für Bau von Handelsschiffen, Reichsleiter Kaufmann, wurde eingeschaltet, um die auffallendsten Mängel abzustellen; es wurde besser, aber keineswegs gut.

Die Ein- und Ausladeorganisation arbeitete zu langsam. Die Koordinierung von Bereitstellung und Verladung des Materials liess zu wünschen übrig. Fliegeralarme wurden über Gebühr ausgedehnt. Das ausgeladene Gut blieb unverantwortlich lange auf den Kais liegen und fiel auf diese Weise mitunter Bombenangriffen zum Opfer.

Genügend starke Flaksicherung konnte erst nach längerer Zeit gegeben werden; sie wurde fast ausschliesslich von der deutschen Flakartillerie gestellt. Dies schwächte die Luft- und Panzerabwehr der Front.

In Tunis, wo der Oberbefehlshaber Süd einen höheren Nachschubstab unter dem früheren Oberquartiermeister der Luftflotte 2 eingesetzt hatte, konnte man Rekordleistungen buchen. Während in Benghasi oder Tripolis ein Transporter in zwei bis fünf Tagen ausgeladen wurde, vollzog sich dies in Tunis oder Bizerta in eineinhalb bis zwei Tagen. In Erwartung starker Fliegerangriffe wurden die Schiffe von den Kais abgeschleppt und im Hafengelände oder, im Fall Bizerta, in dem See von Bizerta abgestellt. Viele Verluste wurden damit vermieden. Andererseits wurden durch taktisch falsches Auslaufenlassen eines Tankers aus dem gut geschützten Hafen Tobruk und dessen Vernichtung die günstigen Voraussetzungen für den Angriff Rommels aus der El-Alamein-Stellung ins Gegenteil verkehrt.

Die Mängel im Ausladegeschäft in Verbindung mit der höheren Gefährdung grosser Schiffe veranlassten mich, den Einsatz und Bau kleiner und kleinster Schiffe zu propagieren. Von diesen waren nur wenige während der Fahrt und fast keines im beladenen Zustand im Hafen vernichtet worden. Dies führte zu dem Führerbefehl, dass wertvolle Waffen, z.B. Kampfwagen, nur auf Fähren oder Prähmen, auf grossen Schiffen nur in der Höchstzahl von sechs verladen werden durften, was auch wieder zu weit ging. Der wirkungsvollste Luftschutz wurde durch Aufstellung von Grossbatterien von 6 bis 20 Flakgeschützen erzielt.

Der Geleitzugverkehr musste stets der feindlichen Luft- und Seelage ange-

passt werden. Die Aufklärung durch Agenten, U-Boote und Flieger sowie durch den Funkhorchdienst genügte den Anforderungen vollkommen. Es war aber falsch, sich durch Meldungen, die z.T. nicht nachgeprüft werden konnten, in den Entschlüssen soweit beeinflussen zu lassen, dass jedes kühne Handeln und jede Initiative verlorengingen. Leider ist dies vorgekommen. Gute Aufklärung musste mit einer wendigen Führung und dem Einsatz von verlässlichen Schiffen gepaart sein. Mit der Angst verbanden sich häufig Zurückhaltung im Einsatz, unverständliche, ja panikerfüllte Entschlüsse, die das Grab jeder Leistung wurden.

Man wird die Leistungen des Nachschubs vom Dezember 1941 bis zum Januar 1942 erst dann richtig einschätzen, wenn man sich vor Augen hält, dass die deutschen und italienischen Heeres- und Luftstreitkräfte dezimiert und ohne jeden Vorrat in der Syrte-Stellung ankamen und sich nur notdürftig aus einem an dem El Agheila vorgelagerten Golf gestrandeten Schiff versorgen konnten.

14.

MALTA ODER ÄGYPTEN? ENDE NOVEMBER 1941 bis OKTOBER 1942

Zeittafel: 21.1.1942 bis 30.1.1942 Gegenstoss Rommels in der Kyrenaika bis El Gazala – 2.4.1942 bis 10.5.1942 deutsche Luftoffensive gegen Malta – 26.5.1942 neue deutsch-italienische Offensive unter Rommel – 11.6.1942 Eroberung von Bir Hachëim – 21.6.1942 Eroberung von Tobruk – 23.6.1942 Übergang Rommels über die ägyptische Grenze – 1.7.1942 Rommel in El Alamein ca. 100 km südwestlich Alexandria – Erlahmen der deutsch-italienischen Offensive – 30/31.8. 1942 Vergeblicher Versuch Rommels, die Offensive bei El Alamein zu erneuern – 23.10. 1942 Britische Gegenoffensive, Beginn der Schlacht von El Alamein – 5.11.1942 Rückzug Rommels.

Bei meiner Ankunft im Mittelmeerraum hatte der Rückzug Rommels von Tobruk bis zur Syrte begonnen, dem nach der Auffrischung der Verbände am 21. Januar 1942 die Gegenoffensive bis in den Raum von El Gazala folgte. Beide Unternehmungen sind für Rommels Führung in seinen besten Tagen kennzeichnend. Die Eindrücke auf mich waren umso bleibender, als mir alles neu war. In beiden Fällen musste ich den Vermittler zwischen dem Comando Supremo und Rommel spielen. Ein gewisses Entgegenkommen, ja nur die Einhaltung der Form, hätten die nicht abzustreitenden Gegensätze gemildert oder überhaupt nicht aufkommen lassen. Traf der Rückzug Rommels die italienische Führung in Afrika und Rom an sich schon sehr erheblich, so empfanden die Marschälle Graf Cavallero und Bastico den Entschluss Rommels – berechtigt oder unberechtigt – als eine Brückierung, die die Achsenpartnerschaft gefährdete. In einer lebhaften Aussprache in Berta am 16. Und 17. Dezember 1941 si-

cherte Rommel, nachdem er zuerst die Genehmigung für seine bewegliche Kampfführung erreicht hatte, zu, dass er alles versuchen werde, die Bewegungen der motorisierten Einheiten denen der übrigen Kräfte anzupassen. Ich selbst suchte weiterhin mit der Versicherung beruhigend zu wirken, ich würde den beherrschenden Raum von Derna mit seinen Flugplätzen erst aufgeben, wenn die italienische Infanterie durchgezogen wäre.

Tatsächlich vollzogen sich die Bewegungen wie vorgesehen, ohne gefährliche Einbussen. Wie es bei derartigen Rückzügen gewöhnlich geht, hatten sich die Infanterie-Divisionen in einem bemerkenswerten Tempo abgesetzt und Rommel zur nahezu planmässigen Durchführung seiner Rückzugsoperationen befähigt. Dass Flieger und Flak dabei nicht unbeteiligt waren, brauche ich nicht besonders zu erwähnen.

Der Entschluss Rommels zum Gegenangriff am 21. Januar 1942 entsprang einer Idee seines Ia, des späteren Generals Westphal, gelegentlich eines Fluges mit dem Storch über die mehr als dünn besetzte Front; er kam urplötzlich und wurde ebenso rasch wie gut getarnt vorbereitet und durchgeführt. Rommel hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seine Operationen vor den Italienern solange als möglich geheim zu halten, weil er den Italienern – kurz gesagt – nicht traute. Dass in der durch die absolute Geheimhaltung bedingten Überraschung der Erfolg begründet liegt, ist unbestreitbar richtig. Jedes Mittel, die Geheimhaltung zu wahren, war deswegen sicher berechtigt. Fest stand aber auch, dass durch derartiges Verhalten jegliche Koalitions-Kriegführung erschwert wurde. Schliesslich war Rommel dem Marschall Bastico und dem Comando Supremo unterstellt. Nach dem Antreten Rommels zum Angriff habe ich in Rom Marschall Graf Cavallero von der Offensive verständigt, was ihn im Hinblick auf die Möglichkeit eines erneuten Rückschlages in ungewohnte Aufregung brachte. Meinem Vorschlag folgend, flog er mit mir am 22. Januar 1942 nach Afrika, wenn auch noch nicht zu Rommel. Er besuchte erst die italienischen Kommandostellen, ich kümmerte mich um meine Luftwaffe und den Nachschub.

Im Januar 1942 hatten wir ein ganz klares Bild über Stärke, Dislozierung und Kampfwert der britischen Truppen. Die auch von mir gegenüber Marschall Cavallero befürwortete Offensive Rommels war, wenn sie rechtzeitig gestoppt wurde, kein besonderes Risiko. Die britische Kräfteverteilung und die Mangelerscheinungen auf der Gegenseite rechtfertigten eine Operation, die zur Wegnahme von Benghasi und damit zur Sicherung der Versorgung der Achsenstreitkräfte führen konnte.

Das Gespräch mit den Italienern führte nach längerem Hin und Her zur Einigung über einen Angriff mit beschränktem Ziel. Dadurch, dass ich bei dieser Besprechung auf eine Verständigung hinwirkte, brauchte ich nicht, wie ich nach dem Kriege las, Gegner der Operation zu sein. Cavallero bestätigt dies selbst in seinem Tagebuch. Das Comando Supremo wollte nichts mehr aufs Spiel setzen, da es keine Rückschläge mehr vertreten zu können glaubte. Für mich war trotz der Einigung klar, dass Rommel, im siegreichen Vorgehen begriffen, erst dann Halt machen würde, wenn der feindliche Widerstand es verlangte. Das war auch richtig. Die Offensive, von schwächsten Kräften mit bewunderungswürdigem Elan vorgetragen, vom «Flieger-Führer Afrika» mustergültig unterstützt, führte bis zum 30. Januar 1942 in die sogenannte El-Gazala-Stellung. Der Ruhm für diesen Erfolg gebührt Feldmarschall Rommel. In der Führung von Panzerverbänden und kühnen Raids war er damals nicht zu übertreffen. So schwach die deutsch-italienischen Fliegerstreitkräfte in Afrika waren, so waren sie trotz der nur bedingten Kampfkraft der italienischen Flieger den britischen überlegen. Der Mangel an Betriebsstoff auf deutscher Seite genügte für die Briten nicht als Ausgleich. Die deutschen Jäger beherrschten den Raum; die Stukas waren bei den britischen Truppen ebenso gefürchtet wie bei den eigenen beliebt. Der «Nachtfeuerzauber» der britischen Luftstreitkräfte vor Benghasi liess auf starke Bomberverbände schliessen; er hat mich sehr beeindruckt und die Bewegungen im Belichtungsraum zum Erliegen gebracht.

Wegen der Einzigartigkeit des Vorgangs füge ich eine an sich bedeutungslose Episode an: Zu der erwähnten Besprechung am 23. Januar 1942 flog ich Marschall Cavallero in meinem Storch, da nur dieser eine flugklar war und Cavallero auf meine Anwesenheit nicht verzichten wollte. Die Aussprache zog sich länger als erwartet hin, so dass der Rückflug in der Abenddämmerung zum Nachtflug mit Landung in El Agheila wurde. So hat ein deutscher Feldmarschall den höchsten «Maresciallo d'Italia» in einem nachtfluguntüchtigen Flugzeug durch die Wüste geflogen und den sehr nachdenklichen Grafen Cavallero glücklich in die Arme seiner zahlreichen Generale abgesetzt. Die nun folgenden abbacci (Umarmungen) und bacci (Küsse) sind keine dichterische Erfindung!

Mit dem Stocken des Rommelschen Gegenangriffs in der El-Gazala-Stellung (Anfang Februar 1942) waren ähnliche Verhältnisse für die deutsch-italienischen Streitkräfte in Tripolitanien gegeben, wie für die britische 8. Armee kurz

vorher bei Benghasi. Mit dem Nachschub an personellen und materiellen Kräften stand und fiel die Dauer des Angriffserfolges. Dies umso mehr, als die für den Kampf ungünstige Jahreszeit dem Ende entgegenging und die Nachschublinien der Engländer sich verkürzten. Vordringlich war die Instandsetzung der Häfen von Benghasi und Derna. Hier wurde für südländische Verhältnisse mit einem bemerkenswerten Elan gearbeitet; selbst vor gewagten Improvisationen schreckte man nicht zurück. Der beste Hafenbaumeister Italiens wurde für Benghasi verpflichtet; er hat Vorzügliches geleistet. Schon wenige Tage nach der Einnahme von Benghasi konnten dort die ersten Dampfer gelöscht werden. Ein besonderer Glücksumstand war es auch, dass deutsche Munitions- und andere Lager noch in ihrem früheren Zustand vorgefunden wurden und den Nachschub über See ergänzten. Trotz dieser unerwartet günstigen Verhältnisse war es dringend notwendig, nun die Vorbereitungen für den Luftangriff auf Malta mit Nachdruck zu beenden. Die lange Vorbereitungszeit, die im Hinblick auf die Lage in Afrika Nerven kostete, hat sich jedoch durch den Erfolg bezahlt gemacht.

In einer Führerbesprechung beim II. Flieger-Korps auf Sizilien überzeugte ich mich, dass der Leitgedanke der Kampfführung überall erfasst und die Angriffsbefehle verstanden waren. Ich konnte bei der Überprüfung der Verbände Vertrauen und grösste Einsatzbereitschaft feststellen. Der Grundgedanke des Befehls der Luftflotte 2 für den Angriff auf Malta war, in überraschendem Angriff die feindlichen Jagdflieger auszuschalten oder wenigstens so stark zu schwächen, dass sie für die nachfolgenden Bombenangriffe keine besondere Gefahr bildeten, während in kurzen Intervallen die drei Flugplätze mit schweren Bomben, leichten Splitterbomben und Bordwaffen angegriffen werden sollten, um die am Boden befindlichen Flugzeuge zu zerstören und das Rollfeld wenigstens vorübergehend unbrauchbar zu machen.

Die weiteren Angriffe der Kampfgeschwader sollten anschliessend die Wirkung gegen die Flugplätze vertiefen und die Hafenanlagen und Schiffe, soweit erreichbar, zerstören, wobei die Stadtanlagen geschont werden sollten; die Tagesangriffe mussten pausenlos und Schwerpunktässig unter so starkem Jagdschutz geführt werden, dass die britischen Jäger vom werfenden Verband abgehalten und bis zu deren Vernichtung verfolgt werden konnten.

In der Nacht sollten laufend Störangriffe einzelner Flugzeuge die Aufräumarbeiten- und Instandsetzungsarbeiten behindern. Im weiteren Verlauf kam dazu noch die Zerstörung der wenigen einlaufenden britischen Nachschubschiffe

durch Sturzbomberangriffe und die Verseuchung der Hafeneinfahrt durch Wurfminen.

Dieser Plan stellte an alle Verbände hohe Anforderungen; sie wurden bei erträglichen Verlusten voll erfüllt. Einige Momente erschwerten den Kampf gegen die Inselfestung. An den Rändern der Flugplätze und im Hafen fanden sich natürliche, in den Fels getriebene Anlagen, Abstellräume für Flugzeuge, Lager, Schutzräume, gegen die auch mit schwersten Verzögerungsbomben keine durchschlagende Wirkung erzielt werden konnte. Auch der Versuch, mit Jabobomben die Eingänge aufzureissen, führte nicht zum Erfolg. Nur Streuungen mit Kleinbomben (Berührungszünder) waren grössere Erfolgsaussichten zuzusprechen. Die Konzentration der starken örtlichen britischen Flak und deren Verstärkung durch die Schiffsflak zum Schutz des Hafens liess einen Feuerriegel entstehen, den zu durchstossen starke Herzen notwendig waren und der zwangsläufig Maschinen kostete.

Die Schwäche der Sturzkampfangriffe lag im «Übergang zum Sturz» und in der «Abfangbewegung» nach dem Sturz; sie drosselte die Fluggeschwindigkeit und riss den Verband auseinander. Hier traten Verluste ein, die erst durch das Mitstürzen von Jagdmaschinen und durch Aufnahme von besonders eingeteilten Jagdflugzeugen in Abfanghöhe verringert werden konnten. Auch die britischen Jagdverbände verdienen Anerkennung wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Wendigkeit in der Kampfführung und insbesondere wegen der bis zur Vollkommenheit durchgebildeten Taktik des Sturzes aus grössten Höhen (10'000 bis 12'000 Meter) durch den geschlossen fliegenden deutschen Kampfverband. Ebenso muss die Organisation des Ausladegeschäftes anerkannt werden; in einer fast unwahrscheinlich kurzen Zeit waren die eingelaufenen Tanker und Schiffe gelöscht und das Gut in den am Kai liegenden unterirdischen, bombensicheren Aufbewahrungsräumen verstaut.

Das Gen.Kdo. II. Fliegerkorps in Messina hat in der Anlage und Durchführung des Angriffs Hervorragendes geleistet. Der Name des ausgezeichneten, gedankenreichen Chefs des Stabes, General d. Fl. Deichmann, soll hier besonders erwähnt werden.

Zeitweise Unterbrechungen des Luftangriffs gegen Malta waren durch das Herumschwenken der Angriffskräfte auf Geleitzüge bedingt, deren Ausschaltung Voraussetzung für den Kampferfolg gegen Malta war. In schwersten Kämpfen konnten diese Geleitzüge bis auf wenige Schiffe vernichtet werden.

Der Hauptangriff begann am 2. April 1942; am 10. Mai 1942 konnte ich die

Aufgabe als gelöst betrachten. Dank den Erfolgen auf Malta war die Luft- und Seeherrschaft in dem für den Nachschub von Italien nach Afrika in Frage kommenden Streifen fürs erste gesichert. Der Nachschubverkehr konnte den gestellten Anforderungen genügen. Es wäre leicht gewesen, nach dem Bombenangriff die Insel wegzunehmen. Dass dies nicht geschah, war ein schwerer Fehler der deutsch-italienischen Führung, der sich später rächen sollte. Ein Ehrenblatt für die deutsche Luftwaffe bleibt es, dass es gelungen ist, den Kampf auf rein militärische Ziele zu beschränken, was auch von den Engländern anerkannt wurde.

Mit dem Erfolg des Luftangriffs gegen Malta hielt das OKW die Lage für so weit entspannt, dass es die meisten Fliegerkräfte an die Ostfront verlegte. Selbstverständlich blieben soviel Kräfte im Mittelmeer, dass Malta noch überwacht, der feindliche Geleitzugverkehr bekämpft und die eigenen Geleitzüge geschützt werden konnten, ohne die Kräfte des «Flieger-Führers Afrika» in Anspruch nehmen zu müssen. Diese Kräfte waren im weiteren Verlauf zu schwach, um den Aufbau von Malta und den Nachschub für die Inselfestung auf die Dauer unterbinden zu können.

Ein kampfkraftiges, wiedererstarktes Malta musste aber wieder dieselben Gefahren für den Nachschubverkehr bringen, wie sie im Sommer und Herbst 1941 aufgetreten waren.

Italien hatte bei Beginn der Feindseligkeiten verabsäumt, die Insel zu nehmen. Dies wird die Geschichtsschreibung als fundamentalen Fehler bezeichnen müssen.

Das OKW erkannte den Krisenpunkt sehr bald, begnügte sich aber trotz meiner wiederholten Vorstöße zu Gunsten der Wegnahme Maltas, die später von Comando Supremo und von Rommel unterstützt wurden, mit der Niederkämpfung durch die deutsche Luftwaffe. In dem freiwilligen Verzicht, den ersten Fehler wieder gut zu machen, liegt der zweite fundamentale Führungsfehler mit entscheidenden Nachteilen für die Mittelmeer-Kriegführung.

Das Comando Supremo verhielt sich im Gegensatz zum Oberbefehlshaber Süd schwankend; in der entscheidenden Marschall-Besprechung am 26. Juni 1942 bei Sidi-Barani nach der Wegnahme von Tobruk wich es von der grundsätzlich festgelegten operativen Linie ab und genehmigte auf Rommels Vorschlag die Weiterführung der Operationen gegen den Nil. Mit dieser Entscheidung war das Schicksal Nordafrikas besiegelt. Ich halte es für richtig, meine gegensätzliche Stellungnahme in Stichworten wiederzugeben:

Voraus ging ein Lagevortrag von Rommel, der erklärte, dass praktisch kein

Gegner von Bedeutung mehr vorhanden sei und dass er mit der Armee in 10 Tagen in Kairo sein könne. Darauf erklärte ich:

«Wenn ich auch Rommel den tieferen Einblick in die Erdlage zubillige/ so kann ich trotzdem meine Bedenken nicht zurückstellen. Bei dem weiteren Vormarsch muss man, selbst bei geringster Kampftätigkeit, mit grössten Kampfwagen- und Kraftfahrzeugausfällen, die schon bis jetzt beängstigend gross wären, rechnen. Nachschub in dem erforderlichen Umfange ist auf lange Zeit nicht zu erhoffen. Wenn auch zur Stunde vielleicht keine nennenswerten britischen Heeresreserven in Ägypten vorhanden sind, so darf man mit Gewissheit annehmen, dass die ersten Kräfte bereits jetzt aus dem Nahen Osten in Anmarsch sind. Auch ich stehe auf dem Standpunkt, dass man den geschlagenen Feind bis zum letzten verfolgen soll, wenn man mit Sicherheit auf keinen neuen Gegner stossen wird.

Die Luftwaffe vertrete ich kompetent. Meine Flieger werden vollkommen ausgepumpt mit überholungsbedürftigen Maschinen ohne ausreichenden Nachschub angesichts des Nils landen. Ihnen gegenüber stehen voll einsatzfähige Verbände, die innerhalb kürzester Zeit noch weiter verstärkt werden können. Ich halte es als Flieger für einen Wahnsinn, gegen eine intakte Fliegerbasis anzurennen. Bei der schlachtentscheidenden Bedeutung der Mitwirkung der Flieger muss ich allein aus diesem Gesichtspunkt heraus die Fortführung des Angriffs mit dem Ziel Ägypten-Kairo ablehnen.»

Feldmarschall Rommel, nochmals von Marschall Graf Cavallero zur Stellungnahme aufgefordert, blieb bei seiner optimistischen Auffassung und verbürgte sich dafür, in zehn Tagen in Kairo zu sein.

Marschall Bastico und Cavallero stimmten zu. Der Duce kam nach Afrika, um beim Einzug in Kairo anwesend zu sein.

Ich bedauerte diesen Entschluss, gegen den noch weiter anzugehen mir Hitler durch einen Funkspruch verbot, auch deswegen, weil mit der Wegnahme von Kairo nachschubmässig nicht viel oder besser gar nichts gewonnen war. Erst durch die Wegnahme von Alexandria konnte man den Nachschub als gesichert ansehen, und zwar erst dann, wenn die Achsenkräfte gegen spätere Angriffe aus Aden und Syrien genügend Abwehrkräfte verfügbar hatten. Seinerzeit waren sie nicht vorhanden und konnten auch nicht herangebracht werden.*)

*) Die phantastische Idee, über Ägypten gegen den Kaukasus vorzugehen, war, wenn sie vom OKW überhaupt ernstlich erwogen wurde (was ich bezweifle), zum mindesten in unklaren Überlegungen steckengeblieben. Die Verwirklichung eines derartigen Planes

Oberbefehlshaber Süd und die Panzerarmee Afrika waren sich im Frühjahr 1942 darüber einig geworden, dass die nächsten Operationsziele Malta und Tobruk sein mussten. Tobruk ohne Malta genügte nicht. Der Seeweg Athen–Kreta und Kreta–Tobruk lag see- und luftmässig in Reichweite der britisch-ägyptischen Stützpunkte und erforderte starke Sicherungskräfte, was angesichts der Schutzmassnahmen für die aus Italien auslaufenden Geleitzüge die vorhandenen Kräfte überforderte. Dazu hatte die Nachschubbewegung über Griechenland ihre eigenen Schwierigkeiten, die bei der besonderen Beanspruchung im Osten niemals ganz beseitigt werden konnten. Zwischen Rommel und mir gab es nur einen Streitpunkt, die Reihenfolge der Unternehmungen. Es lag in meiner Aufgabe, den Seeweg und die Ausladehäfen zu sichern. Deswegen beantragte ich bei Hitler als erste Operation die Fortnahme Malτας, der sich dann der Landangriff gegen Tobruk anschliessen sollte. Obwohl sich Hitler mit dieser Zeitfolge einverstanden erklärt hatte, unterstützte ich später Ende April in Berchtesgaden Rommels Absicht, die Erdoperation aus der El-Gazala-Stellung heraus zuerst anlaufen zu lassen. Ich war Erdtaktiker genug, um Rommels Drängen verstehen zu können. Im Übrigen waren die Angriffsvorbereitungen gegen Malta noch nicht soweit fortgeschritten, dass der Angriff in kürzester Zeit beginnen konnte. Ich glaubte dieses Entgegenkommen verantworten zu können, da das weiteste Operationsziel, die italienisch-ägyptische Grenze, nach meiner Auffassung umso rascher zu erreichen war, je weniger weit der britische Aufmarsch gediehen war. Nach einem Landsieg in Afrika konnte der Angriff gegen Malta nicht schief gehen; in der Zwischenzeit konnten die Vorbereitungen vollkommen abgeschlossen werden. Meine und Rommels Auffassungen prallten erst nach dem Fall von Tobruk in der schon geschilderten Form aufeinander.

Neben dem Comando Supremo tragen auch Hitler und das OKW die Verantwortung für den falschen Entschluss. Sie hatten es allerdings wesentlich schwerer, die Lage richtig zu beurteilen, nachdem die Propaganda-Maschinerie Rommels für den Nilfeldzug zu wirken begonnen hatte.

Der Überseekriegsschauplatz lag nun einmal der deutschen Führung, die im kontinentalen Denken erzogen war, nicht; sie war sich der Bedeutung des Mittelmeerraumes nicht bewusst, erkannte nicht die ihm innewohnenden Schwierigkeiten, führte nicht initiativ nach einem klaren Feldzugsplan, sondern gezwungen und ruckweise, wenn die Lage keinen anderen Ausweg mehr zuließ.

hätte als erstes Sicherung der Nachschubbasis, also Wegnahme von Malta, erfordert.

Die persönliche Zuneigung Hitlers zu Mussolini hielt ihn selbst vor notwendigen Eingriffen in die Führung im Mittelmeerraum zum Schaden der Operationen ab. «Mussolini in Kairo» war ein Programmpunkt.

Rommel übte zu jener Zeit einen fast hypnotischen Einfluss auf Hitler aus, der eine eigene objektive Lagebeurteilung nahezu ausschloss. So erhielt ich von Hitler, der durch den Erfolg bei Tobruk beeindruckt und wahrscheinlich durch einen persönlichen Beauftragten Rommels, Dr. Berndt, beeinflusst war, den schon erwähnten strikten Befehl, dass ich mich jeder Einwendung gegen Rommels Operationsidee zu enthalten und ihn mit allen Kräften zu unterstützen habe.

Hitler hatte in Göring einen treuen Gefolgsmann in der inneren Ablehnung eines Angriffs auf Malta. Göring befürchtete ein zweites kostspieliges «Kreta», mit «riesigen» Verlusten, obwohl beide Unternehmungen überhaupt nicht zu vergleichen waren. Sicher war Hitler froh, durch den Sieg bei Tobruk um das ihm unsympathische Malta» unternehmen herumgekommen zu sein, ohne sein Gesicht verloren zu haben. Ich erklärte Göring wiederholt, dass Malta nach dem Luftangriff im April und Mai mit einem Minimum an Kräften und Verlusten genommen werden könne und dass die bei einem späteren Angriff zu erwartenden Anstrengungen wesentlich grösser und verlustreicher sein würden. Auf italienischer Seite hatte das Comando Supremo mit immer wieder neuen Bedenken der Supermarina zu kämpfen.

Mit dem Entschluss, an den Nil vorzustossen, war der Operationsgedanke «Malta» aufgegeben. Durch den unglücklichen Ausgang dieser Bewegung und das Hinüberwerfen der für Malta vorgesehenen Land- und Luftstreitkräfte nach Afrika wurde das Unternehmen unmöglich.

Alles in allem: Ein kriegshistorisch und psychologisch hochinteressantes Problem. Das Scheitern wurde feldzugsentscheidend.

Mit dem grossen Erfolg der Winteroffensive von 1942 und dem Aufbau der El-Gazala-Front war der Rückzug vom Dezember 1941 wieder wettgemacht. Generaloberst Rommel hatte wieder erhöhtes Vertrauen zu seiner Führung und Truppe gewonnen und die britischen Schwächen erkannt. Die Zeit arbeitete nach seiner Auffassung gegen ihn; er musste im Laufe des nächsten halben Jahres mit einer erheblichen Verstärkung der britischen Streitkräfte und auch mit der Wiederbelebung der Kampfmoral der britischen Truppen rechnen. Er wusste auch, dass sich im Wüstenstellungskrieg die Hochstimmung der eigenen Truppe nicht halten liess; den Gegner niederzuhalten, kostete zudem hohen Einsatz an Material und Personal mit entsprechendem Verschleiss. Dies war eine

unerwünschte Vorbelastung der geplanten Offensive, was auch ich – wie schon erwähnt – einsah. Der Forderung Rommels, den Nachschub zu forcieren, konnte im Hinblick auf die Erfolge gegen Malta Rechnung getragen werden. Bereits Anfang Mai war die Armee Rommels einschliesslich der italienischen Streitkräfte voll bevorratet; z.T. waren darüber hinaus Reserven vorhanden.

Der Operationsplan war von Rommel aufgestellt und fliegerisch mit dem «Flieger-Führer Afrika», General der Flieger Hoffmann von Waldau, abgesprochen. Diesem oblag in erster Linie die Absprache mit dem Kommandeur der italienischen Luftflotte, der auch mein vollstes Vertrauen besass. Die Mitwirkung der Marine, die für die Durchführung eines von See aus erfolgenden Flankenstosses in den Rücken des Feindes und für den späteren Nachschub in Frage kam, wurde mit Admiral Weichold geregelt.

Die Operation baute sich auf Überraschung auf; sie sollte durch einen umfassenden Angriff aus der Wüste, der später durch Landmanöver einer kleineren, aber ausgesuchten Kräftegruppe von See aus ergänzt wurde, den vernichtenden Schlag gegen die britische Front bringen. Im zweiten Zug sollte die Einschliessung und Wegnahme von Tobruk folgen. Feldmarschall Rommel wollte persönlich die Kräfte auf dem entscheidenden Flügel begleiten, behielt sich jedoch die Gesamtführung vor. In der Front befehligte General der Panzertruppen Cruewell.

Der Plan war einfach und klar, Marschall Bastico genehmigte ihn. Die Regelung der Befehlsverhältnisse gefiel mir nicht. Schon einmal war Rommel durch sein Verbleiben auf dem Flügel für die Gesamtführung ausgefallen; man hätte eine stationäre Führungsstelle bilden müssen.

Die Überraschung gelang, aber die Verbindung mit Rommel riss ab; die für die Flieger und für General Cruewell gleich wichtigen Heeres-Gefechtsmeldungen fielen vollkommen aus. Das Durcheinander auf dem Gefechtsfeld mit Panzerangriffen, Gegenangriffen und Bewegungen in verkehrter Front erschwerte die Luftaufklärung in aussergewöhnlichem Masse und machte jeden Kampf-fliegereinsatz zum Risiko. Wenn trotzdem bei den ununterbrochenen Fliegerangriffen die eigene Truppe ungefährdet blieb, so müssen dieser und der nächste Tag als Ehrentage der Fliegerführung und «truppe angesehen werden.

General Cruewell landete am frühen Vormittag des 29. Mai mit dem Storch im Feindgebiet und wurde gefangen. Die Front war führerlos; ich erklärte mich

auf vielseitiges Drängen bereit, die Führung der Front zu übernehmen, da Major von Mellenthin (la von Cruewell) die Verantwortung nicht übernehmen und ein geeigneter Heeres-Kommandeur nicht freigemacht werden konnte. Ich hatte Gelegenheit, die Schwierigkeiten einer Führung kennen zu lernen, die in ihrem Handeln an eine übergeordnete Stelle gebunden ist, die sich ausschweigt und nicht erreichbar ist. So mitreißend die Anwesenheit Rommels am Entscheidungsflügel war, so sehr war er aber auch unmittelbar all den Zufälligkeiten und Schwankungen des Kampfes ausgesetzt. Man muss Augenzeugen gehört haben, wie es am ersten Kampftag im Stab Rommels in der Panzerschlacht ausgesehen hat. Allen Schwierigkeiten zum Trotz wurde der Panzerkampf am zweiten Tag zu Gunsten Rommels entschieden; Führung und Panzerverbände hatten ihren Ehrentag.

Von Rommel verlangte ich durch laufende Funkanrufe eine Rücksprache, wann und wo es auch immer sei. Die Besprechung kam auf dem Südflügel zustande und führte zu der inzwischen dringend gewordenen Koordinierung der Massnahmen von Flügel und Front. Es war ein Vergnügen, die unerhörte Praxis Rommels in der «Wüstenbefehlstechnik» zu sehen. Die Lage war nicht gerade schön. Bei meinem Anflug mit dem Storch zu dem als Besprechungspunkt vereinbarten italienischen Gen.Kdo. wurde ich über einem angeblich in unserem Besitz befindlichen Gelände plötzlich von der Erde aus mit MG und 2-cm-Kanonen heftig beschossen. Der Flug gab mir aber aus unmittelbarer Beobachtung heraus auch die Möglichkeit, einen Teil meiner Flieger noch in der Abenddämmerung gegen die durchgebrochenen Feindkräfte anzusetzen, die, auf Rommels Nachschubstrasse nach Westen fahrend, die ganzen Nachschubkolonnen der Panzer-Armee Afrika hätten vernichten können. Ich flog unmittelbar zu den einzelnen Verbänden, alarmierte und setzte Stukas, Me 110 und Jabos dagegen an, alles, was gerade griff- und einsatzbereit war. Der Angriff war erfolgreich, der Feind hatte erhebliche Verluste und wurde zur Umkehr gezwungen. Als in der letzten Dämmerung die Maschinen landeten, hatte ich neben verschiedenen anderen Verlusten zwei meiner besten, ältesten und einsatzfreudigsten Wüstenbesatzungen verloren. Das war bedrückend.

Eine spätere Auseinandersetzung zwischen Rommel und mir fand wegen des Stützpunktes Bir Hacheim statt, der von freifranzösischen Kräften unter General König stark besetzt war und eine erhebliche Gefahr darstellte. Auf Wunsch Rommels wurden starke Sturzbomberangriffe, zum Schluss sogar mit Petrole-

umbomben, geflogen. Diese Angriffe und spätere Infanterieangriffe führten umso weniger zum Erfolg, als die Erd- und Luftangriffe nicht in zeitlichem Zusammenhang gebracht werden konnten. Dies war der Anlass der Auseinandersetzungen; es war gut so, denn kurz darauf konnte ich Rommel zur Einnahme von Bir Hacheim gratulieren.

Ein Zeichen von Rommels Vitalität war, dass er unmittelbar nach dem Fall der Oase Bir Hacheim und einer kurzen Rücksprache mit mir mit seinen Panzerverbänden in Richtung Tobruk nachstieß. Der bald darauf vollzogenen Einschliessung Tobruks folgte aus der Bewegung heraus der Angriff.

Was Heer und Luftwaffe bis zur Einschliessung und darüber hinaus geleistet haben, kann sich den grössten Leistungen der Kriegsgeschichte anschliessen; für Rommel war die Schlachtenfolge der Höhepunkt seiner Laufbahn. Auch die italienischen Truppen schlugen sich gut. Der Angriff auf Tobruk wurde von den bisherigen Erfolgen getragen, kühn geplant und ohne Zeitverlust durchgeführt. Die Angriffsmassnahmen wurden von Rommel und Hoffmann v. Waldau (Flieger-Führer Afrika) gemeinsam geplant. Ich holte zusätzlich für den Angriff alle sturzfähigen Verbände aus Griechenland und Kreta herüber. Am Abend vor dem Angriff flog ich zu jedem Verband und hielt meine kürzeste Ansprache: «Flieger, wenn Ihr morgen Vormittag Eure Schuldigkeit tut, wird morgen Abend der Rundfunk der Welt verkünden: ‚Tobruk gefallen‘. Hals- und Beinbruch!»

Auf die Minute lief der Angriff ab. Von den Sturzkampffliegern und durch die Artillerie hervorragend unterstützt, wurde der Erdangriff unmittelbar nach dem letzten Bombenwurf auf die Stellungen so weit vorgetragen, dass der Hafen in den Schussbereich der eigenen Artillerie kam. Trotz alledem waren es harte Kämpfe, von manchen Krisen erfüllt – aber erfolgreich. Tobruk fiel in deutsche Hand! Der Rundfunk verkündete dies der Welt. Der «Flieger-Führer Afrika» wurde mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet, Generaloberst Rommel zum Generalfeldmarschall befördert, eine Massnahme, die bei den Italienern lebhaftige Verstimmung auslöste. Die «Brillanten» wären besser am Platz gewesen. Erhebliche Gefangenenzahlen fielen an; grosse Vorräte an Kriegsmaterial jeder Art einschliesslich an Lebensmitteln kamen dem eigenen Nachschub zustatten; der Hafen verbreiterte die Nachschubbasis.

Der Sieg war unverhältnismässig leicht erkaufte, die Widerstandskraft der Engländer stark angeschlagen und der Nachschub für die zurückgehenden britischen Kräfte durch den Ausfall Tobruks erschwert und die britische Führung

vor eine verzweifelte Lage gestellt, eine Lage, die auch einen weniger triumph-erfüllten General als Rommel zum Nachstossen reizen musste. Jetzt schien es möglich, die ganze britische Armee zu vernichten. Dies erforderte aber Eile! Am 22. Juni 1942 besuchte ich Feldmarschall Rommel in seinem Hauptquartier in Tobruk und traf ihn bei der Befehlsausgabe, die den Vormarsch auf Sidi Barani für den Mittag dieses Tages vorsah. Dieser Plan entsprach meiner Auffassung, ohne den Angriff auf Malta in Frage zu stellen.

Der deutsche «Flieger-Führer Afrika», General Hoffmann v. Waldau, hatte die taktischen Verabredungen mit Rommel getroffen. Ich wusste, dass das Menschenmögliche getan wurde.

General v. Pohl verlegte die Bodenorganisation in den Raum von Tobruk, wo zwar genügend Flugplätze vorhanden waren, die aber entmint, hergerichtet und mit Flak gesichert werden mussten. Dies wurde in kürzester Frist erreicht.

Von Admiral Weichold und der italienischen Marinekommandostelle wurden Sofortmassnahmen für die Instandsetzung der Hafenanlagen von Tobruk befohlen. Ich legte allergrössten Wert auf das Ausladen des Nachschubs in Tobruk, gleichgültig ob es am Kai oder mittels Prähmen erfolgen konnte. Wenn auch die Benzinvorräte ergänzt und der Wagenpark durch die Beutekraftfahrzeuge aufgefüllt waren, der Weg von Benghasi oder gar Tripolis zur Front war zu lang, um auf die Dauer den Nachschub sicherstellen zu können. Obgleich nach Wegnahme von Sidi Barani auch dieser Kleinhafen in Betrieb genommen wurde, war der afrikanische Kriegsschauplatz ohne den Besitz von Malta keineswegs gesichert. Der Angriff auf Malta musste nun – wie geplant – folgen. Die Vorbereitungen hierzu, die seit Februar 1942 liefen, konnten abgeschlossen werden. Im Angriffsplan waren die Kräfte so bemessen, dass ein Misslingen ausgeschlossen war. Vorgesehen waren unter Einschaltung von Generaloberst Student zwei Fallschirm-Divisionen, darunter die italienische Fallschirm-Division «Folgore»^{*)}. Transportgeschwader, Schwerlastenträger (Go 242, 2,5 t) und Giganten (24 t, zum Transport von Panzern) standen in genügender Zahl zur Verfügung. Dazu kamen zwei bis drei italienische Sturm-Divisionen, Teile der Schlachtflotte zum artilleristischen Angriff auf die Inselbefestigungen und zur

^{*)} Die Division war von dem rührgen Fallschirmgeneral Ramcke rasch und mit grossem Erfolg ausgebildet worden; sie war ausgezeichnet. Die Übungen, die ich mitmachte, zeigten, dass diese Truppe den Fallschirmgeist hatte. Die vielen Schwierigkeiten wurden mit bemerkenswerter Energie überwunden.

Begleitung der Transportschiffe und Sturmboote und Fliegerverbände in etwas grösserer Stärke, als sie für den ersten Luftangriff auf Malta angesetzt waren.

Der Operationsentwurf sah in grossen Zügen folgendermassen aus:

1. Hauptangriff der luftgelandeten Fallschirmjäger zur Inbesitznahme der Höhen im Süden als Ausgangsbasis für den Angriff zur Wegnahme der Flughäfen südlich der Stadt und des Hafens La Valetta.

Diesem kurzfristig voraus Bombenangriff gegen die Flughäfen und Flakstellungen.

2. Hauptangriff der Seestreitkräfte und Landungstruppen gegen die Stützpunkte südlich von La Valetta und im Verein mit den Fallschirmjägern gegen den Hafen La Valetta unter gleichzeitigem Bombenangriff gegen die Küstenbatterien.

3. Ablenkungsangriff von See aus gegen die Bucht von Marsa Scirocco. Währenddessen verlief der Vormarsch im ägyptischen Raum anfangs planmässig; der Erfolg gab Feldmarschall Rommel recht. Bald aber versteifte sich der Widerstand so, dass man mit der Anwesenheit neuer Truppen oder einer unerwartet raschen Wiederauffrischung der alten Verbände rechnen musste. Die Kämpfe wurden härter, bis die Kämpfe bei El Alamein den Vormarsch beendeten und Rommel veranlassten, zur Verteidigung überzugehen. Die Kämpfe hatten krisenhafte Augenblicke, die nur durch hingebenden Einsatz der Panzeraufklärungsverbände und der Luftwaffe überwunden werden konnten. Die Heeres- und Luftwaffenkräfte waren ausgepumpt; sie brauchten sofort reichlichen Nachschub an Personal und Material. Dazu verlangte Rommel neue Verbände, die aus Kreta und Italien, voran ausser einer zweiten deutschen Infanterie-Division die für Malta vorgesehene deutsche und italienische Fallschirm-Division, zugeführt wurden. Da diese Kräfte keine Fahrzeuge mitbrachten, musste als erste Abhilfe ein Ausgleich innerhalb der deutschen und italienischen Divisionen durchgeführt werden, der nun alle Divisionen in ihrer Beweglichkeit noch weiter beschränkte. Die Folge war, dass Kraftfahrzeuge in grösserer Zahl – auch für die Flak und Flieger – nachgeschoben werden mussten, was zusammen mit der Versorgung der neuen Einheiten immer grössere Forderungen an den Nachschub stellte. Um diesen zu gewährleisten, musste man Malta haben! Dies war nach Abzug der für den Angriff vorgesehenen Kräfte nicht mehr möglich. Ich selbst musste von dieser Forderung Abstand nehmen, da die Voraussetzungen für den Erfolg nicht mehr gegeben waren. Der Verzicht auf dieses Unternehmen war der tödlichste Stoss für das Gesamtunternehmen Nordafrika.

Auch der feindliche Gegenangriff fuhr sich nach einigen Tagen fest. Die britische Armee hatte offenkundig noch nicht die Stärke für eine entscheidende Gegenoffensive, da das Versagen einzelner italienischer Divisionen nicht ausgenutzt wurde.

Die Front war in einem Abschnitt mit sehr günstiger Anlehnungsmöglichkeit für die Flügel zum Stehen gekommen. Die Breite der Stellung entsprach den verstärkten Kräften; die britische 8. Armee musste erkannt haben, dass ohne planmässige Angriffsvorbereitungen ein Erfolg nicht zu erzwingen war. Diese erforderten Zeit! Reichte die Zeit aus, um durch gesteigerten Nachschub auch die deutsch-italienischen Kräfte wieder angriffsfähig zu machen?

So sehr ich nach Tobruk für Abbrechen der Offensive eingetreten war, so sehr vertrat ich jetzt die Wiederaufnahme des Angriffs. Die Lage im Mittelmeer und in Nordafrika war denkbar ungünstig geworden. Im Osten stand die britische 8. Armee mit verstärkten eigenen Kräften, starker Luftwaffe und gesicherter, reich ausgestatteter Nachschubbasis. Im Westen drohte eine Entwicklung unbekanntes, aber sicherlich höchst gefährliches Ausmasses. Im Rücken wurde die Nachschublage beängstigend. Der Zeitpunkt des Versagens rückte mit der Wiedererstarkung Maltas und der See- und Luftbasis Ägypten in greifbare Nähe.

Wollte man den Kampf gegen zwei Fronten erfolgreich bestehen, so musste man aus der inneren Linie heraus mit dem bereits im Kampf stehenden Gegner abrechnen, bevor der zweite Gegner seine Forderungen stellte. Bei den grossen Nachteilen einer defensiven Operation, die vor allem das Nachschubproblem nicht lösen konnte, musste man sich zur offensiven Lösung bekennen, wenn dafür überhaupt Erfolgsaussichten vorhanden waren. Bei einer Offensive hatte die Achse die Initiative, sie konnte den Zeitpunkt bestimmen. Alles hing davon ab, dass Rommel so bald als möglich losschlug, um die noch im Aufbau befindlichen britischen Kräfte zu treffen. Der letzte noch in Frage kommende Termin war auch nach meiner Berechnung Ende August 1942.

Eine feste Zusicherung bezüglich der Erfüllung aller Nachschubforderungen zu geben, war bei der Unsicherheit des Nachschubweges unmöglich. Ich versprach, das Menschenmögliche zu tun und das Comando Supremo in diesem Sinn zu beeinflussen, weil ich nunmehr zu der Überzeugung gekommen war, dass die Lage in Nordafrika nur stabilisiert werden konnte, wenn die ägyptischen Mittelmeerhäfen in unserer Hand waren. Eine Gefährdung des Nach-

schubs von zwei Seiten – Malta und Alexandrien – bedeutete dessen endgültige Unterbindung. Rommel wollte von dem in so greifbarer Nähe gerückten Ziel, Kairo, keinesfalls abgehen. Er hatte ganz natürlicherweise Bedenken, ob der Nachschub seine Erwartungen und das OKW seine Forderungen erfüllen konnte. Trotz der intensiven Beschäftigung mit dem Angriffsplan sorgte Rommel dafür, dass die Alamein-Stellung so ausgebaut wurde, dass sie einem britischen Grossangriff gewachsen war; Rommel hatte mir dies des Öfteren versichert. Die Pioniere hatten eine schwere Zeit, aber Rommel konnte sich sagen, dass das Menschennögliche geleistet worden war; er beschritt dabei phantasievoll neue Wege.

Die britische 8. Armee tastete die deutsche Front ab. Diese Unternehmungen hatten nirgends einen greifbaren Erfolg, jedoch für uns den Nachteil, dass innerhalb kurzer Zeit das Verteidigungsschema, die Artilleriestellungen, den Engländern bekannt wurden und dass in diesen Kämpfen viel Material – von den blutigen Verlusten ganz abgesehen – verbraucht wurde. Andererseits mussten die Engländer aus der Stärke der Verteidigungsstellung den Schluss ziehen, dass Rommel nicht mehr an eine Fortsetzung der Offensive, sondern an die Herbeiführung der Entscheidung aus der Verteidigung heraus dachte. Rommels Angriff musste umso überraschender wirken.

Mitte August 1942 nahm der Angriffsplan festere Formen an; der Angriff sollte mit starkem rechtem Flügel durch die Panzer- und motorisierten Divisionen geführt werden. Die Entscheidung wurde erst in letzter Stunde – am 29. August mit Angriffsbeginn 30./31. August – gefasst. Die historische Wahrheit verlangt die Feststellung, dass das Comando Supremo und Oberbefehlshaber Süd das denkbar Mögliche in der Bereitstellung des Betriebsstoffes getan hatten. Die Verantwortung für die Vernichtung des Tankers vor Tobruk kann zum mindesten Oberbefehlshaber Süd nicht in die Schuhe geschoben werden. Nach diesem Verlust wollte ich als Luftflottenchef aus meinen Beständen aushelfen. Trotz meiner Zusicherung, 400 cbm Fliegerbenzin der Armee zur Verfügung zu stellen, blieb die Betriebsstoff-Frage prekär; dies umso mehr, als auch diese Mengen aus mir unverständlichen Gründen nicht vollkommen ausgeliefert wurden. Dafür trage ich – obwohl ich erst nach dem Kriege davon Kenntnis erhielt – die Verantwortung. Ich kann diesem Punkt aber nicht die entscheidende Bedeutung zugestehen. Dass mit den in Afrika noch vorhandenen Vorräten bis zum 6. September in einer bewegungsähnlichen Verteidigung von allen motorisierten Kräften gefochten wurde, ist der Beweis dafür, dass man auch Betriebsstoff für



Treffpunkt der beiden Feldmarschälle Rommel und Kesselring in der Wüste



Malta war der Gegenstand dieses Gesprächs in Berchtesgaden

die Fortsetzung der Offensive gehabt hätte, zumal man – wie in früheren Fällen auch – mit Beutebeständen rechnen durfte. An dem Rückschlag waren andere Gründe mehr psychologischer Art schuld. Ich hatte seinerzeit die Überzeugung, dass dieser Kampf für den «alten» Rommel*) kein Problem gewesen wäre, der eine bereits vollzogene Umfassung des Gegners nie abgestopft hätte. Heute weiss ich, dass die Truppe den Rückzugsbefehl nicht verstanden hat. Man bedenke, dass die britische «last hope»-Stellung, wie sie genannt wurde, bereits ausmanöviert war.

Feldmarschall Rommel war wie immer auf dem entscheidenden Flügel. Infolge starker Minenfelder hatten die ersten Stunden nicht den erwarteten Geländegewinn gehabt; daneben hatten überraschend starke laufende Fliegerangriffe Verluste gebracht und die Nerven über Gebühr mitgenommen. Dadurch beeindruckt, liess Rommel, wie mir «Flieger-Führer Afrika» meldete, schon zwischen 7 und 8 Uhr den Angriff einstellen, dessen Fortsetzung auf Grund neuer Überlegungen – schon vor meinem persönlichen Eingreifen – dann für den Frühnachmittag befohlen wurde. Es ist natürlich schwer, zu sagen, ob ein pausenlos durchgeführter Angriff den erstrebten Erfolg gehabt hätte. Fest steht aber, dass der Sieg greifbar nahe lag und dass die Unterbrechung des Angriffes dem Gegner Chancen gab, während sich die Aussichten der Panzerarmee in demselben Grad verminderten. Die starken Minenfelder im Angriffsstreifen deuteten darauf hin, dass Feldmarschall Montgomery doch noch einen Angriff Rommels aus der Wüste heraus erwartete. Dies konnte die britische 8. Armee, bei der starken Verminung der deutschen Front, die einen Angriff in der Mitte und auf dem linken Flügel unwahrscheinlich machte, berechtigterweise annehmen. Die Verlegung des Schwerpunkts der Pionierverteidigungsmittel und der Verteidigung überhaupt auf den linken britischen Flügel war deswegen zwangsläufig. Die britischen Minenfelder gaben der 8. Armee die nötige Zeit zu Gegenmassnahmen und legten die deutschen Angriffskräfte auf engem Raum fest, der den britischen Fliegern gute Ziele bot. Wenn man sich aber, ob richtig oder falsch steht hier nicht zur Debatte, zum Angriff durchgerungen hatte, so musste ohne Rücksicht auf Verluste dieser Engpass in einem Anlauf überwunden werden, um sich im weniger gefährdeten Raum entwickeln und der Fliegerwirkung entziehen zu können. Dieser eisenharte Wille zum Durchhalten fehlte; wenn er

*) Man muss berücksichtigen, dass Fm. Rommel durch den ununterbrochenen mehr als straziösen Aufenthalt in Afrika stark erholungsbedürftig war.

aber nicht vorhanden war, so durfte man an diese Operation, deren Risiko in ihrer ganzen Grösse bekannt war, überhaupt nicht herangehen. Dass die Operation an sich erfolversprechend war, erkennt man am besten aus Montgomerys Urteil über die Abwehraussichten eines deutschen Angriffs im August 1942. Im Misserfolg des Angriffs sah ich das Schicksal des nordafrikanischen Feldzuges endgültig besiegelt. Ich sah keine grosse Lösung mehr, sondern nur noch Möglichkeiten, die afrikanische Position geraume Zeit hindurch auf verkleinertem Raum zu halten. Diese Möglichkeiten auszunutzen und zu festigen, die Alliierten im Südraum möglichst lange von der Einwirkung auf den europäischen Kriegsschauplatz abzuhalten, war nun das Bestreben aller meiner Überlegungen und Handlungen.

Man musste der Tatsache ins Auge sehen, dass der Nachschub nicht mehr auf weite Sicht gesichert war. Die Zeit war auch im Süden zum Bundesgenossen der Alliierten geworden.

Die seit Langem geplante britisch-amerikanische Landung, die nach meinen Überlegungen in Nordafrika erfolgen würde, bedeutete eine Zangenoperation. Wenn auch Tausende von Kilometern zwischen den alliierten Armeen lagen, so musste die Operation eine Zersplitterung der Achsenkräfte herbeiführen und eine nicht zu unterschätzende moralische Wirkung auf die isoliert kämpfenden Afrikakräfte haben.

Montgomery hatte über Rommel einen Erfolg errungen, dessen moralische Bedeutung grösser als sein tatsächlicher war. Auf der deutschen Seite wurden Schwächen erkennbar, die den zukünftigen britischen Operationen zugute kommen mussten.

Die britische Luftwaffe hatte ihren Tiefstand überwunden, der Seekrieg konnte von nun an viel wirkungsvoller unterstützt und Malta fast unangreifbar gemacht werden. Mit der verstärkten britischen Luftwaffe im Rücken war die 8. Armee zu schwierigen Aufgaben befähigt, zumal der Abwehrerfolg das Vertrauen zu den eigenen Leistungen heben musste.

War es unter diesen Umständen richtig, in der El-Alamein-Stellung auf den britischen Grossangriff zu warten? Da mein Name mit der Verantwortung für diesen Entschluss in der Nachkriegsliteratur belastet ist, stelle ich in erster Linie eindeutig fest, dass ich mir wohl als Luftflottenchef und Oberbefehlshaber Süd ein Mitsprache- und Einspruchsrecht vorbehalten habe, dass ich aber nicht Rommels Vorgesetzter war. Rommel war seinerzeit dem Marschall Bastico und dieser dem Comando Supremo unterstellt; daneben fühlte er sich dem OKW verantwortlich, mit dem er enge, in ihrer Auswirkung nicht zu unterschätzende

Verbindungen unterhielt. Mit dieser klaren Feststellung möchte ich keineswegs meine Mitverantwortung als Berater, soweit überhaupt Rommel für Ratschläge zugänglich war, bestreiten. Aber für mich gelten in diesem, wie in vielen anderen Fällen die Worte Hindenburgs, dass für Erfolge jeweils ein anderer, für Misserfolge stets er die Verantwortung zu tragen gehabt hätte. Ich erinnere mich lebhaft eines Vorganges nach Abschluss der Tuniskämpfe (Mai 1943); meine beiden Chefs bedrängten mich, die unrichtigen und ungerechten Anwürfe auf meine Führung zurückzuweisen. Ich lehnte dies mit der Bemerkung ab, dass eben einer die Verantwortung vor der Welt zu tragen habe und dass im Übrigen sich die historische Wahrheit durchsetzen würde. Wenn einen das eigene Gewissen freispreche, wisse man sich stark und unverletzbar. Überdies eine Einstellung, die mir in meinem Prozess viel geholfen hat!

Nach der Klarstellung meiner Auffassung glaube ich anführen zu müssen, dass weder das OKW noch das Comando Supremo einer ernsthaften Absicht Rommels, in eine rückwärtige Stellung auszuweichen, starken Widerstand entgegengesetzt hätten. Rommel hatte bis dorthin immer Wege gefunden, seinen Willen durchzusetzen. Rommel glaubte aber an die Stärke der Stellung. Die Truppen waren gut und, nach dem bisherigen afrikanischen Massstab gemessen, zahlenmässig stark. Auch der Nachschub genügte vorerst. Ich konnte, ohne als Hasardeur verschrien zu werden, auf Grund der mir bekannt gewordenen Auffassung über die Lage annehmen, dass bei einem Angriff die Stellung im Grossen und Ganzen gehalten werden würde.

Rückschauend betrachtet, war das Verbleiben in der El-Alamein-Stellung in voller Berücksichtigung ihrer ausserordentlichen Investitionen und ihrer Vorteile falsch. Ob man ein paar hundert Kilometer weiter ostwärts oder westwärts um die Entscheidung kämpfte oder den Stoss Montgomerys in inhaltender Verteidigung auffing, war gleichgültig. Massgebend war nur, dass die 8. Armee überhaupt aufgehalten und die Nachschubmöglichkeiten auf noch möglichst breiter Basis zwischen Tripolis und Tobruk erhalten wurden. Man musste jedoch berücksichtigen, dass die deutschen und italienischen Heeres- und Luftwaffenverbände in der Masse nicht oder nur ungenügend motorisiert waren; für eine langanhaltende Bewegungsoperation waren sie schlecht geeignet; ja, sie waren zu einem Führungshemmnis geworden. Dazu konnte sich die britische Luftüberlegenheit gerade gegen die in Bewegung befindlichen Kräfte vernichtend auswirken. Ob Montgomery vorsichtig und bedächtig oder kühn und drauf-

gängerisch führte, hatten die bisherigen Kämpfe noch nicht erkennen lassen; die bisherigen Eindrücke deuteten mehr auf eine vorsichtig wägende Haltung hin. Die grössten Unbekannten blieben Ziel und Zeitpunkt der alliierten Invasion im West-Mittelmeer. Die Ereignisse haben das absolute Vertrauen Feldmarschall Rommels und seines Stellvertreters General Stumme in die El-Alamein-Stellung nicht gerechtfertigt. Vielleicht, dass Feldmarschall Rommel durch bewegliche Kampfführung auf beschränktem Raum mehr herausgeholt hätte als sein Stellvertreter, General Stumme, der unglücklicherweise bereits am Vormittag des ersten Angriffstages fiel. Alles in allem wäre es aber besser gewesen, entweder unter Belassung von Nachhuten am Feind auf eine leicht zu verteidigende Stellung zurückzugehen, wofür der Halfaya-Pass geeignet gewesen wäre, oder unter Vortäuschen des Hauptwiderstandes in der El-Alamein-Stellung den Entscheidungskampf in einer etwa 30 km westlich davon liegenden Geländezone anzunehmen, die die Vorteile der El-Alamein-Zone hatte und am linken Flügel geländemässig stärker war.

In beiden Fällen hätte frühzeitig gehandelt, d.h. erkundet und an den Ausbau herangegangen werden müssen. Doch weder Feldmarschall Rommel noch General Stumme haben mir gegenüber einen derartigen Plan erwähnt. Über den endgültig gefassten Entschluss hinaus brauchte man nicht zu disponieren, da die Invasion im Westen des Mittelmeeres für alle Folgeoperationen massgebend werden musste. In den Spätsommermonaten haben Rommel und ich des Öfteren über die weitere Entwicklung im Grossen gesprochen; dabei wurde auch mit der Frage der Räumung Nordafrikas von Rommel der Gedanke der Zurücknahme der deutschen Truppen auf den Apennin oder die Alpen gestreift. Meine politisch-strategischen Erwägungen gingen, was ich auch Rommel sagte, in eine andere Richtung. Ich komme an anderer Stelle darauf zurück.

Der Entschluss, wenn er auch als falsch beurteilt werden mag, war gefasst. Das Comando Supremo mit seinen Oberbefehlshabern von Heer, Marine und Luftwaffe, Marschall Bistico mit seinen Generalen und Admiralen, Rommel und Oberbefehlshaber Süd taten das Menschenmögliche, um sich für den Entscheidungskampf zu rüsten. Während Rommel auf Grund seines erschütterten Gesundheitszustandes einen Erholungsurlaub antrat, prüfte sein Stellvertreter – General Stumme – ein im Osten erprobter Panzergeneral, mit unbeeinflusstem Blick Lage und Stellung und führte zweckentsprechende Verbesserungen durch. Innerlich ausgeglichener und humorvoller als Rommel, trug er wesentlich zur seelischen Entspannung von Führung und Truppe bei; ihm gelang es

auch, mit der italienischen Führung ein erträgliches Verhältnis zu schaffen. Aber auch er war gesundheitlich nicht auf der Höhe. Das heisse Klima war für seine Kreislaufstörungen Gift.

Während alle Stellen daran arbeiteten, die Ausladehäfen Tripolis, Benghasi, Tobruk, Sidi-Barani und Marsa Matruk leistungsfähiger zu gestalten und sie durch Flieger und Flak besser zu schützen, neue Transportmittel zu schaffen und im italienisch-griechischen Raum Nachschubgut in vermehrtem Umfang bereitzustellen, ging der Krieg gegen die beiderseitigen Nachschubflotten verstärkt weiter.

Im Endergebnis haben beide Gegner schwere Verluste erlitten, aber die gesteckten Ziele erreicht. Die Achsenstreitkräfte in Afrika wurden den Anforderungen entsprechend verstärkt, ausgerüstet und bevorratet. Aber auch die Insel Malta wurde von den Engländern wieder in voll abwehrfähigen Zustand gebracht. Die stärker werdende Belästigung unseres Geleitzugverkehrs zeigte an, dass die reine Defensive die freie Bewegung im Mittelmeer auf die Dauer nicht sichern konnte; in Verbindung mit der in Aussicht stehenden amerikanisch-englischen Grosslandung in diesem Raum musste man bei deren Gelingen mit dem Erliegen des Nachschubs rechnen. Dazu kamen sehr wirkungsvolle Sabotageangriffe auf Fliegerbasen in Afrika und Kreta. Mit diesem untätigen langsamen Zugrundegehen konnte ich mich nicht abfinden. Ich wurde mir Mitte September klar, dass man als «ultima ratio» versuchen musste, durch eine Luftunternehmung gegen Malta eine, wenn auch nur vorübergehende Besserung der Nachschubverhältnisse zu erzwingen. Der Schwierigkeiten war ich mir wohl bewusst: Malta war voll abwehrfähig und hatte eine wesentlich verstärkte Jagdwaffe auf der Insel. Die Überführung britischer, von Flugzeugträgern gestarteter, Jagdflugzeuge nahm immer mehr zu, ohne dass wir etwas Wirksames dagegen tun konnten. Wenn wir auch mit den Erkundungsgeräten die Flugzeugannäherung feststellen konnten, so kamen unsere Jagdflugzeuge zu spät in den Überführungsraum; die Schwierigkeiten, rasche Jagdflugzeuge im Raum zu stellen, blieben daneben bestehen. Dazu kam, dass das Kräfteverhältnis sich zu unseren Ungunsten verschoben hatte und die deutsch-italienischen Verbände durch den Sicherungsdienst in Anspruch genommen waren. Endlich hatten die Engländer aus den Erfahrungen der ersten Luftschlacht um Malta die Folgerungen gezogen, ihre Basis verbreitert und den höchstmöglichen Bombenschutz erreicht.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe unterstützte das Angriffsvorhaben in weitgehendem Masse; alle Anforderungen konnten jedoch nicht erfüllt werden.

Die Güte der Verbände gab einen gewissen Ausgleich. Die Jagdgeschwader waren im Kampf mit den Engländern erprobt und auch die Bomberverbände waren in jahrelangen Einsätzen geschult. Mit den italienischen Bombern und Jägern war wegen des überalterten Flugzeugmaterials und der ungenügenden Nachtflugausbildung der Bomberbesatzungen kaum zu rechnen. Der Angriff stand wiederum unter der Führung des II. Fliegerkorps. Obwohl die taktischen und kämpferischen Voraussetzungen erfüllt waren, hatte der Angriff Mitte Oktober nicht den gewünschten Erfolg; ich brach ihn bereits am dritten Tage wegen zu hoher Verluste, besonders im Hinblick auf die zu erwartende amerikanisch-britische Invasion, ab.

Die Überraschung war nicht geglückt, die Bombenangriffe gegen die Flugbasen verpufften. Der Kampf gegen die feindlichen Jäger musste in der Luft und gegen bombensichere Abstellräume geführt werden. Durch das zum ersten Mal beobachtete Ausschalten der deutschen Erkundungsgeräte durch das sogenannte «Düppeln» (Ablenkung durch abgeworfene Silberpapierstreifen) wurde die Jagdfliegerführung erschwert, die Jagdsicherung der Bomberkräfte unwirksamer. Das Abwehrverfahren der Engländer war erheblich verfeinert.

Noch vor der anglo-amerikanischen Invasion Nordafrikas setzte der erwartete Grossangriff gegen die El-Alamein-Stellung am 23. Oktober 1942 ein. Mit dem schon erwähnten Tod des stellvertretenden Oberbefehlshabers trat bis zum Eintreffen Rommels eine ungeklärte Führungslage ein. Wer weiss, wie entscheidend gerade die ersten Führungsmassnahmen in einer Abwehrschlacht sind, erkennt unschwer die Bedeutung des Ausfalls des Oberbefehlshabers für den ganzen Kampf. Misslich war ferner, dass Rommel nicht vollkommen wiederhergestellt und noch erholungsbedürftig war. Als Drittes kam die noch stärker in Erscheinung tretende britische Luftüberlegenheit hinzu. Dass die sogenannten «Teufelsärten» – nach besonderen Plänen mit Minen verseuchte Zonen – nicht das hielten, was man sich versprach, sei nebenbei bemerkt.

Als die Entscheidung in der Schlacht von El-Alamein heranreifte, wollte ich Rommel nochmals aufsuchen, um mit ihm die Lage zu besprechen. Durch Motorenschaden über dem Mittelmeer halbwegs El Daba wurde ich am Spätnachmittag des 3. November 1942 gezwungen, zum nächstliegenden Landeplatz nach Kreta abzdrehen. Als ich dann in der Frühdämmerung des 4. November 1942 in Afrika landete, wurde ich vom «Flieger-Führer Afrika», General Seidemann, empfangen, der mich sofort zu Rommel brachte. Dieser schilderte mir

die zusehends schlechter gewordene Lage, die ihn veranlasst habe, den Rückzug zu befehlen. Der rechte Flügel sei bereits aus seiner beherrschenden Stellung zurückgenommen worden. Auf seine Gefechtsmeldung habe Hitler gefunkt, dass er mit dem «feigen Ausweichen» nicht einverstanden, und dass die Stellung zu halten sei*). In einer mehr als berechtigten Erregung hatte Rommel die Bewegung gestoppt, um befehlsgemäss zu kämpfen und zu sterben. Ich erklärte ihm in Anwesenheit seines la, dass das alles gar nicht in Frage kommen könne, dass der Befehl Hitlers nicht ausgeführt werden dürfe, da damit tatsächlich das Ende der deutschen Afrika- Armee und der endgültige Verlust Tripolitaniens verbunden wären. Ich erklärte ihm auch, dass ich die Verantwortung für die Nichtausführung des Befehls übernehmen und sofort hierüber Hitler eine Funkmeldung schicken würde. Nach der Sachlage müsse Hitler von einer falschen Voraussetzung ausgegangen sein, da ja die Truppe nicht mehr in ihren Stellungen, sondern in der offenen Wüste stünde, so dass schon deswegen der Befehl Hitlers nicht ausgeführt werden könne.

In einem kurzen Funkspruch an Hitler habe ich sofort anschliessend unter Schilderung der Lage und der mit der Ausführung seines Befehls eintretenden Folgen gebeten, Feldmarschall Rommel freie Hand für seine Operationen zu lassen. Auch Rommel hatte sich zu einem ähnlichen Funkspruch durchgerungen**). Bereits nachmittags – noch vor meinem Abflug – lag die erbetene Genehmigung vor. Kostbare Stunden waren indes verlorengegangen. Warum musste gerade bei diesem Flug eine sonst kaum vorgekommene Motorenpanne eintreten? Eine unbeantwortete Frage an das Schicksal! Was ich am 4. November 1942 erreichte, wäre am 3. November 1942 von grösster, vielleicht sogar entscheidender Bedeutung gewesen. Rommels und seiner Unterführer Führungskunst sowie die unnachahmliche Haltung der Truppe hätten ein erfolgreiches Absetzen mit starken Verlusten für den Feind erwarten lassen. Bei General d. Fl. Seidemann wusste ich die Fliegerführung in besten Händen; er arbeitete erfolgreich mit General Müller, dem Mann der Boden-Organisation und des

*) Gen. Seidemann meldete mir auf dem Weg zu Rommel, dass die mangelhafte Fliegeraufklärung den Rückzugsbefehl veranlasst habe; er habe schwerste Vorwürfe einstecken müssen. Demgegenüber sei festzustellen, dass er persönlich in der Morgendämmerung die Luftaufklärung des Vortages bestätigt gefunden habe, nach der weder an der Oase Siwa noch auf den Pisten zur Oase und zur Quattera-Senke Feindkräfte gewesen seien. Fm. Rommel sei anscheinend einer italienischen Falschmeldung zum Opfer gefallen. Dies zur Steuerung der Wahrheit entgegen der Darstellung im Buch «Krieg ohne Hass».

***) Dass auch ein persönlicher Abgesandter – Dr. Berndt – von Rommel ins Führerhauptquartier geschickt wurde, las ich in der Nachkriegsliteratur.

Nachschubs, zusammen; nur die Flak-Division des General Burkhardt musste in General Ritter v. Pohl die notwendige Abstützung erfahren. Ich konnte nun den dringlich gewordenen Aufgaben im westlichen Mittelmeer und den Bemühungen, den Nachschub aufrecht zu halten, grösseres Augenmerk zuwenden. Damit begann für mich eine Zeit allergrösster Spannungen, die durch Rommels Verhalten und Forderungen unerträglich wurden.

Den alten Afrikanern war es zu danken, dass der drohende Zusammenbruch der Achsenkräfte vermieden wurde. Ich beobachtete die Ereignisse von ferne; einzigartige Kriegsbilder sind mir in Erinnerung, der Rückzug der Fallschirm-Division Ramcke, die sich aus englischen Beutefahrzeugen, die sie ihren Verfolgern abgenommen, motorisierte, der Marsch von Freund und Feind, bunt durcheinander, auf der Via Balbia und anderes mehr. Ein Glück, dass die feindlichen Fliegerkräfte noch nicht darin geschult waren, einen zurückgehenden Feind vernichtend anzugreifen, obwohl viele Möglichkeiten – z.B. am Halfaya-Pass – dafür gegeben waren.

DIE ALLIIERTE INVASION IN NORDAFRIKA UND DER KAMPF UM TUNESIEN 1942/1943

Zeittafel: 8.11.1942 Landung britisch-amerikanischer Truppen in Marokko und Algerien – 9.11.1942 Landung der ersten deutschen Einheiten in Tunis – Aufbau des Brückenkopfes Tunis – Dezember 1942/Januar 1943 Aufgabe ganz Italienisch-Nordafrikas durch Rommel – Vormarsch der 8. britischen Armee von Osten nach Westen – Februar 1943 deutsche Gegenoffensive aus dem Brückenkopf Tunesien gegen die 1. britische Armee und die Amerikaner an der algerisch-tunesischen Grenze – Scheitern der Offensive und Scheitern eines Versuchs, gegen die 8. britische Armee offensiv zu werden – März/April 1943 Einengung der Festung Tunesien durch eine Zangenoperation der alliierten Armeen aus West und Süd – 12. Mai 1943 Ende aller Kampfhandlungen in Tunesien, Kapitulation der letzten deutschen Kräfte.

Vor der Invasion

Der Invasion der Alliierten in Nordafrika ging eine Propaganda voraus, die man nur als einen kaum mehr zu überbietenden Nervenkrieg bezeichnen kann. Wochenlang wurden meinem Hauptquartier die widersprechendsten Gerüchte, Anschauungen und Beobachtungen zugeleitet. Landungsziel, Stärke der Landungsgruppen und ihre Ausrüstung wurden in künstlerischer Vollendung variiert. Flottenbewegungen vor Westafrika führten zu Vermutungen über Landungen an der Westküste mit einem Marsch quer durch Afrika. Die starke und immer stärker werdende Belegung Gibraltars mit Truppen und Schiffen liess dagegen das Ziel im Mittelmeer suchen, das Auf tauchen von Flugzeugträgern und grossen Transportern machte eine Grosslandung jenseits der Reichweite der Luftbasen von Gibraltar, Malta, Alexandrien und Syrien wahrscheinlich. Wiederholtes Auslaufen von Schiffen aus Gibraltar ins Mittelmeer erhöhte die

Unsicherheit über den Beginn der Operation. Meine Überlegungen waren schliesslich nach kritischer Würdigung aller vorliegenden Nachrichten folgende:

Die Invasion würde in operativem Zusammenhang mit den Bewegungen der 8. britischen Armee in Nordafrika stehen, deswegen war eine Landung an der Küste Westafrikas unwahrscheinlich. Sie war ferner ein Unternehmen, für das alle Erfahrungen fehlten, wie auch den amerikanischen Truppen jegliche Kampferfahrung mangelte.

Die Alliierten mussten wissen, dass in Italien und auf den italienischen Inseln erhebliche Luftstreitkräfte standen, die nicht durch Jagdflugzeuge der Flugzeugträger niedergehalten werden konnten. Daher waren Landungen in zu grosser Nähe der Inseln oder der italienischen Küste nicht anzunehmen. Ein Durchbruch durch die enge Strasse zwischen Sizilien und Tunis schien schon deswegen mehr als unwahrscheinlich.

Landete der Gegner an der Nordküste Afrikas, so geschah das sicherlich in solcher Entfernung von den Flugplätzen auf Sizilien und Sardinien, dass Bomber- und Torpedoflieger-Angriffe auf grösste Reichweite geflogen werden mussten. Das brachte der Invasionsflotte eine gewisse Sicherheit. Mit einem Angriff der italienischen Flotte brauchte er auf solche Entfernung von deren Heimathäfen überhaupt nicht zu rechnen. Als Invasionsraum kam deshalb hauptsächlich Algerien mit den unmittelbar angrenzenden Gebieten in Betracht. Inwieweit dort die Franzosen Widerstand leisten würden, war eine offene Frage. Aber schon der geringfügigste Widerstand konnte für uns von Nutzen sein. Der Landweg nach Tunis war von hier aus zwar weit, bot jedoch für die ersten Bewegungen einer kampfengewohnten Truppe gerade deshalb Vorteile.

Eine Landung auf Sizilien hatte etwas Bestechendes. Sie durchschnitt den Verkehr zwischen Italien und Afrika und brachte die Apenninenhalbinsel in unmittelbare Berührung mit dem Kriegsgeschehen. Obwohl diese Operation feldzugsentscheidenden Charakter haben konnte, war sie wegen der der Invasionsflotte drohenden Gefahren unwahrscheinlich.

Eine Landung auf Sardinien und Korsika war als Unternehmen zu werten, dessen Endziel in der Ferne lag. Der Besitz dieser Inseln musste für eine spätere Landung in Italien oder Südfrankreich von grossem Vorteil sein. Italien geriet damit in den Bereich der alliierten Luftwaffe. Das alles überstieg indes den derzeitigen operativen Rahmen und wurde deshalb von mir als unwahrscheinlich angesehen.

Südfrankreich schien gleichfalls ein verlockendes Ziel für eine Invasion.

Für eine derartige Operation, die auf sich allein gestellt blieb, war jedoch die Invasionsflotte trotz ihrer Grösse zu schwach. Dieser Beurteilung der Lage entsprechend traf ich die Gegenmassnahmen:

Die notwendigsten vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe erbetenen Verstärkungen der Luftflotte 2 wurden genehmigt, darunter befanden sich einige Gruppen, die im Kampf über See ausgebildet waren. Die Luftbasen auf Sizilien und Sardinien wurden überprüft, verstärkt und bevorratet. Für die Torpedoflieger geschah dasselbe in dem traditionellen Lufttorpedohafen Grosseto. Mit der deutschen Flieger-Division in Südfrankreich wurde ein etwaiges Zusammenwirken abgesprochen. Ebenso wurden mit der italienischen Luftwaffe die notwendigen Vereinbarungen getroffen; leider konnten die Italiener nur mit Torpedoflugzeugen in geringer Zahl aushelfen. Die Aufklärungs- und Erkundungstätigkeit wurde verstärkt. Die deutschen U-Boote wurden so disloziert, dass sie herankommende Grossgeleite angreifen konnten. Mit der Supermarina wurden Pläne für den Fall erörtert, dass die alliierte Flotte wider Erwarten doch vor der italienischen Küste erschien.

Darüber hinaus hatte ich beim OKW um die Bereitstellung wenigstens einer Division auf Sizilien gebeten, um entweder nach Tunis übersetzen oder eine etwaige Landung auf Sizilien bekämpfen zu können. Die auf der Insel befindlichen italienischen Divisionen waren für einen derartigen Kampf nicht geschult, die Küstenverteidigung in kaum glaublicher Weise vernachlässigt.

Der Antrag wurde nicht genehmigt. Um wenigstens etwas zur Hand zu haben, wurde ausser meinem Wach-Bataillon noch ein zu meiner Verfügung stehendes verstärktes Fallschirm-Bataillon einsatzbereit gehalten. Die Verteidigungsanlagen in Italien und auf den Inseln wurden eingehend besichtigt. Das, was ich sah, war enttäuschend und führte in der Folge zum Einsatz deutscher Ausbaustäbe.

Noch am Tage vor der Landung in Nordafrika wurde vom Reichsmarschall Göring, der auch im Namen Hitlers mit mir sprach, von dessen Aufenthalt in Berchtesgaden ich damals nichts wusste, meine Beurteilung der Lage für falsch erklärt. Im Führerhauptquartier sei man der festen Überzeugung, dass Südfrankreich angegriffen würde. Ich wurde dafür verantwortlich gemacht, dass die gesamte Luftflotte dagegen eingesetzt werden könne.

Da es sich in erster Linie darum handelte, den Anmarsch über See zu stören, so lagen meine Verbände für diese erste Aufgabe richtig. Eine Verlagerung der Fliegerkräfte nach Korsika und Mittel- und Norditalien war der zweite Schritt, der dann eben mit Transportflugzeugen durchgeführt werden musste. Im Übr-

gen glaubte ich nicht an eine Operation gegen Südfrankreich.

Der Abmarsch der feindlichen Invasionsflotte aus Gibraltar und die Durchfahrt durch die Gibraltarstrasse wurde von Agenten und U-Booten gemeldet. Auch über die Stärke war Oberbefehlshaber Süd frühzeitig unterrichtet, ebenso über die Marschordnung und die einzelnen Treffen der Invasionsflotte. Eigene Fernaufklärer waren am Geleit. Immer wieder trafen Meldungen ein, dass der Ostkurs gehalten wurde; Frankreich und Norditalien fielen also aus.

Feldmarschall Rommel befand sich bereits auf einem sehr beschleunigten Rückzug. In Tripolitanien gab es ausser vereinzelt italienischen Garnisonen und Fort-Besetzungen keinerlei Kampfkräfte. Die Nachschubverhältnisse hatten sich wesentlich verschlechtert; mit erheblichen Verlusten an Nachschubgut musste bei Beibehaltung des Rückzugstempos gerechnet werden. Für Tunesien waren weder von italienischer noch von deutscher Seite irgendwelche Vorkehrungen getroffen. Bei dem offenkundigen Hass der Franzosen auf die Italiener und umgekehrt würde auch die kleinste Massnahme auf allergrössten Widerstand gestossen sein. Für Oberbefehlshaber Süd waren die französischen Kolonien ein «Pflänzchen rühr mich nicht an». Die Häfen durften nicht angelaufen, der Nachschub nicht über Tunis-Bizerta geleitet und natürlich auch keine deutsche Sicherheitsbesatzung nach Tunesien gelegt werden. War das alles als Ausfluss der hohen Politik reichlich unverständlich, so begriff ich die Ablehnung meiner rein militärischen Forderung, wenigstens eine Division in Sizilien «à deux mains» bereitzustellen, überhaupt nicht mehr. Die nur begrenzte Verstärkung der deutschen Flieger-Streitkräfte konnte auf Höchstreichweite weder eine Anlandung verhindern noch die gelandeten Truppen ohne Mitwirkung von Fallschirmtruppen oder Heereskräften aufhalten oder vernichten.

Die Gedanken Hitlers und des Wehrmacht-Führungsstabes sind mir nie ganz klar geworden. Der Grundfehler lag in der völligen Verkennung der Bedeutung des Mittelmeerraumes. Seine Unterbewertung führte zu halben Massnahmen. Man konnte oder wollte nicht einsehen, dass seit Ende 1941 der Kolonialkrieg ein anderes Gesicht bekommen hatte, dass Afrika zu einem Kriegsschauplatz geworden war, auf dem europäische Entscheidungen heranreiften. Der Mittelmeerkrieg verlangte, unter diesem Aspekt gesehen, seit Aufgabe des «See-löwe»-Unternehmens gegen England eine gedankliche Umstellung in der strategischen Konzeption und der operativen Führung des Krieges. Der zweite Fehler dürfte in der falschen Beurteilung des Ziels der alliierten Invasion zu suchen sein.

Hitler dachte vielleicht auch, dass keine unmittelbare Gefährdung des europäischen Kriegsschauplatzes zu erwarten sei und dass deswegen keine grösseren Anstrengungen notwendig wären. Ich glaube nicht, dass er den Italienern die Initiative überlassen wollte, schon eher, dass er den Franzosen Vertrauen schenkte.

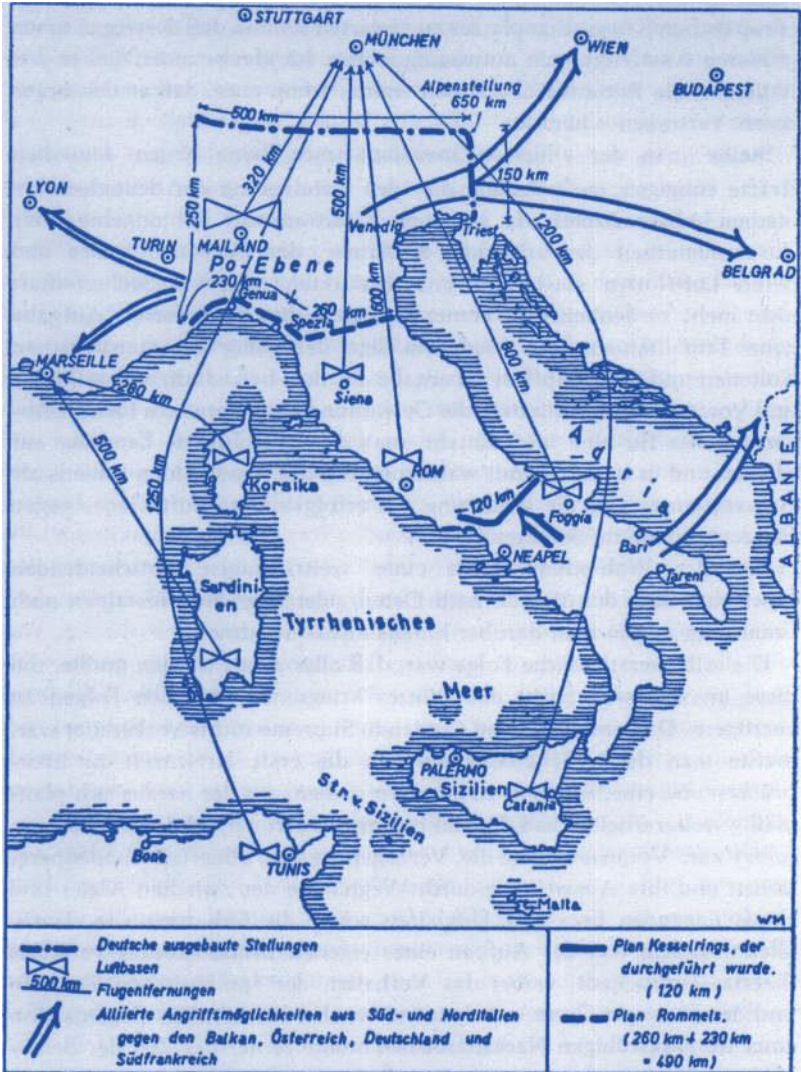
Stellte man der alliierten Invasionsarmee keine neuen deutschen Kräfte entgegen, so bedeutete dies den Totalverlust der deutsch-italienischen Afrika-Armee, da an einen Rücktransport bei ungehinderter Zusammenarbeit der britischen 8. Armee, der Invasions-Armee und deren Luftflotten sowie der unbeschränkten alliierten Seeherrschaft nicht mehr zu denken war. Ferner bedeutete dies die sofortige Aufgabe ganz Tripolitaniens, die friedensmässige Besetzung der französischen Kolonien und die kampfflose Übergabe der dort befindlichen Streitkräfte und Vorräte an die Alliierten, die Gewinnung einer geradezu idealen Abprungbasis für eine im Frühjahr 1943 durchzuführende Landung auf Sizilien und in Italien, damit wahrscheinlich das Ausscheiden Italiens als Achsenpartner und die Einleitung des erfolgssicheren Luftkrieges gegen Süddeutschland im Sommer 1943.

Mit der Wahrscheinlichkeit einer weiträumigen, entscheidenden Operation über den Balkan nach Osten, oder über die Westalpen nach Frankreich musste man darüber hinaus alsdann rechnen.

Die selbstverständliche Folge war, dass alles getan werden musste, um diese im wahrsten Sinne des Wortes kriegsentscheidenden Folgen zu verzögern. Da vom OKW und Comando Supremo nichts vorbereitet war, musste man durch Behelfsmassnahmen die erste Krisenzeit zu überbrücken und eine Situation zu schaffen suchen, aus der heraus sich planmässig Weiterarbeiten liess. Die taktischen Forderungen drängten sich von selbst auf. Voran standen die Verzögerung der alliierten Landeoperationen und ihre Ausweitung durch Wegnahme der zwischen Algier und Tunis liegenden See- und Flughäfen sowie die Sicherung von Tunis. Gleich wichtig war der Aufbau eines eigenen Brückenkopfes vorwärts Bizerta-Tunis-Stadt, wobei das Verhalten der französischen Truppen und des Beys von Tunis entscheidend werden konnte. Die Organisation einer leistungsfähigen Nachschubbasis musste ferner das Ziel der Bemühungen sein.

Pläne und Wirklichkeit klappten weit auseinander. War es deswegen falsch, die oben kurz umrissenen Gedanken verwirklichen zu wollen?

Der britische Angriff in Ägypten gab nach meiner Auffassung einen guten Einblick in Montgomerys Führung. In wenigen Worten gesagt: Sicherheit – deshalb Methodik, mit ihren Vorteilen für Rommels Rückzugsbewegungen.



Der italienische Kriegsschauplatz und seine Bedeutung für die alliierten Erd- und Luftoperationen

Das setzte voraus, dass sich Rommel so rasch und weit absetzte, um ohne zu grosse Einbusse nicht motorisierter Kräfte eine von Abschnitt zu Abschnitt zunehmende planmässigere Kampfführung zu ermöglichen. Abschnitte, die nicht einfach überrannt werden konnten, boten sich auf der über 300 Kilometer langen Strecke vielfach an.

Man durfte dabei nicht unberücksichtigt lassen, dass auch eine siegreiche Armee keine «Verfolgung über mehrere tausend Kilometer» in einem Anlauf durchführen kann; je stärker sie war, desto weniger war dies möglich, da einfach der Nachschub nicht mit der erforderlichen Marschgeschwindigkeit Schritt halten konnte. Auch die früheren britischen Verfolgungsoperationen waren am unzulänglichen Nachschub gescheitert. Anzunehmen, dass dies diesmal nicht eintreten würde, war umso weniger gerechtfertigt, als die britische Führung wenig Draufgängertum zeigte, die Stärke der 8. Armee besonders hohe Forderungen an den Nachschub stellte, die Hafenanlagen von Tobruk, Benghasi und Tripolis bei langsamem Ausweichen unbrauchbar gemacht werden konnten und eine starke Nachschub-Lufttransport-Organisation den Engländern noch fehlte. Aus denselben Gründen war auch die erdtaktische Mitwirkung der britischen Luftwaffe beschränkt. Wählte Montgomery den Ausweg, mit kleineren, beweglichen Verfolgungstruppen frontal, wie überholend, nachzustossen, so konnten diese abgeschüttelt werden, was für die Gesamtbewegung kostbaren Zeitgewinn bringen musste. Die Aufgabe war nicht leicht, aber eines Rommels würdig! Allen Schwierigkeiten zum Trotz wäre sie auch gelöst worden, wenn Rommel sich ihr nicht innerlich widersetzt hätte. Er wollte nach Tunis, womöglich noch darüber hinaus nach Italien und in die Alpen; diesem Wunschgedanken ordnete er die Überlegungen und Befehle seiner Vorgesetzten unter.

Die Invasionstruppen Eisenhowers waren sicherlich aufs Beste ausgerüstet und kampffreudig, aber ohne jede Kriegserfahrung; ihnen fehlte, solange die britische 8. Armee weit entfernt kämpfte, die Anlehnung. Mit diesem Feind konnte in einem Gelände mit schwierigem Gebirgs- und Wüstencharakter auch eine neuzugeführte, Afrika-ungewohnte deutsche Truppe fertig werden; sie musste aber rasch und in ausreichender Stärke herangeführt werden.

Vom Nachschub hing schliesslich alles ab; wenn auch nichts für eine grosszügige Organisation getan war, so waren die see- und luftmässigen Voraussetzungen nicht ungünstig, vor allem solange die britischen Luft- und Seestreitkräfte durch die Invasionsoperationen in Anspruch genommen und die örtliche Zusammenarbeit zwischen Eisenhower und Montgomery nicht hergestellt war.

In der Beurteilung der Invasionstruppen waren wir Achsenverbündete uns einig; hinsichtlich der Kampfführung der «Afrika-Armee» schieden sich die Geister auf unserer Seite. Weder Aussprachen noch Befehle konnten Rommel beeinflussen. Was Rommel wollte, kommt am besten in seinen eigenen Worten zum Ausdruck: Er betrachtet es – (Anfang Dezember 1942) – als seine einzige Aufgabe, zu verhindern, dass seine Armee ausgelöscht würde. Das führte, wie ich in einer kriegsgeschichtlichen Studie von Offizieren der «Panzerarmee Rommel» las, dazu, dass «der Rückzug der geschlagenen Panzerarmee von El-Alamein bis Bregha – ausser Nachhutgefechten – mehr oder weniger als ein ‚Reisemarsch‘ unter geringem Feinddruck auf der Erde und aus der Luft anzusehen war, wobei aus dem rückwärtigen Gebiet personelle und materielle Verstärkungen zuflossen».

Ich will hier unerörtert lassen, ob das selbständige Handeln Rommels als eine «politische Grosstat» oder als eine «verhängnisvolle Insubordination» anzusehen war. Eins war sicherlich falsch, Feldmarschall Rommel in seiner Stellung zu belassen, da die bestehende Disharmonie nicht beseitigt werden konnten, so dass zwangsläufig die militärischen Operationen darunter leiden mussten. Militärpolitische Gründe wie die strategische Grundlinie, aber auch operative und taktische Überlegungen machten es den Rommel übergeordneten italienischen und deutschen Kommandostellen unmöglich, auf seine Gedanken einzugehen. Die Befehlsverhältnisse waren an sich nicht dazu angetan, die Lage zu erleichtern. Gegen die Invasions-Armee führte ich unter dem OKW als allein Verantwortlicher; alle übrigen Land- und Seestreitkräfte unterstanden dem Comando Supremo. Eine Selbstverständlichkeit war, dass ich Graf Cavallero und den Duce loyal unterrichtete und dass von Cavallero keine den afrikanischen Kriegsschauplatz betreffende Entscheidung getroffen wurde, zu der ich nicht gehört worden wäre. Aber das Ideal einer Befehlsorganisation war dies nicht! Ich war gezwungen, das Beste daraus zu machen, was sich daraus machen liess.

Nordafrika November 1942 bis Ende Januar 1943

Mit Angriffen der Luftstreitkräfte gegen die feindliche Invasionsflotte wurde der Kampf eingeleitet. Obwohl die Staffeln soweit wie überhaupt möglich nach Westen, also nach Sardinien und Sizilien, vorverlegt waren, mussten die Angriffe auf Höchstreichweite geflogen werden.



Um das Schicksal Tunesiens ging es bei diesem Gespräch zwischen dem italienischen Generalstabschef, Marschall Graf Cavallero, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Tunis, Generaloberst von Arnim und mir.



Mich lockte die See ...
Auf einem Räumboot

Kesselring

v. Richthofen

Christ Westphal



Auf dem Gefechtsstand der Luftflotte 2 während der Entscheidungskämpfe
um den Brückenkopf Anzio-Nettuno

Zu der Abwehr durch Trägerflugzeuge und starke Flak der Invasionsflotte kam bereits in den ersten Tagen Jagdabwehr durch rasch nachgezogene Jagdkräfte von algerischen Flugplätzen. Der Erfolg blieb trotz der Aufopferung der fliegerischen Verbände unter den Erwartungen; die Anlandungen selbst stiessen nach den mir vorliegenden Meldungen auf keinen merkbaren französischen Widerstand. Bereits am 11. und 12. November 1942 fielen die See- und Flughäfen Bougie und Bône in Feindeshand.

Erst am 9. November 1942 vormittags gab mir Hitler – durch einen Funk-spruch des französischen Admirals Darlan veranlasst – mit einem persönlichen telefonischen Anruf freie Hand gegen Tunesien, verbot mir jedoch wenig später, mich selbst dorthin zu begeben. Die Durchführung der an sich mehr als bescheidenen Massnahmen verzögerte sich durch das Eingreifen des von Hitler gerade in diesen Tagen getrennten Wehrmacht-Führungsstabes, der erst das Einverständnis Pétains für ein Eingreifen in Tunesien einholte. Mit einem schwachen Regiment Fallschirmer und meinem Stabsbataillon unter Sicherung von Jagdfliegern und Stukas begann die militärische Besetzung Tunesiens, die am 9. November von Oberst Harlinghausen und General Loerzer diplomatisch vorbereitet wurde. Durch Verhandlungen mit dem französischen Generalresidenten, Admiral Estéva, sollte erreicht werden, dass die französischen Land- und Seestreitkräfte sich uns anschlossen oder zum mindesten neutral blieben. Die Verhandlungen liessen sich gut an, das Verhältnis der deutschen und französischen Truppen zueinander war anfangs sogar ausgezeichnet. Unsere Fallschirmer fuhren mit französischen Spähwagen Patrouillen gegen den Feind.

Dies änderte sich mit einem Schlag, als eine italienische Jagdgruppe gegen die ausdrückliche Verabredung und ohne mein Wissen bei Tunis landete. Aus Freunden wurden Feinde; daran änderte sich auch nichts mehr, als Graf Cavallero auf meinen Einspruch die Gruppe sofort wieder nach Sardinien zurückfliegen liess. Noch unangenehmer war, dass dieser aus Prestige Gründen unternommene Schritt Cavalleros meine Absichten in ein falsches Licht rückte. Ich glaube bestimmt, dass sich ohne dieses Vorkommnis der später eintreffende Befehl Pétains des Zusammengehens der französischen Kolonialtruppen mit uns zu unseren Gunsten ausgewirkt hätte. Da dies nicht eintrat, musste ich mich bald mit den Divisionen des in seinem Handeln und Planen sehr undurchsichtigen Generals Barré befassen. Nachdem alle Versuche des ebenso gewandten wie rührigen Konsuls Moellhausen, General Barré für unsere Sache zu gewinnen, gescheitert waren, setzte ich, um eine rasche Klärung herbeizuführen, die

Stukas gegen die französischen Divisionen an; mit unsicheren Kantonisten dürfte man im Kriege nicht paktieren!

Allen Erwartungen zum Trotz gelang der Aufbau eines kleinen Brückenkopfes durch die durch Flak verstärkten schwachen deutschen Kräfte. Schon am 15. November übernahm General der Panzertruppen Nehring das Kommando in Tunesien, der von dem späteren Botschafter Dr. Rahn und dessen Mitarbeiter Moellhausen nicht nur auf dem diplomatischen Sektor hervorragend unterstützt wurde und in Admiral Meendsen-Bohlken einen ausgezeichneten Verbindungsmann zu dem französischen Admiral Derrien hatte. Nehring fand eine ungeheuer schwere, aber für einen jungen General geradezu faszinierende Aufgabe vor. Ich bin auch in diesem Fall als uferloser Optimist angesehen worden. Den Feind zu bagatellisieren, ist mir nie eingefallen. Dass ich nach aussen hin eine optimistische Grundhaltung zeigte, gebe ich gerne zu. Zwischen Optimismus und Unterschätzung des Gegners besteht ein grundsätzlicher Unterschied. Als Beispiel führe ich den später in der Nachkriegspresse vielfach falsch kommentierten Überfall von 60 feindlichen Panzerspähwagen auf den Stuka-Flugplatz Djederda am 26. November 1942 an. General Nehring rief mich in begreiflicher Aufregung an und zog aus diesem Vorgang die schwärzesten Konsequenzen. Ich konnte seine weitgehenden Befürchtungen nicht teilen, suchte ihn zu beruhigen und meldete meinen Besuch für den folgenden Tag an.

Wie war die Lage zu beurteilen? Die Masse der Invasionsarmee war an Land; der kaum nennenswerte Widerstand der französischen Küstenverteidigung war zusammengebrochen. Die Versammlung der kriegsungeübten alliierten Verbände und das Arrangement mit den Franzosen kosteten Zeit. Bei aller Beschleunigung wollte man auf alliierter Seite bestimmt jeden Rückschlag vermeiden. Vorsicht war umso mehr am Platz, als man die Verhältnisse in Tunis nicht klar übersehen konnte. Die Haltung der Tunis-Franzosen einschliesslich der Araber musste man als zweifelhaft ansehen und dementsprechend als feindselig in Rechnung stellen. Was die Deutschen betraf, so konnte man nur in Anschlag bringen, dass alle Transportwege nach Afrika überlagert waren, dass aber sicher das Menschenmögliche zur Sicherung und Ausweitung des Brückenkopfes getan würde. Andererseits musste die dem Gegner bekannte, absolute deutsche Schwäche dazu reizen, in handstreichartigen Raids die Gefahr aus Tunis zu bannen. Zu den schon genannten Unbekannten traten noch die Verkehrsverhältnisse: Der Gegner hatte 800 Kilometer Fussmarsch durch fremdes, gefährdetes, gebirgiges Gelände vor sich. Selbst wenn die Eisenbahn betriebsklar war,

so war sie für eine Grossbewegung nicht leistungsfähig genug; im Übrigen lag sie in der Wirkungszone der deutschen Sturzkampfflieger. So sehr man grössere Operationen zur Zeit nicht in Erwägung zu ziehen brauchte, so sehr waren aber Raids, also Aufklärungsunternehmen, aus naheliegenden zwingenden Gründen zu erwarten. Man durfte sie nicht ernster nehmen, als sie es verdienten; dagegen musste und konnte man sich sichern. Daran hat es gefehlt.

Aus diesen und verschiedenen anderen Vorgängen hat sich mir die Erkenntnis aufgedrängt, dass die ausserordentlichen Verhältnisse trotz der geringen Truppenstärke den Führungsrahmen eines AOK erforderten. Mein Antrag auf Zuweisung eines Panzer-A OK wurde durch die Zuführung des Panzer-AOK 5 unter Generaloberst v. Arnim Anfang Dezember 1942 verwirklicht. Hitler teilte v. Arnim einen dienst jüngeren General – General Ziegler – zu, der «ohne Portfeuille» dem auf dem abgesetzten Kriegsschauplatz auch seelisch besonders belasteten Oberbefehlshaber Freund und Berater sein und bei Ausfall des Oberbefehlshabers einspringen sollte. Der Nutzeffekt hing von dem gegenseitigen Verstehen der beiden Generale ab; es bestand. Ich fand diese Einrichtung gut. General der Panzertruppen Nehring hatte Gelegenheit, sich im Osten besonders auszuzeichnen.

Rommel ging indessen zurück und bombardierte mich mit unerfüllbaren Nachschubforderungen, die bei den Mängeln des Nachschubs über See, bei der noch nicht eingelaufenen Nachschublinie durch Tunesien und selbst bei einem kaum zu rechtfertigenden Raubbau an meinen Transportgeschwadern auch nicht annähernd zu erfüllen waren. Auf alles warf das in britischem Besitz gebliebene Malta seine Schatten. Aus den Lagemeldungen der mir unterstellten Verbände, vor allem des «Flieger-Führer Afrika», war immer deutlicher zu entnehmen, dass auch dort, wo die Möglichkeit zu erfolgreichem Widerstand gegeben war, nicht mehr gekämpft wurde. Wesentlich schärfer drückten sich die Meldungen von Marschall Bastico an das Comando Supremo aus. Graf Cavallero und ich waren uns völlig klar, dass bei Fortsetzung dieses «Dauerlaufs» nach Tunesien von den italienischen Divisionen bald nichts mehr vorhanden, die Häfen Benghasi und Tripolis den Engländern im anlauffähigen Zustand in die Hände fallen und die Moral der ebenfalls stark strapazierten deutschen Truppen aufs Schwerste angeschlagen sein würde. Den Ausgleich konnte auch nicht die Marethstellung (südliche Grenzstellung von Tunesien) geben, da ihr Ausbau noch nicht genügte. Das labile Verhältnis zwischen Bastico und Rommel drohte in offene Fehde auszuarten. In einer Besprechung am Arco Philene Ende No-

vember 1942 sollte Graf Cavallero klare Verhältnisse schaffen. Die Gegnerschaft der beiden Parteien wurde gemildert, aber nicht beseitigt. Cavallero legte den italienischen Standpunkt dar, dass im Rahmen des Möglichen um Tripolitanien gekämpft und dass volle Rücksicht auf die Marschleistungen der italienischen Divisionen genommen werden müsse. Beides sei schon deswegen notwendig, um die Verteidigungsstellung an der tunesischen Südgrenze ausbauen zu können. Hier würde fieberhaft gearbeitet, der Nachschub für die Achsenkräfte sollte nunmehr verstärkt aus Tunesien zugeführt werden.

Ende November war die alliierte Invasionsarmee allmählich in Bewegung gekommen. Am 25. November standen die ersten schwachen amerikanischen Kräfte bei Medjez el Bab. Durch Zuführung deutscher und italienischer Heeres- und Luftwaffenkräfte hatte sich jedoch inzwischen die Lage gefestigt. Durch Verlegung einer Jagdgruppe mit schwacher infanteristischer Bedeckung nach Gabes wurde der Nachschubverkehr nach Tripolitanien zur Armee Rommels in Gang gebracht. Den acht bis zehn britisch-amerikanisch-französischen Divisionen standen etwas mehr als fünf Achsendivisionen, darunter über zwei italienische, gegenüber; die Flakkräfte waren unter General Neuffer zu einer Division zusammengefasst. Die für jene Zeit ausreichenden Jäger, Stukas und Aufklärer waren General Kosch unterstellt, einem früheren österreichischen Fliegeroffizier.

Die Westfront war über 400 km lang; eigentlich eine wahnsinnige Idee, sie mit den wenigen Kräften, vor allem der schwachen Artillerie (anfänglich kaum 100 Geschütze) halten zu wollen! Dabei wollte ich die Front nicht nur halten, sondern durch ständige Kleinangriffe so weit vorschieben, dass wir nicht durch jeden kleinen feindlichen Angriffserfolg ins Meer geworfen werden konnten. Dies erleichterte das Gelände. Nur das nördliche Drittel der Westfront war strassen- und eisenbahnmässig erschlossen. An das mittlere Drittel war vor allem von der alliierten Seite schon schwieriger heranzukommen; es war auch zur Küstenebene hin durch leicht zu verteidigende Höhenzüge abgeriegelt, über die nur wenige Pässe führten. Die Annäherung an das südliche Drittel erschwerten unerschlossenes Gelände und Wüste. Ich nahm als sicher an, dass sich die kriegsunerfahrenen und wüstenfremden alliierten Truppen nicht sofort auf diese abseits gelegenen Fronten stürzen würden. Der Südraum, mit Front nach Süden, war Rommels Armee vorbehalten; er schied, da vorerst nicht gefährdet, aus meinen Betrachtungen aus. Im mittleren Abschnitt genügten die italienischen Divisionen als Sicherheitsbesatzung, wobei ich mir klar war, dass bei

Einbrüchen deutsche Kräfte eingesetzt werden müssten. Das obere Drittel mussten die deutschen Kräfte übernehmen; diesen oblag die Vergrößerung des Brückenkopfes. Durch laufende Angriffe an den verschiedensten Stellen des nördlichen und mittleren Abschnittes mit Kräften in wechselnder Stärke sollte gleichzeitig der Gegner über unsere mehr als schwachen Kräfte getäuscht werden und die Bereitstellung starker feindlicher Angriffskräfte verhindert werden. Auf diese Weise sollte sich die 5. Panzerarmee in den Besitz einer Hauptkampflinie (HKL) in der ungefähren Linie Dj. Abrod–Bezha–Tibursuk entlang der Siliana in Richtung Sbeitla–Gafsa setzen. Als Fernziel stand mir die Linie Bône – Suk Aras–Tebessa–Feriana–Gafsa–Kebili vor Augen. Erst diese Stellung in einer Entfernung von rund 250 km von der Küste ermöglichte es, etwaige Rückschläge aufzufangen. Sie war von Natur stark, eignete sich zu rascher Verstärkung und hatte brauchbare Verbindungen, die dem Gegner im ganzen Südeil fehlten und auch nördlich davon nicht annähernd so gut waren wie im Achsenraum. Wie einfach wäre diese Aufgabe gewesen, wenn nur eine deutsche Division bei Beginn der Invasion zur Verfügung gestanden hätte oder die Franzosen nicht kopfscheu gemacht worden wären; mit der Hälfte der Kräfte wäre bei Beginn das Doppelte, wenn nicht ein Vielfaches geleistet worden.

Die Seelage gab noch zu keinen Besorgnissen Anlass. Man musste aber mit einer grundlegenden Änderung rechnen, wenn nach Abschluss der Invasion See- und Luftstreitkräfte nach Osten vorgeschoben werden konnten.

Die Gefahr einer Verzettlung der deutschen Luftwaffe war in hohem Masse vorhanden; sie hatte zu viele und zu vielseitige Aufgaben, zumal die italienischen Flieger über See fast ganz ausfielen und auch sonst zu wünschen übrig liessen. Ich führe nur die hauptsächlichen Aufgaben an: Geleit- und Hafenschutz für See- und Lufttransportverbände, Bekämpfung der gegnerischen Fliegerbasen, Unterstützung des Heeres!

Bei meinen häufigen Besuchen in Tunesien habe ich durchweg eine gefestigte Stimmung gefunden, die indes berechtigte kritische Bemerkungen keineswegs ausschloss. Ich habe unter den Divisionskommandeuren keinen gesprochen, der nicht mit Vertrauen, ja mit einer guten Dosis Begeisterung, an seine Aufgabe herangegangen wäre. Was ich von der Truppe – gleichgültig ob Panzergrenadiere, Jäger, Fallschirmjäger oder Männer der Division «Hermann Göring» – sah, war über jedes Lob erhaben. Die Italiener waren den Belastungen nur in Ausnahmefällen gewachsen.

In Tripolitanien liess das ungestüme Nachdrängen der Engländer nach den

ersten Wochen nach; starke Gewitterregen in Ägypten wirkten sich auf das Vorgehen Montgomerys mittelbar hemmend aus. Mit dem Erreichen der Enge von El Agheila Ende November 1942 war die unmittelbare Gefahr für die Afrikaarmee gebannt. Mit der unwirtlichen Wüste (Syrt) und der gut ausgebauten Buerat-Stellung im Rücken musste man wieder optimistischer werden. Dass die Truppe so dachte, konnte ich gelegentlich zweier sehr eingehender Frontflüge vor Weihnachten 1942 und vor Neujahr 1943 feststellen: Nirgends Niedergeschlagenheit, höchstens Unwille darüber, dass nicht so gekämpft wurde, wie gekämpft werden konnte, und berechnigte, aber recht massvolle Wünsche nach einer besseren Versorgung.

Am 15. Januar 1943 wurde die Bueratstellung erfolglos angegriffen; einem stärkeren, von Süden her umfassenden Angriff wich die Afrikaarmee in die Zem-Zem-Stellung aus, ein Vorgang, der sich bis zur Aufgabe von Tripolis am 24. Januar laufend wiederholte. Ein Beispiel: Zwischen dem 16. und 22. Januar, also in sieben Tagen, wurden 350 km (Luftlinie), pro Tag also ein Durchschnitt von 50 km, zurückgelegt. Dass dabei der Kampf zu kurz kam, erforderte kein generalstabsmässiges Wissen. Man sieht, dass die Marschall-Besprechung vom 24. November 1942 keinerlei praktische Auswirkung gehabt hat. Um nicht missverstanden zu werden – auch Graf Cavallero und ich lehnten einen Kampf, der zur Vernichtung der Afrikaarmee oder stärkerer Teilkkräfte hätte führen können, ab. Rommels Armee war bereits als Hauptfaktor in den Verteidigungsplan der «Festung Tunesien» eingegliedert. Wir beide waren aber der Überzeugung, dass Gelegenheiten für Angriffe mit beschränktem Ziel ausgenützt werden mussten. Der Kampfwille war vorhanden; für solche Kampfführung reichte auch der bedauerlich geringe Nachschub. Wir mussten überall den «Arme-Leute-Krieg» führen. Bewundernswert, wie ihn Feldmarschall Rommel 1941 beherrscht hatte!

Mit der Räumung von Tripolis, wo wertvolles, für die Kampfführung wichtiges Material zurückgelassen werden musste, hörte praktisch der Kampf um die italienischen Kolonien auf. Der noch zurückhaltendere Einsatz der italienischen Streitkräfte war die Folge. Der Entschluss Rommels, die aus der Neugliederung von sieben italienischen Divisionen entstandenen drei Divisionen am 25. Januar in die Südfront von Tunesien vorauszusenden, ergab sich von selbst und wurde auch vom Comando Supremo und Oberbefehlshaber Süd gutgeheissen.

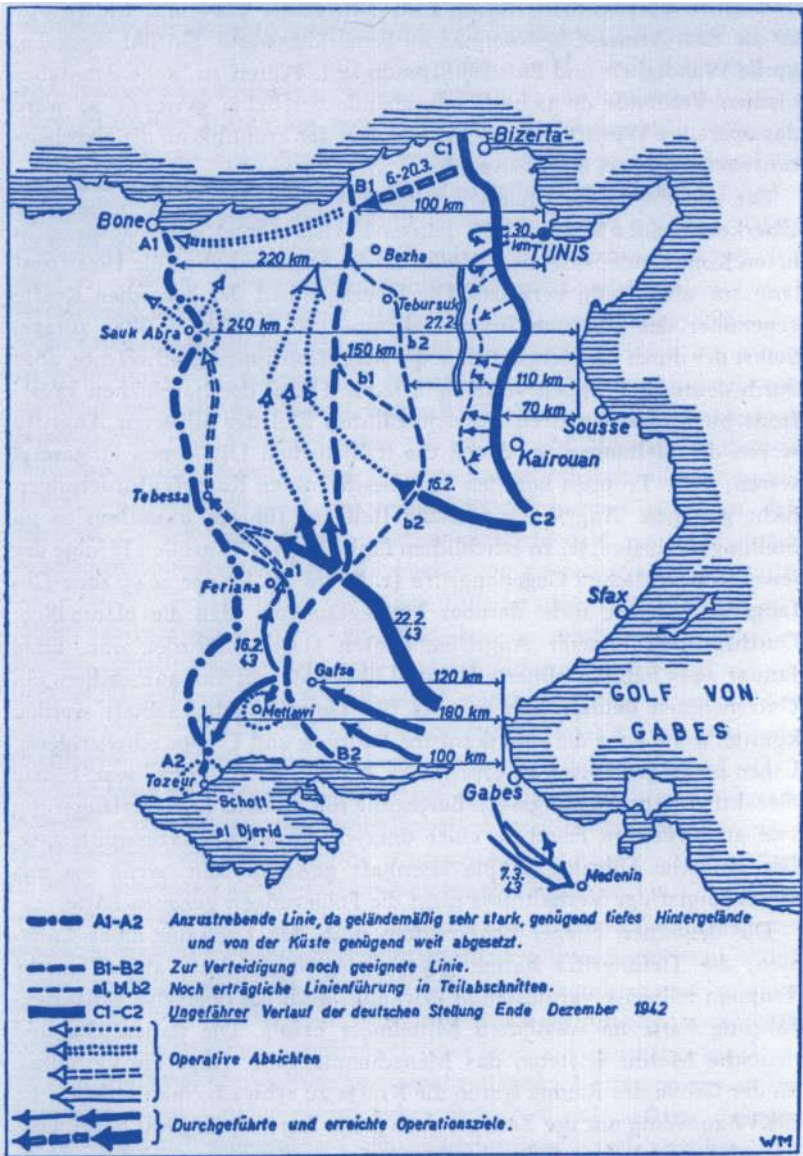
Dagegen entsprach die Führungstätigkeit des Panzerarmee-Oberkommandos 5 unter Generaloberst v. Arnim in den ersten Monaten vollkommen der Situation. Unterstützt von ausgezeichneten Kommandeuren und einer vorzüglichen,

wenn auch schwachen Erd- und Lufttruppe zeigte das Armeeoberkommando bemerkenswerte Einfühlungsgabe, grosse Wendigkeit und Entschlussfreudigkeit. Wären an Stelle der italienischen Verbände deutsche Grossverbände verfügbar gewesen, so wäre das operative Wunschziel, das Vor schieben der Front bis an die algerisch-tunesische Grenze, erreicht worden.

Die verschiedenen einander folgenden Angriffe des Panzerarmee-Oberkommandos 5 mit der 10. Panzer-Division unter ihrem ausgezeichneten Kommandeur General Müller an der Spitze schoben die Westfront langsam, aber stetig vorwärts. Die Überlegenheit der deutschen Kräfte gegenüber der alliierten Invasionstruppe trat wiederholt klar zutage. Selbst der durch das Herausziehen der Angriffstruppen geschwächte, aber durch deutsche Truppen verteidigte rechte Flügel der tunesischen Westfront blieb unangegriffen. Ausschliessliches Ziel der alliierten Angriffe waren die Stellungen, in denen die italienischen Divisionen eingesetzt waren; diese Truppen konnten auch beschränkten Kampfanforderungen nicht genügen. Angriffe gegen die Italiener führten ausnahmslos zu Stellungsverlusten, ja, zu erheblichen Einbrüchen. Die grossen Erfolge der jeweiligen deutschen Gegenangriffe (z.B. am 25. Januar 1943 4'000 Gefangene) konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die planmässige Durchführung unserer Angriffsabsichten stark gefährdet war. Ende Januar 1943 der alliierte Vorstoss über Faid auf Fax aufhorchen, ein Unternehmen deutete sich an, das für Tunesien schicksalhaft werden konnte, wenn eben die amerikanische Führung und Truppe schwierigeren Lagen schon gewachsen gewesen wäre. Da dies nicht der Fall war, führte die taktisch sehr wirkungsvolle Bewegung nur zu einer Frontverlängerung und auch für den Feind zu einer unerwünschten Kräftezersplitterung. Die deutsche Führung müsste laienhaft gewesen sein, wenn sie aus dieser Gunst der Verhältnisse nicht die Folgerungen gezogen hätte.

Die deutschen Flieger beherrschten noch den Luftraum über Tunesien; die Tiefangriffe hatten gegen kriegsungeübte amerikanische Truppen teilweise vernichtende Wirkung; auch die operative Luftkriegführung hatte im westlichen Mittelmeer Erfolg. Die italienische und deutsche Marine leisteten das Menschenmögliche. Aber im Verhältnis zu der Grösse des Raums waren die Kräfte zu schwach; man rechnete im OKW zu wenig mit der Zeit, wo doch jeder Tag sein Gewicht hatte. Dies veranlasste mich, zum Führerhauptquartier zu fliegen.

Hauptanliegen meiner Rücksprache beim Oberbefehlshaber der Luftwaffe war: Betriebsstoff-Nachschub, stärkere Bewaffnung der Flugzeuge, wirkungsvollere leichte (5 cm) und schwere Flak, erhöhte Zuweisung von Dezimeter-



Deutsche Operationsabsichten und Operationen
in Tunesien von Januar bis März 1943

und Freyageräten sowie von Bordsuchgeräten für die Fernaufklärungsflugzeuge. Im Führerhauptquartier schilderte ich die Lage, wie ich sie damals sah:

«Die Möglichkeit, die Franzosen für uns zu gewinnen, ist verpasst. Die einmalige Gelegenheit, die deutsche Front bis nach Constantine vorzuschieben, konnte mangels Truppen nicht ausgenützt werden.

Das Unwahrscheinliche ist trotzdem gelungen, einen Brückenkopf zu bilden und eine Front vorzuschieben, die zwar einen Grossangriff nicht aushält, aber ausbaufähig ist. Dazu sind neue Kräfte notwendig. Die zwei bis drei italienischen Divisionen zählen wenig; mit den verfügbaren dreieinhalb deutschen Divisionen, darunter nur eine Panzerdivision (10.), auf einer Front von über 400 km und mit insgesamt knapp 100 Geschützen ist an die notwendige Vorverlegung der Front nicht zu denken; der zu erwartende Grossangriff ist nicht abzuwehren. Noch ist es Zeit, aber es eilt. Mit Beginn der guten Wetterperiode wird General Eisenhower versuchen, die Initiative an sich zu reißen und anzugreifen. Als Angreifer hat er die Wahl der Zeit und des Geländes; durch Schwächung der Nebenfronten wird er sich so stark machen, dass der Angriff gelingen muss, da uns eine gleichartige, zeitgerechte Zusammenfassung der Kräfte nicht möglich ist.

Die 5. Panzerarmee hat noch nicht die Geländepunkte in der Hand, die den Besitz von Tunis bei etwaigen Rückschlägen garantieren. Die von mir als notwendig bezeichnete Linie muss erreicht werden. Dazu sind aber wiederum Kräfte notwendig.

Die Mareth-Stellung und deren Anschlüsse sind im Aufbau begriffen; ihre Fertigstellung ist nicht vor ein bis zwei Monaten zu erwarten. Ein rasches Zurückgehen der deutsch-italienischen Panzerarmee Rommel halte ich allein aus diesem Grund für untunlich. Für entscheidend halte ich aber, dass die 8. britische Armee mit der Invasionsarmee nicht in unmittelbare Zusammenarbeit kommt und dass die beiderseitigen alliierten Luftflotten nicht gemeinsam über dem engen Festungsraum Tunesien operieren; das bis jetzt gut laufende Auslaugeschäft in Tunis-Bizerta würde dann zusammenbrechen.

Unser operatives Ziel muss sein, die beiden Armeen räumlich getrennt zu halten und auf der inneren Linie eine nach der anderen anzugreifen und zu werfen. Die Armee Rommel sofort heranzuziehen, lehne ich ab, weil dies dem Grundgedanken der Verteidigung Tunesiens widerspricht; Teile herauszuziehen, halte ich nur dann für richtig, wenn Rommel die Abgabe von wichtigen Kampfkräften nicht zum Anlass nimmt, noch weniger zu kämpfen und noch

rascher nach Tunesien auszuweichen. Ich komme von dem Verdacht nicht los, das muss ich offen aussprechen, dass seit El-Alamein nicht mehr so hart und konzessionslos gekämpft wird, wie ich es von der Afrikaarmee gewohnt war.»

Weiter führte ich aus, dass mit dem Einrücken der Panzerarmee Afrika, das erst ab Anfang bis Mitte Februar wegen des Ausbaus der Grenzsteilung erfolgen dürfe, eine neue Befehlsgliederung eintreten müsse. Ein Heeresgruppen-Kommando, für dessen Besetzung Rommel vorzusehen wäre, und ein Armeekorps, das aus Prestigerücksichten von Italien gestellt werden sollte, müssten Anfang Februar bereitgestellt sein. Daneben forderte ich zwei bis drei Divisionen, einige Heeres-Artillerie-Abteilungen, Minenwerfer- und Granatwerfer-Verbände, verschiedene Panzer- und Panzerabwehrabteilungen, schliesslich die Stabilisierung des Seenachschubs durch intensivere Bearbeitung der schon in Aussicht genommenen Behelfsmassnahmen.

Die Operationsidee wurde gutgeheissen; auch wurden mir wegen verstärkter Zuführung von Kampfkräften in Bausch und Bogen Zusagen gemacht. Ein Angebot Rommels auf Zuführung von zwei motorisierten Divisionen seiner Armee lehnte ich ab, da ich darin ein noch rascheres Zurückgehen begründet sah. Die Einigung erfolgte dann auf der Grundlage der Abgabe einer Division unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass daraus keine abträglichen Folgerungen für die Kampfführung im Grossen gezogen werden durften. Alle übrigen Zusicherungen Hitlers verflüchtigten sich mehr oder weniger im Laufe der Zeit; man hatte mich ja anscheinend mit Kräften von Rommel genügend abgefunden. Ich kannte die Schwierigkeiten der höchsten Führung und glaubte, sie, wie auch heute noch, nicht leichtfertig und überheblich zu beurteilen. Aber auch die Führung eines Kriegsschauplatzes muss mit festen Werten rechnen können, sonst kommt alles ins Rutschen. Hitler versagte sich mir im persönlichen Vortrag nur ausnahmsweise. Sobald ich aber aus seinem Gesichtskreis verschwunden war, erlosch das Interesse für den Kriegsschauplatz. Er lag fern, er lag ihm, wie überdies vielen anderen massgeblichen Persönlichkeiten, überhaupt nicht.

Tunesien Februar bis Mai 1943

Das Charakteristikum der Februarkämpfe vor der Mareth-Stellung war, dass nicht mehr in Fronten, sondern aus Nachhutstellungen heraus gekämpft wurde. Dabei kamen Artillerie und Stukas wirkungsvoll zur Geltung. Die Nachhutdivision, die 15. Panzerdivision, hat das Hauptverdienst, dass die Vorfeldkämpfe

vor der Festung Tunesien noch den Februar hindurch andauerten. Mit dem Erscheinen der britischen 8. Armee vor der Mareth-Front, am 20. Februar, waren deutsch-italienische Truppen in einer Art weiträumiger Festung eingeschlossen. Daran änderte die See- und Luftzufuhr nichts.

Die Aufnahme unmittelbarer Verbindung zwischen den beiden alliierten Armeen hatte noch nicht stattgefunden. Auch waren Anzeichen einer luftmässigen Zusammenarbeit noch nicht zu erkennen. Dagegen verstärkten sich Angriffe auf unsere Luft- und Seetransporte. Die ersten Angriffe viermotoriger Bomber aus Höhen von 10'000 m und darüber gegen die Ausladehäfen leitete eine neue Epoche des Luftkrieges ein. Ihre Bekämpfung durch Jagdflieger und Flakkräfte gab Rätsel über Rätsel auf.

Die Kräfte der britischen 8. Armee hatten seit Ende Oktober 1942 halb Nordafrika in einer Tiefe von fast 3'000 km durchquert; sie hatten z.T. kämpfen müssen, hatten die schlechten Wintermonate auf der Achse oder in der Wüste verbracht und sich sicherlich mit Nachschubschwierigkeiten der verschiedensten Art abfinden müssen. Dazu lagen sie in der Tiefe weit auseinandergezogen. Das Letztere war schon durch den Mangel an Strassen bedingt, die einen Marsch nebeneinander auf Dauer nicht zuließen. An diesem Frontabschnitt konnte man mit Sicherheit annehmen, dass noch einige Wochen Ruhe anhielten.

An der Westfront war der Aufmarsch der Invasionsarmee weit fortgeschritten. General Eisenhower war gegenüber Feldmarschall Montgomery in der Verhand. Kämpferisch waren die Armeen umgekehrt zu beurteilen. Daraus ergab sich von selbst der Operationsgedanke, die beiden alliierten Armeen nacheinander, beginnend im Westen, anzugreifen. Man musste mit den Angriffen mindestens eine Verzögerung der alliierten Angriffe um Wochen oder gar Monate zu erreichen suchen. Dazu musste man dem Gegner so starke Verluste an Personal und Material beibringen, dass Ersatz von Übersee herangeschafft werden musste. Den grössten Erfolg versprach ein Stoss in die feindlichen Angriffsvorbereitungen. Dafür war bei der britischen 8. Armee der Zeitpunkt noch nicht gekommen. Während man an der Südfront immer noch gefahrlos ausweichen konnte, handelte es sich an der Westfront neben dem Zerschlagen von Feindkräften um ein Vorverlegen der Front in einen Abschnitt, der grössere Sicherheit gegen die unvermeidlichen Zwischenfälle des Krieges gab und leichter zu verteidigen war. Frontalangriffe waren unumgänglich, schon um die Front zu beschäftigen und zu fesseln und bei diesen Gelegenheiten örtliche Frontverbes-

serungen zu erzielen. Umfassungsangriffe versprachen grössere, ja entscheidende Wirkung; für einen Angriff bot sich das Gelände im mittleren Drittel (Sbeitla, Kasserine) an. Es hatte folgende Vorteile:

Die Stossrichtung nach Nordwest hatte operative Bedeutung. Schon das Nahziel, Tebessa, war ein wichtiger Eisenbahn- und Strassenknotenpunkt mit grossen Lagern aller Art. Der Stoss führte in den Rücken der alliierten Front; für eine junge kriegsungeübte Truppe immerhin eine überaus gefährliche Lage!

Die motorisierten Kräfte der Panzerarmee Rommel konnten in kurzen Märschen die Ausgangsbasis erreichen; das Gelände war wenig bevölkert, dementsprechend war die Geheimhaltung in hohem Masse gesichert.

Auch für die Kräfte der Westfront (v. Arnim) waren die Strecken ohne Schwierigkeiten zu überwinden.

Die gegnerische (amerikanische) Front war noch im Aufbau; der Angriff war dementsprechend leicht und konnte entscheidend werden.

Der Angriff musste sobald wie möglich vor sich gehen. Jeder Tag war kostbar. Das Letzte musste aus der Front herausgezogen werden, um die Angriffsgruppe stark zu machen. Selbst wenn es eine Panne an der tunesischen Westfront geben sollte, so würde sie vollkommen durch den erfolgreichen Stoss in den Rücken der feindlichen Front ausgeglichen.

Zwanglos konnte sich dann die Offensive mit allen verfügbaren beweglichen Kräften gegen die Armee Montgomerys anschliessen. Eine diesem Angriff zuvorkommende britische Operation gegen die Mareth-Zone war rein zeitmässig nicht zu erwarten. Sollte sich die Armee Montgomerys durch Rückschläge bei der Armee General Eisenhowers zu einem vorzeitigen Angriff veranlasst sehen, so musste erst die 90. leichte Panzer-Division zurückgeworfen und die Ausgangsstellung für den Angriff auf die Mareth-Stellung erreicht werden. Das konnte aus dem Handgelenk nicht gemacht werden. Die Mareth-Stellung war von Natur stark und war mit erheblichen Mitteln verstärkt worden. Selbst ein frontaler Angriffserfolg konnte noch keine operative Auswirkung haben, da der Angriff von der Mareth-Stellung über die Akarit-Stellung zur Chottstellung geführt hätte. Selbst zugegeben, dass die vorderste Frontstellung – die Mareth-Stellung – Nachteile hatte, so hatte sie doch eine abstossende Wirkung, wie es sich ja bei dem tatsächlich durchgeführten britischen Angriff zeigte. Die Schwäche der Stellung lag in der rechten Flanke; aber auch sie barg keine unmittelbare Gefährdung in sich; schon die Wüste wirkte verzögernd auf die Annäherung und ermöglichte rechtzeitig deutsche Umgruppierungen. Die britischen Umfas-

sungsbewegungen konnten nicht geheim bleiben und durch Gegenmassnahmen aus der Luft und auf der Erde verlangsamt werden. Schliesslich war das Gelände zwischen den inneren Flügeln der beiden alliierten Armeen für die Verteidigung günstig.

Diesem an sich einfachen Gedanken stand manches entgegen. Die Befehlsgliederung entsprach nicht den Bedingungen des Kriegsschauplatzes. Das OKW hatte sich zwar mit der Bildung einer Heeresgruppe einverstanden erklärt, sich aber die Besetzung der Führerstelle durch Rommel ausdrücklich für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten. Wenn auch schriftlich und mündlich die Operationen gegen die alliierte Invasionsarmee festgelegt waren, und auch keine Zweifel über die Massnahmen zur Schwerpunktbildung bestehen konnten, so fehlte eben doch auf dem Kriegsschauplatz selbst die einheitliche, verantwortliche Führungsspitze. Unglücklicherweise war ich an den beiden wichtigsten Tagen im Führerhauptquartier, so dass ich nicht mehr rechtzeitig die entstandenen Mängel beseitigen konnte; meinem Chef des Stabes war es nicht gelungen, beim Comando Supremo die Bekanntgabe des Befehls für die neue Spitzengliederung in Tunesien zu erreichen. So konnte es kommen, dass beim Panzerarmee-Oberkommando 5 die eigene Operationsidee noch zu einem Zeitpunkt vorherrschte, zu dem die Anpassung an die befohlene Umfassungsoperation eine Selbstverständlichkeit hätte sein müssen. Andererseits fühlte sich auch Feldmarschall Rommel irgendwie gehemmt, so durchzugreifen, wie es die Lage erfordert und wie es auch seiner ganzen Natur entsprochen hätte.

Feldmarschall Rommel sollte anschliessend an die Kämpfe gegen Eisenhowers Armee, unter Ausnutzung seiner ganzen Wüstenerfahrung, gegen die britische 8. Armee den letzten, entscheidenden, seinen Kriegsruhm neubelebenden Schlag führen. Bei einer längeren Unterredung am 22. Februar 1943 auf seinem Gefechtsstand unweit Kasserine stellte ich bei Rommel eine sehr gedrückte Stimmung fest; seiner Aufgabe brachte er, innerlich distanziert, wenig Vertrauen entgegen. Besonders auffallend war der schlechtverhehlte Drang, so rasch wie möglich, mit möglichst ungeschwächten Kräften, an die Südfront zu kommen, wo seit Anfang Februar Marschall Messe führte, ein Zeichen, dass er die feldzugsentscheidende Bedeutung der laufenden Operation über Tebessa nicht erkannte oder erkennen wollte. Noch weniger befriedigte die Aussprache mit dem Oberbefehlshaber der 5. Panzerarmee, den ich auf den Flugplatz bestellt hatte. Sie war sehr einseitig und führte schliesslich nach erneuter Überprüfung der Lage in meinem Hauptquartier Frascati zur Einstellung des Angriffs auf Tebessa. Im Hinblick auf die Eigenwilligkeit der beiden Oberbefehls-

haber – Rommel und v. Arnim – setzte ich gleichzeitig die neue Befehlsgliederung in Kraft. Dadurch glaubte ich, nun die günstigsten Vorbedingungen für den Angriff Feldmarschall Rommels gegen die britische 8. Armee geschaffen zu haben. Ich habe mich bewusst an der Festlegung der Operation durch Feldmarschall Rommel nicht beteiligt, um ihm das Gefühl der Selbständigkeit zu lassen. Zwei Vorschläge waren ausgearbeitet. Er entschloss sich zu einer über das Gebirge ausholenden Bewegung, die seinem eigenen Plan zugrunde lag. Beide Entwürfe – General Zieglers Vorschlag sah den küstennahen Angriff vor – hatten ihre Vorzüge und Nachteile: jeder konnte oder musste sogar zum Erfolg führen, wenn er überraschend und tatkräftig ins Werk gesetzt wurde. Die Überraschung zum mindesten glückte nicht! Rommel brach – richtigerweise – den Angriff ab, nachdem er festgestellt hatte, dass er sich der abwehrbereiten Armee Montgomerys gegenüber befand. Es ist müßig, über «Falsch» oder «Richtig» zu diskutieren, da sich die mir seinerzeit gemeldete Möglichkeit eines Verrats auf Grund der Nachkriegsliteratur tatsächlich zu bewahrheiten scheint. In diesem Falle würde sich der italienische Armeeführer, Marschall Messe, würdig dem Verräter aus den Kreisen der Marine, Admiral Maugeri, beigesellen.

Alle Angriffe seit Mitte Februar (Tebessa, Medinine u. a.) hatten nicht den erwarteten Erfolg gebracht. Dass operative Erfolgsaussichten gegeben waren, bewiesen allein die bei der Invasionsarmee aufgetretenen ausserordentlichen Schwierigkeiten. Die taktischen Erfolge konnten keine nachhaltige Wirkung auf den weiteren Ablauf des Feldzuges ausüben. Der Vorstoss der 1. deutsch-italienischen Panzerarmee gegen Medinine war vielmals für die Achsenmächte verlustreicher und hatte absolute Schwächen in Führung und Kampf sichtbar werden lassen. Oberbefehlshaber Süd war sich klar darüber, dass nunmehr die Armeen der Achse in eine Zwangslage geraten waren. Die Heeresgruppe musste endgültig auf Verteidigung umschalten, für die der neue Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Arnim, verantwortlich war. Feldmarschall Rommel verliess Anfang März 1943 Tunis, um den wohlverdienten Urlaub anzutreten. Ich freute mich, für ihn die «Brillanten zum Ritterkreuz» erwirken zu können. Leider waren meine Bemühungen um die höchste italienische Auszeichnung für diesen tapferen Soldaten vergeblich.

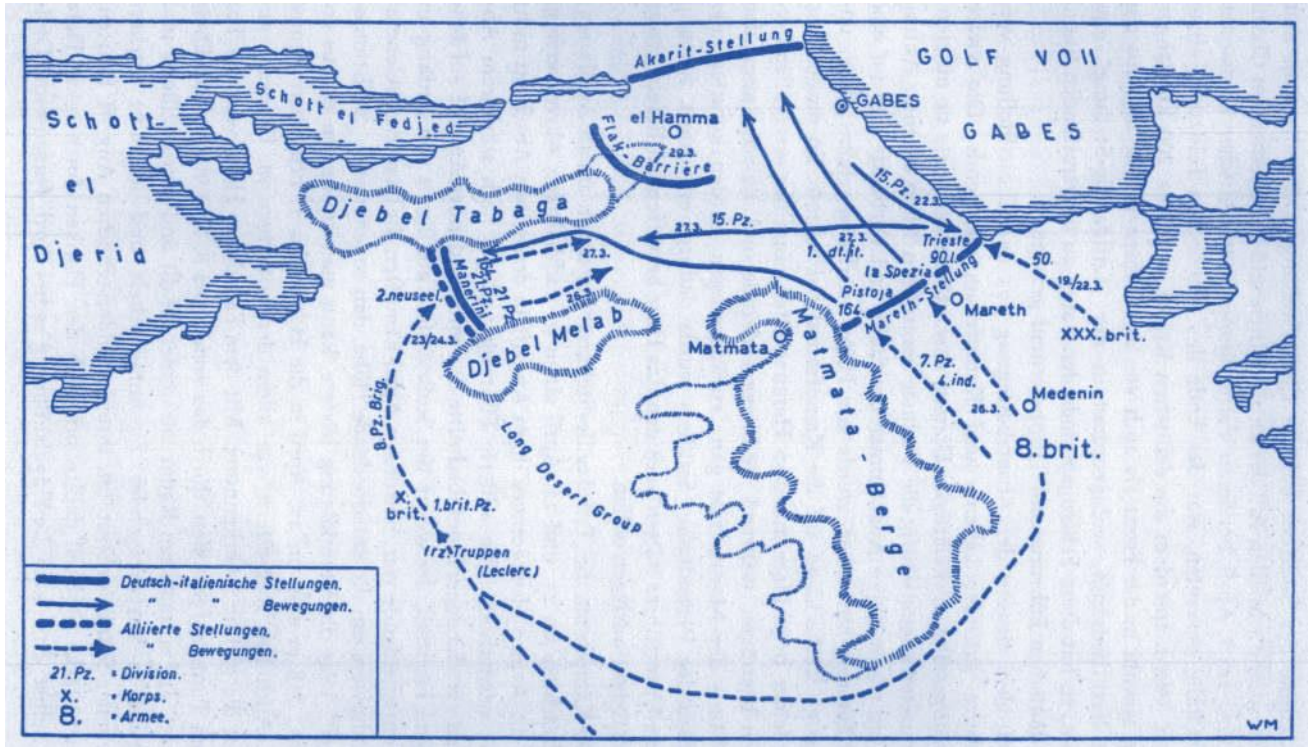
Die Aussichten für eine erfolgreiche Verteidigung der «Festung Tunesien» waren an sich nicht ungünstig, solange die beiden alliierten Armeen noch getrennt kämpfen mussten und die beiden Luftflotten noch nicht das gemeinsame

übergeordnete Ziel angreifen konnten. Am rechten Flügel standen bewährte deutsche Truppen in gut ausgebauten Stellungen. Der linke Flügel stand in einer ebenfalls stark ausgebauten, tiefen Verteidigungszone. Die beiden inneren Flügel der Achsenarmeen waren in jeder Hinsicht schwächer, zum Teil lag die Verteidigung allein in italienischen Händen. Waren auch die dort eingesetzten Truppen, wie die Division «Centaur», die Brigade «Imperiali», für italienische Verhältnisse hochwertig, so waren sie doch, allein auf sich angewiesen, einem alliierten Angriff nicht gewachsen. Wenn nicht drei deutsche motorisierte Divisionen (10. Panzer-Division, 21. Panzerdivision und 15. Panzer-Division) in Reserve gestanden hätten, wäre nichts übriggeblieben, als unter Vermeidung jeden hartnäckigen Kampfes auf die geplante, aber noch nicht ausgebaute Enfidaville-Stellung zurückzugehen. Die Lieblingsidee Rommels wäre damit verwirklicht worden. Der Vorteil dieser Operation lag auf der Hand, die lange, parallel der Küste laufende Flanke wäre in sich zusammengeschrumpft; auf engerem Raum hätte man eine in sich tiefer gestaffelte Verteidigung aufbauen und auch die in der Front vorwärts Tunis liegenden Schwächen bis zu einem gewissen Grad ausgleichen können.

Landkriegsmässig gesehen war das alles richtig, aber . . . ohne auf Einzelheiten, wie ungenügende Tiefe des Raumes, Flankenbedrohung auch durch die britische Flotte an den beiden äusseren Flügeln, einzugehen, soll nur das Entscheidende erwähnt werden. Durch zusammengefasste Luft- und Seeangriffe auf die See- und Flughäfen wäre der Nachschub und damit der Widerstand innerhalb weniger Tage zusammengebrochen. Es wäre vollkommen in das Belieben des Feindes gestellt gewesen, ob er angreifen oder sich mit einer Einschliessung begnügen wollte, die es ihm erlaubt hätte, mit den Hauptkräften die Invasion gegen Italien oder Griechenland vorzubereiten oder sogar anlaufen zu lassen. Dies konnte für die deutsche Führung nicht der Weisheit letzter Schluss sein, wenn auch an dem Ablauf des Kriegsgeschehens in Afrika nicht mehr viel geändert werden konnte. Ein gleichzeitig oder unmittelbar aufeinanderfolgender Angriff der alliierten Armeen hätte die grössten Erfolgsaussichten gehabt. Dieser Fall konnte aber nur eintreten, wenn die 8. Armee wegen der Zeit erfordernden Auffrischung der Invasionsarmee ihren Angriff ungebührlich lange hinauszögerte, was aber für den Aus- und Aufbau der Achsenverteidigung unbestreitbare Vorteile gehabt hätte. Dass diese Operation von der alliierten Seite nicht durchgeführt wurde, dass sich sogar die später notwendigen eigenen Rückzugsbewegungen ohne grössere Einbussen durchführen liessen, ist allein auf die

Wirkung der deutschen Angriffe gegen die Invasionsarmee zurückzuführen. Hierin wird die Geschichtsschreibung die Rechtfertigung unserer Operationen in Tunesien sehen, obwohl sie nicht zu dem erreichbaren entscheidenden Erfolg führten.

Die entscheidende alliierte Offensive begann am 20. März 1943 mit dem Angriff der britischen 8. Armee gegen die Mareth-Stellung; durch den Gegenangriff der 15. Panzer-Division am 22. März 1943 wurde der anfängliche britische Sieg zu einem durchschlagenden Erfolg der deutschen Waffen. Er war jedoch zu teuer erkauft, da der drohenden Umfassung der Mareth-Stellung von Süden über Westen aus der Wüste her nicht durch rechtzeitige und grosszügige Massnahmen des Heeres und der Luftwaffe begegnet wurde. Man konnte sich nicht damit abfinden, dass die Wüste für den Anmarsch der Neuseeländer von Fom Tatahouine aus, also für grosse Truppenbewegungen, nicht geeignet sei. Oberbefehlshaber Süd hatte rechtzeitig durch Erkundung das Gegenteil festgestellt. Man wusste auch, dass sich Divisionen der 8. Armee nach dem Zusammenbruch des Frontangriffs bei Medinine über Hallouf weiter nach Westen in Marsch gesetzt hatten. Man wusste schliesslich, dass die deutschen Heeres-Aufklärungsabteilungen den Vormarsch der Neuseeländer nicht aufgehalten hatten und dass die wenigen, wenn auch guten Wüstenbataillone des Generals Manerini in ihren schlecht ausgebauten Stellungen zwischen dem Djebel Tebage und dem Djebel Melab einem modernen Angriff nicht gewachsen waren. Im Vertrauen auf die Stärke der Mareth-Stellung hätten die späteren zeitlich gestaffelten Massnahmen frühzeitiger und rascher getroffen werden müssen. Leider wurde auch der fliegerische Einsatz den Forderungen der Stunde nicht gerecht. Zusammen mit den wechselvollen Kämpfen im Raum von Maknassy, Gafsa und El Guettar entstanden sehr üble Krisen, deren Beseitigung auch mein persönliches Eingreifen an Ort und Stelle notwendig machte und bemerkenswerte Improvisationen auslöste. Bei Maknassy war es z.B. dem Geschick des bayerischen Obersten Lang zu verdanken, dass die deutsch-italienische Armee der Einkesselung entging. Alles in allem: Die Tage vom 21. bis 27. März waren für die inneren Flügel, also für die Naht der beiden Achsenarmeen, Schicksalstage, die so recht das Fehlen einer energischen Kommandobehörde, des oftmals angeforderten, aber nie zur Verfügung gestellten Generalkommandos, zeigten. Der immer stärker werdende Druck der britischen 8. Armee auf El Hamma, vor dem rasch zusammengezogene Flak eine unüberwindliche Barriere aufgebaut hatte, und die immer noch besorgniserregende Lageentwicklung nördlich davon machten am 27. März 1943 das Aufgeben der Mareth-Stellung



Kämpfe um die Mareth-Zone vom 19. bis 29.3.1943

und die Zurücknahme der Südfront auf die Chott-Stellung notwendig. Mit dem überraschend schnellen Fall der an sich guten und beherrschenden Chott-Stellung am 7. April, bei deren Verteidigung die italienischen Divisionen vollständig versagten, war das Ende des tunesischen Feldzuges abzusehen. Wenn trotzdem die deutschen Kräfte, auf dem 200 km langen Weg sowohl in der Front als auch von der rechten Flanke und aus der Luft hart bedrängt, wohlgeordnet in der «Enfidaville-Stellung» eintrafen, so hat diese Feldzugsperiode den kaum zu übertreffenden Stand der deutschen Führung und Truppe erneut gezeigt.

Mit dem Beginn der Absetzbewegung aus der Chott-Stellung verkleinerte sich der Lebens- und Kampfraum zusehends. Die vielen Führungsstäbe, rückwärtigen Dienste usw. störten mehr als sie nützten; sie mussten zwangsläufig die Verluste vergrößern. Mein erneuter Antrag auf ein planmässiges Auskämmen der Stäbe und Verbände, der auf eine Teilräumung hinauslief, wurde von Hitler wieder abgelehnt, da er ungünstige Rückschläge auf die Kampfmoral befürchtete. So musste man sich leider beim Heer mit dem Herausgreifen einzelner wertvoller Personen begnügen, während die Fliegerverbände und die schwimmenden Verbände der Marine fast ganz zurückgezogen werden konnten; der Aufbau der Verteidigung Siziliens wurde dadurch erleichtert. Ich und meine Unterführer hätten auch den das Heer betreffenden Befehl etwas grosszügiger auslegen sollen.

Die Kämpfe um die «Enfidaville-Stellung» begannen am 16. April 1943; sie brachten am 21. und 22. April einen so nachhaltigen Abwehrerfolg, dass die Armee Montgomery ihren Angriff in demselben Abschnitt nicht mehr wiederholte. Die alliierte Führung verlegte nach stärkerem Abtasten verschiedener Frontabschnitte den entscheidenden Angriff auf denjenigen Frontteil, der wegen der Stossrichtung auf Tunis von Anfang an der entscheidende war. Seit dem 7. April kämpften die Divisionen General Eisenhowers um die entscheidende Höhe, den sogenannten «Stillstandshügel». Was die Verteidigung leistete, kann man am besten daraus ersehen, dass er erst am 27. April in die Hände der 1. britischen Armee fiel. Auch den Angreifern, vor allem der britischen 78. Division, gebührt die gleiche Anerkennung. Mit dem Fall dieser Höhe war das Tor gegen Tunis aufgestossen, durch das vom 5. bis 8. Mai viereinhalb Divisionen, auf schmalstem Raum zusammengefasst und von Artillerie und Fliegern in hervorragender Zusammenarbeit und in nicht vorhergesehener Stärke unterstützt, ihren unwiderstehlichen Angriff führten. Dieser starke Stosskeil deckte sich nach den Flanken durch seine Tiefe von selbst; dazu kam die Flügelsicherung

rechts durch französische Divisionen und links durch vier amerikanische Divisionen, die aus den früheren, nicht gerade glücklichen Kämpfen viel gelernt hatten und nun mit dem linken Flügel längs der Meeresküste auf Bizerta voringen.

Mit der dem Durchbruch folgenden Wegnahme von Tunis am 9. Mai 1943 löste sich der Kampf in Einzelgefechte auf, bis sich am 12. Mai 1943 auch die letzten Widerstandsgruppen ergaben. Bis zu diesem Augenblick stand ich mit der deutschen Führung in Tunesien von Rom aus in lufttelefonischer Verbindung. Wenn ich mir die letzten Meldungen des Generals v. Vaerst, der als Armeeführer an der letzten Kanone stand, des Flak-Divisions-Kommandeurs Neuffer oder des Führers der letzten Luftwaffenwiderstandsgruppe, General Koechy, ins Gedächtnis rufe, so erfüllt mich und sicherlich alle, die gleiches Empfinden haben, der Stolz auf den heldenhaften Geist der Tuniskämpfer, zu denen auch einzelne italienische Verbände rechnen.

Ich würde meiner Chronistenpflicht nicht genügen, wenn ich nicht noch in kurzen Strichen die Mitwirkung der Flieger und der Marine aufzeigen würde.

Ab Anfang 1943 trat mit dem Übertritt des «Flieger-Führers Afrika» nach Tunesien (Anfang Februar 1943) folgende Gliederung ein: Oberbefehlshaber Süd mit vorgeschobenem Oberquartierstab in Tunis:

Verantwortliche Kommandostelle für sämtliche Kräfte in Tunesien, bis ab Februar der kollegiale italienisch-deutsche Oberbefehl einsetzte. Fliegerkorps Tunis (General der Fl. Seidemann) mit

- 1 Aufklärungsgruppe
- Flieger-Führer 1*) (General Kosch) bei der 5. Panzerarmee:
 - 1 Jagd-Geschwader (53) zu 3 Gruppen
 - 1 Jagdgeschwader (II. J. G. 2), unter zeitweiser Verstärkung bis zu 2 Geschwadern aus Sizilien
 - 1 Schlacht-Geschwadergruppe (II. SG 4)
 - 1 Stuka-Geschwader zu 2 Gruppen mit Pz. J. Staffel
 - 1 Minensuchstaffel
- Flieger-Führer 3 (General Hagen) bei der deutsch-italienischen 1. Panzerarmee
 - 1 Jagd-Geschwader (77) wie bei Flieger-Führer 1

*) detachiert bis Februar 1943:

- Fliegerführer Gabes (Oberst Rath)
- II. Jagd-Geschwader 51
- 14. Panzerjägerstaffel
- 1. F. S. Kompanie
- 1. Komp. Wachbatl. Ob Süd

- 1 Zerstörergruppe (III. ZG 26)
- 1 Stukagruppe (II. Stuka 3)
- 1 Schlachtfliegergruppe (III. SG 1)
- 1 Panzerjägerstaffel

Flieger-Führer 2 (wahrgenommen durch «Fliegerkorps Tunis») in der Mitte der tunesischen Front: 1-2 italienische Jagdgruppen, die nach Bedarf verstärkt wurden.

Luftgau Tunis (General Müller) mit drei unterstellten Flughafenbereichen Nord, Mitte und Süd.

Unterstellung:

Oberbefehlshaber Süd (Luftflotte 2) hatte sämtliche Verbände, soweit sie ausschliesslich zur Unterstützung der Front-Heeresgruppen eingesetzt waren, nach Aufstellung der «Heeresgruppe Tunis» (Ende Februar 1943) den einschlägigen Heeresverbänden taktisch unterstellt:

«Fliegerkorps Tunis» der «Heeresgruppe Tunis»,

Flak-Division 19 (General Franz) der deutsch-italienischen 1. Panzerarmee,

Flak-Division 20 (General Neuffer) der 5. Panzerarmee.

Flieger-Führer 1 und Flak-Division 20 erhielten daneben für den Geleit- und Hafenschutz Befehle vom Oberbefehlshaber Süd (Luftflotte 2).

Flakartillerie:

- a) Flak-Division 19 und 20: je 2-4 Flakregimenter
- b) Seehafenflakschutz: 1-4 Abteilungen je nach Bedeutung.

Bewaffnung:

2 cm, 3,7 cm (mehrrohrige Geschütze); 8,8 cm und 8,8 mit vergrößerter Vo; 10 cm

II. Fliegerkorps (General der Fl. Loerzer)

Einsatz von Verbänden aus seinem Bereich bis zu 1 Kampf «Geschwader (3 Gruppen) und 1 Nachtzerstörergruppe, auf afrikanischem Boden im Bereich des Fliegerkorps Afrika.

Einsatz der Gesamtkräfte des II. Fliegerkorps zur Bekämpfung der Invasionskräfte, der See- und Flughäfen unter ausschliesslicher Verantwortung der Luftflotte 2.

Einsatz sämtlicher Jagdverbände und der Nachtzerstörer der Luftflotte 2 aus Mittel- und Süditalien und von den Inseln zum Geleitschutz von See- und Luftkonvoys.

Solange die feindlichen Armeen noch getrennt kämpften, war die Luftwaffenunterstützung, vor allem der 5. Panzerarmee, befriedigend. Jagdflieger des Fliegerführers 3 wie Oberstleutnant Baer und Major Müncheberg an der Südfront hatten glänzende Abschusserfolge. Die Stukas und Jabos wetteiferten im

Einsatz, bis die Stukas der neuzeitlichen, überlegenen feindlichen Jagdwaffe nicht mehr standhalten konnten und zurückgezogen werden mussten. Die vorübergehend zur Bekämpfung des X. britischen Korps auf seinem Umgehungs-marsch durch die Wüste oder zur Flugplatzbekämpfung herangezogenen Bomberverbände des II. Fliegerkorps aus Italien konnten keinen Ausgleich bringen, zumal die nicht für den Wüstenkampf geschulten Besatzungen ausserordentliche Navigations- und Erkundungsschwierigkeiten hatten. Mit der Verkleinerung des Kampfraumes, die dazu zwang, die meisten fliegenden Verbände aus Tunesien nach Sizilien zu verlegen, wurden Zahl und Wirkung der Einsätze geringer. Im Gegensatz hierzu konnten die Alliierten die schweren Bomber ihrer beiden Luftflotten konzentrisch gegen die deutschen Schiffe und die beiden Ausladehäfen Tunis und Bizerta, die gesamten leichten Luftstreitkräfte nunmehr fast ohne Gegenwehr zur Unterstützung des Heeres ansetzen. Dies Bild stand stets vor meinen Augen, wenn ich mit dem OKW um grösseren personellen und materiellen Nachschub und mit Rommel und Arnim um grössere Ausnutzung der trotz aller Unzulänglichkeiten gegebenen operativen Erfolgsmöglichkeiten rang. Nur der kann das Ausmass der Leistung der Heeres-, Flieger-, Flak-, Marine- und Siebelfährenverbände richtig bewerten, der selbst an den tunesischen Fronten, in den Ausladehäfen oder Flugplätzen gestanden hat.

Ich beende das Kapitel mit einer kurzen Schlussbetrachtung:

Tunesien erschien mir als das letzte Glied der unverstandenen Afrikastrategie. Wie schon gesagt, lag meines Erachtens der Hauptfehler in der völligen Verkennung der Bedeutung des afrikanischen und Mittelmeer-Raumes.

Ein zweiter Fehler lag in dem ungenügenden Schutz der Nachschublinien und dem allmählichen Versagen des Nachschubs. Der Soldat und die Öffentlichkeit blicken mehr auf die Schlachten und deren Ausgang; diese machen Weltgeschichte! Eine verantwortungsbewusste Wehrmachtführung muss sich aber umso mehr der unsichtbaren und undankbaren Aufgabe der Sicherung des Nachschubs widmen. Dies umso mehr, je mehr die Technik das Kriegsgeschehen beherrscht.

Den dritten Nachteil sah ich in den Schwierigkeiten des Koalitionskrieges. Zu grosse Nachgiebigkeit und zu offensichtliche Ablehnung haben gleicher-massen geschadet. Unerträglich wurden die Verhältnisse mit dem Abgang des Marschalls Graf Cavallero als Generalstabschef der italienischen Wehrmacht und dessen Ersatz durch den bisherigen Oberbefehlshaber des Heeres, General-

oberst Ambrosio. Das bisherige gegenseitige Vertrauensverhältnis zwischen Cavallero und mir schlug in das Gegenteil um. Ich hatte den Duce vor der Ablösung Cavalleros und der Beauftragung Ambrosios gewarnt. Da meine Warnungen ergebnislos blieben, bat ich um meine Ablösung. Auf dringende Bitte des Duce, unter Zusicherung «brüderlichen Vertrauens», habe ich leider von der Ablösung Abstand genommen. Ich hatte den Verdacht, dass bereits damals – wie heute feststeht – im kleinsten Kreis die ersten Erörterungen über den späteren Abfall gepflogen wurden.

Der vierte, vielleicht folgenschwerste Fehler lag in der Haltung gegenüber Frankreich, dessen nordafrikanische Kolonien Hitler Unverständlicherweise bis zur letzten Sekunde als «Pflänzchen rühr mich nicht an» betrachtete und betrachtet wissen wollte.

Mängel der Führung dürfen bei der Aufzählung der Fehlerquellen nicht verschwiegen werden. Wenn sie auch an sich verständlich sind, so sind sie doch zum Teil der Anlass gewesen, dass Tunesien unverhältnismässig rasch aufgegeben werden musste und dass bereits 1943 eine neue europäische Südfront mit all ihren Nachteilen für die Gesamtlage entstehen konnte. Da sie grossenteils vermeidbar gewesen wären, sind sie umso mehr zu beklagen.

Der alliierte Erfolg war ein totaler, die Abschlusskämpfe hinterliessen beim Gegner den Eindruck einer Überlegenheit, der in diesem Umfange nicht berechtigt war, aber die Kampfmoral ausserordentlich stärkte. Dies war eine nicht zu unterschätzende Belastung für die weitere Kriegführung im Mittelmeerraum. Italiens Führung und Volk traf der Verlust von Tunesien nach dem Verlust Tripolitaniens ganz besonders schwer. Mit den begrabenen kolonialen Hoffnungen wuchs die Gefährdung des bisher vom Krieg kaum mitgenommenen Mutterlandes.

Deutschland als die führende Macht der Achse hatte die ihm auf gezwungene Ausweitung des Kriegsraumes auf bedeutende Teile des Mittelmeergebietes in einer gewissen Lethargie hingegenommen und die sich ihm bietende, einmalige Gelegenheit, England in einem für die Weiterführung des Krieges bedeutsamen Bereich tödlich zu treffen, nicht ausgenützt. Die in diesem Zeitraum immer wieder gegebene Möglichkeit raumgreifender strategischer Planung und grossräumiger politischer Zielsetzung war am Ende dieser Phase endgültig vertan. Die «Achse» war in die strategische Defensive gedrängt worden.

Grossbritannien als klassische Mittelmeermacht hatte trotz stärkster Gefährdung seiner Mittelmeerposition mit den Amerikanern die Ausgangsbasis für den Angriff auf Europa von Süden her schaffen können.

16.

DER SPRUNG NACH SIZILIEN

Zeittafel: 11., 12.6.1943 Kapitulation der italienischen Inseln Pantellaria und Lampedusa – 10.7.1943 Landung der Alliierten (mit anfangs 160'000 Mann und 600 Panzern) auf Sizilien – 12.7.1943 Verlust von Syrakus und Augusta – 22.7.1943 Aufgabe von Palermo – 17.8.1943 Räumung des letzten deutschen Brückenkopfs bei Messina, Aufgabe Siziliens.

Die Alliierten hatten sich durch die Vernichtung der Achsenstreitkräfte in Nordafrika und dessen Inbesitznahme die Bewegungsfreiheit im Mittelmeer erkämpft. Trotz der unangenehmen Engpässe zwischen Tunis und den italienischen Inseln Pantellaria, Sizilien und Sardinien konnte der Seeweg bei der immer auffallenderen Untätigkeit der italienischen Flotte als genügend gesichert angesehen werden. Die Luftstreitkräfte der Achse hatten an Bedeutung verloren.

Der weitere Ansatz der alliierten Kräfte musste deren letzte Kriegsziele und Absichten enthüllen:

Die Fortführung des Krieges gegen Italien konnte dessen Niederwerfung und potentielle Ausschaltung, aber auch die Gewinnung einer neuen Basis für Angriffe gegen die deutsche Ost- und Westfront und gegen den deutschen Heimatboden zum Ziele haben.

Etwaige Anlandungen in Südfrankreich oder auf dem Balkan, besonders unter Verstärkung der alliierten Streitkräfte im Mittelmeerraum, konnten als Einleitung von Operationen mit weiträumigem, strategisch-politischem Ziel gewertet werden.

Seit Januar 1943 beschäftigte ich mich eingehend mit diesen Problemen, verschaffte mir durch persönliche Erkundungen und Rücksprachen mit den ita-

lienischen Inselkommandanten und Befehlshabern ein klares Bild und setzte beim OKW und Comando Supremo die vordringlichen personellen und materiellen Massnahmen durch. Anlass dazu war genügend vorhanden; der von den Inselkommandanten gezeigte Optimismus konnte einem nüchtern prüfenden Auge nicht standhalten. Auf den Karten war alles in bester Ordnung, klug durchdacht, teilweise sogar zu klug! Was aber gebaut war, war nur fürs Auge bestimmt. Auf den Inseln standen nur unzureichend verteidigte, ja ungeschützte Kampfwagenhindernisse, die mehr die eigenen Bewegungen stören als den Feind aufhalten konnten, alles in schönster «Zuckerbäckerarbeit.» Was ich an Küstendivisionen sah, war den Befestigungen gleichwertig! Mit diesen Truppen in diesen Befestigungen, ohne jede Tiefe, war die Verteidigung hoffnungslos. Es gab Unterschiede, Korsika war gut und marschierte an der Spitze, dann kam Sardinien; Sizilien und das Kalabresische Küstenland waren unbefriedigend. Ab April schaltete ich mich massgeblich ein, was bei der feindseligen Einstellung des Generalobersten Ambrosio nur durch die verständige Zusammenarbeit mit den nachgeordneten Stellen möglich war. Ich stellte ausdrücklich fest, dass von den Inselkommandanten im Rahmen der seinerzeitigen materiellen und geistigen Bereitschaft meine Anregungen gerne durchgeführt wurden. Die vom OKW allmählich verfügbar gemachten Mittel waren trotz ihrer Grössenordnung unzureichend. Die Verteilung war durch die vermuteten strategischen Absichten bestimmt. Ich beurteilte die Lage in aller Kürze folgendermassen:

Die Inbesitznahme der Nordküste Afrikas konnte man nicht als Selbstzweck ansehen, wengleich allein die Vernichtung zweier Armeen den alliierten Kräfteinsatz in Nordafrika gerechtfertigt hätte. Der militärische Sieg über die Kräfte der Achse in Afrika war aber die Voraussetzung für jeden weiteren Schritt und für die Verwirklichung der uns damals im Einzelnen unbekanntem «Casablanca-Pläne.»

Die Zusammenballung der britisch-amerikanischen Kräfte im tunesischen Raum liess in erster Linie eine Fortsetzung der alliierten Operationen im West-Mittelmeer erwarten. Sizilien lag in greifbarer Nähe; die Wegnahme der Insel war eine wichtige Etappe auf dem Weg nach Italien; dabei musste man den Angriff auf Kalabrien als eine die Besetzung Siziliens vervollständigende Nebenoperation in Betracht ziehen. Da Pantellaria jegliche Offensivkraft fehlte, hatte dessen Besitz nur untergeordnete Bedeutung. Die Operation gegen Sardinien und Korsika gewann an Wert für den Fall, dass sich die Alliierten die rasche Inbesitznahme von Rom zum Ziel gesetzt hatten. Die Auswirkung einer derarti-

gen erfolgreichen Unternehmung auf die Achsenkräfte in Sizilien und Süditalien durfte nicht unterschätzt werden. Andererseits mussten die Alliierten die in ihrem Ausmass schwer bestimmbare Flankenbedrohung aus Sizilien in Rechnung setzen. Einen Angriff gegen Südfrankreich erleichterten die Inseln, vor allem Korsika als «Flugzeugträger.»

Für eine Operation im Ost-Mittelmeer waren die alliierten Kräfte in Tunesien reichlich weit entfernt. Die Schwierigkeiten waren aber zu überwinden. Man konnte über Süditalien an den Balkan herankommen; die motorisierten Verbände konnten auf dem Landweg nach Tripolis, Benghasi oder Tobruk verschoben und von da in die Ägäis gebracht werden. Auf See war – das wussten die Alliierten – wenig Widerstand zu erwarten. Die damals wohl schwachen, aber leicht zu verstärkenden Luftstreitkräfte auf Kreta, dem Peloponnes, bei Athen und Saloniki waren dagegen in der Tiefe gestaffelte Abwehrkräfte mit starker Wirkungsmöglichkeit, denen die Alliierten nur schwer gleichwertige Kräfte entgegensetzen konnten. Aber einer Landung auf dem Balkan mit Stossrichtung in den Rücken der deutschen Ostfront zur Aufnahme einer Verbindung mit dem russischen Verbündeten war nicht nur eine besondere militärische, sondern eine mindestens ebenso grosse politische Wirkung zuzusprechen.

So gab es viele Möglichkeiten für die Fortführung der Operationen. Die Erfahrungen aus der bisherigen alliierten Kriegführung erleichterten mir die Beurteilung.

Die Landung im Raum von Algier war nur als eine «friedensmässige Übung» zu betrachten; von einer Küstenverteidigung konnte nicht gesprochen werden. Mit einer fast an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit war anzunehmen, dass die Alliierten eine Aufgabe wählen würden, der sie nach ihrem Ausbildungsstand, besonders auf dem amphibischen Gebiet, und nach ihrer Stärke gewachsen waren. Sie legten allergrössten Wert auf starken Fliegerschutz, den die Flugzeugträger allein nicht geben konnten. Dies bedeutete die Wahl eines Angriff Zieles, das von einer festen Luftbasis aus auch von Jagdflugzeugen unschwer erreicht werden konnte.

Auf Grund dieser Überlegungen schieden der Balkan, Südfrankreich und Norditalien aus; der Balkan nur insoweit, als keine Annäherung über Süditalien versucht wurde. Die alliierten See- und Luftinteressen wiesen gleichermassen auf Sizilien, das mit den vorhandenen Kräften erfolgreich angegriffen werden konnte und gleichzeitig noch einen Nebenangriff gegen Südkalabrien zuließ. Die Stossrichtung Sardinien und Korsika unter Niederhaltung von Sizilien war

im Hinblick auf das verlockende Fernziel Rom und Mittelitalien nicht unmöglich, aber bei den unverkennbaren Schwierigkeiten nicht wahrscheinlich.

Die Kräfte der Verteidigung entsprachen nicht einmal den Mindestanforderungen, die aus den Erfahrungen bei der ersten amphibischen Landung abgeleitet werden konnten.

Die Invasionsflotte stellte die Zusammenfassung einer grossen Transportflotte und einer Sicherungsflotte dar. Die Transportflotte wies Handelsschiffe aller Grössen auf, die die Landungsboote an Bord trugen. Tanker waren ihr beigegeben. Die Sicherungsflotte setzte sich aus Schiffen aller Gattungen von Schlachtschiffen über Flugzeugträger bis zu Zerstörern zusammen.*) Die Invasionsflotte insgesamt war treffenweise gegliedert.

Die Marschformation trug dem Schutz gegen Angriffe feindlicher Seestreitkräfte einschliesslich U-Boote sowie der Abwehr feindlicher Luftangriffe Rechnung. Der Schlachtordnung der Sicherungstreitkräfte lag die Forderung auf grössten Feuerschutz der Transportflotte auf dem Marsch und während der Landung zu Grunde. Dazu gehörten auch der Luftschutz durch die Flakartillerie der Schiffe und die Flugzeuge der Flugzeugträger. In See begnügte man sich gegen Überwasserstreitkräfte mit den bescheidensten Sicherungsmassnahmen.

Die Anlandungen erfolgten gleichzeitig an verschiedenen Punkten von den Landebooten aus, die auch schwere Waffen, einschliesslich Tanks, beförderten. Der Landevorgang stellte sich dem Beschauer als eine langsame Bewegung breiter und tiefer Gruppen zahlreicher Kleinboote dar. Die Landstellen schienen nach Gelände und Strömung ausgewählt zu sein. Für das Ausladen schweren Geräts und des Nachschubs wurden leistungsfähige Häfen in Anspruch genommen. Die Überführung von Jagdfliegern auf Landflughäfen wurde auffallend beschleunigt.

Ich habe die Invasion an der nordafrikanischen Küste als eine Art Friedensübung bezeichnet, da wenig Gegenwehr vorhanden war. Die deutschen Luftangriffe mussten auf grösste Entfernung geflogen werden und waren schon deswegen stark benachteiligt. Wenn auf diese Weise fast keine praktischen Erfahrungen für die Abwehr einer Anlandung gewonnen worden waren, so war es doch möglich, theoretisch die offenkundigen Schwächen einer Invasion an Hand dieser Erfahrungen festzustellen.

*) Die Invasionsflotte im Fall Nordafrika betrug nach Fuller 350 Kriegsschiffe und 500 Transporter, im Fall Sizilien 2'600–2'800 Schiffe und Angriffsfahrzeuge.

Die Grossbewegung über See bot für Seestreitkräfte einschliesslich U-Boote und für die Luftstreitkräfte erfolgversprechende Ziele. Der Landevorgang mit den zahlreichen Booten auf engem Raum ermöglichte die Bekämpfung durch Luftangriff und Erdabwehr von der Küste aus. Durch Seeminen und Erdminen konnte die Abwehr wesentlich verstärkt werden.

Offene Küstenbatterien, auch unter Beton und Panzer, waren dem Massenaufgebot von Schiffsartillerie gegenüber nicht zu halten. Dagegen konnten flankierend eingesetzte und gut getarnt aufgestellte «Schweigegeschütze» und schwere Waffen in der Front einen Angriff zerschlagen. Die Niederkämpfung, zum mindesten die Niederhaltung der alliierten Jagdflieger konnte die Wirkung der eigenen Luftangriffe erhöhen und die der feindlichen Bomber verringern.

Dass der Gegner sich auf dem einen oder anderen Küstenstreifen festsetzte, konnte auch die beste Verteidigung nicht hindern. Diese kleinen vom Feind besetzten Brückenköpfe hatten aber auch arge Schwächen. Selbst geringe Stossreserven in Küstennähe konnten den Feind im sofortigen Gegenstoss wieder ins Meer werfen; das sonst überstarke Schiffsartillerief Feuer brauchte man für solche Gefechte nicht zu fürchten, da Freund und Feind nahe beieinander unter dem Feuer der Schiffsartillerie gleichmässig litten.

Diese Punkte mussten, soweit dies zeitlich und bei den vorhandenen Mitteln noch möglich war, im Verteidigungsplan für die Inseln und Küsten und auch bei der Ausbildung berücksichtigt werden.

Gerade noch rechtzeitig wurden deutsche Ausbaustäbe eingesetzt, um die italienischen Führungsstellen und Truppen nach den neuesten Erkenntnissen zu beraten. Deutsche Bautruppen und Baumaterial folgten. Aus den in Italien befindlichen Marschbataillonen wurden in Sizilien neue Verbände wie die 15. Panzer-Grenadier-Division, die Panzerdivision «Hermann Göring», Flieger und Flakverbände improvisiert, bis neu aufgestellte Volldivisionen eintreffen konnten. Daneben wurde versucht, die Kampfkraft der italienischen Verbände durch Zuführung von Waffen zu heben. Nachschubgut wurde an den wahrscheinlichen Verwendungsorten, ohne dass die alliierten Luftstreitkräfte dies hindern konnten, in solchem Umfang bereitgestellt, dass man einen zeitweisen Ausfall des Nachschubs über See ertragen konnte. Und doch sah es zur Zeit der Kapitulation von Tunis überall, auch in Sizilien, recht betrüblich aus. Ich rechnete mit dem sofortigen, mindestens mit dem alsbaldigen Nachstossen des Gegners. Am Abend nach einem sehr unangenehmen Luftangriff auf Marsala, bei dem

ich leider die Hälfte meiner Begleiter verlor, habe ich – selbst erheblich mitgenommen – die an der Westküste Siziliens eingetroffenen Bataillone und Regimenter begrüsst und ihnen Art und Grösse der zu erwartenden Aufgabe erläutert. Am 14. Mai 1943 habe ich sämtlichen deutschen Kommandeuren von Heer und Luftwaffe auf dem Flugplatz Gerbini auf Sizilien die neue Lage geschildert, die wahrscheinliche Entwicklung näher beschrieben und das Kampfverfahren im Grossen festgelegt. Jeder Tag, den uns der Feind schenkte, war ein Gewinn. Ich darf wohl sagen, dass in diesen Tagen von den höchsten Stäben bis zur letzten Kompanie das Menschenmögliche geleistet worden ist. Allmählich bildete sich eine feste Kampfgemeinschaft, die auf Sizilien durch Namen wie die der Generale v. Senger, Conrath und Rodt vom Heer, Osterkamp von den Fliegern und Freiherr v. Liebenstein von der Marine, auf Sardinien durch General Lungershausen vom Heer und General Wild von den Fliegern gekennzeichnet ist. Feldmarschall v. Richthofen, der neue Oberbefehlshaber der Luftflotte 2 im Mittelmeer, lernte rasch die besonderen Schwierigkeiten und Eigenheiten dieses Kriegsschauplatzes kennen.

Anfang Juli – also zwei Monate nach dem Fall von Tunesien – war in Süditalien und auf den Inseln eine Abwehr vorhanden, die zwar einen Handstreich ausschloss, einem planmässigen Grossangriff jedoch kaum gewachsen war, wobei vorausgesetzt wurde, dass wenigstens die vier italienischen Eingreifdivisionen kämpfen und einen Rückhalt für die Küstendivisionen bilden würden. In Sizilien standen zwei deutsche, in Südkalabrien und Sardinien je eine deutsche verstärkte Division und auf Korsika eine deutsche schwache Brigade, neben starken Flakverbänden mit dem Schwerpunkt auf Sizilien, West-Kalabrien und Sardinien. Auf Sizilien waren stärkere, auf Sardinien schwächere Jagdfliegerverbände und Stukagruppen bereitgestellt, die durch die schweren Kampfverbände in Apulien, um Rom und in Norditalien unterstützt werden sollten. Auf der kalabresischen Seite der Messina-Strasse waren so viel Boote verteilt, dass selbst bei Ausfall der Fähre alle Übersetzforderungen erfüllt werden konnten. Dort lag der Schwerpunkt des Flakschutzes.

Mit dem Inselkommandanten und dem Oberbefehlshaber der italienischen 6. Armee, Generaloberst Guzzoni, war der Verteidigungsplan abgesprochen, in dem die Abwehrmassnahmen für alle in Frage kommenden Küstenfronten festgelegt waren. Bei meinen Abschlussbesprechungen mit den deutschen Divisionskommandeuren habe ich immer wieder auf einen Punkt, über den mit Guzzoni Übereinstimmung herrschte, hingewiesen: «Gleichgültig, ob Sie Befehl von der italienischen Armee in Enna bekommen oder nicht, Sie haben sofort

nach Erkennen des Zieles der Invasionsflotte den Vormarsch gegen den Feind anzutreten.» Ich höre heute noch General Conrath (Panzerdivision «Hermann Göring») erwidern: «Herr Feldmarschall, das sofortige Drauflosmarschieren ist meine Stärke». Ich nahm die Sicherheit mit nach Hause, dass das klappen müsste.

Während die Heeresverbände ausgebildet wurden und sich für die kommenden Ereignisse bereitstellten, stand die mir unterstellte Luftflotte 2 unter Feldmarschall v. Richthofen im Kampf gegen die starkbelegten nordafrikanischen Häfen, führte eine allen Anforderungen genügende Aufklärung durch und versuchte die ab Mitte Mai bis Mitte Juni immer heftiger werdenden alliierten Luftangriffe gegen die eigene Luftbasis und den Trajektverkehr über die Messina-Strasse abzuwehren. Der ausserordentlich tüchtige Jagdfliegerführer General Osterkamp wurde leider durch das As der deutschen Jagdflieger, den Jagdflieger-Inspekteur General Galland, zur Unzeit abgelöst. Hier konnte durch eine Ablösung nichts mehr geändert werden. Mit dem Weggang Osterkamps gingen die örtlichen Erfahrungen verloren. Noch vor dem Beginn des Angriffs wurden die deutschen Luftstreitkräfte auf der Insel zerschlagen, soweit sie nicht nach Kalabrien und Apulien zurückgezogen worden waren. Aber auch dort traten erhebliche Verluste ein. Die an sich zu schwachen Kampfflieger konnten keinen Ausgleich herbeiführen. Die ungenügende Wirkung der deutschen Luftwaffe lag nicht an Führungsfehlern, sondern an der Unzulänglichkeit des Materials, dem ungenügenden Nachschub und der alliierten Übermacht in der Luft. Auch die Flakwaffe konnte die Flug- und Seehäfen und Bahnanlagen nicht schützen. Sie war dafür nicht stark genug. Keine Flakwaffe ist allein einer längeren Periode schwerer, rücksichtsloser Luftangriffe gewachsen. Hier ist der Angriff die stärkere Kampfarm, vor allem, wenn die technischen Leistungen der Flakartillerie hinter denen der angreifenden Flieger zurückstehen. Dem widerspricht auch nicht der einzigartige Erfolg des Flakschutzes über der Messina-Strasse, wo stärkste Konzentration, Einsatz der weitreichendsten Flakgeschütze und überlegene taktische Flakführung mit einer auffallenden Zurückhaltung des feindlichen Fliegereinsatzes zusammentrafen.

Der Überführungsdienst mit den Marinepräramen in der Strasse von Messina war vom deutschen Marinekommando (Admiral Meendsen-Bohlken) unter Zuhilfenahme der sehr geeigneten Pionier-Sturmboote und der Siebelfähren mustergültig organisiert. Die deutschen U-Boote hatten infolge Zahl und Ungunst der Einsatzräume ein schweres Handicap. An den Einsatz der italienischen Flotte, der planmässig für die verschiedenen Fälle vorbereitet war, glaubte ich

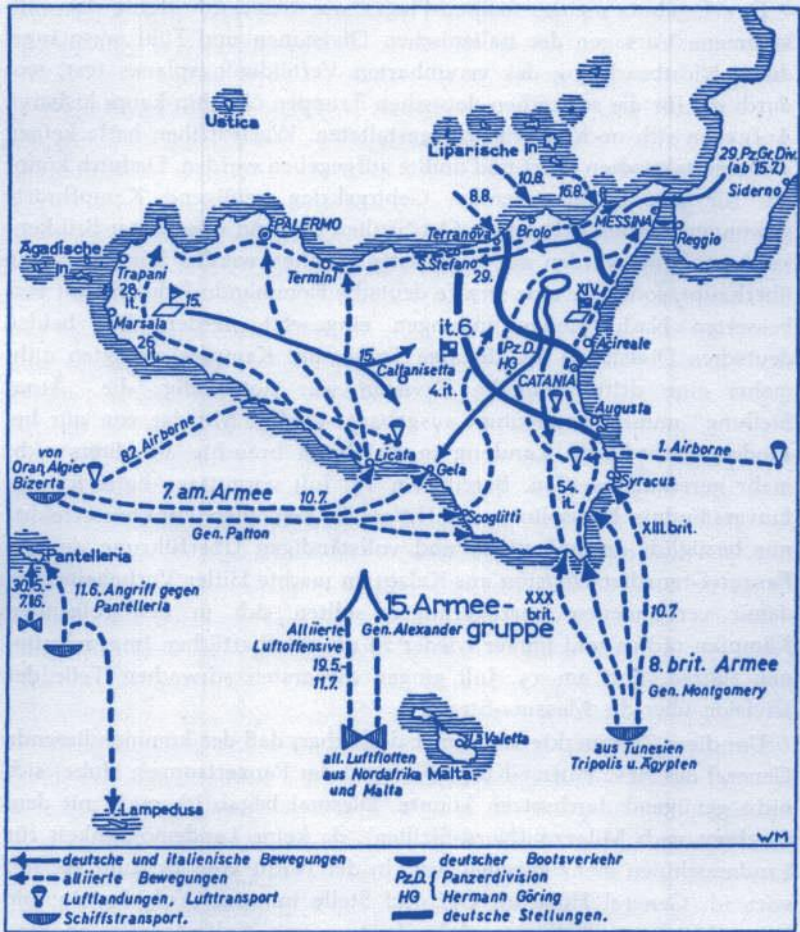
nicht mehr. Die Atmosphäre hatte sich unter der Ägide des Generalobersten Ambrosio zu stark getrübt. Seinerzeit habe ich oft gedacht, dass es viel leichter sein müsse, selbst mit unzureichenden Kräften allein zu kämpfen, als die Verantwortung für Geschehnisse tragen zu müssen, die sich durch Unsicherheitsfaktoren, wie die Abneigung des italienischen Volkes gegen den Krieg, ungenügende kämpferische Qualitäten und zweifelhafte Treue des Verbündeten einer klaren Führung entzogen.

Mit der Wegnahme der italienischen Inseln Lampedusa und Pantellaria (11. bis 12. Juni 1943) – ein besonders trauriges Kapitel der damaligen italienischen Führung – waren für den Oberbefehlshaber Süd die letzten Zweifel über das Ziel der Invasion beseitigt. Nach nochmaliger Überprüfung aller Massnahmen auf Sizilien trat ich bewusst in den Hintergrund, da die Verteidigung des italienischen Heimatbodens vornehmlich Aufgabe der italienischen Führung war.

Wenn ich trotzdem in den frühen Vormittagsstunden des 10. Juli, des Tages der Invasion, mit einem Funkbefehl an die Panzer-Division «Hermann Göring» (sofort anzutreten) eingriff, so nur, um eine Unterlassung wieder gut zu machen. Auf die Bewegungen der 15. Panzer-Grenadier-Division hatte ich keine unmittelbare Einwirkung. Nach der sehr genau bekannten Feindlage hätten alle Eingreifdivisionen vom Einbruch der Dunkelheit an marschbereit stehen und spätestens 24 Uhr antreten müssen, um den feindlichen Landkräften am Strand entgegentreten zu können. Unwiederbringliche Stunden waren verstrichen, verschiedene andere Mängel störten den Ablauf; trotzdem wäre es der Panzer-Division «Hermann Göring» fast gelungen, einen vollen Erfolg gegen den bei Gela gelandeten Feind zu erringen, gegen dessen Ausschiffung die Luftflotte 2 ihre Kampfflieger leider auch nur mit einem Achtungserfolg eingesetzt hatte. Die Enttäuschungen lösten einander ab. Die italienischen Küstendivisionen versagten völlig; keine der italienischen Eingreifdivisionen kam rechtzeitig oder überhaupt an den Feind; die Division «Napoli» im Südostwinkel der Insel war spurlos verschwunden. Der Festungskommandant von Augusta übergab die Festung, ohne angegriffen worden zu sein. Feigheit oder Verrat? Ob das mir von Mussolini zugesagte Kriegsgerichtsverfahren durchgeführt worden ist, ist mir nicht bekannt geworden. Dies alles gegen einen überstarken Feind von zehn Divisionen, die von starken Luftlandtruppen und von mehreren 1'000 Fliegern fast ohne deutsche Luftgewehr unterstützt wurden.

Am 11. Juli sah ich, dass ich mit meinen telefonisch gegebenen Anordnungen den Wirrwarr in der Führung nicht beseitigen konnte, zumal ich mit General

v. Senget (beim italienischen AOK) kaum Verbindung bekommen konnte. Ich flog am 12. Juli nach Sizilien, nachdem ich noch die Luftüberführung der 1.



Invasion «Sizilien»

Fallschirmjäger-Division angeordnet hatte. In Begleitung des Generals v. Senget suchte ich alle Frontstellen auf und überwachte noch am Abend das Abspringen der ersten Welle der 1. Fallschirmjägerdivision südlich Catania; an den folgen-

den Tagen konnte ihre Überführung fortgesetzt werden, da es der schematische britische Jagdfliegereinsatz zuliess, dies an sich grosse Wagnis immer wieder auf sich zu nehmen.

Das Ergebnis meines Sizilien-Fluges war trübe. Ich stellte das vollkommene Versagen der italienischen Divisionen und Führungsmängel durch Nichtbeachtung des vereinbarten Verteidigungsplanes fest, wodurch die für die schwachen deutschen Truppen ohnehin kaum lösbaren Aufgaben sich noch schwieriger gestalteten. West-Sizilien hatte keinen weiteren taktischen Wert und musste aufgegeben werden. Dadurch konnten für den zu erwartenden Gebirgskrieg genügend Kampfkräfte gewonnen werden. Aber auch Ost-Sizilien oder ein erweiterter Brückenkopf am Ätna würden nur kurzfristig gehalten werden können. Wenn überhaupt, so musste eine straffe deutsche Kommando-Führung mit verbesserten Nachrichtenverbindungen eingesetzt werden. Die beiden deutschen Divisionen als alleinige Träger des Kampfes genügten nicht mehr; eine dritte deutsche Division war notwendig; die «Ätna-Stellung» musste beschleunigt ausgebaut werden. Mit der von mir besonders gefürchteten Landung in Kalabrien brauchte allerdings nicht mehr gerechnet werden. Bereits am 13. Juli vormittags hatte ich das Einverständnis Mussolinis und Hitlers in fast allen Punkten erreicht; nur bezüglich der sofortigen und vollständigen Überführung der 29. Panzer-Grenadier-Division aus Kalabrien machte Hitler Vorbehalte. Die damit verbundenen Verzögerungen sollten sich in den folgenden Kämpfen rächen und immer wieder zu unwirtschaftlichen Improvisationen führen. Erst am 15. Juli gingen die ersten schwachen Teile der Division über die Messina-Strasse.

Um diese Zeit merkte ich immer deutlicher, dass der kommandierende General des XIV. Panzer-Korps (General der Panzertruppen Hube) sich nicht genügend durchsetzen konnte. Diesmal begab ich mich mit dem Flugboot nach Milazzo (Nord-Sizilien), da keine Landemöglichkeit für Landmaschinen mehr gegeben war. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli wies ich General Hube an Ort und Stelle in seine Aufgabe ein. Sie bestand dann, selbst unter Inkaufnahme von Geländeverlusten eine geschlossene Front aufzubauen. Entgegen den Grundsätzen der Luftwaffen-Hierarchie unterstellte ich General Hube die starke Flakartillerie; die Flakdivision des Generals Stahel wurde auch im Erdkampf verwendet und sollte sich in der Abwehr von Anlandungen hinter den Fronten bewähren. General Hube durfte kaum mit Fliegerunterstützung bei Tage rechnen, weswegen ich zum Ausgleich die Überführung der 29. Panzer-Grenadier-Division

mit allen Mitteln beschleunigen wollte. Ich sagte ihm auch, dass ich mit der Räumung Siziliens rechne; sie solange wie möglich hinauszuschieben, wäre seine Aufgabe. Die Verteidigungsmassnahmen auf beiden Seiten der Strasse von Messina schritten gut voran; sie standen nun unter seiner Leitung. Ich sagte General Hube ferner: Um die Sicherung von Kalabrien und Apulien, gegen die im Augenblick Grossangriffe unwahrscheinlich seien, brauchte er sich nicht zu kümmern; das Notwendige würde vom Oberbefehlshaber Süd veranlasst. Ich müsse es seinem Takt überlassen, in ein freundschaftliches Verhältnis zum italienischen AOK 6 (Guzzoni) zu kommen; General v. Senger würde ihm helfen.

Der nächste Tag war wieder der Front und einer Aussprache mit Generaloberst Guzzoni gewidmet. Ich konnte Missverständnisse klären, notwendige Absetzbewegungen durchführen lassen und hatte das Gefühl, dass gegenüber der britischen 8. Armee die Verteidigung aussichtsreich werden könne. Die Breitseiten der britischen Flotte, die ich dabei zu sehen bekam, machten einen starken Eindruck auf mich; nach der Schlacht von Salerno kam ich auf Grund gleicher Feststellung zu einer Änderung meiner Auffassung über die Küstenverteidigung.

Gerade während meiner Anwesenheit auf dem Gefechtsstand des Generals Schmalz (Panzer-Division «Hermann Göring») meldete sich zu meiner grossen Erleichterung Oberst Heilmann, der Kommandeur des 1. Fallschirm.-Jg.-Regiments, zurück, das ich innerlich bereits abgeschrieben hatte. Die Fallschirmjäger waren vor den britischen Linien abgesprungen, ohne nach rechts und links den Anschluss an deutsche Truppen zu finden; sie wurden im Verlauf der Kämpfe von den Angriffskräften Montgomerys umfasst und eingekreist, hatten indes Glück und konnten sich zurückkämpfen. Der seinerzeitige Vorschlag, die Fallschirmjäger hinter den britischen Linien abspringen zu lassen, war zu kühn fallschirmmässig gedacht gewesen. Auch für Fallschirmjäger gilt die taktische Grundregel, dass die eigenen Kräfte in einem noch erträglichen Verhältnis zum Feind stehen müssen! Ihre damalige Landung hinter der eigenen Front hatte noch den unglaublichen Zufallserfolg der Vernichtung kurz danach abspringender britischer Fallschirmjägerverbände, der, so geringfügig er an sich auch anzusprechen war, den Angriffsplan Montgomerys erheblich störte.

Am rechten Flügel war noch von keiner Front zu sprechen; die 15. Panzer-Grenadier-Division, rechts an die Fallsch.-Jg.-Division anschliessend, unter ihrem tüchtigen Kommandeur General Rodt, kämpfte anerkennenswert gut; rechts davon klaffte eine Lücke, die durch die 29. Panzer-Grenadier-Division ge-

geschlossen werden sollte, deren Heranrücken sich aber durch Eingriffe des OKW immer wieder verzögerte. General Stahel operierte mit seinen Flakverbänden an der Küste wie wirkliche Küstenartillerie und konnte Abwehrerfolge bei Arcireale und später bei Milazzo erringen. Ich stelle hier ausdrücklich fest, dass sich auch einzelne italienische Einheiten im festen Rahmen deutscher Verbände ausgezeichnet geschlagen haben.

Im Ganzen war ich befriedigt; General Hube war der richtige Mann, er fand in seinem ausgezeichneten Chef, Oberst v. Bonin, die Ergänzung. Weniger gefiel mir das schleppende Verhalten des OKW, das Teile der 29. Panzer-Grenadier-Division zu lange in Kalabrien festhielt und die 26. Panzer-Division nicht rasch genug für den Einsatz in Kalabrien zur Verfügung stellte.

Wie in früheren Etappen des Mittelmeerkrieges lag die offizielle Führung in italienischen Händen, in der Praxis aber beim Gen.Kdo. XIV. Panzerkorps und Oberbefehlshaber Süd. Das gegenseitige Bestreben, die Form zu wahren und sich gegenseitig zu achten, hat in diesem Abschnitt zu keinerlei persönlichen Dissonanzen unter den Partnern geführt; General v. Senger hat daran das Hauptverdienst. Ich habe mit General Hube geradezu ideal zusammengearbeitet. Meist zweimal am Tage besprachen wir die Lage und die notwendigen Massnahmen, die ich, wenn ich sie genehmigte, auch selbstverständlich nach oben verantwortete. Dass ich wegen des selbständigen Entschlusses, die Insel zu räumen, längere Zeit persona ingrata wurde, hat mich im Hinblick auf die erfolgreiche restlose militärische Evakuierung der Insel nicht übermässig berührt.

General Hube hat das Zurückgehen seiner Divisionen in hinhaltendem Kampf überaus geschickt geleitet. Der Übergang über die Strasse von Messina krönte seine Führungstätigkeit.

Dem Historiker bleibt nur übrig, festzustellen, dass die Achsenführung bei allem Missgeschick doch reichlich Glück hatte. Vor allem hat ihr das schematische Vorgehen der Alliierten geholfen; damit durfte ich rechnen, sonst hätte ich am 15. Juli zu einem anderen Entschluss kommen müssen. Ferner bot die alliierte Operationsidee manche Chance. Der Verzicht auf jede grosszügige Umfassung auf der Insel oder über Kalabriens Küste hinweg ermöglichte über lange Wochen die Organisation des Widerstandes mit wirklich nur sehr schwachen Kräften. Das langsame Vorgehen der alliierten Hauptangriffskräfte und die auffallende Zersplitterung der übrigen Kräfte über die Insel gestatteten der Achsenführung, den jeweiligen Verteidigungsräumen genügend Kräfte zuzu-

führen; so konnte auch die Gefahr abgewendet werden, auf dem rechten Flügel längs der sizilianischen Nordküste überholt oder überrannt zu werden. Dass die letzte Chance, den deutschen Streitkräften durch andauernde, starke kombinierte Luft- und Seeangriffe den Übergang über die Messina-Strasse zu erschweren, unausgenützt blieb, war für die deutsche Führung fast noch wertvoller, als der Verzicht auf ein unmittelbares Nachstossen der alliierten Kräfte am 17. August über die Strasse von Messina. Zweifellos hatten die beiderseitigen Verbände an den glühend heissen Mittsommertagen in steinigten, fast unbewaldeten Gebirgsgegenden unerhörte Anstrengungen zu überwinden, aber der von den Alliierten eingelegte, nicht unbedingt der Lage entsprechende Stop bis zum 3. September war für die Achsenkräfte wiederum ein Geschenk.

Die Invasion Siziliens hatte sich gegen eine im Tiefstand stehende Verteidigung unter stärkstem Schiffsartillerie- und Luftwaffeneinsatz nur langsam durchgesetzt. Mit Unternehmungen, die von den See- und Luftbasen weit entfernt waren, brauchte man also noch nicht zu rechnen.

Im Materialeinsatz lag die alliierte Stärke. Rein technisch (Funkgeräte, Strassenhobler) waren sie überlegen. Trotz ihrer offensichtlichen Fortschritte in der Kampfführung brauchte selbst eine an sich hoffnungslos erscheinende Lage noch nicht aussichtslos zu werden. Die in Sizilien gemachten Erfahrungen führten zu den folgenden Erwägungen: Stellungen in der Tiefe des Raumes waren eine unentbehrliche Ergänzung der Küstenbefestigungen; der Kampf konnte bei der starken artilleristischen Wirkung gegen sichtbare Küstenbefestigungen nicht linear, er musste aus der Tiefe und in der Tiefe geführt werden. Der vollkommene Ausfall der italienischen Küstenverteidigungskräfte liess kein klares Urteil über den Wert des Küstengewässers als wirkungsvolles Wasserhindernis vor der Front zu. Konzentrierte Waffenwirkung gegen den Feind in seiner grössten Schwäche, also gegen ausladende Transportschiffe, sich annähernde Landungsboote und eben ausgebootete Männer erschien als die beste Abwehrmethode. Beim Kampf aus der Tiefe mussten örtliche Reserven so stark und nahe herantreten, dass sie eigene Rückschläge sofort ausgleichen konnten. Die ersten Grossreserven mussten so nah an die Küste herangezogen werden, dass sie nach Möglichkeit noch während der Dunkelheit in ihre Kampfräume einrücken konnten. Die Abwehrpläne mussten Führung und Truppe in Fleisch und Blut übergehen. Übungen in den wahrscheinlichen Kampfräumen mussten der stets schwächeren Verteidigung den Vorteil der genauen Geländekenntnis und dadurch das für den Sieg unentbehrliche Überlegenheitsgefühl geben.

MUSSOLINIS STURZ UND ITALIENS ABFALL DIE EREIGNISSE VOM 25. JULI BIS 8. SEPTEMBER 1943

Zeittafel: 24.7.1943 Sitzung des Grossrates des Faschismus, Misstrauensvotum gegen Mussolini – 25.7.1943 Verhaftung Mussolinis, Ernennung des Marschalls Badoglio zum neuen Ministerpräsidenten – 12.8.1943 Beginn geheimer Waffenstillstandsverhandlungen Italiens mit den Alliierten – 22.8.1943 Einschlebung des AOK 10 in Süditalien – 3.9.1943 Abschluss eines Sonderwaffenstillstandes zwischen Italien und den Alliierten, der unveröffentlicht bleibt – 3.9.1943 Landung der 8. britischen Armee in Südkalabrien – 8.9.1943 Bekanntgabe des Waffenstillstandes durch Eisenhower und die italienische Regierung – 12.9.1943 Befreiung Mussolinis.

Vorgeschichte

Mit dem «Maresciallo d'Italia» Graf Cavallero verband mich mehr als Waffenkameradschaft; ich glaube, dass er ebenso empfand. Es war für mich eine Selbstverständlichkeit, dass ich am 31. Januar 1943, dem Tag der Entlassung des Marschalls – wie bereits erwähnt –, den Duce um meine Freistellung bat. Ich setzte mich für Cavallero und dessen Tätigkeit ein und warnte vor Ambrosio, dessen Beurteilung mir aus dem Mund italienischer Offiziere bekannt war und den ich nicht als den umfassenden Geist betrachten konnte, der in der Lage war, einen kombinierten Krieg zu führen. Mussolini bat mich dringend, von meinem Antrag abzusehen, versicherte mich wiederholt seines «brüderlichen Vertrauens» und wünschte zum Schluss für die Folge eine engere persönliche Zusammenarbeit mit mir. Leider habe ich damals, wie ich schon einmal betont habe, gegen mein inneres Gefühl nachgegeben.

Unverhältnismässig bald fühlte ich die innere Umstellung im Comando Su-

premo. Ambrosios Anregung, die Führung der gesamten Achsenstreitkräfte in Tunesien zu übernehmen, wurde von mir abgelehnt. Ich ahnte die Absicht, mich als unangenehmen, anerkannten deutschen Führer und Beobachter auszuschalten, um meinen Einfluss in Rom zu beseitigen. Es blieb dabei, dass kein Befehl ohne meine Gegenzeichnung herausgegeben werden konnte. Dies war umso leichter zu verwirklichen, als die meisten Anordnungen von meinem Stab unmittelbar oder von meinem Verbindungsstab bearbeitet wurden. Trotz Ambrosios mitunter schwer erträglicher Formlosigkeit blieb ich ihm gegenüber loyal. Ich änderte das Verfahren der Zusammenarbeit nur insofern, als ich nicht mehr persönlich an den Besprechungen teilnahm, sondern mich durch den Chef des Generalstabes vertreten liess. Die unmittelbaren Vorträge bei Mussolini beschränkte ich auf dringende Einzelfälle. Wenn ich anfänglich glaubte, dass die auffallende Einstellung Ambrosios gegen mich ein Kampf um die Macht war, so belehrten mich viele Einzelsvorgänge sehr bald, dass ein Systemwechsel und mit diesem vielleicht noch mehr vorbereitet wurde. Da die Chefs der Marine (Admiral Riccardi) und der Luftwaffe (General Fougier) im Amt blieben, der neue Chef des Heeres (General Rosi) Edelmann und Kamerad war, so war ich ehrlich bestrebt, mein Misstrauen zu überwinden. Unterstützt wurde ich darin durch das absolute Vertrauen, das mir Mussolini entgegenbrachte und das ich zu ihm hatte. Mein ursprünglicher Gedanke, dass sich Mussolini mit dem Personenwechsel sein eigenes Grab schaufelte, wurde durch den am 8. Februar 1943 erfolgten Kabinettswechsel nur vorübergehend zurückgedrängt. An eine unmittelbare Gefahr für das herrschende Regime glaubten damals freilich weder ich noch der Botschafter v. Mackensen und der Militärattaché General v. Rintelen*). Selbst Mussolini fühlte sich zum mindesten noch am 24. Juli 1943 fest im Sattel.

An diesem Tag begab ich mich allein zu Mussolini, um mit ihm die Lage zu erörtern. Da er eine dringende politische Aussprache hatte, liess er mich bitten, etwas zu warten. Als ich nach einer halben Stunde in sein Zimmer trat, kam er mir freudig entgegen und sagte: «Kennen Sie Grandi, er war eben bei mir; wir haben uns ausgesprochen, wir bewegen uns auf einer Linie; er ist mir treu ergeben. Ich verstand die zum Ausdruck gekommene Freude; als ich aber Tags darauf erfuhr, dass derselbe Grandi der Sprecher gegen Mussolini im Grossen Rat

*) Ein beredetes Beispiel von der Zweigleisigkeit der Organisationsmassnahmen Hitlers: Erst nach dem Krieg entnahm ich aus dem Buch «Die geheime Front», dass Beauftragte Himmlers in Rom im Nachrichtendienst arbeiteten. Die gewonnenen Ergebnisse wurden weder mir noch der Botschaft, aber Himmler und Hitler gemeldet.

war, musste ich mich fragen, ob ich die Leichtgläubigkeit Mussolinis oder die «Geschmeidigkeit» Grandis mehr «bewundern» sollte. Noch am 24. Juli 1943 erfuhr ich von Botschafter v. Mackensen, er habe eindeutige Nachrichten, dass keine Gefahr bestehe; Mussolini beherrsche die Lage.

Die Zeit zwischen dem Kabinettswechsel und dem Sturz Mussolinis war in hohem Masse mit militärischen und politischen Unterhaltungen der führenden Persönlichkeiten der «Achse» ausgefüllt, die, sicherlich infolge der wechselnden Kriegslage, ein sehr unterschiedliches Gesicht hatten. Jeder einzelne Vorgang war ein Wetterleuchten, das mehr ahnen als wissen liess. Ich streife nur kurz die historischen Ereignisse. Da waren vor allem: Der Kampf um die Verstärkung der deutschen Streitkräfte in Italien, die von dem Oberbefehlshaber des Heeres, General Roatta, militärisch vertreten und von Mussolini wie von Ambrosio aus verschiedenen Gründen unverständlicherweise nicht in dieser Höhe gewünscht wurde, die stete Auseinandersetzung um die Dislozierung der deutschen und italienischen Verbände, die auffällig hohen Waffenanforderungen Italiens vom 21. Juni 1943 (17 Panzerabteilungen, 33 Artillerie-Abteilungen, 18 Panzerjäger- oder Sturmgeschütz-Abteilungen, 2'000 Flugzeuge), die auf einen Kurswechsel schliessen liessen, wogegen ich in einer von Bastianini*) angeregten Chefbesprechung Stellung nahm; obwohl sich auch einzelne Italiener meiner Stellungnahme anschlossen, erklärte sich Ambrosio zu keiner Revision bereit. Dies gab zu denken; es hat auch das OKW wegen Unerfüllbarkeit der Forderung unangenehm berührt und Mitte Juli 1943 zur Ablehnung der Anträge veranlasst.

Die Aussprache Adolf Hitlers mit Mussolini in Feltre am 19. Juli 1943, in der weder Hitler seine weitgehenden Forderungen auf den deutschen Führungsanspruch, noch Mussolini seine Zweifel über die Richtigkeit der Fortsetzung des Krieges erwähnte, brachte keine Lösung der Schwierigkeiten.

Die militärische Aussprache zwischen Keitel und Ambrosio führte zu dem Übereinkommen, dass deutsche und italienische Divisionen nach Süditalien verschoben werden sollten. Keiner wollte indes den ersten Schritt tun.

Erwähnen möchte ich jedoch, dass das Verhältnis der deutschen und italienischen Frontkommandostellen ausgezeichnet war. Die in meinem Stab tätigen Offiziere des italienischen Heeres, der Marine und Luftwaffe haben unsere Kameradschaft aufs Herzlichste erwidert. Ich denke gerne an diese prächtigen Menschen und Soldaten zurück. Eine gewisse Enttäuschung bereitete mir nur

*) Unterstaatssekretär im italienischen Aussenministerium.

mein langjähriger italienischer Adjutant, mit dem ich in rückhaltloser Offenheit verkehrte. Wenn ich ihm auch die Wege in eine andere Tätigkeit ebnete, so hatte ich doch den Eindruck, dass er unter dem Einfluss Ambrosios und Badoglio seine Einstellung zu mir und zum Achsenbündnis geändert hatte.

Meine ersten Schritte nach Mussolinis Verhaftung

Dass alle unsere Annahmen falsch waren, ergaben die Sitzung des «Grossen Faschistischen Rates» und die ihr folgenden Ereignisse. Der Faschistische Grossrat stürzte Mussolini und mit Mussolini sich selbst und die Partei. Ebenso wie Hitler 1945 durch die Fronde seiner Parteifreunde aufs Tiefste verletzt war, so war auch Mussolini durch den unerwarteten Abfall seiner Getreuen geradezu gelähmt. Sturz und Verhaftung Mussolinis, zum mindesten die letzte, hätten verhindert werden können, wenn er sich auf die ihm verbliebenen, treuergebenen Verbände einschliesslich der deutschen gestützt hätte. Seine Vertrauensseligkeit war durch nichts zu übertreffen.

Als ich am 25. Juli 1943 von Mussolinis Verhaftung hörte, verlangte ich – es war spät abends – sofort eine Rücksprache beim König. Nach langem Hin und Her wurde mir mitgeteilt, dass der König mich nicht mehr in dieser Nacht empfangen könne. Eine Audienz wurde mir für den nächsten Tag zugesichert. Dieser ging eine Unterhaltung mit Badoglio voraus, der mir auf meine Fragen ungefähr folgendes sagte, was mir z.T. schon durch die Proklamation des Königs bekannt war:

Die Bündnisverpflichtung werde von der neuen Regierung vorbehaltlos eingehalten.

Der Duce sei zu seiner eigenen Sicherheit in Verwahrung genommen; dabei zeigte Badoglio mir einen Brief Mussolinis, in dem dieser den Wechsel in der Regierung anerkannte. Er – Badoglio – könne mir nicht sagen, wo der Duce sich aufhalte; das wisse nur der König. Er bäte mich dringend, ihm politisch keine Schwierigkeiten zu machen, was mich veranlasste, zu erklären, dass ich Mussolini persönlich unterstellt gewesen sei, deswegen ein berechtigtes Interesse an dessen Ergehen habe, ganz abgesehen davon, dass Hitler ein noch viel weitergehendes Interesse an seinem Freund Mussolini habe.

Der Eindruck der Unterhaltung war: Kühl, zurückhaltend, unwahr.

Als Adjutanten sah ich den Oberst Graf Montezemolo Dienst tun, der sich dann später als das Haupt der illegalen Kriegführung gegen Deutschland entpuppen sollte.

Die Audienz beim König dauerte fast eine Stunde, sie war von betonter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit getragen. Der Monarch versicherte, bezüglich der Fortführung des Krieges trete keine Änderung ein, im Gegenteil, er würde intensiviert. Er habe Mussolini ablösen lassen müssen, weil der «Grosse Rates verlangte und Mussolini nicht mehr die öffentliche Meinung hinter sich habe. Er habe sich ungern dazu entschlossen. Er wisse nicht, wo sich Mussolini aufhalte, könne mir aber versichern, dass er sich persönlich für sein Wohlergehen und seine angemessene Behandlung verantwortlich fühle. Nur Badoglio wisse, wo sich Mussolini befinde (!). Er bewundere den Führer und beneide ihn um seine Machtkompetenzen, die er auch nicht im Entferntesten habe.

Mein Eindruck war: Unter betonter äusserer Liebenswürdigkeit hinhaltende, innerlich unwahre Unterhaltung.

Mit Botschafter Dr. Rahn, der Herrn v. Mackensen vertrat und später ablöste, sprachen der König und Badoglio in dem gleichen Sinn und bekräftigten noch mehr ihre Bündnistreue und die bedingungslose Weiterführung des Krieges. Rahn gab mir davon erfreut Kenntnis. Ein italienischer Verbindungsoffizier zu meinem Stab, wohl Kapitän Rusca, vermittelte mir auch noch den Wunsch des Kronprinzen, mich öfter zu sehen und zu sprechen. Mit einer Ausnahme blieb es bei dem Wunsch.

Hitlers erste Absichten und Massnahmen

Durch den Sturz Mussolinis und seine Verhaftung war die Atmosphäre, vor allem zwischen den höchsten deutschen und italienischen Staatsstellen, vergiftet. Hitler sah hierin nicht eine Staatskrise gewöhnlicher Art, sondern einen vollkommenen Umschwung der italienischen Politik mit dem Ziel, sobald als möglich unter günstigen Bedingungen, selbst unter Aufopferung des Verbündeten, den Krieg zu beenden, zu kapitulieren. Sein Misstrauen, das bis zu diesem Zeitpunkt nur gegen die königliche Familie und deren Anhänger gerichtet gewesen war, wandte sich nun im verstärkten Masse gegen die gesamte Staats- und Wehrmachtführung. Nun wurden die vorangegangenen militärischen Misserfolge als bewusste Zurückhaltung, ja als Verrat der italienischen Führung angesehen, die noch während des Krieges gebauten oder ergänzten Alpenstellungen als Vorbereitung einer Frontschwenkung bezeichnet. Hitler fühlte sich betrogen; er war entschlossen, sich dagegen zu wehren.

Das Nächstliegende war, nach Hitlers Ansicht, die königliche Familie und Badoglio auszuheben. Besondere Schwierigkeiten wären nicht vorhanden gewesen. Erfreulicherweise wurde der in der ersten Erregung gefasste Gedanke fallengelassen.

Ein anderer Plan wurde – z.T. auch vor mir geheimgehalten – eingehend vorbereitet, nämlich die vorbeugende Sicherstellung der königlichen Familie und der massgebenden politischen und militärischen Führungsstellen für den Fall eines rechtzeitig erkennbaren Abfalls.

Glücklicherweise brauchte auch diese Planung nicht verwirklicht zu werden. Sie trat hinter dem Wunsch Hitlers zurück, Mussolini freizubekommen, um mit ihm wieder eine gemeinsame Politik aufzubauen. Ein tiefes Solidaritätsgefühl veranlasste ihn, die Befreiung Mussolinis unter Anwendung aller Mittel anzuordnen, nachdem die vielfachen legalen Bemühungen, mit ihm Verbindung aufzunehmen, zu keinem Ergebnis geführt hatten. Für diese Aufgabe wurden Generaloberst Student und, als anführendes Organ, Sturmbannführer Skorzeny bestimmt. Wenn das Vorgehen auch vor mir geheimgehalten werden sollte, so konnte es mir selbstverständlich nicht verborgen bleiben, da ja alle Fäden in meiner Hand zusammenliefen.

Die anderen Massnahmen lagen auf politischem und militärischem Gebiet. Es war zu erwarten, dass der Vorschlag Badoglios für eine Rücksprache von Adolf Hitler abgelehnt werden würde, weil dieser sich von einer solchen nichts versprach. Dieser Auffassung musste auch ich beipflichten, was nicht hinderte, dass sich die Gegensätze zwischen mir und Hitler und seinen Hintermännern weiter verschärften.

Ich galt als «italophil» und dementsprechend nur noch so lange für eine Verwendung in Italien geeignet, als man mit dem königlichen Haus freundschaftlich verkehren musste. Für eine andere, härtere Sprache war Rommel ausersehen, dessen H Gr bereits hinter mir in Norditalien, mit Hauptquartier in München, bereitgehalten wurde. Die mit mir in Italien zusammenarbeitenden Persönlichkeiten hatten gleichfalls das Vertrauen Hitlers eingebüsst, voran Botschafter v. Mackensen und General v. Rintelen, in weiterem Abstand General v. Pohl, Feldmarschall v. Richthofen und selbst noch der Nachfolger von Mackensen, Dr. Rahn. Wir alle glaubten dem königlichen Wort und der offiziellen Äusserung des verantwortlichen Staatsmannes, Marschall Badoglio; wir sahen in dem gleichgebliebenen, kameradschaftlichen Verhalten der Frontsoldaten den Beweis für die Einlösung des Königswortes, wenngleich die Haltung Ambrosios und die der neuen Oberbefehlshaber von Heer, Marine und Luftwaffe zu denken gab.

Roatta (Heer) focht, soweit ich es beobachten konnte, mit offenem Visier, wenn auch sehr gewandt und gerissen, für die militärischen Notwendigkeiten; mit ihm arbeitete ich gerne zusammen, da er damals die einzige Persönlichkeit war, die auch hin und wieder etwas verantwortete. Ich bin mir noch heute nicht klar, ob die allgemein verbreitete Verurteilung Roattas als Feind und Verräter berechtigt war.

Admiral de Courten stellte sich äusserlich am weitesten auf meine Person und Wünsche ein, um mich später am meisten zu enttäuschen.

Der neue Staatssekretär der Flieger, General Sandalli, hatte Feldmarschall v. Richthofen gegenüber früher geradezu auffallende Zugeständnisse gemacht. Die wenigen von mir mit Sandalli geführten Gespräche haben mich persönlich nicht befriedigt.

Aber – Ambrosio ausgenommen – ich hatte damals, vor allem darin durch Rintelen unterstützt, keine Veranlassung zu einem ausgesprochenen allgemeinen Misstrauen. Ich versuchte sogar bei jeder Gelegenheit, die meines Erachtens zu weitgehende Abneigung Hitlers und des OKW zu zerstreuen, was Hitler sehr verärgerte. Einmal äusserte er sich über mich ganz resigniert: «Der Kesselring ist zu anständig für die Leute da unten, für die geborenen Verräter.» Ein Wandel trat ein, als mir Hitler am 23. August 1943 um 3 Uhr morgens in Anwesenheit von Göring eröffnete, dass er gerade den untrüglichen Beweis für den Verrat Italiens in die Hand bekommen habe. Er verlangte, dass ich meine allzu grosse Vertrauensseligkeit den Italienern gegenüber aufgeben und mich auf ernsteste Verwicklungen einstellen müsse. Diese Eröffnung war für mich verpflichtend, wenn ich auch bedauerte, dass mir keine Quellenangabe gemacht wurde. Alle meine Massnahmen wurden von diesem Augenblick an von der bedrückenden Politik überschattet.

Das Misstrauen Hitlers gegen meine Person blieb allerdings, wenn auch in verringertem Masse, bestehen. So wurde ich, ebenso wie die italienische Regierung, durch die Landung der 2. Fallschirmjäger-Division auf meinem Flugplatz bei Rom überrascht. Ich hatte schon lange um mehr Truppen gebeten; der Zuwachs durch die Fallschirmjäger-Division Ramcke war in jeder Beziehung erwünscht, gerne hätte ich aber die Modalitäten anders gesehen. Das plötzliche Erscheinen der Division im Raum von Rom hatte neben gewissen Peinlichkeiten den grossen, in die Augen springenden Vorteil, dass die italienische Regierung sich von diesem Augenblick an in ihren Handlungen durchschaut fühlen musste.

Die Verstimmung der Italiener nahm noch zu, als kurze Zeit später in Norditalien aus verschiedenen Richtungen deutsche Divisionen und Stäbe einrückten und im Hoheitsgebiet von Italien als Herren auftraten.

Hitlers Begründung für diesen Schritt war an sich für jeden Soldaten verständlich. Man musste mit dem Schlimmsten rechnen und annehmen, dass Badoglio die gegen Deutschland gerichteten Befestigungen besetzen und die Eisenbahnen nach Deutschland blockieren liess. Dass dies ein Aushungern der für Italien kämpfenden deutschen Divisionen und deren Preisgabe an den Feind bedeutete, war die offensichtliche und nächstliegende Folgerung. Wer den Brenner und die Verkehrswege nach Osten in Richtung Österreich und Balkan und nach Westen in Richtung Frankreich beherrschte, hatte das Schicksal Deutschlands in der Hand. So sehr man die Verstimmung Italiens verstehen konnte, der Schritt Hitlers, die Heeresgruppe B nach Norditalien zu überführen, war eine aus der undurchsichtigen Atmosphäre geborene Folge. Wenn auch im Allgemeinen von den deutschen Truppen und deren Führern taktvoll vorgegangen wurde, so kamen doch Ungeschicklichkeiten vor, die auch mich als deutschen Vertreter jenseits der Alpen peinlich berührten. General v. Rintelen hatte in diesen Tagen keine beneidenswerte Aufgabe. Erreicht aber war, dass die Verwirklichung des eben erwähnten teuflischen Gedankens nicht mehr möglich war. Ich nenne ihn teuflisch, weil diese Haltung als Lohn für die vorbehaltlose Waffenkameradschaft, für die Hekatomben deutschen Blutes geflossen waren, keine andere Würdigung finden kann. Ich halte es – rückschauend betrachtet – für wahrscheinlich, dass diese Tat beabsichtigt war, stärker erkennbar an der immer schärfer vertretenen italienischen Forderung, deutsche Divisionen aus Mittel- und Norditalien nach Kalabrien und Apulien zu verschieben, zu dem bereits italienische Kapitulationsverhandlungen mit den Alliierten liefen. Diese Verschiebungen konnten ja nur den Zweck haben, die deutschen Kräfte in grösstmöglicher Stärke, weit von der Heimat und vom Nachschub abgesetzt, den Alliierten bei der Kapitulation als Morgengabe zu präsentieren.

Es war klar, dass sich die italienische Regierung und das Comando Supremo schriftlich und mündlich gegen die für sie unerträgliche Vergewaltigung verwahrten und sich ihrerseits militärisch sicherten.

Der militärische Teil der Massnahmen umfasste eine Verstärkung der Kräftegruppe um Rom, die allmählich auf über fünf Divisionen gebracht wurde und auch Panzerkräfte enthielt, die allen Kriegerfordernissen zum Trotz bis zu diesem Zeitpunkt ängstlich zurückgehalten worden waren. Die Zusammenziehung um Rom war ebensowenig durch die Kriegslage bedingt, wie rein militärisch gesehen der Einmarsch der deutschen Divisionen in Oberitalien. Sie erforderte aber nunmehr stärkstes Interesse und entsprechende Beobachtung. Meine und

Rintelens Vorträge im Führerhauptquartier sowie die Besprechungen vom 6. und 15. August 1943 waren diesem Zweck gewidmet.

Am 6. August trafen sich Ribbentrop und Keitel mit Aussenminister Guariglia und Generaloberst Ambrosio in Tarvis. Die Unterhaltung der beiden Aussenminister und Generale führte zu keinem greifbaren Ergebnis. Das war nicht anders zu erwarten; die Gegensätze waren bereits zu stark geworden. Beide Generale verlangten Zugeständnisse, über die man unter normalen Verhältnissen kaum zu debattieren brauchte. Keitel verlangte grössere Anstrengungen von der italienischen Seite und Einsatz der in Mittel- und Norditalien zurückgehaltenen Divisionen, Ambrosio dagegen Unterstellung der in Norditalien eingerückten deutschen Divisionen unter Übernahme der Bahnsicherung durch italienische Einheiten. Unter der Unvereinbarkeit dieser Forderungen litt auch die Behandlung der übrigen Themen über die Kampfführung in Süditalien.

Die Initiative zur zweiten Besprechung, diesmal mit Generaloberst Jodl, ging von General Roatta aus. Über dieser Besprechung lag von vornherein eine deutliche Spannung. Jodl hatte klare Direktiven von Hitler erhalten; er war von Rommel begleitet, den er als Oberbefehlshaber der in Italien befindlichen Heeresgruppe B einführte. Jodl verlangte die Unterstellung des Oberbefehlshabers Süd mit allen in Mittel- und Süditalien stehenden deutschen Kräften unmittelbar unter den König und aller in Norditalien befindlichen deutschen und italienischen Kräfte unter die Heeresgruppe B, die dem OKW unterstellt bleiben sollte. Roatta wiederholte den Antrag Ambrosios auf Unterstellung der in Norditalien befindlichen deutschen Divisionen unter die italienische Führung und Zurückziehung der Divisionen der 4. italienischen Armee aus Südfrankreich. Das letztere wurde zugestimmt, da diese Division in Norditalien ihren Gegenpart in den Divisionen der Heeresgruppe B gefunden hatten, die alle Schlüsselstellungen beherrschten. In den übrigen Punkten konnte man zu keiner Einigung kommen. Der Oberbefehlshaber Süd unterstand nach dem Sturz Mussolinis tatsächlich nur dem König; bei der oben formulierten Forderung muss Jodl ein weitgestecktes Ziel im Auge gehabt haben. Ich hatte seinerzeit die Überzeugung, dass Jodl unerfüllbare Forderungen stellte, um die noch undurchsichtige italienische Haltung zu durchdringen.

Trotz dieser Entfremdung zwischen den Spitzen lief der Verkehr des Oberbefehlshabers Süd und seiner nachgeordneten Dienststellen mit den italienischen Stellen sachlich und kameradschaftlich weiter. Selbst mit Ambrosio fand noch eine äusserlich korrekte Aussprache am 21. August im Comando Supremo

statt, zu der auch die Befehlshaber des Heeres, der Marine und der Luftwaffe geladen waren. Mich begleitete mein Chef, General Westphal, der anfänglich mit einer Führungsabteilung des Heeres zu meinem Stab getreten war, um später mein alleiniger Chef des Generalstabes zu werden. Ambrosio erbat nach Aussprache über die künftigen Operationen Überführung einer weiteren Division nach Sardinien, was ich aus rein militärischen Gründen ablehnte. Wenn ich auch seinerzeit nicht wusste, dass Ambrosio – nachgewiesenermassen – von den bereits angelaufenen Kapitulationsverhandlungen Kenntnis gehabt hat, so war doch die Bitte so wenig durch die Lage bedingt, dass ich andere Beweggründe annehmen musste. Die im Anschluss daran am 23. August erfolgenden, schon erwähnten Mitteilungen Hitlers fanden mich deswegen nicht mehr ganz unvorbereitet. Ambrosio konnte mit seinem Vorschlag nur bezwecken, die deutschen Kräfte in Mittel- und Süditalien zu schwächen, so dass die Alliierten leichteres Spiel haben konnten. Mit grosser Sicherheit möchte ich annehmen, dass Ambrosio die 2. Fallschirmjäger-Division aus seinem unmittelbaren Gesichtskreis verschwinden lassen wollte, um die alliierte Luftlandung bei Rom zu ermöglichen und anschliessend mit den italienischen und alliierten Divisionen aus der Campagna zum tödlichen Schlag auszuholen.

Meine Bemühungen um Konsolidierung der Lage

Die sich allmählich zuspitzenden Verhältnisse hatten mich schon frühzeitig zu Überlegungen über meine Massnahmen im Fall einer italienischen Kapitulation veranlasst. Mein Hauptbestreben war nach wie vor darauf gerichtet, an der Front Klarheit zu schaffen und die Ausweitung der alliierten Erfolge zu verhindern. Darin sah ich das wirksamste Mittel, die italienische Wehrmacht und damit die italienische Führung überhaupt an der Stange zu halten. Dieses «an der Stange Halten» war für mich wichtiger, als sich möglicherweise durch das Ausscheiden Italiens einen neuen Feind zu schaffen. Denn dass die italienische Führung – ging der Krieg weiter – ihre Lage durch Teilnahme am Krieg auf der anderen Seite zu verbessern suchen würde, war zu erwarten. Der daraus resultierende unvermeidliche Bruderkrieg musste sich auch für die deutsche Sache nachteilig auswirken.

In erster Linie versuchte ich, unsere Auffassung über die weitere Kampfführung in persönlichen oder von meinem Stab geführten Gesprächen mit dem Esercito, der Supermarina und dem Superaereo auf einen Nenner zu bringen. Die Verbindungsoffiziere der italienischen Wehrmachtteile in meinem Stab unterstützten mich darin vorbehaltlos.

Man kämpfte um seinen Standpunkt, machte aber ebenso gerne Zugeständnisse. Dass aber erst kurz vor der Kapitulation das Einverständnis zur Verlegung italienischer Kräfte nach Kalabrien und Apulien erreicht werden konnte, gab zu denken. Hatte Jodl doch recht mit der Einschätzung Roattas? Wollte man nicht dadurch lediglich das allzu offensichtlich gewordene *Täuschungsmanöver* der italienischen Führung verschleiern? Möglich, dass Roatta, ohne etwas von den laufenden Kapitulationsverhandlungen zu wissen, erst zu diesem späten Zeitpunkt die Genehmigung Ambrosios und Badoglios erhielt. Möglich – aber nicht eben wahrscheinlich.

Mit den nachgeordneten italienischen Frontoberbefehlshabern in Süditalien und auf den Inseln Sardinien und Korsika habe ich mich auch in diesen Wochen persönlich ausgesprochen und überall grösstes, vertrauensvolles Verständnis gefunden. Auch stellte ich fest, dass die deutschen Befehlshaber sich derselben kameradschaftlichen Zusammenarbeit erfreuten. Für mich und meine Kommandeure glaube ich sagen zu müssen, dass wir trotz des uns aufgezwungenen Verdachts unsere positive Einstellung zur italienischen Wehrmacht und ihren Zielen nicht geändert haben. Bis zum Vortag des Abfalls Italiens waren unsere Arbeiten und Bemühungen in der Hauptsache unseren durch die Bündnisverpflichtungen gegebenen Aufgaben gewidmet. Nur ein verschwindend kleiner Teil dieser Arbeit war den Vorbereitungen für den Fall «Achse» vorbehalten – bei manchen sogar immer noch mit innerem Widerstreben, wie ich es z.B. in Sardinien feststellte.

Mit den Admiralen der Front hatte Oberbefehlshaber Süd in dieser Zeit persönlich kaum Verbindung. Die Supermarina war durch die Verlagerung des Krieges nach Sizilien unmittelbar in den Kriegshäfen Siziliens betroffen worden, hatte auch während der Operationen auf Sizilien angesichts der noch bestehenden Möglichkeit einer Landung in Kalabrien eine gewisse Alarmsicherung in Tarent-Brindisi übernommen. Im Übrigen hatte sie Ruhe für eine intensive Vorbereitung des Grosseinsatzes gegen die demnächst mit Sicherheit zu erwartende Landung an der italienischen Küstenfront. Besprechungen über den Einsatz der Flotte liefen dauernd zwischen Oberbefehlshaber Süd und Supermarina. Noch am Tage des Abfalls sollte eine Besprechung zwischen mir und Admiral de Courten über den endgültigen Einsatz der Flotte gegen die vor Neapel stehende Invasionsflotte erfolgen – also mit dem Admiral, unter dessen Führung die Flotte dann aus La Spezia zur Übergabe an die Alliierten auslief.

Mit der italienischen Luftwaffe verkehrte Feldmarschall v. Richthofen und

dessen Stab. Sie hatte nicht mehr viel zu bieten. Die Bodenorganisation wurde nunmehr grosszügig zur Verfügung gestellt. Italienische Kampfflieger und Jäger schulten unter deutscher Anleitung auf deutsche Flugzeuge um und wurden in der bewährten deutschen Luftkampf­taktik ausgebildet. Bei der Luftwaffe hatte sich die gegenseitige Wertschätzung am klarsten erhalten; das fliegerische Element verbindet und hält. Im Grossen war die italienische Fliegerei jedoch als nicht einsatzfähig anzusprechen und fiel für die Ereignisse aus.

Die Flak war bodenständig; sie war, soweit sie deutsches Material hatte, in Norditalien und an den Eisenbahnen eingesetzt. Mit deutschem Spitzenpersonal durchsetzt, tat sie recht und schlecht ihre Schuldigkeit. Das italienische Material war überaltert und hatte lediglich Attrappenwert. In der Person des Generals v. Pohl hatte die deutsche Flakwaffe eine vortreffliche, italienfreundliche Vertretung bei der italienischen Flakwaffe. Leider hatte sich General Fougier mit der von uns vorgeschlagenen Organisationsänderung, nämlich der Eingliederung der Flakwaffe in die Luftwaffe, nicht so recht befreundet können. Die Organisation blieb deswegen bis zum Schluss ungeklärt und unbefriedigend; die italienische Flakwaffe war bei einer eventuell notwendig werdenden Auseinandersetzung mit der italienischen Wehrmacht kein Faktor von Bedeutung.

Ich habe diesen Querschnitt durch die drei italienischen Wehrmachtteile gezogen, um zu zeigen, dass ich als deutscher verantwortlicher Oberbefehlshaber keine Veranlassung hatte, an ihrem guten Willen und ihrer Einsatzbereitschaft für die Weiterführung des Krieges zu zweifeln.

Der Fall «Achse»

Leider sah das Bild ausserhalb des Frontsektors anders aus. Hier lag begründeter Verdacht für das Ausscheren Italiens aus dem Bündnisvertrag und daher ein Befehl des OKW zur Durchführung der notwendigen Sicherungsmassnahmen für die deutsche Wehrmacht in Italien vor. Sie liefen unter dem Decknamen «Achse», dessen Ausgabe automatisch alle vorgesehenen Handlungen auslösen sollte.

Die Massnahmen für den Fall «Achse» waren in der Hauptsache defensiver Natur. Da man nur den Abfall vermuten konnte, das «Wie, Wo und Wann» unbekannte Faktoren blieben, war die Grundlage für Gegenmassnahmen sehr bescheiden. Das wichtigste bei diesen Vorbereitungen war die Beschäftigung mit allen etwaigen Möglichkeiten. Deswegen habe ich, was die taktische Seite be-

trifft, im Allgemeinen keine schriftlichen Anordnungen getroffen (z.B. Fall Rom), sondern nur meine Absichten mit den in Frage kommenden Befehlshabern besprochen. Mit allen Frontführern und den Führern der Marine und Luftwaffe habe ich an Ort und Stelle (z.B. auf den Inseln) deren Absichten und Massnahmen überprüft und auf eine einheitliche Linie gebracht. Die Tatsache, dass alle Bewegungen erfolgreich durchgeführt wurden, rechtfertigt die von mir in dieser ungeklärten Lage gewählte Art der Befehlsgebung. Ausserdem wurde dadurch das Geheimnis am besten gewahrt, was gerade in diesem Fall von allergrösster Bedeutung war.

Die wesentlichen Richtlinien waren:

Räumung der gefährdeten Fronten einschliesslich der isolierten Inselbesetzungen, wobei die Material-Bestände im grösstmöglichen Umfang zu bergen und mit den italienischen Befehlshabern Verabredungen ins Auge zu fassen waren, die die Loslösung ermöglichten. Wo Schwierigkeiten zu erwarten waren, sollten durch vorübergehende unauffällige Dislozierung oder Materialverlagerungen die im Fall «Achse» notwendigen Massnahmen erleichtert werden. In der Zeit des «drohenden Abfalls» sollte die Räumung nicht durch weitere Zuführung von Verbänden und Nachschubgut erschwert werden.

Auf den Inseln und an der Kalabrischen Front sollten die Absetzbewegungen kampfflos durchgeführt werden; dort aber, wo Widerstand durch italienische Truppenteile einsetzte, sollte die Bahn mit allen verfügbaren Mitteln freigekämpft werden. An der zu erwartenden Invasionsfront und im Grossraum Rom war der Kampf zur Bereinigung der Lage kaum zu vermeiden.

Die zu den italienischen Stäben abgestellten Verbindungsoffiziere sollten die Tätigkeit der Stäbe überwachen; sie waren für ihre Kommandeure Warnposten, auf deren Meldung sogar die Sicherstellung dieser Stäbe oder der massgeblichsten Persönlichkeiten vorzusehen war.

Zur Erhöhung des Selbstschutzes war Räumung der Städte befohlen, und wo dies nicht durchführbar war, örtliche Zusammenfassung der deutschen Dienststellen in verteidigungsfähigen Anlagen.

Die Luftflotte hatte bei «Achse» sofort die Hand auf alle flugklaren Maschinen und die Flakgeschütze zu legen. Die Marine sollte die italienischen Schiffe am Auslaufen hindern, um sie später in deutschen Dienst zu stellen.

Die Besetzung aller militärisch wichtigen Nachrichtenanlagen sollte schliesslich die italienische Führung erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Von vornherein hatte ich die allgemeine Gefangennahme der italienischen Truppen für meinen Bereich abgelehnt, da sie, an sich nur schwer durchführbar, mehr schaden als nützen konnte.

Für mein und der Luftflotte 2 Hauptquartier in Frascati waren die Flaksicherung und die Heeressicherungsverbände – letztere in den Albanerbergen – verstärkt sowie die Schutzräume vergrössert worden.

Diese Periode bis zum Abfall Italiens war für meine Kommandeure und mich eine besondere seelische Belastung. Mir als Soldaten erschien das mir vom Verbündeten und von Hitler aufgezwungene Doppelspiel unerträglich. Die inneren Gegensätze zwischen dem verstandesmässig möglich erscheinenden Abfall und dem unbeirraren Treueglauben an die mir nahestehenden italienischen Führer und an das Wort des Königs und des Regierungschefs, die nicht immer angenehmen Unterredungen mit dem Führerhauptquartier, die Belastung durch die Kriegshandlungen auf Sizilien und in Süditalien und die Ausweitung des Luftkrieges auf den ganzen italienischen Raum sowie die Aussicht auf eine recht nebelhafte Zukunft wirkten allmählich nervenaufreibend. Und doch war ich glücklich, mir am Tage des Abfalls, der den Bombenangriff auf mein Hauptquartier, die alliierte Invasion in der Bucht von Salerno und die Flucht der königlichen Familie und der Regierung aus Rom brachte, sagen zu können, dass ich das Menschenmögliche getan hatte, um diesen Schritt der Italiener auszuschliessen, und dass ich andererseits alle militärischen Massnahmen so getroffen hatte, dass die deutsche Sache keinen vermeidbaren Schaden erleiden konnte.

Der Tag des Abfalls – 8. September 1943

Nichts wies in den Vormittagsstunden darauf hin, dass dieser Tag für den Mittelmeerraum schicksalhaft werden sollte. Es waren Besprechungen mit Roatta und de Courten vorgesehen. Als die Flakbatterien den gegen Frascati anfliegenden alliierten Kampfverband beschossen, hielt ich eine grössere Besprechung über die Abwehrmassnahmen gegen die in diesen Tagen zu erwartende Invasion ab. Die ersten Bomben fielen bereits beim Verlassen meines Arbeitsraumes neben meine Glasveranda, während die weiteren Angriffe viele Treffer in die Nähe meines Schutzraumes brachten. Der feindliche Bombenangriff brachte weniger für die militärischen Stäbe, obwohl auch dort erhebliche Verluste zu verzeichnen waren, als für die Stadt und ihre Bevölkerung schwerste Schäden und Ausfälle. Ich alarmierte sofort alle Truppen zur Hilfeleistung.

Der Bombenangriff war deswegen sehr aufschlussreich, weil auf einer aus einem abgeschossenen Flugzeug sichergestellten Karte meine und Richthofens Befehlsstellen auf das Haus genau eingetragen waren, was auf einen guten Erkundungs- und Zuträgerdienst von italienischer Seite schliessen liess. Er setzte mein Hauptquartier nur ganz kurzfristig ausser Gefecht, was für die mustergültige Anlage des Nachrichtenverbindungsnetzes spricht. Der König und Badoglio hatten den Angriff zugelassen, wiewohl ich mich einer Bitte um Verlegung meines Hauptquartiers an einen weniger volkreichen Ort nicht hätte widersetzen können, auch nicht widersetzt hätte. Luftschutzeinheiten und Feuerwehr aus Rom standen schon am Ortseingang von Frascati, als ich einige Minuten nach dem Angriff meinen Gefechtsstand verliess, was mit Sicherheit auf vorherige Kenntnis des Angriffs schliessen liess. Damit hatten Italiener wie Alliierte die Karten aufgedeckt.

Ich musste mit der Anlandung in der Nacht vom 8./9. September 1945 rechnen und ein offensichtliches Einvernehmen zwischen Italien und den Alliierten annehmen.

Aber auch nach dem Luftangriff am Mittag trat in dem Verhalten der italienischen Kommando-Behörden keine Änderung ein. An der Besprechung mit Roatta auf dem Monte Rotondo nahmen in meinem Auftrag mein Chef und General Toussaint, der Nachfolger Rintelens, teil. Ich selbst sprach nochmals mit allen Frontbefehlshabern, ordnete höchste Alarmbereitschaft an und genehmigte die sofortige Verlegung des deutschen Marine-Kommandos aus Rom in den Raum Frascati. In den Abendstunden erhielt ich einen Anruf von Jodl mit der Frage, ob die Radiomitteilung über die Kapitulation Italiens richtig sei. Da ich nichts davon gehört hatte, vereinbarte ich späteren Anruf. Meine Rückfrage wurde mit der erstaunlichen Mitteilung beantwortet, dass die Radionachricht eine bewusste Irreführung sei und dass der Krieg fortgesetzt werde. Daraufhin verlangte ich kategorisch eine sofortige Dementierung dieser ausserordentlich gefährlichen Falschnachricht durch die italienische Regierung. Dazu kam es nicht, da sich inzwischen die Regierung zu der Vereinbarung öffentlich bekennen musste. Die erste Nachricht hierüber erhielt ich wieder durch Generaloberst Jodl, der mir von dem inzwischen im Führerhauptquartier eingetroffenen Funk Badoglios Kenntnis gab. Ich liess General Toussaint und Westphal unterrichten, die auf ihre sehr energische Rückfrage von General Roatta hörten, dass das Ganze ein aufgelegter Schwindel sei. Die Besprechung der Generale wurde fortgesetzt; General Westphal meldete sich erst in den späten Abendstunden bei mir zurück. Ich befürchtete bereits, dass er und Toussaint in Monte Rotondo zurück-

gehalten worden wären. Abends zwischen 20 und 21 Uhr rief Roatta an und erklärte feierlich, dass auch ihn die Nachricht überrascht habe und er keine Komödie gespielt hätte. Ich nehme mit Bestimmtheit an, dass Badoglio und Ambrosio Oberbefehlshaber Süd nicht wahrheitsgemäss unterrichtet haben wollten, um ihn an sofortigen Gegenmassnahmen zu hindern. Zu diesen konnte es nach Klärung der Lage nicht mehr kommen, da die königliche Familie und die Regierung sich allen Weiterungen durch die Flucht aus Rom entzogen hatten. Dieses Bild kennzeichnet die innerlich korrupte italienische Führung, die durch ihre Flucht den Kampfwillen der zu ihrem Schutz bereitgestellten starken Verbände lähmte und damit auch, für Oberbefehlshaber Süd erfreulich, die beabsichtigte alliierte Luftlandung im Raum Rom unterband.

Ich hatte noch die Möglichkeit, mit Jodl und meinen Frontführern zu sprechen. Das OKW musste uns unserem Schicksal überlassen; im Führerhauptquartier war Oberbefehlshaber Süd abgeschrieben. Ein Befehl erging an mich nicht mehr. Den Frontbefehlshabern hatte ich nach bereits erfolgter Durchgabe des Stichwortes «Achse» nochmals kurz gesagt, worauf es mir in den kommenden Tagen besonders ankam. Als in den späten Abendstunden die Invasionsflotte von der Luftaufklärung immer noch im Seegebiet vor Neapel festgestellt wurde, konnte ich die grösste Gefahr für die Lage in Italien als gebannt ansehen. Nun lag eine umso schwerere Verantwortung auf der 10. Armee in Süditalien, die aber auch auf mir lastete, da ich von der Heeresgruppe B keine Hilfe zu erwarten hatte. Die Meldungen aus Rom, die mich noch in dieser Nacht erreichten, klangen kritischer als die Lage tatsächlich war. Das diplomatische Korps mit den deutschen Familien wurde unter verantwortlicher Leitung des Botschafters ins Reich abgeschoben.

Hätte diese unglückliche Entwicklung der Lage vermieden werden können? Das ist eine Frage, die ich mir damals gestellt habe und auch heute noch stelle.

Voran bekenne ich, dass mir durch die Klärung der Verhältnisse leichter ums Herz wurde. Ich sah den Feind und konnte handeln. Ich gestehe auch, dass mit dem Ausfall der nicht mehr kampfwilligen italienischen Wehrmacht keine grosse Lücke entstand. Wo jetzt gekämpft wurde, wusste ich, dass wenigstens das Beste angestrebt wurde. Aber trotzdem – Italien war, nachdem es gegen den Willen Deutschlands in den Krieg eingetreten war, eine Karte, die nun im Spiel fehlte. Dieser Ausgang hätte vermieden werden können, wenn der Kriegsschauplatz so stark mit deutschen Kräften der drei Wehrmachtteile ausgestattet gewesen wäre, dass die Alliierten nicht auf dem italienischen Festland hätten

Fuss fassen können oder dass sie wieder hätten ins Meer geworfen werden können. Das erste war verabsäumt, das letzte kräftemässig nicht möglich. König und Regierung waren gewillt, über den Kopf des Verbündeten hinweg Schluss zu machen. Selbst bei Berücksichtigung der Eigenart Hitlers konnte ich mir vorstellen, dass das Ziel auf eine anständige und befriedigende Art hätte erreicht werden können. In erster Linie hätte man Mussolini, der eben Hitlers Freund war, nicht so behandeln dürfen. Mussolini wäre es vielleicht möglich gewesen, Hitler von der Kriegsmüdigkeit Italiens zu überzeugen. Auch Hitler wusste ja, dass der effektive Wert der italienischen Wehrmacht in diesem harten Kampf ein ausserordentlich geringer war. Wäre es gelungen, Italien als Basis für die feindliche Kriegführung auszuschalten, so hätte man vielleicht Hitlers Einverständnis für eine friedliche Lösung des Bündnisvertrages erlangen können. Für Italien wären damit die allergrössten Vorteile verbunden gewesen – Italiens Kriegsschäden wären kaum erwähnenswert gewesen. Die bedeutsamere und schwierigere Frage wäre gewesen, ob die Alliierten sich mit einer solchen Auflage auf ein Kapitulationsangebot einverstanden erklärt hätten. Dies ist natürlich sehr schwer zu beurteilen. Rein politisch gesehen, wäre die Kapitulation eines der drei Gegner der Alliierten für sie nicht nur propagandistisch, sondern auch praktisch wertvoll gewesen.

Sei dem, wie es sei. Dass die deutsche Wehrmacht in Italien, die niemals ihre Bündnisverpflichtung vernachlässigt, sondern bis zum Verbluten für die italienischen Interessen gekämpft hat, auf solche Weise verraten worden ist, wird immer ein nicht mehr auszulöschender Makel für Italiens damalige Führung bleiben.

Cavalleros Ende

Sofort nach der Kapitulation der italienischen Kräftegruppe bei Rom unter General Carboni habe ich Befehl gegeben, die in Gefängnissen sitzenden führenden Faschisten, einschliesslich Graf Cavallero, frei zu lassen. Mit einigen anderen Italienern war Graf Cavallero mein Gast. Sie kamen alle in einem Aufzug an, den ich erst heute als ehemaliger Häftling verstehe. Graf Cavallero gab mir beim Eintreffen den mir bis dorthin unbekanntem Begrüssungskuss.

Ich nahm auf die seelische Verfassung der Herren Rücksicht, wies nur darauf hin, dass es ihre eigene Sicherheit verlange, vorübergehend nach Deutschland zu gehen. Dies sollte in den nächsten Tagen mit Flugzeugen erfolgen. Graf Cavallero bangte sehr um seine Frau, die in einem Krankenhaus schwer darnie-

derlag. Er müsse sie morgen besuchen – eine Bitte, die ich selbstverständlich gerne erfüllte. Er war mehrere Stunden mit seiner Frau zusammen und dankte mir dafür in überströmender Weise. Bei dem Abendessen am zweiten Tag gab ich ihm zu verstehen, dass ich seine Frau gerne unter meine persönliche Obhut nehmen und die Verbindung zwischen den beiden Eheleuten während des hoffentlich nur kurzen Aufenthaltes in Deutschland aufrechterhalten wolle. Ich deutete ihm auch an, dass Hitler ihn besonders hoch schätzen gelernt habe und dass er ihn Mussolini sicherlich für seine neue Regierung als Kriegsminister vorschlagen werde. Graf Cavallero war während des Abendessens ausnehmend ernst, was ich auf die Erregung der letzten Wochen und den Abschied von seiner Frau zurückführte. Er verabschiedete sich frühzeitig und wurde von einem meiner Begleitoffiziere in seine Unterkunft gebracht. Am frühen Morgen wurde ich durch die Nachricht aufgeschreckt, dass Graf Cavallero, im Garten sitzend, mit Blick auf Rom erschossen aufgefunden worden sei. Die sofort von mir angeordnete ärztliche und gerichtliche Untersuchung ergab die einwandfreie Feststellung eines Selbstmordes. Unter anderem wurde durch Befragen seiner italienischen Freunde in Erfahrung gebracht, dass Cavallero während der Nacht sehr viel in seinem Zimmer auf und ab und sehr frühzeitig in den Garten gegangen war.

Was war der Anlass? Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, war Graf Cavallero an einer Verschwörung gegen Mussolini beteiligt. Mussolini konnte das bekannt geworden sein. Die Reise nach Deutschland musste ihn wieder in den Gesichtskreis Mussolinis und die Verwirklichung des Planes Hitlers in eine unmittelbare Berührung mit dem Duce bringen. Das war für Cavallero unerträglich. Er sah in seiner verzweifelten Stimmung keinen Weg mehr, der in eine anständige Zukunft führte. Bedauerlich, dass er sich mir gegenüber nicht eröffnet hat.

Ich habe diese tragische Episode angeführt, weil ich in Venedig noch vor Prozessbeginn hörte und auch in den Zeitungen Anspielungen darüber lesen konnte, dass Graf Cavallero von mir oder auf meine Veranlassung erschossen worden sein sollte. Das, was ich im Gerichtssaal in Venedig gesagt habe, wiederhole ich hier ungefähr in den gleichen Worten:

«Ich habe Graf Cavallero geschätzt und bedingungslos unterstützt, weil ich in ihm einen bewussten Freund der Achse kennengelernt hatte, der in der Förderung der gemeinsamen Interessen den grössten Vorteil für Italien sah, für das er vorbehaltlos – allen Widerständen zum Trotz – sein Leben einsetzte. Weit über den Durchschnitt begabt, militärisch hervorragend befähigt, war er ein

Mann, der mit klugem diplomatischen Geschick ein hohes Mass von Energie verband und meines Erachtens seinerzeit der Einzige war, der die italienische Kriegswehrmacht mit der Kriegswirtschaft in Übereinstimmung bringen konnte. Dies sage ich bewusst in voller Kenntnis der auch ihm anhaftenden Schwächen und der grossen Gegnerschaft in einem Teil des Offizierskorps der italienischen Wehrmacht gegen diesen Mann.»

König Viktor Emanuel III., Mussolini und Hitler

Man muss Mussolini als unbeschränkten Diktator ansprechen, man muss aber in demselben Atemzug hinzufügen, dass er seine Pflichten gegenüber dem Königshaus zu erfüllen verstand. Die späteren Ereignisse lassen jedoch mit erschreckender Deutlichkeit erkennen, wie wenig der König mit seinem Regierungschef während der langen Jahre der Zusammenarbeit innerlich übereingestimmt haben muss. Dies ist umso auffallender, als sich Mussolinis Bestrebungen nach Machterweiterung mit denen des Königs deckten. Mögen beide unwahr gegeneinander gewesen sein, beide gingen daran zu Grunde.

Mussolini und Hitler stammten aus kleinen Verhältnissen; sie gingen lange Jahre durch die Niederungen eines schweren Lebens, um, in stetem Kampf stärker werdend, schliesslich als Sieger über ihre Widersacher daraus hervorzugehen. Beide waren in gewissem Sinn Autodidakten mit dem ehrgeizigen und rastlosen Streben nach politischer und geistiger Weiterbildung. Beide blieben einer einfachen Lebensführung treu, die sie den Weg zur Masse des Volkes finden liess. Beide waren glänzende Redner, die die Herzen der Masse zu öffnen verstanden. Beide waren Schöpfer volksbewegender Parteien mit neuen Programmen; beide hatten konkrete Ziele vor Augen, die sie mit allen möglichen, erlaubten und üblichen, aber auch gefährlichen und nicht immer moralischen Mitteln zu erreichen versuchten; sie übernahmen sich auch beide in ihrer Leistungsfähigkeit. Beide scheiterten, mittelbar oder unmittelbar, an der Masslosigkeit ihres Wollens. Die im Äusseren hervortretenden Unterschiede sind mehr als Attribute ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Völkern anzusehen denn als echte Gegensätze.

Mussolini ging über die Redaktionen sozialistischer Zeitungen zur Politik und blieb Politiker. Er beherrschte die diplomatischen Gebräuche und Möglichkeiten und benützte sie in erster Linie für seine und seines Volkes Expansionsbestrebungen. Die von ihm als Minister der verschiedenen Wehrmachtteile be-

wusst veranlasste Verstärkung und Modernisierung von Heer, Marine und Fliegern wusste er geschickt für seine Politik zu nutzen. Seine militärische Ausbildung genügte aber nicht, ihn die Wirklichkeit, den Tatsachekern der schillernden Pracht seiner Wehrmacht erkennen zu lassen. Äusserlich und auch ideologisch der Freund Hitlers, neidete er diesem seine militärische Machtstellung und seine Erfolge. Nicht zuletzt aus diesem Grund liess er sich in militärische Abenteuer ein, die seine Laufbahn zu einem tragischen Ende führten.

Zu dem Zeitpunkt, als ich in nähere Berührung mit Mussolini kam, hatte er in gesundheitlicher Beziehung wie in seiner Machtstellung den Höhepunkt überschritten. Die unbedingte Gläubigkeit seiner Gefolgschaft war im Schwinden, seine Energie reichte nicht mehr zu durchgreifenden Massnahmen aus, er gab immer mehr das als Entscheidung wieder, was seine Berater ihm vorschlugen, bis er sich nach seiner Wiedereinsetzung in eine verkleinerte Machtstellung am Gardasee immer mehr reflektierenden und philosophischen Betrachtungen hingab, die den Tatmenschen in ihm verkümmern liessen. Er war nicht mehr Diktator, sondern ein Mensch, der sich durch die Irrungen des Lebens zu einer höheren Einsicht durchgerungen hatte und allein deswegen nicht jenen gefühlsrohen, widerlichen Abgang hätte finden dürfen, der ihm zuteil wurde.

Die Geburtsstunde Hitlers als des künftigen Lenkers des deutschen Volkes lag im Ersten Weltkrieg und in der unruhigen Nachkriegszeit. Er fühlte sich während der Jahre von 1921 bis 1945 in erster Linie als Soldat, auch noch in seiner politischen Blütezeit. Deswegen erhielten seine politischen Organisationen ein militärisches Kleid, deswegen schuf er eine Wehrmacht, die dem Auge gefällig war, aber auch in ihren inneren Werten und der materiellen Ausstattung den höchsten Kriegsanforderungen genügen konnte. Er lehnte Halbheiten ab, er ging aufs Ganze, bis er als Führer Alleinherrscher wurde. Unterstützt durch eine sehr wirksame Propaganda, schien er der Abgott der Massen geworden zu sein. Kein Wunder, dass er allmählich an seine Einmaligkeit und seine Unersetzlichkeit glaubte, die ihm die Verpflichtung auferlegte, all das noch zu seinen Lebzeiten – er glaubte an kein langes Leben – zu tun, was er für Deutschlands Grösse und Sicherheit in aller Zukunft für notwendig hielt. Im Gegensatz zu Mussolini, dem er vorbehaltloser Freund war und blieb, war er der Allmächtige; Hitler, der in den Anfangsjahren Paladine und Männer seines Vertrauens in einer wahrhaft grosszügigen Weise arbeiten liess, wandelte sich im Laufe des Krieges ins Gegenteil, da er sich nicht mehr von seinen Beratern so bedient

glaubte, wie er es wünschte, und sich später von den meisten nicht verstanden, schliesslich verlassen und verraten fühlte. Psychologisch interessant, dass er, der zweifellos auf vielen Gebieten Überlegene, Minderwertigkeitskomplexe besass, die sich in der Ablehnung jeder freien Meinung und in der Verfolgung vermutlicher oder wirklicher Gegner abregierten. Die Überlastung durch Konzentration eigentlich aller Aufgaben und Entscheidungen auf seine Person führte zu den bekannten Temperamentsausbrüchen, zu Blitzentschlüssen, die oft Unmenschlichkeiten zur Folge hatten. So wie er des Volkes Leben mit seinem Leben verkettet hatte, so umgeisterte sein Ende seines Volkes Nachkriegsschicksal. Vom Schicksal verfolgt, von «seinem» Volk verlassen, ging er gebrochen und unerlöst ins Jenseits.

Bei aller Wesensgleichheit doch grundverschieden, wurden Mussolini wie Hitler Opfer ihres Machtwillens, ihrer unkontrollierten Diktatur. Es genügte nicht, wie Hitler es vorhatte, einen Senat als Überwachungsorgan über den «Führer» zu setzen – *principiis obsta!* Solche «Naturkräfte» brauchen von *vornherein* eine Bindung, die sich auch die Grössten der Welt zu ihrem eigenen und ihres Volkes Nutzen schaffen sollten. In welchem Kleid eine Diktatur auch erscheinen mag, sie ist kurzlebig und zerfällt in sich, wenn sie sich keinen äusseren und inneren Gesetzen unterstellt.

18.

DIE KÄMPFE BEI SALERNO UND DAS RINGEN UM DEN AUFBAU EINER ABWEHRFRONT SÜDLICH VON ROM

Zeittafel: 9.9.1943 Landung der amerikanischen 5. Armee unter General Clark bei Salerno – 9. bis 16.9.1943 Schlacht bei Salerno – Ab 9.9.1943 Entwaffnung der italienischen Verbände im deutschen Bereich – 10.9.1943 Besetzung von Rom – 16.9.1943 Abbruch der deutschen Gegenangriffe bei Salerno – 20.9.1943 Abschluss der Räumung Sardinien durch deutsche Verbände – 27.9.1943 Die Alliierten nehmen die wichtige Luftbasis Foggia – 30.9./1.10.1943 Räumung Neapels durch deutsche Truppen – 5.10.1943 Abschluss der Räumung von Korsika durch deutsche Truppen – Oktober 1943 Kämpfe um die Voltumo-Linie, die Enge von Mignano und an der Adria.

Mit dem Abfall Italiens traten die rein militärischen Interessen Deutschlands in den Vordergrund; in der ersten Zeitspanne wurden sie allein massgebend. Die absolute Leere im Raum wurde erst allmählich durch die Zuführung einiger Divisionen, des Generalkommandos LXXVI. P.K. und des von der Heeresgruppe im Grossen und Ganzen aus eigenen Beständen aufgestellten Armee-Oberkommandos 10 unter General der Panzertruppe v. Vietinghoff ausgefüllt*).

*) I. Stärke- und Kräfteverteilung am 8.9.1943

A) Ob Süd (Fm. Kesselring)

1.1 0. A r m e e mit:

XIV. Pz. K. mit 16. Pz. Div. teils im Einsatz, in Reserve oder in Ablösung der italienischen Kräfte, F. S. Pz. D. «H. G.» in Auffrischung und Einsatz.

LXXVI. Pz. K. in Kalabrien im Kampf gegen britische 8. Armee mit 29. Pz. Gr. Div. (auffrischungsbedürftig aus Sizilien), 26. Pz. Div.,

1. Fj. Div. in Apulien; ein Drittel in Reserve hinter der Salemfront.

Die Invasion auf Sizilien und die Inbesitznahme der Insel hatten Ziel und Zweck der alliierten Operationen im Mittelmeer enthüllt. Mit grösster Wahrscheinlichkeit konnte man mit dem Weitertragen des Angriffs gegen die Apennin-Halbinsel rechnen. Italien konnte in seinem derzeitigen Lähmungszustand vernichtend geschlagen werden; mit dem Ausscheiden Italiens aus dem Bündnis mit Deutschland boten sich für die Alliierten ungeahnte Möglichkeiten zur Intensivierung des Luftkrieges gegen Deutschland, zur entscheidenden Einwirkung auf die südliche Basis der deutschen Ostfront und auf Frankreich. Darauf hatte ich mich als Oberbefehlshaber Süd einzustellen. Kurzfristig kamen Zweifel auf, als – für mich unverständlich – die Strasse von Messina nicht sofort forciert wurde; ob wohl Sizilien mit seinen weiträumigen Häfen (Syrakus, Augusta) Ausgangsbasis für eine weitgreifende Balkanoperation sein sollte? Ich konnte mich mit diesem Gedanken nicht befreunden, da für alliierte Operationen auf dem Balkan eine Abstützung in den günstigen See- und Luftstützpunkten Apuliens, auch als Flankensicherung, unentbehrlich war. Mit dem Angriff auf Süditalien – gleichgültig, ob er als Haupt- oder Nebenangriff geführt wurde – musste man solange rechnen, bis nicht durch die gegnerische Kräfteverteilung, vor allem der Seestreitkräfte, andere Absichten erkennbar wurden. Eine Invasion in Mittelitalien nördlich Rom und an der Adria schaltete ich aus mei-

2. XI. Fl. K. im Raum Rom mit 3. Pz. Gr. Div. Bolsena-See, Livorno und südlich, 2. Fj. Div. südlich Rom.
3. 9. 0. P. z. G. r. D i v. mit Festungs-Brgde. auf der Insel Sardinien
4. SS Brigade «Reichsführer» auf der Insel Korsika
5. Luftflotte 2 mit starken Flieger- und Flakkräften
auf der Halbinsel Italien,
auf der Insel Sardinien und
auf der Insel Korsika
6. Marine - K d o. Italien mit leichten schwimmenden Kräften im
Tyrrhenischen Meer
B) H. Gr. B (Fm. Rommel)
1. LXXXVII. A. K. mit 76. I. Div., 94. I. Div., 305. I. Div. und 24. Pz. Div.
2. LI. G e b. K o r p s mit SS Pz. Div. «Adolf Hitler», 65. I. Div., 44. I. Div.
(Hoch- und Deutschmeister) und Geb. Brigade Doehla
3. Korps Witthöft mit 71. I. D. und kleineren Einheiten
- II. Den deutschen Landstreitkräften in Süditalien einschl. Rom
in Stärke von 8 Divisionen standen an alliierten Kräften: 2 LL Div., 10 Div. und
mehrere Brigaden und Gruppen, an italienischen Kräften: 5 Div., zusammen 17 Div.
u. a. gegenüber.
- III. Auf deutscher Seite kämpften in Süditalien 8 Divisionen,
in Norditalien lagen ohne Beteiligung an den zukunftsentscheidenden Kämpfen 8½
Divisionen, von denen zwei genügt hätten, im Süden die alliierten Angriffe abzuweh-
ren.



Deutsche Kräfteverteilung am 8.9.1943

nen Erwägungen aus; diese Operationen bargen aussergewöhnliche Gefahren in sich, denen die damaligen alliierten Kräfte im Mittelmeer nicht gewachsen waren. Eine Landungsoperation in Apulien musste von einer Offensive durch Kalabrien begleitet sein, die sie in den Besitz der Abruzenpässe brachte.

Im Vordergrund aller Überlegungen stand das politisch und operativ gleich wichtige Ziel Rom, das auf dem Landweg allein nur sehr langsam, mit einer Invasion vom Tyrrhenischen Meer her wesentlich rascher erreicht werden konnte. Für eine solche Operation bot sich ausser der Landung im Grossraum Rom die Bucht von Salerno in erster Linie an; sie erfüllte in geradezu einzigartiger Weise alle Forderungen.

Am 3-/4. September 1943 wurde durch die Alliierten die erste Karte ausgespielt. Die Armee Montgomerys ging über die Strasse von Messina und begann mit dem Angriff durch das gebirgige Kalabrien; er gewann nur langsam Boden. Mit Ausnahme einer am 8. September 5 Uhr früh erfolgenden Anlandung bei Pizzo*) sah die britische Führung von grösseren Anlandungen, die der 29. Panzer-Grenadier-Division und der 26. Panzerdivision sehr gefährlich werden und die Abwehr der Invasionstruppen gefährden konnten, zu unserer Freude ab. Am 7. September wurde mir das Auslaufen der alliierten Invasionsflotte gemeldet, seit dem 8. stand ihre Masse im Tyrrhenischen Meer, also seit jenem Tag, an dem in der Mittagsstunde die in Frascati untergebrachten Hauptquartiere des Oberbefehlshabers Süd und der Luftflotte 2 von starken alliierten Fliegerverbänden angegriffen wurden.

Voran stand nun die Frage: Wo werden die Alliierten landen? Das Kreuzen der Invasionsflotte in Höhe von Neapel liess keineswegs den bindenden Schluss auf die Gegend von Neapel zu. Der Grossraum von Rom, die Campagna, bot sich an; die Landungsgruppe wurde durch fünf gute italienische Divisionen und ein Gelände, das alle Bedingungen für eine Luftlandung erfüllte, unterstützt. Für diesen Fall beabsichtigte ich, mit den im Raum nördlich und südlich Roms stehenden beiden Divisionen und den starken Flakverbänden auf die Albanerberge auszuweichen und die drei Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen aus dem Raum Neapel beschleunigt in Richtung Rom heranzuführen, während sich die beiden gegen Montgomery kämpfenden Panzer- und Panzer-Grenadier-Divisionen und die 1. Fallsch. Jg.-Division mit den in Kalabrien und Apulien befindlichen starken Flakverbänden der Lageentwicklung entsprechend an die

*) Wie wirkungsvoll taktische Anlandungen sein können, bewiesen die Landungen des XIII. britischen Korps an der Adria. Dass sie am nicht entscheidenden Flügel stattfanden, ist kein Gegenbeweis für deren taktischen Nutzen.

Gruppe «Rom» heranschieben sollten. Die Luftflotte 2 sollte mit stärksten Kräften in erster Linie die massierten italienischen Divisionen zerschlagen, um durch die Säuberung des rückwärtigen Raumes die unbedingt erforderliche Bewegungsfreiheit zu schaffen. Es wäre eine Bewegungslage entstanden, die auch für die Alliierten schwierig werden konnte, wenn sie nicht sogar zu Rückschlägen geführt hätte.

Für den Fall einer Landung im Raum von Neapel sah ich überhaupt keine Notwendigkeit, Mittelitalien zu räumen. Die Lage würde dann ernst, aber noch zu meistern sein, vor allem wenn das OKW meinen verschiedenen Anträgen auf Verstärkung der deutschen Kräfte in Süditalien durch Zuführung von ein bis zwei in Norditalien brachliegenden Divisionen aus der Heeresgruppe Rommel rechtzeitig stattgeben würde. Schwierigkeiten konnten bei der Auseinandersetzung mit den italienischen Kräften auftreten. Ich konnte mich aber auf Generaloberst v. Vietinghoff verlassen, dem es auch gelungen war, mit dem Oberbefehlshaber der italienischen 7. Armee in Kalabrien ein kameradschaftliches Verhältnis herzustellen. Ich glaubte auch, dass die Kommandeure der deutschen Truppen auf den Inseln Sardinien und Korsika ihre Aufgabe im Einvernehmen oder im Kampf mit den wesentlich stärkeren italienischen Truppen lösen würden. General Lungerhausen musste sich mit seiner verstärkten 90. Panzer-Grenadier-Division und den starken Luftwaffenkräften bis zur Nordküste Sardinien durchschlagen, von da mit Hilfe des deutschen Marine-Kommandos an dem starken italienischen Flottenstützpunkt Maddalena vorbei nach Korsika übersetzen lassen und schliesslich mit den deutschen Kräften von Korsika Bastia zu gewinnen suchen, um von dort mit Schiffen und Flugzeugen in den Raum Livorno überführt zu werden.

Alles in allem: Die Lage, in die ich mit meinen Kräften hineinmanövriert war, war nicht schön. Unerfindlich ist mir auch heute noch, dass Hitler lieber acht erstklassige deutsche Divisionen (davon sechs im Südraum, zwei bei Rom) und eine überstarke Flakwaffe abschrieb, statt durch Zuführung von ein bis zwei Divisionen, die in Norditalien bereitstanden, die Möglichkeit zu einer erfolgreichen Operation zu schaffen. Das OKW wusste aus meinen zahlreichen Darlegungen, was der Besitz der apulischen Flugbasen im Kampf gegen Deutschland bedeutete. Man durfte die Ebene nicht leichtfertig dem Feind überlassen. Aber nichts geschah! Auch die selbstverständlichste Massnahme, mit Divisionen aus Rommels oberitalienischem Bereich meine Kräfte bei oder nördlich Rom aufnehmen zu lassen, unterblieb. Die Rommelsche Idee, ganz Süd- und Mittelitalien aufzugeben und nur Norditalien zu halten, hatte sich an-

scheinend bei Hitler so festgesetzt, dass er selbst für die natürlichsten taktischen Erfordernisse nicht mehr zu haben war. Wenn aber Hitler sich diese Idee zu eigen gemacht hatte, dann mussten rechtzeitig die deutschen Divisionen mit den deutschen Luftwaffen- und Marine-Verbänden aus Süditalien zurückgezogen werden. Das war das Mindeste!

Als mir in den Spätnachmittagsstunden Generaloberst Jodl das Ausscheren der Italiener aus dem Bündnis mitteilte, waren lange Überlegungen nicht mehr möglich, auch nicht mehr nötig, da mit der Ausgabe des Stichwortes «Achse» alle Dienststellen meines Bereiches planmässig zu handeln begannen. Nur die Lage um Rom erforderte laufend Befehle. Vorteilhaft war, dass ich auf die italienischen Verbände keine Rücksicht nehmen und mit Hitlers Eingreifen, da ohne Verbindung, nicht rechnen musste.

Die spät abends einlaufende Meldung, dass die alliierte Invasionsflotte immer noch vor Neapel stehe, befreite mich von zwei Sorgen, – von einer grösseren, da eine Landung an der Campagnaküste nicht mehr zu erwarten, und von einer kleineren, da ein Abkneifen der 29. Panzer-Grenadier-Division und 26. Panzer-Division in Kalabrien durch grössere Landungen an den Schnürestellen der Nordküste Kalabriens unwahrscheinlich geworden war. Es blieb also die für die Alliierten besonders geeignete Bucht von Salerno.

Das bedeutete: Das Heranziehen der beiden Divisionen aus Kalabrien war weiter zu beschleunigen und dabei das Vorgehen von Montgomery zu verzögern; Gelände und Gebirge unterstützten dies. Rasche Bereinigung der Lage bei Rom und Zuführung der dort freiwerdenden Kräfte zur 10. Armee in Süditalien, Bereitstellung von Eingreifdivisionen hinter dem Salerno-Abschnitt, dessen Küste von Teilen der 15. Panzer-Grenadier-Division im Norden und südlich davon nach Herauslösen der italienischen Kräfte, von Teilen der 16. Panzer-Division verteidigt wurde. Die Masse der 16. Panzer-Division und ein Drittel der 1. Fallschirmjäger-Division standen dahinter; die Panzer-Division «Hermann Göring» lag zur Auffrischung im Raum Caserta; die Auffrischung musste nunmehr beschleunigt beendet werden. General Heidrich stand mit der Masse der 1. Fallschirmjäger-Division in Apulien, er musste nach eigenem Ermessen handeln.

Die Luftflotte 2 wurde gegen die Invasionsflotte eingesetzt, während die um Rom stehende Flak und die deutsche Flieger-Bodenorganisation in Alarmbereitschaft gegen etwaige Luftlandungen gesetzt wurden. Der Verzicht auf die Luftlandung entspannte die Lage bei Rom, da die italienischen Divisionen, allein

auf sich angewiesen – trotz der dreifachen Übermacht – keine wirkliche Gefahr waren, wenn auch sehr unliebsame Verzögerungen in der Zuführung von Verstärkungen zur 10. Armee den Ablauf der Kämpfe um Salerno nachteilig beeinflussen konnten.

Es war zu erwarten gewesen, dass die Abrechnung mit dem bisherigen Bundesgenossen nicht überall reibungslos vor sich gehen würde; Neapel, Bari, Rom, Korsika sind Beispiele. Im Grossen gesehen, setzte sich aber die alte Waffenbrüderschaft gegenüber der verräterischen Haltung der politischen und militärischen Spitzen durch. Zu heftigeren Kämpfen kam es nur bei Rom und auf Korsika. Die ersten Meldungen aus Rom lauteten nicht günstig, waren aber übertrieben.

Die 2. Fallschirmjäger-Division trat gegen den Südteil von Rom an, wurde aber an der Eisenbahnlinie angehalten, um Kämpfe im Innern von Rom zu vermeiden. Übergriffe, die mir gemeldet wurden, wurden sofort abgestellt. Der Fallschirm-Angriff gegen das italienische Heeres-Hauptquartier Monte Rotondo war schwerer, als ich annahm, brachte indes einen vollen taktischen Erfolg; der engere Führungsstab mit General Roatta an der Spitze war aber über alle Berge. Die 3. Panzer-Grenadier-Division, vom Bolsena-See gegen den Nordrand Roms vorstossend, hatte nur unerheblichen Widerstand zu überwinden. Am 9. September teilte mir ein Dienstgrad einer der italienischen Divisionen – ein alter Faschist – mit, dass die Divisionen keinen weiteren Widerstand leisten und zu Übergabeverhandlungen bereit sein würden. Die italienische Abordnung kam sehr bald. Nach einer kurzen, einleitenden Aussprache mit den Parlamentären, General Graf Calvi di Bergolo und Oberst Graf Montezemolo, führte mein Chef, General Westphal, geschickt die weiteren Verhandlungen. Ich verlangte sofortige Auflösung und Waffenabgabe, sagte aber die Entlassung aller Soldaten in die Heimat zu. Ein Funkspruch des mir anscheinend vorgesetzten Feldmarschalls Rommel, von dessen Vorgesetzeneigenschaft mir aber nichts bekannt war, verlangte die Überführung aller italienischen Soldaten als Kriegsgefangene nach Deutschland. Ich lehnte dies ab und bat in einem Funkspruch Hitler, dass ich in einer Lage, in der ich um das nackte Leben meiner Truppe kämpfte, von unausführbaren Befehlen verschont werden müsste. Ich müsse so handeln können, wie ich es für möglich und richtig hielt. Ich hörte nichts mehr davon und tat das, was mir mein Gewissen vorschrieb. Auch Feldmarschall Rommel wäre besser beraten gewesen, die Soldaten der in Norditalien liegenden italienischen Divisionen zu entlassen, als seine eigenen Divisionen in einer unfruchtbaren Beschäftigung festzulegen und durch die vielen geflüchteten Sol-



Alliierte Angriffe gegen Süditalien und erste deutsche Gegenmassnahmen ab Anfang September 1943

daten den Grundstock für die Partisanenverbände zu legen. Diese Zwei-Männer-Führung in Italien (Kesselring-Rommel) mit der fast hörigen Einstellung Hitlers zu Rommel brachte es mit sich, dass die Dringlichkeitsanträge des Oberbefehlshabers Süd, auf Verstärkung durch ein bis zwei Divisionen, abgelehnt wurden. Leider nahmen die Entwaffnung der italienischen Verbände und die Sicherstellung von Waffen, Munition und Material mehr Zeit und Menschen in Anspruch, als es mir bei der Entwicklung der taktischen Lage vor Salerno lieb war. Wenn auch bereits am 10. September die Aufklärungsabteilung der 3. Panzer-Grenadier-Division nach Süden verschoben werden konnte, so konnte doch erst am 13./14. September die 2. Marschgruppe dieser Division ins Gefecht treten. Wenn wenigstens für Rom eine Division zugeteilt worden wäre!

Die Kämpfe in der Bucht von Salerno liefen trotz der starken alliierten Luftüberlegenheit, des mächtigen Schiffsartilleriefeuers und der eigenen Unterlegenheit besser, als ich erwarten konnte. Günstig war, dass bereits am 11. September trotz Treibstoff mangels die ersten Teile der aus Kalabrien kommenden 29. Panzer-Grenadier-Division in den Kampf am linken Flügel eingreifen konnten, denen bald die Masse der Division und die 26. Panzer-Division folgten. Am rechten Flügel griffen die 15. Panzer-Grenadier-Division und auf dem Fuss folgend die marschfertig gewordenen Teile der Panzerdivision «Hermann Göring» ein. Das Loch in der Mitte war – wenn auch dürrig – von der bis dahin in Reserve stehenden 16. Panzerdivision und von einem noch in diesem Raum befindlichen Regiment der 1. Fallschirmjägerdivision ausgefüllt. Der am 11. September mit grossen Erwartungen angesetzte Panzerangriff der 16. Panzerdivision blieb in dem von Gräben durchschnittenen Gelände stecken und wurde ein gutes Ziel für die alliierte Schiffsartillerie. Dagegen war der linke Flügel am 13. oder 14. September unter dem Kommando des LXXVI. Panzer-Korps im erfolgreichen Vorgehen; in den Spätnachmittagstunden wurde mir sogar gemeldet, dass man hoffe, noch am Abend den Feind ins Meer werfen zu können. Vietinghoff und ich waren etwas skeptischer und sollten leider recht behalten. Wie leicht hätten die auch nach englischer Auffassung krisenhaften Tage – «a dramatic week» – zu einem entscheidenden deutschen Erfolg führen können, wenn Hitler den äusserst zurückhaltenden Anträgen des Oberbefehlshabers Süd Rechnung getragen hätte.

Die Lage konnte man nach diesen kritischen Tagen gegenüber der Ausgangslage als unverändert betrachten; die linke Flanke der Salerno-Gruppe war durch Nachhuten des LXXVI. Panzer-Korps und die natürlichen und künstlichen Geländehindernisse gegen das sehr vorsichtige Vorgehen Montgomerys geschützt.

Von Apulien her war überhaupt nichts zu befürchten; die Kräftezersplitterung der 8. britischen Armee hatte unzweifelhafte Vorteile für die deutsche Kampfführung, die sich ihrerseits nicht zu der gleichen Zersplitterung verführen liess. Im Gebirge hatte die schwache 1. Fallschirmjäger-Division den dort vorgehenden Kräften Montgomerys die Wege verblockt, so dass aus dem beherrschenden Gebirge weder eine Einwirkung in Richtung Salerno noch gegen die in der Ebene kämpfende 1. Fallschirmjäger-Division zu befürchten war.

Bereits am 10. September hatte ich auf der Karte die verschiedenen Widerstandslinien für den Fall einer etwaigen Zurücknahme der deutschen Kräfte aus Süditalien festgelegt; sie konnten später im Allgemeinen beibehalten werden. Die beiden ersten Tage vermittelten den Eindruck, dass zwar viel Gelände geopfert werden müsse, dass man aber noch südlich Rom, vielleicht in einer Linie, deren Mitte durch den Monte Mignano (spätere Reinhard-Stellung) gekennzeichnet ist, oder in der Garigliano-Cassino-Linie (spätere Gustav-Stellung), zur Verteidigung übergehen könne. Wenn man sie halten wollte, mussten Stellungen gebaut, Bau- und Kampfkräfte zugeführt werden. Die dafür erforderliche Zeit musste die Kampfführung der 10. Armee – Generaloberst v. Vietinghoff – sicherstellen.

An dieser Grundidee hielt ich fest. Am 12. September fand die erste Besprechung mit Vietinghoff statt; Aussprachen mit dem OKW wegen Bereitstellung der Kampf- und Baumittel führten zu einem befriedigenden Ergebnis. Bei meinen fast täglichen, nicht immer genussreichen Frontflügen und Frontfahrten hatte ich die Hand am Pulsschlag des Geschehens. Mit besonderem Nachdruck betrieb ich die Erkundung der Stellungen und war dem Pionier-General Bessell, der diese Arbeiten zu leiten hatte, sicherlich mehr als lästig.

Die genaue Kenntnis der Kampfplage und des Ausbaustandes befähigten mich, einen Plan für die Kampfführung in den folgenden Monaten aufzustellen, der im Allgemeinen eingehalten wurde und in den auch Hitler mit keinem Wort eingriff. Um dem leidigen Schiffsartilleriefeuer zu entgehen, genehmigte ich am 16. September den Abbruch des Kampfes an der Küstenfront mit dem ausdrücklichen Befehl, dass die vom AOK 10 als Zwischenlinie in Aussicht genommene Volturmo-Linie nicht vor dem 15. Oktober aufgegeben werden dürfe. Neapel wurde nach Abtransport der Vorräte am 1. Oktober geräumt. Vietinghoff mit seinem prächtigen Chef, General Wentzell, führte den Rückzugskampf mit dem XIV. Panzer-Korps rechts und dem LXXVI. Panzer-Korps links mustergültig durch und zog die Kämpfe um den Volturmo bis zum 16. Oktober hin; die Alli-

ierten begannen ihn erst zwei Tage später zu überschreiten. Nachdem für Anfang November drei neu aufgefrischte Divisionen (94., 305. und 65. Infanteriedivision) in Aussicht gestellt waren, ordnete ich die Abwehrbereitschaft der «Reinhard-Stellung» bis zum 1. November an; am 4. November wurden dort die ersten alliierten Patrouillen beobachtet. Ich hatte volles Zutrauen zu dieser geländemässig sehr starken Stellung und hoffte durch längeres Halten, vielleicht bis zum Jahreswechsel, der dahinter liegenden «Gustav-Stellung» eine Stärke zu geben, an der sich die britisch-amerikanischen Kräfte die Zähne ausbeissen konnten.

So wie General Heidrich mit seinen mehr als schwachen Fallschirmkräften das XIII. britische AK zum langsamen Nachfolgen, ja zum vorübergehenden Stop seiner Bewegungen zwang, so wusste er sich auch der am 22.723. September in Bari gelandeten 78. englischen Division durch gewandtes Ausweichen auf den Of an to-Ab schnitt zu entziehen. Am 27. September ging nach heftigen Kämpfen die Flugbasis Foggia verloren, was die 1. Fallschirmjäger-Division mit den Luftwaffen-Formationen zum allmählichen Ausweichen hinter den Fortore, später hinter den Biferno, veranlasste. Die 29. Panzer-Grenadier-Division leistete ab Ende September Hilfsstellung, verriegelte eine unangenehme Lücke vor der 1. kanadischen Division und deckte die Flanke der westlich davon kämpfenden Masse der 10. Armee ab. Man muss Führung und Truppe der in Apulien eingesetzten schwachen Teile der 1. Fallschirmjäger-Division und der Luftwaffen-Kräfte bewundern. Man kann nur der Kritik eines englischen Schriftstellers über den Kampf der britischen Kräfte in Apulien und im anschliessenden Gebirge zustimmen, der sagt: «Wozu einen Schmiedehammer, um eine Nuss zu knacken?»

Von dem luftstrategisch schwer erträglichen Verlust der apulischen Flugbasen abgesehen, zu deren Verteidigung das OKW eine Division aus Norditalien verweigert hatte, festigte sich die Lage. Die 10. Armee hatte in schwierigsten Kämpfen eine vom Tyrrhenischen Meer bis zur Adria reichende schwache Front aufgebaut. Weniger schön gestaltete sich die Lage an der Adria bei Termoli, wo am 3. Oktober überraschend das britische XIII. AK mit starken Kräften überholend landete und einen recht erheblichen Brückenkopf bilden konnte. Zufällig bei Eintreffen der Meldung beim AOK 10 anwesend, ordnete ich die sofortige beschleunigte Verschiebung der 16. Panzer-Division mit dem Auftrag an, die gelandeten Kräfte wieder ins Meer zu werfen; neben Beseitigung der örtlichen Gefahr sollte durch einen erfolgreichen Gegenangriff gezeigt werden, dass die Adriafront gesichert sei.

Der Befehl wurde rechtzeitig gegeben. Ich war daher aufs Höchste über-

rascht, als mir mein Stabschef, General Westphal, an demselben Tag zwischen 22 und 23 Uhr neu auf tretende Bedenken des AOK 10 meldete, also zu einem Zeitpunkt, zu dem ich die Division im höchsten Tempo Termoli zueilen wähnte. Ich konnte die Bedenken nicht teilen und befahl beschleunigte Ausführung meines Befehles. Durch das verspätete, kleckerweise Eintreffen der Division am 4. Oktober und deren verzettelt Hineinwerfen in den Kampf hat sich das AOK um den sicheren Erfolg gebracht. Bei eigener starker Unterlegenheit können nur Vorausdenken, weitgehende Vorbereitungen, rasche Entschlüsse und hohe Beweglichkeit den Ausgleich bringen. Aus diesem Vorfall lernte die Truppe, lernte auch ich; wir stellten anlässlich der Landung bei Anzio-Nettuno diesen Fortschritt in der italienischen Führung unter Beweis.

Von der «Reinhard-Stellung» hatte ich, wie schon erwähnt, viel erwartet. Sie stand und fiel mit dem Halten der Enge von Mignano, die nicht genommen werden konnte, solange die Höhe 1'170 in eigenem Besitz war. Die Baumassnahmen des Korps-Pionier-Bataillons des XIV. Panzer-Korps und meine Befehle waren darauf ausgerichtet. Wie so häufig im Kriegsgeschehen, zerbrachen sichere Hoffnungen. Durch örtliches Versagen der in diesem Abschnitt kämpfenden Panzer-Grenadier-Division setzte sich der Feind überraschend in den Besitz des Bergmassivs, das auch durch Einsatz des einzigen zu meiner Verfügung stehenden Fallschirmjäger-Bataillons nicht mehr gewonnen werden konnte. Zeigten schon die Kämpfe der 10. Armee bis zur «Reinhard-Linie» die Güte und Härte von Führung und Truppe, so erwiesen die Kämpfe der folgenden Zeit bis zur endgültigen Besetzung der «Gustav-Stellung» den überdurchschnittlichen Wert der jungen deutschen Italien-Divisionen. Was die 29. Panzer-Grenadier-Division unter ihrem hervorragenden Kommandeur, Generalleutnant Fries, nach dem Verlust der beherrschenden Höhe und nach Ablösung der 3. Panzer-Grenadier-Division in dem karstähnlichen Gebirge des erwähnten Mittelabschnittes leistete, ist einmalig. Neben dieser Division darf die 26. Panzer-Division unter ihrem jeder Lage gewachsenen Kommandeur, Generalleutnant Smilo v. Lüttwitz, nicht vergessen werden; sie war die Eingreifdivision in der Mitte, bis sie Ende November an die gefährlichste Brandstätte dieser Periode, an die Adria, geworfen wurde, um zusammen mit der 90. Panzer-Grenadier-Division und der 1. Fallschirmjäger-Division den erfolgreichen Feindangriff gegen die 65. Infanterie-Division abzufangen.

Zwei Tage vor diesem Angriff (Ende November) war ich mit meinem Stabschef General Westphal bei der 65. Infanterie-Division und liess mich durch den General v. Ziehlberg auf der Karte und im Gelände eingehend unter-

richten. Gegen den rechten Flügel und den darin anschliessenden Teil der Mitte war nichts zu sagen – geländemässig, fortifikatorisch und truppenmässig war er sehr gut; sobald die Hochgebirgs-Bataillone den Majella-Block besetzt hatten, war auch die rechte Flanke gesichert. Der linke Flügel hatte nach der Adria zunehmend seine Schwächen, die Stellung hatte keine Tiefe und ungünstige Artillerie-Beobachtungsmöglichkeiten; dazu sollte sie von einer jungen Truppe verteidigt werden. Dagegen hatten die Gefechtsvorposten eine vorzügliche Flussstellung mit sehr guter Artillerie-Beobachtung aus der erwähnten Hauptstellung, aber wie lange würden sie sie halten können? Meinen Zweifeln gegenüber blieb Ziehlberg voll Vertrauen. Möglich, dass die Schlacht einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn nicht der Divisions-Kommandeur und der Kommandeur des linken Flügel-Regiments gleich bei Beginn schwer verwundet ausgefallen wären. Besser wäre es gewesen, wenn die 1. Fallschirmjäger-Division an Stelle der 65. Infanterie-Division am linken (Adria-)Flügel eingesetzt gewesen wäre; ich überlegte diesen Wechsel; aber zum Austausch reichte die Zeit nicht mehr. Manches kam zusammen, um die Lage zu erschweren; ich fiel aus, da ich am entscheidenden Tag beim Gen.Kdo. LI. Geb.-Korps in der «Grünstellung» (Apennin) war und erst am Abend auf dem Abetone-Pass erreicht werden konnte. Dann fehlte es an den Grossreserven, da sich die Ablösung der 26. Panzer-Division, die hinter der 65. Division bereitgestellt werden sollte, durch die 44. (Hoch- und Deutschmeister-) Infanterie-Division wider Erwarten verzögert hatte und schliesslich die über Korsika aus Sardinien herangekommene 90. Panzer-Grenadier-Division als OKW-Reserve nicht sofort greifbar und nicht grosskampffähig war. Wie immer in solchen Fällen kam es, als die Divisionen endlich im Kampfraum eintrafen, zu überstürzten Einsätzen, die nicht sofort die erhoffte Wirkung brachten. Die 90. Panzer-Grenadier-Division hatte einen unglücklichen Start, den der neue Divisionskommandeur (Oberst Baade) in wenigen Tagen auszugleichen wusste. In ihm wurde eine ganz seltene Führernatur sichtbar, der ebenso wie General Heidrich in der Folge vor jede Aufgabe gestellt werden konnte. Ende 1943 trat nach besonders heftigen Kämpfen vom 6. bis 28. Dezember 1943 auf diesem Flügel Ruhe ein.

19.

CASSINO, ANZIONETTUNO UND ROM HERBST 1943 BIS FRÜHSOMMER 1944

Zeittafel: 22.1.1944 Landung der Alliierten bei Anzio-Nettuno – Februar 1944 Vergebliche deutsche Gegenoffensive bei Anzio-Nettuno – Januar, Februar, März 1944 Erfolgreiche deutsche Abwehr in den Kämpfen um Cassino – 12.5.1944 Alliierte Grossoffensive an der Cassino-Front, Durchbruch am Garigliano und bei Cassino – 22.5.1944 Alliierte Offensive aus dem Landekopf bei Anzio-Nettuno, Durchbrechen des linken Flügels der 14. Armee – Rückzug der 10. und 14. deutschen Armee – 4.6.1944 Alliierte Truppen rücken in Rom ein, das von der deutschen Führung zur «offenen Stadt» erklärt worden war.

Der Brückenkopf und Cassino

Die Flucht der königlichen Familie und der Regierung aus Rom schuf militärisch gesehen leichtere, politisch gesehen unübersichtliche Verhältnisse. Es bleibt das Verdienst des Botschafters Dr. Rahn und seines unentbehrlichen Helfers, des Konsuls Moellhausen, innerhalb kürzester Zeit durch die Bildung einer tragfähigen Verwaltung Ordnung in das Durcheinander gebracht zu haben. Die Aushebung der Arbeitsbataillone, die Bereitstellung von Verpflegung vollzog sich in der Folge ordnungsgemäss durch die italienischen Verwaltungsstellen, denen deutsche Kräfte beigegeben waren. Dass die Durchführung nur in Ausnahmefällen befriedigte, die Arbeiter trotz der – wie ich selbst an verschiedenen Orten feststellte – bemerkenswert guten Versorgung, unsichere Kantonisten blieben, war ein Zeichen der allgemeinen Kriegsmüdigkeit. Ich kam allmählich zu der Überzeugung, dass die deutsche Kriegführung in Italien ohne die Zwischenschaltung einer unbeliebten Regierung einfacher und wirkungsvoller ge-

wesen wäre. In dieser Frage bestand schliesslich die einzige grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen der deutschen Botschaft und den Soldaten.

Mit wachem Interesse verfolgte ich die Evakuierung der deutschen Truppen von Sardinien und Korsika, von deren Ablauf ich mich auch persönlich überzeugte. Der Geschicklichkeit des Generals Lungerhausen und dem verständnisvollen Verhalten des italienischen Insel-Kommandanten ist es zu danken, dass Sardinien ohne grössere Kampfhandlungen geräumt werden konnte. General v. Senger-Etterlin gelang es schliesslich, die Gesamtstreitkräfte, nahezu 40'000 Mann, mit Waffen und Gerät nach Elba, Livorno und Piombino zu überführen. Ich bedauerte es besonders, dass gerade mit der italienischen Besetzung von Korsika unter General Magli die Waffen gekreuzt werden mussten, da ich Magli als Mitarbeiter von Graf Cavallero ganz besonders schätzen gelernt hatte. Die Kämpfe um Bastia und die von dort ausgehenden Verschiffungen brachten manche beklemmende Stunde. Feldmarschall v. Richthofens Fliegern und des Kapitäns zur See Engelhardt Entschlussfreudigkeit und Können, sowie dem heldenhaften, ununterbrochenen Einsatz der meisten Verbände des deutschen Marinekommandos gebührt besonders ehrende Erwähnung.

Meiner ständigen, zum Schluss im Führerhauptquartier persönlich vorgetragenen Forderung, endlich in Italien ohne Rücksicht auf meine Person eine einheitliche Führungsspitze zu schaffen, wurde am 21. November 1943 durch meine Einteilung als «Oberbefehlshaber Südwest – Heeresgruppe C – Rechnung getragen. Dem «Zu spät» setzte ich einen umso stärkeren Willen entgegen, die Versäumnisse und die daraus entstandenen militärischen Nachteile auszugleichen. Das fortifikatorische Programm des Tiefenausbaues hinter der «Gustav-Stellung» (Mittelpunkt Monte Cassino) und die von Feldmarschall Rommel angeordneten Baumassnahmen wurden nun meinen Absichten angepasst, nicht ohne dass ich mich vorher an Ort und Stelle über Gelände, Ausbaustand und Ausbaumöglichkeiten unterrichtete.

Die Erkundung und der Bau von Stellungen sind undankbare Aufgaben, da jeder Soldat seine eigenen Erfahrungen für sakrosankt hält und jede Stellung der vernichtenden Kritik des Nachfolgers oder gar der die Stellung besetzenden Truppe anheim fällt.*) Dass ich mit dem bisher Geleisteten nicht zufrieden war,

*) Die Erfahrungen im Gebirgskrieg sind nicht eindeutig; Hochgebirgsgrundsätze lassen sich nicht unmittelbar auf die Mittelgebirgstaktik übertragen. Der eine schwört auf Vorder-, der andere auf Hinterhang, der dritte ist auf Kammstellungen eingeschworen. Es gibt kein Rezept; zum Teil ist es Gefühlssache!

konnten mir die bis zu diesem Zeitpunkt Verantwortlichen, die Generale v. Zangen und Feurstein, nicht übelnehmen. Um nicht selbst von der Truppe der gleichen negativen Kritik unterzogen zu werden, habe ich im weiteren Verlauf in immer grösserem Umfang die für die Verteidigung vorgesehenen Armeen, Generalkommandos und Divisionen mit der Überwachung beauftragt. Unberechtigt war, dass die zahlreichen Festungspioniere und die «Organisation Todt» unter den Oberbauleitern Fischer und Michahellis trotz ihrer hervorragenden Gesamtarbeit von der Truppe nicht in ihren Leistungen anerkannt wurden! An solchen Kritiken wird man nichts ändern können, da man die Menschen nicht ändern kann.

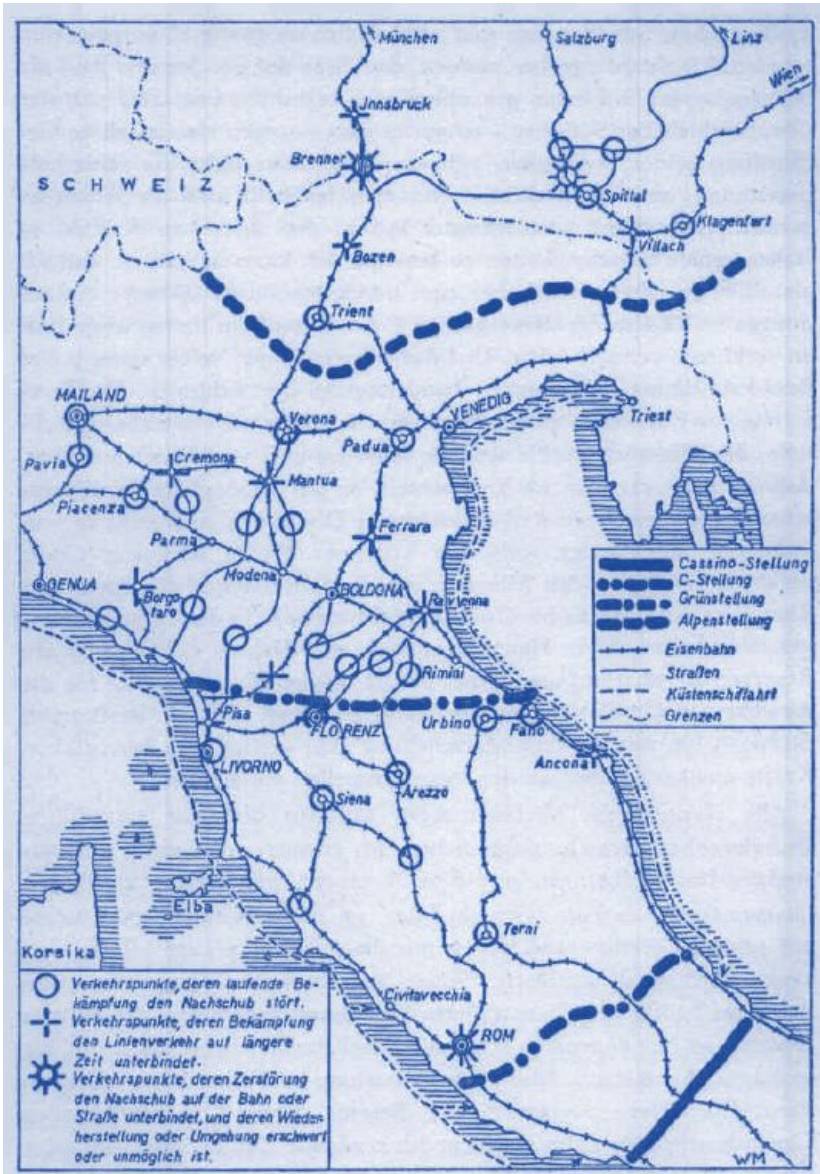
Der Ausbau der langen Küsten bedurfte besonderer Überlegungen nach operativen und taktischen Gesichtspunkten und Möglichkeiten, die schliesslich in einem nach Schwerpunkten gegliederten Bauprogramm ihren Niederschlag fanden. Wenn ich auch grundsätzlich in erster Linie am Bau einer Verteidigungsstellung am Strand und unmittelbar dahinter festhielt, so war der zweite Arbeitsgang den Baumassnahmen in der Tiefe gewidmet. Die Tiefenzone sollte dem direkten Beschuss durch Schiffsartillerie entzogen sein und Durchbrüche auffangen.

Hier dürfte der richtige Ort sein, zwei allgemein interessierenden Punkten einige Worte zu widmen. Wie schon erwähnt, hatte Feldmarschall Rommel seine Anschauung über die Fortführung des Kampfes im Süden dahin präzisiert, dass Afrika geräumt und Italien hinhaltend verteidigt werden sollte, um im Apennin oder in den Alpen zum entscheidenden Widerstand überzugehen. Rommel glaubte, dass auf diese Weise die Afrika-Armee gerettet und der Südraum des Reiches in den Alpen oder vielleicht im Apennin verteidigt werden könne. Er dachte dabei landkriegsmässig. Ich war anderer Ansicht. Die Afrika-Armee war spätestens mit dem Eintreffen der alliierten Invasionsarmee und deren Zusammenwirken mit der britischen 8. Armee nicht mehr als Ganzes zu retten. Der Besitz der Nordküste von Afrika lieferte bereits die Voraussetzung für Angriffe mit Langstreckenbomben gegen Süddeutschland und Invasionsmöglichkeiten in ganz Süd-Europa. Die Verhältnisse im Luftkampf gegen Süddeutschland verbesserten sich für die Alliierten mit jedem Schritt nach Norden. Die Verteidigung des Apennin brachte keine und die Alpenverteidigung nur geringe Truppeneinsparungen. Dazu war zu befürchten, dass der Nachschub für eine Apennin-Stellung wahrscheinlich, der für eine Alpen-Stellung mit Sicherheit zerschlagen werden würde.

Dem Oberbefehlshaber Südwest (früher Oberbefehlshaber Süd) ist in aus-

ländischen Schriften hin und wieder «Invasionsangst» vorgeworfen worden. Man wird zugeben müssen, dass diese den die See und die Luft beherrschenden Alliierten gegenüber sehr berechtigt war. Dass sich der Oberbefehlshaber Südwest – so gut es ging – gegen eine mögliche Gefährdung seiner Seeflanken sicherte, kann man nicht als fehlerhaft bezeichnen; auch dann nicht, wenn man feststellt, dass die Alliierten manche Gelegenheit unausgenutzt liessen, den deutschen Kräften in Italien ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Ich kann nur sagen, dass ich als alliierter Oberbefehlshaber zum mindesten durch taktische Anordnungen im Rücken der Heeresgruppe C den Kampf um Italien wesentlich zu verkürzen versucht hätte. Und das wäre gelungen, selbst unter voller Berücksichtigung der knappen Landetonnage der Alliierten. Die Festlegung von Divisionen an den Küstenfronten hatte unverkennbare Nachteile; das Sicherheitsgefühl wog sie teilweise auf; vorteilhaft war aber, dass sich neue, raumfremde Truppenteile an die Atmosphäre des Kriegsschauplatzes gewöhnen und abgekämpfte Divisionen Auffrischung und Sicherung miteinander verbinden konnten. Als in höchstem Grade gefährdet musste in den Monaten um die Jahreswende der Raum um Rom von Civitavecchia bis Gaëta mit Schwerpunkt in der Campagna angesehen werden. Mein Hauptaugenmerk war deshalb darauf gerichtet, Reserven zu schaffen, um sie bei Bedarf an den Küstenfronten für die Abwehr von Grosslandungen zur Hand zu haben. Auf ein bestimmtes Stichwort hin war die Zusammenziehung aller verfügbaren beweglichen Kräfte aus ganz Italien an den Invasionsstellen vorgesehen.

Alle planmässigen Vorbereitungen konnten über die tatsächliche Unterlegenheit nicht hinwegtäuschen. Ich erinnere mich eines mit versteckten Beschuldigungen gespickten Vortrags eines meiner tüchtigsten Divisionskommandeure (General Fries, 29. Panzer-Grenadier-Division) auf seinem Gefechtsstand, wo er mir die unhaltbare Lage (die er aber eisern durchstand) schilderte: Seinen ausgebrannten Kompanien stünden zwei häufig abgelöste alliierte Divisionen gegenüber; die alliierte Division sei fast doppelt so stark, die Überlegenheit an Artillerie und die geradezu phantastische Munitionsausstattung im Verhältnis 10:1 kämen dazu. Die offene Aussprache im Beisein seines Kommandierenden Generals erleichterte ihm merkbar. Ich erwiderte ihm lächelnd: Ich wäre Bayer, müsste ihn aber als Preussen darauf hinweisen, dass die Preussen nie fragten, wie stark der Feind sei, sondern wo er sei. Die Heeresgruppe würde – das sei eine ihrer wesentlichen Aufgaben – den Feind nach Stärke, Bewaffnung, Aus-



Luftmässige Gefährdung der Nachschubstrassen nach und durch Italien und deren Rückwirkung auf die Verteidigungsfähigkeit der einzelnen Stellungen

bildung, Nachschub und Führung ständig überwachen. Wenn die Heeresgruppe der Division die Bewältigung einer sehr schweren Aufgabe wie am Monte Lungo – Mitte Dezember – zutraue, so läge darin eine besondere Anerkennung für Truppe und Führung, aber auch die richtige Beurteilung des Gegners. Er solle nur so weitermachen wie bisher und auch etwas Zutrauen zu seinen Vorgesetzten haben – dann ginge alles gut. Tatsächlich ging ich in vielen Fällen ein besonderes Risiko ein. Ohne die innere Bereitwilligkeit dazu war man für die Führung eines Kriegsschauplatzes wie des italienischen ungeeignet. Zu der rein zahlenmässigen Unterlegenheit der grossen Heereseinheiten trat die alliierte Luftüberlegenheit, die nur deswegen erträglich war, weil der alliierte Fliegereinsatz schematisch und für unsere Begriffe zurückhaltend war.

Nach kurzer Atempause um die Jahreswende 1943/44 begannen am 3. Januar 1944 die Abschlusskämpfe um die Vorstellung der «Gustav-Linie», die nach der Wegnahme von San Vittore (6. Januar 1944) mit der Aufgabe des Monte Trocchio (15. Januar 1944) und der Inbesitznahme des Monte Santa Croce (ebenfalls 15. Januar 1944) durch französische Truppen endeten. Die neu zugeführten Divisionen (44., 334. Infanterie-Division, 5. Gebirgs-Division) gewöhnten sich erst allmählich an die Eigenheiten des italienischen Kriegsschauplatzes. Die 44. In-

Aus nebenstehender Karte ist zu ersehen, dass der Nachschub in dem Masse gefährdeter wurde, in dem die Verteidigungsstellung an die Grenze heranrückte. Daran änderte auch die Möglichkeit des Nachschubs über Südfrankreich wenig; auch er war durch die alliierten Flieger zu blockieren.

Wie stand es mit der Schweiz? Voran: Die Vorteile ihrer Neutralität überwogen die Nachteile schon allein deswegen, weil man beim Aufgeben ihrer Neutralität mit einem Anschluss an die West-Alliierten rechnen musste. Dann: Da die Wirtschaftszüge lange Jahre ungehindert die Schweiz in beiden Richtungen passierten, war der Verkehr auf den beiden anderen zur Verfügung stehenden Bahnen (Brennerpass und Villach) so entlastet, dass bei der von den Alliierten angewandten Lufttaktik bis Anfang 1945 militärisch nur kurzfristige und keine den Kriegsschauplatz Italien *bedrohenden* Stockungen eintraten. Bei der Luftherrschaft und entsprechender Schwerpunktaktik der Alliierten wäre aber auch der Eisenbahnverkehr durch die Schweiz zusätzlich zu sperren gewesen. Ganz abgesehen von den aus dem Durchgangsverkehr für militärische Güter entstehenden politisch-strategischen Folgen! Die in diesem Fall im Laufe der Frankreich-Invasion mögliche Besetzung der Schweiz durch die Alliierten hätte die allergrössten operativen Nachteile für den deutschen Westkriegsschauplatz und die deutsche Front in Italien gehabt. Ein Blick auf die Karte ersetzt lange Ausführungen. In Berücksichtigung einer Kriegsausweitung auf die Schweiz hatten wir vorsorglich Grenzverteidigungsstellungen an der badisch-württembergischen und an der italienischen Schweizergrenze gebaut; schwache Sicherungstruppen oder Beobachtungsposten waren eingesetzt. Die italienisch-schweizerische Front hatte dabei nur zweitrangiges Interesse. Gross war dagegen die Gefahr – aus geographischen und operativen Gründen – für die deutsche Westfront wegen der Stossmöglichkeit hinter den Rhein.

fanteriedivision kam, da der Ersatz an «Weaner Buam» nicht genügte, nie auf ihre volle Leistungshöhe, während die 334. Infanteriedivision nach verschiedenen Versuchen des Einsatzes an ruhigen Frontabschnitten durch ihren neuen Kommandeur, General Böhlke, innerhalb weniger Wochen zu einer Elitedivision heranreifte. Die 5. Gebirgsdivision hatte in der Tundra (Finnland) ihre besondere Verwendung verlernt. Dem neuen Kommandeur, General Schrank, gelang es, sie in kurzer Zeit zu einer Grosskampfdivision erster Klasse zu machen. Viel Schuld am Versagen hatten die mangelnde Hochgebirgs-Winterausrüstung und die divergierenden Auffassungen über die Führung des Hochgebirgskampfes, die erst allmählich von mir auf einen Nenner gebracht werden konnten.

Die harten Kämpfe der zurückliegenden Monate hatten es mir zur Gewissheit werden lassen, dass der hohe Einsatz der Alliierten und die Inkaufnahme schwerster Verluste ein weitergestecktes strategisches Ziel haben mussten. Für reine Fesselungsangriffe stand die Einsatzstärke in einem zu krassen Gegensatz zur Aufgabe. Feldmarschall Alexander konnte m. E. das langsame, verlustreiche Vorwärtsschieben der alliierten Front auf die Dauer nicht befriedigen. Man musste damit rechnen, dass über kurz oder lang diesem kostspieligen Kampf durch eine überholende Anlandung ein Ende gemacht werden würde; sie konnte bei Berücksichtigung der alliierten Methodik nur im Grossraum von Rom erwartet werden. Klar war weiterhin, dass solche Anlandung irgendwie mit einer Offensive an der Südfront gekoppelt sein würde. Für beide Fälle waren starke deutsche motorisierte Reserven notwendig. Ich hatte das Herausziehen von vier motorisierten Divisionen befohlen und hoffte, sie noch rechtzeitig zur Verfügung zu haben. Die ersten beiden Divisionen stellte ich in dem mir besonders gefährdet erscheinenden Raum um Rom bereit, da die 92. Infanterie-Division nördlich und die 4. Fallschirmjäger-Division südlich Rom erst in Aufstellung begriffen waren. Die folgenden beiden Divisionen sollten im Raum zwischen dem rechten Flügel der 10. Armee und Rom bereitgestellt werden. Dies kam nicht mehr zustande!

Der Angriff der Alliierten gegen die Garigliano-Front (94. Infanterie-Division) brach am 17./18. Januar mit überlegenen Kräften des X. britischen Armeekorps los, dem sich am 20. Januar das II. amerikanische Armeekorps mit einem Angriff über den Rapido anschloss. Die 94. Infanterie-Division war neu aufgestellt und dem Angriff daher nicht gewachsen; starke Einbrüche bei Castelforte liessen sich mit den schwachen Reserven der 10. Armee, die

mit einer Ausweitung des Angriffs über das Lirital zum Cassino-Massiv rechnen musste, nicht abriegeln. Wie ich selbst feststellte, hing das Schicksal des rechten Flügels der 10. Armee am seidenen Faden. In dieser Situation gab ich – vielleicht zu sehr auf eine Meldung des Admirals Canaris, des Chefs der Abwehr, vertrauend – den drängenden Anforderungen des Armee-Oberkommandos 10 nach und führte ihm das General-Kommando XI. Fliegerkorps unter General d. Fl. Schlemm mit der 29. und 90. Panzer-Grenadier-Division zu mit dem Auftrag, unter grösster Beschleunigung die Lage bei der 94. Infanterie-Division wieder herzustellen. War das richtig? Konnte man dies verantworten, zumal ich auch eine der Unterrichtung durch Canaris entgegenstehende Meldung über die Belegung des Hafens von Neapel erhalten hatte, wonach dort Tonnage für eine Invasionsflotte vorhanden war?

Die feindlichen Operationsmöglichkeiten standen klar vor meinen Augen; die *eine* zeichnete sich immer schärfer ab; die seit 20. Januar begonnenen Angriffe des II. amerik. Korps und des «Französischen Expeditionskorps» (F.E.C.) gegen die Stellungen nördlich Monte Cassino standen in unmittelbarem Zusammenhang mit den Kämpfen am Garigliano und vergrösserten deren Erfolgsaussichten. Die *andere* Möglichkeit, nämlich die Anlandung, war nur zu erfüllen; das Wann und Wo war ungeklärt Versagte ich mich dem Armee-Oberkommando 10, so konnte der rechte Flügel der 10. Armee eingedrückt werden, ohne dass man wusste, wo er wieder zum Halten gebracht werden konnte. Ich sah seinerzeit eine Entwicklung kommen, wie sie in der Mai-Offensive tatsächlich eingetreten ist. Fiel diese ungeleitete Rückwärtsbewegung zeitlich mit einer Landung zusammen, so waren die daraus entstehenden Folgen nicht zu übersehen. Wie würde sich dazu die Millionenstadt Rom verhalten? Ich glaubte nicht, dass der Angriff der 5. amerikanischen Armee nur geführt wurde, um die Invasion zu tarnen und zu erleichtern; ich war der Ansicht, dass die Alliierten erst dann landen würden, wenn der fortschreitende Angriff im Süden nicht nur die Anlandung erleichterte, sondern auch ein örtliches Zusammenwirken in einer Art Kesselschlacht ermöglichte. Aber wie dem auch sei, ich glaubte, in der Annahme nicht fehl zu gehen, dass General Clark oder Feldmarschall Alexander die Chance des Anfangserfolges am Garigliano ausgenützt haben würden, um den rechten Flügel der 10. Armee aufzurollen, wenn die alliierten Angriffskräfte nicht eben durch die deutschen Gegenmassnahmen zur Einstellung des Angriffs gezwungen worden wären. Um diesem feldzugsentscheidenden Schlag zu entgehen, musste schon etwas getan werden. Von halben Massnahmen musste ich des notwendi-

gen raschen Erfolges wegen absehen. Ich hielt es für richtig, an der einen Stelle reinen Tisch zu machen, um mich dann einer etwaigen neuen Gefahrenstelle mit genügend starken Kräften zuzuwenden zu können.

Das Geheimnis der drohenden Invasion war nicht zu entschleiern, da die Fliegererkundung fast vollkommen ausfiel und die spärlichen Meldungen ungenau oder irreführend waren. In den der Invasion vorausgehenden drei Nächten hatte ich für ganz Italien höchste Alarmstufe angeordnet. Es war mein Fehler, dass ich den dringenden Vorstellungen meines Stabes, die Truppe nicht alarmmüde zu machen, nachgab und für die Nacht vom 21./22. Januar 1944 keine Alarmstufe anordnete. Unangenehm war auch, dass bei der 90. Panzer-Grenadier-Division vermeidbare Marschverzögerungen auftraten, die den Gegenangriff an der Garigliano-Front verzögerten, was wieder das Heranziehen der Eingreifdivisionen in die Campagna südlich Rom hinausshob.

Die ersten Stunden des 22. Januar 1944 – des Tages der Invasion bei Anzio und Nettuno – waren sorgenvoll. Bereits in den Vormittagsstunden hatte ich das Gefühl, dass die grösste Gefahr gebannt sei. Neben dem zögernden Vorgehen der gelandeten alliierten Truppen gebührte das Hauptverdienst daran General der Flak Ritter v. Pohl, der auf meine unmittelbare Anweisung seine Flakbatterien herumwarf und einen für Panzer schwer zu durchbrechenden Sperriegel südlich Rom bildete. Bataillon auf Bataillon wurde herangeführt und General Schlemmer mit dem Auftrag unterstellt, alle ankommenden Kräfte so weit wie möglich nach Süden vorzuführen, um in Zusammenarbeit mit der Flak das feindliche Vorgehen zu verlangsamen oder zu stoppen. Mir kam es dabei auf jeden Meter an. Dieser Befehl wurde, wie ich am Nachmittag an Ort und Stelle sah, selbstherrlich und unverständlicherweise zum Schaden der von mir bereits jetzt ins Auge gefassten Gegenangriffe abgeändert, was mich veranlasste, das General-Kommando XI. Fliegerkorps von der Garigliano-Front, nachdem dort der Befehl zum Einstellen des Angriffs gegeben war, zurückzurufen und mit dem Aufbau der Verteidigung als Ausgangsbasis für den Gegenangriff zu beauftragen. Ich hatte bei der Begehung der Front das sichere Gefühl, dass von den Alliierten die einmalige günstige Gelegenheit, Rom wegzunehmen und die Garigliano-Front aus den Angeln zu heben, verpasst und die Zeit unser Bundesgenosse war.

General der Flieger Schlemm hat sich damals seine Sporen als Führer von Heeresverbänden verdient. Was sich in diesen Tagen tat, war ja ein kunterbuntes militärisches Durcheinander – Verbände der Panzer-Division «Hermann Göring»,

3. Panzer-Grenadier-Division, 26. Panzer-Division, 90. Panzer-Grenadier-Division, 4. Fallschirmjäger-Division und Wachverbände kämpften neben- und untereinander –, aber jeder wusste, dass es gerade auf ihn ankam! Was vom 22. bis 24. Januar von meinem Stab geleistet worden ist, verdient die gleiche Anerkennung wie die Leistungen der herbeieilenden Verbände. In dieser Zusammenarbeit sah ich dankbaren Herzens den Beweis, dass meine Bemühungen, Führung und Truppe zu raschem und entschlossenem Handeln zu erziehen, willig aufgenommen worden waren. Ausser dem Generalkommando XI. Fallschirmjägerkorps befahl ich das Generalkommando LXXVI. Panzerkorps vom Adria-Abschnitt und das AOK 14 von Norditalien in den Brückenkopfbereich, um einen festen Führungsrahmen zu schaffen. Dem Oberbefehlshaber der 14. Armee, Generaloberst v. Mackensen, konnte ich am 23. Januar 1944 bei seiner Meldung in meinem Hauptquartier Monte Soratte sagen, dass ich die Abwehr für gefestigt ansehe, dass man mit grösseren Rückschlägen nicht mehr zu rechnen haben werde. Ich stellte ihm zwei Aufgaben: Festigung des Abwehrringes und Einleitung von Massnahmen zur Einengung und Beseitigung des Brückenkopfes. Die schweren Angriffe des VI. amerikanischen Korps am 25. Januar gegen Cisterna und am 31. Januar gegen Cisterna und Campoleone bewiesen die Richtigkeit meiner Beurteilung: kleine örtliche feindliche Fortschritte wurden mit grossen Verlusten erkaufte. Nun konnte Mackensen, ohne schwerwiegende Krisen befürchten zu müssen, die bis Ende Januar eintreffenden Truppen: von der 14. Armee die 65. und 362. Infanterie-Division, vom Oberbefehlshaber West die 715. (teil-motorisiert), vom Oberbefehlshaber Südost die xi4. Jäger-Division, vom OKW – aus Deutschland –: Infanterie-Lehr-Regiment, Panzer-Grenadier-Regimenter 1027 und 1028, Artillerie-Lehrregiment, Ti-gerabteilung usw. sammeln, einweisen und einsetzen.

Schon am 22. Januar befahl ich der 10. Armee, die 26. Panzer-Division herauszuziehen, um neue Reserven in die Hand zu bekommen und die Grossverbände wieder kriegsgliederungsmässig zusammenzuführen.

So sehr in den Tagen der Anlandung die Sorge um den Brückenkopf vorherrschte, die Lage beim XIV. Panzerkorps im Raum von Cassino nach Nordosten erforderte gleiche Aufmerksamkeit. Die ausgezeichneten Kräfte des Französischen Expeditions-Korps (F.E.C.) kämpften sich neben dem II. amerikanischen langsam, aber sicher gegen Colle Belvedere und Terello vor, der am 31. Januar in Feindeshand fiel. Hier konnten nur noch deutsche Elitedivisionen unter bewährten Führern – General Heidrich und General Baade – und das gleichwertige Regiment 211 (Major Knuth) der 71. Division (General Raapke) die Gefahr bannen.

Und sie schafften es; am 6. Februar war der Höhepunkt des Kampfes überschritten, am 12. Februar trat ein Stillstand ein, über den Feldmarschall Alexander schrieb: «this battle was a German success». Daran konnte auch nichts der spätere Angriff (vom 15. bis 19. Februar) der 4. indischen Division und der neuseeländischen Division zur Wegnahme des Klosters Cassino und von Cassino selbst ändern, der mit viel Artillerie und dem recht unnötigen, ja sogar für die spätere Kampfführung schädlichen Bombenangriff gegen das Kloster eingeleitet wurde. Ich will hier endgültig feststellen, dass das Kloster nicht in die Kampflinie einbezogen und durch Feldgendarmarie gegen unberechtigtes Betreten abgesperrt war. Wenn auch die Kunstschatze und die Bücherei schon lange vorher nach Rom in päpstlichen Verwahr gebracht worden waren, so waren doch die schweren Verluste der Zivilbevölkerung bedrückend. Die Trauer des Abtes des Klosters wussten wir zu würdigen.

Am Brückenkopf wetteiferten beide Parteien, ihr Ziel zu erreichen. Die Angriffe des VI. amerikanischen Armeekorps hatten den Durchbruch zu den Albanerbergen zum Ziel, Mackensen musste vor dem Start des eigenen Hauptangriffs Apulia als Ausgangspunkt fest in die Hand nehmen. Die alliierten Angriffe wurden unter hohen beiderseitigen Verlusten abgewiesen, der deutsche Angriff führte am 8./9. Februar zur Inbesitznahme von Apulia und am 9./10. Februar zu der von Corroceto. Alliierte Gegenangriffe verpufften. Das VI. US-Armeekorps zog aus dem Fehlschlag seiner Angriffe Anfang Februar die allein richtige Folgerung und ging unter Ausbau von Stellungen in der Tiefe des Brückenkopfes zur Verteidigung über. Wenn auch die 14. Armee die Verteidigungsmassnahmen weiter im Auge behielt, so galten ihre Hauptüberlegungen doch dem Angriff. In bemerkenswertem Umfang wurden der Heeresgruppe Verbände und Nachschubgut zugeführt. Auch die Luftflotte 2 tat ihr Möglichstes; die dort zusammengezogene Flak war imponierend, der Fliegereinsatz war ein Abgesang der einstigen Grösse.

Ich hatte die Überzeugung gewonnen, dass es mit den verfügbaren Mitteln gelingen musste, die Alliierten ins Meer zu werfen. Dabei hatte ich die starke Schiffsartillerie und die übermächtige alliierte Fliegerwaffe berücksichtigt. Ich habe mir stets die Lage des VI. US.-Armeekorps und seiner Kräfte psychologisch vorzustellen versucht. Der Aufenthalt in dem auch gesundheitlich üblen Brückenkopf musste verflucht unangenehm sein; unsere starke Artillerie und die Luftwaffenkräfte mit ihren zahlreichen Flakbatterien und Fliegern sorgten allein dafür, dass die alliierten Truppen selbst «in der Ruhe» keine Ruhe fanden. Der Brückenkopfbesatzung waren zahlenmässig



Mit Kronprinz Umberto und General von Rintelen bei einer Übung der von General Ramcke ausgebildeten italienischen Fallschirm-Division Folgore



Kloster Monte Cassino – ein Bild, das nachdenklich stimmt

Grenzen gesetzt. Ein Zuviel kostete unnötiges Blut, ein Zuwenig bedeutete den Verlust des Brückenkopfes; der Antransport neuer Wellen hatte seine Schwierigkeiten und erforderte Zeit. Wichtig schien mir vor allem, dass so rasch als möglich angegriffen würde, bevor die Verluste der letzten Kampftage ausgeglichen und die Zwischenstellungen im Brückenkopf zu stark geworden waren. Dieser Forderung stand die Eingewöhnung der neuen, nicht grosskampffähigen deutschen Divisionen entgegen, vielleicht auch das Bestreben des AOK, die Vorbereitungen besonders gründlich zu treffen, was auf eine Überschätzung des Gegners zurückzuführen sein dürfte.

Den naheliegenden Gedanken, die Brückenkopfstellung durch einen Flankenangriff aus dem Gefechtsstreifen der an der Küste nördlich Anzio angelehnten 4. Fallschirmjäger-Division zu führen und den Brückenkopf aus den Angeln zu heben, lehnten Generaloberst v. Mackensen und ich gleichmässig ab, da Bereitstellung und Angriff unter dem Flankenfeuer der ganzen Schiffsartillerie hätten vor sich gehen müssen, ohne die eigene Artillerie voll zur Wirkung bringen zu können; die Mitwirkung der starken deutschen Panzerkräfte wäre darüber hinaus durch das dichte, obendrein verminte Waldgelände stark beeinträchtigt gewesen. Da die Südflanke wegen des feuchten, durchschnittenen Geländes von selbst ausfiel, blieb – ganz grob gesagt – nur der Streifen zwischen Apulien und Cisterna übrig. Ich billigte den Plan Mackensens, den Hauptangriff beiderseits Apulia zu führen und ihn mit zwei Nebenangriffen zu unterstützen.

Hitler liess sich durch Mackensen über den Angriffsplan berichten und ordnete dann im Einverständnis mit diesem an, dass der Angriff durch das Infanterie-Lehrregiment, und zwar zur Sicherstellung einer alles zermalmenden Artilleriewirkung sehr schmal zu führen sei. Beides sollte sich rächen, ich kann mich nicht von Mitschuld freisprechen. Wenn mir auch das Infanterie-Lehrregiment als ganz einmalig dargestellt wurde, so hätte ich das nicht so ohne Weiteres glauben dürfen und wissen müssen, dass eine kampfungewohnte Heimattruppe Grosskampfeindrücken nicht gewachsen ist. Ein anderer Nachteil war die Festsetzung eines reichlich späten Angriffszeitpunktes für den 16. Februar, 6.30 Uhr, da das geländeunkundige Regiment nur bei Sicht angreifen konnte. Der Rückschlag des Regiments war beschämend. Ich bin der festen Überzeugung, dass die 29. Panzer-Grenadier-Division oder die 26. Panzer-Division den Angriff durchgezogen hätte. Die 29. Panzer-Grenadier-Division bewies ihren alten Kampfgeist bei dem Angriff am 18. Februar, der aus schwieriger Lage ohne jede Überraschung gestartet und bis zur Strasse 82, zur letzten feindlichen Brückenkopf-

stellung – Initial-Line – vorgetragen wurde. Die Artillerieunterstützung durch mehr als 400 Heeres- und Flakgeschütze hat das gehalten, was man sich von ihr versprach, während die für unsere Begriffe reichlich vorhandenen Panzer und die ferngesteuerten «Goliath» *) versackten und versagten. Wenn sonst die gegnerischen Divisionen mindestens doppelt so stark wie die deutschen waren, so lag bei diesem Angriff gegen den alliierten Brückenkopf die Überlegenheit auf der deutschen Seite. Bei voller Berücksichtigung der vielen während der Schlacht zutage getretenen Mängel, der alliierten Überlegenheit an Fliegern und See Streitkräften, muss ich den Abwehrerfolg des gemischt zusammengesetzten VI. amerikanischen Korps als eine besondere Leistung bezeichnen.

Diese Anerkennung findet auch in dem Misserfolg des zweiten, von Hitler befohlenen Angriffs erneut ihre Bestätigung. Ich versprach mir von einer Wiederholung des Angriffs, wenn auch an anderer Stelle, kein wesentlich anderes Ergebnis. Ich konnte aber dem Befehl nicht widersprechen, da auch ich die politischen und militärischen Gründe, die das OKW leiteten, anerkennen musste. Die Möglichkeit eines Teilerfolges, den ich in der Einengung des Brückenkopfes bis zur «Initial-Line» sah, war gegeben. Damit wäre für die 14. Armee eine wesentliche Kräfteersparnis verbunden gewesen, die Alliierten hätten sich fragen müssen, ob der Brückenkopf überhaupt gehalten werden könne. Der Angriff sollte diesmal aus der anderen Ecke des Brückenkopfes, von Cisterna her, mit drei schwachen Divisionen als erster Welle geführt werden. Die Erfahrungen des ersten Angriffs wurden berücksichtigt, die Tarnungs- und Täuschungsmassnahmen vervollständigt, ohne dass ich von deren absolutem Nutzen auf so engem Raum überzeugt war. Der erste Termin für den Angriff (25. Februar) musste wegen schlechten Wetters verschoben werden; auch der 28. Februar brachte zeitweise wolkenbruchartigen Regen. Als ich an diesem Tag – wie immer vor grösseren Kampfhandlungen – die Truppe besuchte, war ich innerlich bereits entschlossen, den Angriff erneut zu verschieben. Auf Wunsch der angreifenden Verbände nahm ich davon Abstand; die Truppe hatte Vertrauen. Die Vorteile der Schlechtwetterlage waren auf unserer Seite grösser als auf der Gegenseite. Wenn überhaupt, so war bei diesem Wetter eine lokale Überraschung möglich. Die Panzerunterstützung fiel auf der Gegenseite aus, die Schiffsartillerie und die Flieger waren in hohem Masse gehemmt. Besseres Wetter am 29. Februar – dem Angriffstag – verminderte diese Vorteile, die bessere Gelände-

*) «Goliath», kleine, ferngelenkte, gepanzerte Sprengstoffträger.

gängigkeit der alliierten Panzer kam dazu. Der deutsche Angriff kam nicht voran, was mich bereits am 1. März, nachmittags, zu seinem Einstellen veranlasste.

Bei dem am 15. März 1944 beginnenden erneuten feindlichen Angriff gegen Cassino und den Monte Cassino erwiesen sich die Alliierten trotz allerstärkster, bis zu diesem Zeitpunkt nie erlebter Bombenangriffe, Artilleriemassenfeuereinsatzes der besten britischen Angriffsdivisionen (78. britische Division, 4. indische Division und neuseeländische Division) gegenüber der Verteidigung als unterlegen. Die 1. Fallschirmjäger-Division hielt stand; der englische Angriff wurde in der Nacht vom 23. zum 24. März eingestellt.

Die Luftflotte 2 unter der energischen Führung Feldmarschalls v. Richthofen hatte sich von den grossen Verlusten im Kampf um Sizilien noch nicht vollkommen erholt, als mit der Landung bei Salerno erneut hohe Anforderungen an die Flieger gestellt wurden. Meine Absicht, die gesamten Flieger für den Fall der Invasion südlich Rom pausenlos gegen die bei Rom befindlichen italienischen Divisionen einzusetzen, brauchte nicht verwirklicht zu werden; die Luftflotte konnte schwerpunktmässig gegen die Invasionsflotte in der Bucht von Salerno verwendet werden. Die Angriffe brachten verschiedene Schiffsverluste, konnten aber die Landung nur unwesentlich behindern. Den U-Booten und Kleinkampfmitteln der Marine war kein Erfolg beschieden.

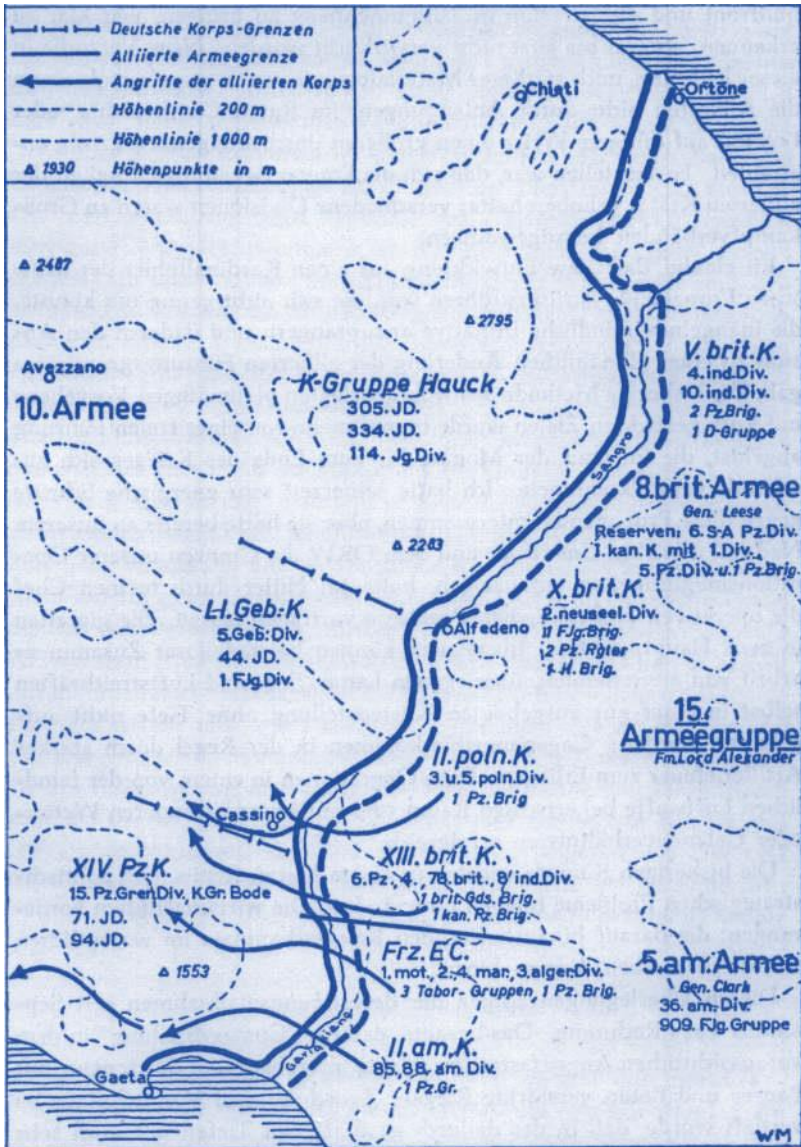
In den späteren Kämpfen spürte ich bei meinen Flügen und Fahrten die materielle und stärkemässige Unterlegenheit unserer Flieger selbst. Die Kritik der Heeresverbände konnte ich verstehen, ohne dass die an der Front stehenden Fliegerverbände einen Vorwurf verdienten. Das Verhältnis von rund 300 eigenen Flugzeugen zu 4'000 bis 5'000 auf der Feindseite liess Gelegenheitserfolge, aber keine planmässige Luftkriegführung mehr zu. Es steht aber ausser jedem Zweifel, dass die Luftflotte dem Heer mit den Fliegern anerkennenswerte, mit der Flak während der Brückenkopfkämpfe ausserordentliche Unterstützung zuteil werden liess. Die von Feldmarschall v. Richthofen befohlene Einrichtung einer zentralen Luftwaffenbefehlsstelle auf den Albaner Bergen unter General v. Pohl bewährte sich. Der Gefechtsstand hatte den unmittelbaren Einblick in das ganze Kampfgeschehen bis weit auf die See hinaus; die Führung war in der Lage, von den Fliegerverbindungskommandos bei den Divisionen unterstützt, der Kampfantwicklung folgend die Nahkampfverbände vorausschauend einzusetzen und die recht lästigen Artillerie-Beobachtungsflyer zu verjagen. Die Flakverbände waren nach Zahl und Munitionsausstattung ihrer Aufgabe ge-

wachsen; ihrer Wirkung ist es vor allem zuzuschreiben, dass die alliierten Bombenangriffe unverhältnismässig geringe Ergebnisse hatten. Ihre Eingliederung in den Rahmen der Heeres-Artillerie unter den Artillerie-Generalen Friedrich, Jahn und Kruse hat ihre Wirkung zu dem werden lassen, was Feldmarschall Alexander mit «formidable» (fürchterlich) bezeichnete.

Trotz aller Schwierigkeiten klappte der Nachschub deswegen, weil die alliierten Luftstreitkräfte ihre Kampfführung schematisierten. Als Flieger wusste ich, dass man sich der feindlichen Fliegerwirkung nicht durch ein Ausweichen der Fronten entziehen konnte, wenn die Geländeverhältnisse dabei gleich ungünstig blieben. In der ganzen Länge Italiens waren die Verbindungslinien empfindlich. Es kam deswegen darauf an, die Instandsetzungsarbeit zu organisieren, durch aktiven und passiven Luftschutz den Erfolg der gegnerischen Angriffe zu verringern und die zahlreichen Verbindungsmöglichkeiten unter Berücksichtigung der feindlichen Einwirkung auszunutzen. So ungünstig die Verhältnisse waren, so viele Möglichkeiten, sie besser zu gestalten, gab es doch. Die vielen Tunnel boten Abstell- und Reparatur-Räume, die langen Küstenstriche gestatteten den Nachschub mit Kleinschiffen und gewährten unauffindbare Entladestellen. Das Ganze stand unter der Leitung meines Ober-Quartiermeisters, Oberst i. G. Fähndrich, eines Mannes des Schreibtisches, der im Disponieren und Verhandeln nicht zu übertreffen war. Die Eisenbahntransportchefs, Oberst i. G. Stange, später Oberstleutnant i. G. Schnez, suchten sich gegenseitig zu übertreffen. Der Instandsetzungsdienst wurde von General der Flieger Weninger überwacht, mit dem das Marinekommando und der Eisenbahn-Pionierkommandeur arbeiteten, so dass immer das Notwendigste herbeigeschafft werden konnte. Das will viel besagen, da in immer höherem Umfang auch die Verpflegung usw. der Zivilbevölkerung auch von den militärischen Dienststellen sichergestellt werden musste.

Vor der Schlacht um Rom

Führung und Truppe, z.T. seit Juli 1943, die Masse seit September 1943, fast pausenlos eingesetzt, hatten Hervorragendes geleistet, ohne dass das Endergebnis im März 1944 befriedigt hätte. Bei den grossen Verlusten auf beiden Seiten konnte man bis zum Losbrechen einer entscheidenden Offensive mit einer längeren Ruhepause rechnen. In der Bereitstellung starker Reserven lag das Rezept für das erfolgreiche Bestehen der kommenden Schlacht. Die operative Idee der



Garigliano: Deutsche und alliierte Kräfteverteilung beiderseits der Gustav-Stellung am 11. Mai 1944 vor dem alliierten Angriff (Sonderkarte zu Skizze auf Seite 281)

Alliierten, die Südfront und die Invasion in Zusammenhang zu bringen, war klar zu erkennen; sie war bis jetzt nicht verwirklicht worden. Neue Versuche in dieser Richtung, noch stärkerer Materialeinsatz waren zu erwarten, wenn die Alliierten nicht durch Anlandungen im Raum Civitavecchia oder Livorno auf billigere Weise einen grösseren durchschlagenden Erfolg anstrebten. Festzustellen war, dass sich die Frontverwendungsfähigkeit der alliierten Kräfte gehoben hatte; verschiedene Divisionen waren zu Grosskampferverbänden herangewachsen.

Ich glaube, dass diese Entwicklung auf einen Kardinalfehler der deutschen Propaganda zurückzuführen war, die sich nicht genug tun konnte, die mangelnde feindliche Initiative anzuprangern und dadurch den Anstoss zu einer allmählichen Änderung der alliierten Führungsgrundsätze gab. Die bisherige Methode des wohlüberlegten planmässigen Vorgehens mit kurz gesteckten Zielen wurde immer mehr von einer freien Führung abgelöst, die im Lauf der Monate bis zum Ende des Krieges sich zusehends vervollkommnete. Ich hatte seinerzeit sehr energische Schritte gegen diese Propaganda unternommen, aber sie hatte bereits zu unserem Nachteil gewirkt. Um Hitler und dem OKW die Grenzen unserer Operationsmöglichkeiten aufzuzeigen, hatte ich Hitler durch meinen Chef die operativen und taktischen Probleme vortragen lassen. Sie gipfelten in zwei Hauptpunkten: Invasionen können bei tadelloser Zusammenarbeit von angreifenden, überlegenen Land-, See- und Luftstreitkräften selbst in einer gut ausgebauten Küstenstellung ohne Tiefe nicht aufgehalten werden; Gegenangriffe kommen in der Regel durch starkes Artilleriefeuer zum Erliegen. Freie Operationen in einem von der feindlichen Luftwaffe beherrschten Raum sind nur unter besonderen Wetter- oder Geländebedingungen erfolgreich.

Die bisherigen Kämpfe endeten in einem klaren Remis. Die politisch-strategischen Probleme blieben unverändert. Die wirtschaftlichen Forderungen, die darauf hinausliefen, den Kriegsschauplatz im Wesentlichen autark zu machen, kamen hinzu.

Diesen Überlegungen trugen die Befestigungsmassnahmen seit September 1943 Rechnung. Das besagte, dass die «Gustav-Stellung» in dem voraussichtlichen Angriffstreifen stärker ausgebaut und durch neue, mit Panzer und Beton verstärkte Riegel-, Zwischen- und Vorstellungen so vertieft wurde, dass in der dadurch geschaffenen Tiefenzone auch sehr starke Feindangriffe aufgefangen werden konnten. In der Erkenntnis, dass einzelne Befestigungslinien einem modernen Angriff gegenüber auf die Dauer kaum zu halten sind und auch Stellungszonen verlorengehen können, wurde die seit Langem erkundete C-Stel-

lung südlich Rom über Avezzano an die Adria laufend in Angriff genommen. Sie gab den natürlichen Anschluss an die deutsche Einschliessungsstellung am Brückenkopf mit ihrer unmittelbar südlich Rom laufenden Riegelstellung. Der Tiefenausbau des vorderen Stellungssystems bis in die Albaner Berge hinein und dessen Fortsetzung bis Terracina wurde besonders gefördert, da hiervon auch der Erfolg der 10. Armee in Verteidigung und Bewegung abhing.

Operativ war der Führung durch die fortifikatorischen Massnahmen grösstmögliche Freiheit gegeben, die jedoch durch die alliierte Luftherrschaft und nicht wegzuleugnende Mängel der C-Stellung eingeengt wurde. Man musste sich damit abfinden, dass Bewegungsoperationen im feindbeherrschten Luftraum (heller, blauer Himmel, schroffe Gebirgsgegenden oder übersichtliche Ebenen, wenig, aber gut einzusehende Strassen, herausfordernde Engen, kurze, helle Nächte) nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen Erfolgsaussichten haben konnten.*) Die C-Stellung steckte noch in den Anfängen des Ausbaues und hatte den Tiber, den Aniene-Fluss und Rom nahe hinter sich; auch ihre Länge gab zu denken. Die Seefront zwischen den Stellungen der 10. und der 14. Armee war durch technische Mittel und Überschwemmungsmassnahmen so gesichert, dass man sich im höchsten Masse geschützt fühlen konnte. Die nördlich anschliessenden Küstenstreifen waren entsprechend ihrer Gefährdung in einen befriedigenden Verteidigungszustand gebracht worden. Am vorzüglichsten waren die Stellungsbauten im Apennin; ihr Ausbau befriedigte so wenig, dass man noch viele Monate brauchte, um einen erfolgreichen Abwehrzustand zu erreichen.

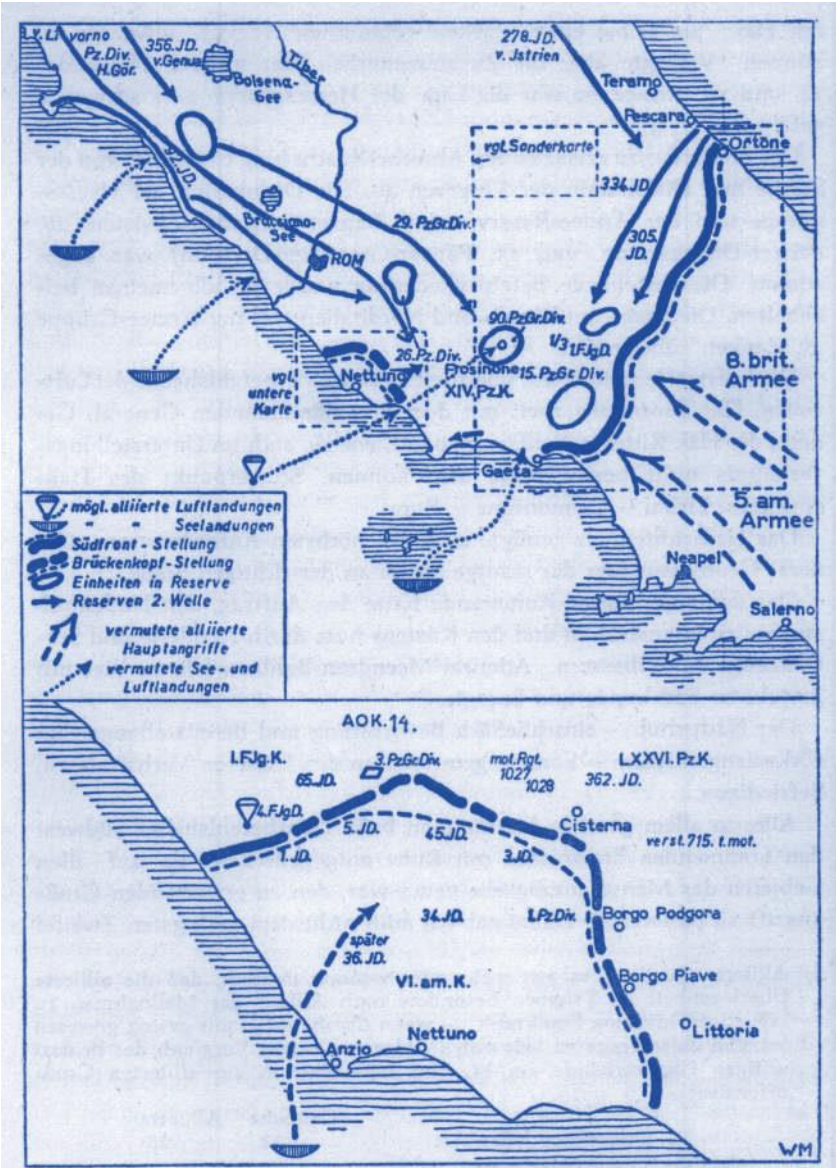
Wenn auch der Oberbefehlshaber Südwest von der Luftaufklärung ungenügend bedient war, so hatten wir uns doch ein ungefähr zutreffendes Kräftebild machen und daraus recht nahe an die Wirklichkeit reichende Schlüsse auf die feindlichen Operationsabsichten ziehen können. Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit konnte man die Adriafront aus den Erwägungen ausschalten. Dagegen waren die Gariglianofront mit ihren Ausläufern über Cassino hinaus und der Anzio-Brückenkopf als Angriffsfronten anzusehen, die noch durch Schein- oder Nebenlandungen nördlich Rom in der Gegend von Civita-

*) Schade, dass die gegebenen Ausgleichsmöglichkeiten auf den gesamten Kriegsschauplätzen nicht zu einer den einzelnen Kriegsschauplätzen angepassten Kampfführung geführt haben. Zum Beispiel: Starke Konzentration von motorisierten Kräften im Osten mit dem Idealgelände für grosszügige operative Bewegungen, Konzentration von waffenstarken Infanterie-, Gebirgs- und Fallschirmdivisionen in Italien, das in seiner ganzen Tiefe gute Verteidigungsabschnitte bot.

vecchia und durch Luftlandeunternehmen im Tal von Frosinone ergänzt werden konnten. Oberbefehlshaber Südwest rechnete im ersten Tempo mit einem breiten und tiefen Angriff der 5. amerikanischen und 8. britischen Armee gegen den rechten Flügel der 10. Armee, über das Majo-Petrella- und das Monte-Cassino-Massiv mit anschliessendem Einschwenken in das Lirital. Die grosse und gefährliche Unbekannte blieben bis zum vierten Angriffstag Ansatz, Stossrichtung und Zusammensetzung des Französischen Expeditions-Korps. Die anschliessende Seeflanke betrachtete ich bei ihrer natürlichen und fortifikatorischen Stärke und der Stärke ihrer Sicherheitsbesatzung als wenig bedroht. Bei einer Luftlandung im Lirital musste mit einem zeitlich und örtlich gekoppelten Angriff aus dem Brückenkopf gerechnet werden. Bezüglich eines Angriffs aus dem Brückenkopf glaubte ich im Gegensatz zur Auffassung der 14. Armee an die Stossrichtung an Velletri vorbei auf Valmontone zwecks Unterstützung der 5. amerikanischen und der 8. britischen Armee. Hierdurch konnte die Masse der deutschen Kräfte der 10. Armee eingekesselt oder von den Rückzugsstrassen abgedrängt werden. Zu einem selbständigen Unternehmen, wie es ein exzentrischer Angriff in Richtung Rom und ostwärts davon gewesen wäre, war das VI. US-Armeekorps trotz seiner Stärke zu schwach.

Die Kampfführung war mit dem Auftrag «Verteidigung» klar umrissen; er war, wie ich mich persönlich bei allen Stäben und den Divisionen überzeugte, richtig verstanden. Die in der Front eingesetzten Divisionen hatten sich bis jetzt – im Grossen gesehen – bewährt. Ein Rückschlag bei der 94. Infanterie-Division am rechten Flügel, deren Verhalten mir schon in den vorausgegangenen Schlachten nicht entsprochen hatte, konnte in der Tiefe aufgefangen werden. Die Schwäche der links anschliessenden Division lag in den schwierigen Zuführungen zur Front. Die 71. Division glaubte aber der Schwierigkeiten Herr werden zu können. Das Lirital konnte gehalten werden, wenn die Pivots (rechts Monte Majo und links Monte Cassino) in unserem Besitz blieben. Im Lirital selbst waren als letztes Treffen der Panzer-Abwehr zahlreiche Flakverbände eingesetzt, die sich in dieser Verwendung schon oft aufs Höchste bewährt hatten. Die Verteidigung des Monte-Cassino-Massivs lag bei der 1. Fallschirmjäger-Division in denkbar besten Händen. Der gesamte linke Flügel war, da uninteressant, schwach besetzt; die auf diesem Flügel eingesetzten Divisionen sollten während der Schlacht gegen abgekämpfte ausgetauscht werden.

Die Stellung am Brückenkopf hatte eine fast ideale Verteidigungsfähigkeit. Die Armee verfügte über genügend Hilfstruppen einschliesslich Flak, um selbst



Oben: *Gustav-Stellung*: Alliierte Angriffsmöglichkeiten – Mai-Offensive Beginn der Mai-Offensive 1944.

Unten: *Anzio-Nettuno*: Deutsche und alliierte Kräfte bei Anzio-Nettuno vor 1944 – die deutschen Grossreserven und deren vorgesehene Bewegung.

einen starken feindlichen Angriff abwehren zu können. Versagte aber die Zusammenarbeit der inneren Flügel der 14. und 10. Armee, so war die Lage der Heeresgruppe aufs Schwerste gefährdet.

Der Erfolg der zu erwartenden Abwehrschlacht hing besonders von der Stärke und Dislokation der Reserven ab. Die Dislokation der Heeresgruppe und der Armee-Reserven (29. Panzer-Grenadier-Division, 26. Panzer-Division, 90. und 15. Panzer-Grenadier-Division) war abgestimmt. Die bestehende Befehlsgliederung wurde im Allgemeinen beibehalten. Die Sorge um Mittel- und Norditalien war der Armee-Gruppe «v. Zangen» übertragen.

Die Luftwaffe unterstand unmittelbar dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Die Zusammenarbeit mit dem kommandierenden General, General der Flak Ritter v. Pohl, war so gut, wie sie auch im Unterstellungsverhältnis nicht besser hätte sein können. Schwerpunkt des Flakensatzes: Lirital – Valmontone – Rom.

Das Nachrichtennetz genügte auch den höchsten Anforderungen; General Jacoby war hier der richtige Mann an der richtigen Stelle.

Das deutsche Marine-Kommando hatte den Auftrag, den Nachschub zur See zu intensivieren und den Küstenschutz durch Artillerie und Seefahrzeuge zu verbessern. Admiral Meendsen-Bohlken leistete dies mit gewohnter Sachkunde und Energie.

Der Nachschub – einschliesslich Bevorratung und Bereitstellungen im rückwärtigen Raum – konnte, gemessen an den früheren Verhältnissen, befriedigen.

Alles in allem gesehen konnte man beim Oberbefehlshaber Südwest den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen, da auf allen Gebieten das Menschenmögliche getan war, den zu erwartenden Grossangriff zu parieren.*) Dabei gab ich mich nicht dem geringsten Zweifel hin, dass die

*) Alliierte Quellen besagen mehr oder weniger deutlich, dass die alliierte Überlegenheit an Truppen besonders nach Anlauf der Massnahmen zu «Overlord-Invasion Frankreich» – wenn überhaupt – nur gering gewesen sei. Um diese Frage zu beleuchten, folge ein kurzer Vergleich der beiderseitigen Grossverbände am 11. Mai 1944 (Beginn der alliierten Grossoffensive):

	Deutsche	Alliierte
Divisionen jeder Art:	22	25
(ohne Ausbildungsdivisionen, jedoch einschl. der in Aufstellung usw. befindl. Div.)		
Brigaden jeder Art:	1	10
Gruppen jeder Art:	3	11
(einschl. Fallschirmer usw.) also insgesamt:		
	26	gegen 36 Verbände

Kampftage ihre Krisen haben würden. Sich jedem Risiko zu entziehen, erschien nur möglich, wenn man das strategische Ziel unberücksichtigt liess. Dies war nicht zu rechtfertigen.

Die grosse Frühjahrsschlacht

Vier Unbekannte hielten die Führung in Italien in Spannung:

Wann treten die Alliierten in dem Brückenkopf an?

Wo und in welcher Stärke greift das F. E. C. an?

Wird der Angriff durch eine Luftlandung im Lirital unterstützt?

Findet eine neue Invasion etwa in Gegend Rom oder nördlich davon statt?

Die Einleitung des Angriffs der 5. amerikanischen und der 8. britischen Armee durch Artilleriefeuer und Bombenangriffe, unter anderem auf den Gefechtsstand des Armee-Oberkommandos, liess die Härte der kommenden Kämpfe erahnen. Wie ich mich selbst am Vormittag des 12. Mai 1944 überzeugen konnte, waren zu diesem Zeitpunkt das Armee-Oberkommando 10 und das General-Kommando XIV, die, beide verwaist, stellvertretend geführt wurden, weitgehend ausgeschaltet. Doch liessen die ersten Angriffstage erkennen, dass Befürchtungen hinsichtlich einer Luftlandung oder einer neuen Invasion gegenstandslos waren; Bewegung und Einsatz der operativen Reserven waren also gefahrloser geworden.

Die ersten Kampftage bestätigten auch unsere Annahme über die feindlichen Angriffsschwerpunkte. Die Kämpfe waren schwer und verlustreich; bedauerlich, dass die Heeresgruppe keine Klarheit über die Zusammensetzung der 5.

Der Unterschied in den Stärken wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, dass die deutschen Divisionen (mit Ausnahme der 44. Infanterie-Division) 6 Bataillone (Panzer-Division 4 oder 5) die alliierten Divisionen jedoch 9 Bataillone hatten. Berücksichtigt man noch die weit unter dem Soll liegenden deutschen Stärken so musste man im Anfang mit einer dreifachen alliierten infanteristischen Überlegenheit rechnen. Die Waffen- und Munitionsüberlegenheit war weit grösser, so dass man von einer 5- bis 10fachen alliierten Feuerstärke der Einheiten und der Gesamtheit sprechen konnte. Der Vergleich der beiderseitigen Fliegerkräfte ist für die deutsche Seite beschämend; die Alliierten beherrschten uneingeschränkt den Luftraum. Noch überzeugender wird die alliierte Überlegenheit, wenn man die aus der Flankengefährdung notwendig gewordene Verteilung der deutschen Kräfte auf ganz Italien berücksichtigt, was die Kampffront um vier Divisionen und eine Brigade geschwächt hat, während die Alliierten als taktische Front nur die jeweilige Kampffront zu versorgen hatten.

US-Armee und besonders des F. E. C. erhalten konnte. Während die Front südlich vom Liri-Ufer bis zum Monte Cairo im schwersten, aber ausgeglichenen Kampf auf den gut ausgebauten «Senger-Riegel» zurückwich, waren die Bewegungen am rechten Flügel des XIV. Panzer-Korps der Führung entglitten. Die 94. und 71. Division hatten tapfer gekämpft, sie waren aber den überlegenen alliierten Kräften gegenüber zu schwach; es zeigte sich bald, dass auch die Stellungen nicht das hielten, was sie versprochen. Die für diesen Flügel angeordneten Massnahmen vollzogen sich dazu unter einem besonderen Unstern. Ganz abgesehen davon, dass die Heeresgruppe brauchbare Unterlagen für eine weiterreichende Entschlussfassung erst am 14. oder 15. Mai erhielt, traten bei der Heranführung der 26. Panzer-Division und bei deren Einsatz unerwartete Schwierigkeiten auf. Das Vorgehen des F. E. C. konnte nicht abgefangen werden. Als auch noch die 94. Infanterie-Division ihre Reserven gegen meinen ausdrücklichen Befehl statt auf dem Petrella-Massiv im Küstenstreifen bereitstellte, konnte die auf dem Petrella-Massiv entstandene Frontlücke nicht mehr geschlossen werden. Die gebirgsgewohnten Verbände des F. E. C. hatten freie Bahn. Während sich am rechten Flügel beim XIV. Panzer-Korps die Verhältnisse immer ungünstiger entwickelten, kam es auf seinem linken Flügel und beim LI. Geb.-K. allmählich zum stehenden Gefecht; die 1. Fallschirmjäger-Division dachte gar nicht daran, «ihren» Monte Cassino aufzugeben. Um den Zusammenhang mit dem XIV. Panzer-Korps zu wahren, musste ich am 18. Mai persönlich der etwas widerspenstigen 1. Fallschirmjäger-Division den Befehl zum Ausweichen geben, ein Beispiel für den Nachteil starker Persönlichkeiten als Unterführer. Darauf ist auch zurückzuführen, dass eine Rechtsstaffelung der Reserven der 1. Fallschirmjäger-Division hinter dem offenen Flügel der 90. Panzer-Grenadier-Division und ein rechtzeitiges Zurücknehmen des LI. Geb.-Korps unterblieb.

Um den Zusammenhang zu wahren, musste das XIV. Panzer-Korps, länger als es die taktische Lage wünschenswert erscheinen liess, in den Zwischenstellungen ausharren. So kam es, dass mit der 305. Infanterie-Division, 26. Panzer-Division und den Resten der 15. Panzer-Grenadier-Division, 71. und 94. Infanterie-Division der rechte Flügel des «Senger-Riegels» nicht gehalten werden konnte. Ohne Zuführung neuer Kräfte war das Schicksal der 10. Armee besiegelt; ein etwaiger Abwehrerfolg bei der 14. Armee am Brückenkopf war kein Äquivalent; ein weiteres Vorgehen der 5. US-Armee musste auch die 14. Armee aus den Angeln heben. Eine Zwangslage war entstanden, die mich trotz vieler Bedenken am 19. Mai veranlasste, die 29. Panzer-Grenadier-Division der 10.

Armee zum Einsatz zur Verfügung zu stellen. Ich durfte damit rechnen, dass die Division am 20. Mai, vormittags, in einer von Natur besonders starken Stellung eingetroffen sein und die Lücke geschlossen haben konnte. Dies trat durch den Einspruch der 14. Armee gegen die Verschiebung der 29. Panzer-Grenadier-Division, von dem ich erst am Abend des 20. Mai, nach Rückkehr auf meinen Gefechtsstand hörte, nicht ein. Ich hatte Verständnis dafür, dass man sich ungern von seiner Reserve trennt; in dieser Phase konnte ich aber die Gegengründe des Armeeoberkommandos nicht anerkennen, zumal die Gefahr bestand, dass die Einschliessungsstellung am Brückenkopf durch Kräfte der 5. US-Armee von Süden her aufgebrochen wurde. Um der Armee die Augen für ihre gefährdete Südflanke zu öffnen und sie aus eigenen Überlegungen zu dem von mir für unumgänglich notwendig gehaltenen Entschluss kommen zu lassen, befahl ich eine neue Gefechtsstreifenverteilung und übertrug der 14. Armee die Verantwortung bis zur Linie Sperlonga–Fondi–Frosinone–Valmontone. Leider stellte ich am 21. Mai auf dem Gefechtsstand der 29. Panzer-Grenadier-Division fest, dass die Division im verspätet begonnenen Wettlauf unterlegen war und im nicht vorbereiteten Gelände einen im Enderfolg fragwürdigen Kampf lieferte. Ein hervorragendes Verteidigungsgelände war verspielt und dem Feind zwischen Terracina und Fondi eine fast uneinnehmbare Stellung geöffnet, deren Verlust dazu führte, dass die 5. US-Armee Fühlung mit dem VI. US-Armee-korps am Brückenkopf gewann.

Die Gesamtlage war dadurch schwieriger geworden, ohne jedoch schon irreparabel zu sein. Noch war kein Angriff aus dem Brückenkopf erfolgt, noch konnte das Armeeoberkommando 14 durch beschleunigte Umgruppierungen innerhalb seiner ganzen Armeefront Reserven an den gefährdetsten Punkten der Front bereitstellen. Die Heeresgruppe zog vom linken Flügel der 10. Armee die 334. Infanteriedivision heraus und stellte sie am 25. Mai der 14. Armee zur Verfügung, der Panzerdivision «Hermann Göring» wurde befohlen, den Anmarsch zum Brückenkopf zu beschleunigen. Leider war bis zum 23. Mai (Beginn des Angriffs aus dem Brückenkopf) wenig von alledem geschehen. Das AOK 14 hatte sich anscheinend von der vorgefassten Anschauung über die Richtung des Ausbruchs aus dem Brückenkopf nicht freimachen können. Die Panzer-Division «Hermann Göring» kam entgegen unseren Berechnungen zu spät, musste zu übereilten Massnahmen greifen, die sich schliesslich beim Einsatz an der Front nachteilig auswirkten. Möglich, dass das Armee-Oberkommando 14 zu stark mit der Verwendung der Heeresgruppen-Reserven in seinem Abschnitt rechnete und dass deswegen die Selbsthilfemassnahmen nicht mit der Ent-

schlossenheit und Beschleunigung durchgeführt wurden, wie sie die Kriegführung des «armen Mannes» erforderte. Fest steht, dass die Lage des VI. US-Armeekorps im engen Kessel ihre ausgesprochenen Nachteile hatte, die es auszunützen galt. Es gab manche unangenehme Aussprachen; sie führten wegen des Unvermögens, eine Lücke zwischen der 362. Infanterie-Division und der Panzer-Division «Hermann Göring» zu schliessen, zum Kommando-Wechsel beim Armee-Oberkommando 14. Die Lücke, die anfänglich mit einem Bataillon hätte geschlossen werden können, weitete sich bis zum 31. Mai aus, führte zur Umfassung und machte schliesslich den Weg nach Rom frei. Ein Jammer, dass die vorbildlich kämpfenden Divisionen am rechten Flügel und in der Mitte (4. Fallschirmjäger-Division, 65. Infanterie-Division, 3. Panzer-Grenadier-Division) keine gleichwertigen Partner am linken Flügel hatten. Die 10. Armee führte inzwischen ihre Rückzugskämpfe vorbildlich durch, sorgte für den Anschluss an die 14. Armee und errang mit dem meisterhaften Durchschleusen der Divisionen auf der Gebirgsstrasse über Subiaco nach Tivoli neue Lorbeeren für Truppe und Führung.

Die Grosskampftage vom 12. Mai bis 4. Juni 1944 endeten mit der kampflosen Aufgabe von Rom.

Die Kämpfe dieser Periode waren unerhört schwer; dass die Truppe sie mit wenigen Ausnahmen, die leider für den Ausgang der Schlacht entscheidend wurden, durchgestanden hat, ist ein besonderes Zeichen ihrer Güte. Auch der Führung kann im Allgemeinen gleiche Anerkennung nicht versagt werden. Viele Reibungen und Pannen wären vielleicht vermeidbar gewesen; doch stehen wir den Ereignissen noch zu nahe, um ein vollkommen objektives Urteil gewinnen zu können.

Die Alliierten errangen einen grossen Erfolg; die Kräfte der 14. Armee waren aufs Stärkste angeschlagen. Dass vom Oberbefehlshaber Südwest trotz der ungünstigen Lage am rechten Flügel die einseitig eingegangene Verpflichtung, Rom als «offene Stadt» zu schonen, vorbehaltlos eingehalten wurde, lässt zum mindesten erkennen, dass dieser die Lage nicht für aussichtslos hielt. Dabei ist es gleichgültig, ob man sich beim Oberbefehlshaber Südwest auf die genaue Kenntnis der Lage beim Feind stützte oder auf eine mehr gefühlsmässige Abschätzung der Gegebenheiten und Möglichkeiten bei Freund und Feind.

20.

ABWEHRKÄMPFE IN ITALIEN SOMMER 1944 BIS FRÜHJAHR 1945

Zeittafel: 6.6.1944 Alliierte Invasion in der Normandie – 17.6.1944 Räumung der Insel Elba – Juni-Juli 1944 Rückzug der Heeresgruppe C und Stabilisierung der neuen Abwehrfronten – 26.6.1944 Räumung von Pisa – 12.8.1944 Aufgabe von Florenz – 15.8.1944 Zweite alliierte Invasion in Südfrankreich – 21.9.1944 Verlust von Rimini – 30.8.1944 Beginn der britischen Angriffe an der Adriafront – September 1944 Stabilisierung der deutschen Front in der «Grün-Linie (südöstlich La Spezia – Apennin – Dezember 1944 britische Offensive in der Po-Ebene – 5.12.1944 Aufgabe von Ravenna.

Juni bis Mitte August 1944

Vom 1. Juni an hatte sich die Lage bei der 14. Armee denkbar schlecht entwickelt. Die Gefechtskraft der über den Tiber und den Aniene zurückgehenden Divisions-Kampfgruppen war auf ein Minimum gesunken.

Günstiger lagen die Verhältnisse bei der 10. Armee, die nördlich des Petrella-Massivs mit gewohnter Härte gekämpft und das feindliche Vorgehen stark verzögert hatte. Ihre Divisionen konnten als kampfkünftig angesprochen werden. Hier traten andere Nachteile auf: Einmal verzögerten die wenigen und luftgefährdeten Rückmarschstrassen die Bewegungen, zum zweiten wurden die Divisionen so weit von Rom und vom Tiber weggeführt, dass eine rasche Kräftekonzentration im Raum westlich des Tiber nur schwer möglich war. Die aus der Kampfentwicklung südlich Rom erzwungene Unterstellung der Masse der kampfkünftigsten Teile des LXXVI. Panzer-Korps unter das Armee-Oberkommando 10 und die dadurch bedingte neue Schwächung der 14. Armee liessen sich deswegen nicht sofort ausgleichen.

Den Kampf in und um Rom zu vermeiden, war mein unumstösslicher Entschluss. Dies bedeutete auch den Verzicht auf die Verteidigung des Tiber bis zum Meer und des Aniene bis Tivoli. Die an sich ausgezeichneten Flussstellungen wurden von den Alliierten, sobald sie Rom besaßen und es als Ausgangspunkt ihrer anschliessenden Operation gewählt hatten, einfach aus den Angeln gehoben. An Stelle der «Verteidigung» der Tiber- und Aniene-Stellung über mehrere Tage hinweg konnte nördlich Rom und beiderseits der Heiligen Stadt nur mit einem kurzen Stop gerechnet werden.

So schwer und anstrengend die Kämpfe der vergangenen Monate für die Alliierten gewesen sein mochten, die Wegnahme Roms musste ihre Führung und Truppe die Grösse des Erfolges recht erkennen lassen. Andererseits sagte ich mir: Rom würde als Grossstadt nach den wochenlangen blutigen Kämpfen vielleicht einen demoralisierenden Einfluss ausüben. Nur eine überdurchschnittlich starke und rücksichtslose Führung konnte ein pausenloses Nachdrängen durchsetzen, aber daran glaubte ich nicht und baute meinen Entschluss daher mit darauf auf. Er wurde mir erleichtert, da sich die Feindkräfte vor der 10. Armee, also ostwärts des Tiber, auffallend zurückhielten. Ausser Zweifel stand, dass die Alliierten das Gesetz des Handelns diktieren konnten und dass die Heeresgruppe alle Möglichkeiten, die durch Gelände und feindliche Führung geboten wurden, ausnützen musste, um so rasch als möglich wieder zu einer in sich geschlossenen Front mit kampffähigen Verbänden zu kommen. Das Gelände war für die von mir beabsichtigte hinhaltende Kampfführung nicht so ungünstig, wie es auf der Karte auf den ersten Blick schien. Vor allem waren die Strassen unmittelbar nördlich Rom und im Zwischengelände, z.B. südlich Viterbo und bei Civita Castellana, unverhältnismässig leicht zu sperren, was die Bewegungen der feindlichen motorisierten Kräfte erheblich behindern musste, worauf es ja an allererster Stelle ankam. Durch die hinhaltende Verteidigung musste man Zeit gewinnen, um die Kampfdivisionen an der Front umzugruppieren und zu ergänzen, die nicht kämpfenden Teile nach rückwärts abfliessen zu lassen und neue Divisionen heranzuführen. Von der Verzögerung oder Beschleunigung der Absetzbewegungen hing es ab, wo länger Widerstand geleistet und wo zur Verteidigung übergegangen werden konnte und ob die rückwärtigen Divisionen geschlossen zum Einsatz gebracht werden konnten oder aus der Zwangslage heraus verzettelt in den Kampf geworfen werden mussten.

Grosse operative Überlegungen waren zu diesem Zeitpunkt nicht notwendig; die feindlichen Bewegungen, die gefährlich werden konnten,



Mussolini:
Gast in meinem,
Hauptquartier



Nach einer Besprechung mit Marschall Graziani
als Oberbefehlshaber der Armeegruppe Ligurien



Auf dem Weg zum Gerichtssaal, Venedig – Februar 1947

von Mackensen

Kesselring

Mälzer (†)



Drei
im Camp Wolfsberg
(Kärnten) Juni 1947
(Aufnahme des engl.
Begleitoffiziers)

waren nicht zu verkennen, die eigenen Massnahmen waren zwangsläufig. Die 5. amerikanische Armee war gegenüber der 8. britischen Armee in der Vorhand; sie war trotz der geringeren Verluste der Sieger; sie hatte ein Gelände vor sich, das auch für motorisierte und Panzer-Verbände geeignet war; sie hatte für eine etwaige Verfolgung die grossen nach Norden führenden Hauptstrassen. Im Streifen der 8. britischen Armee dagegen verzögerte das Gelände die Bewegungen.

Das Vorgehen der 5. amerikanischen Armee auf der Ligurischen Küstenstrasse hatte grössere Bedeutung, war aber vorerst zweitrangig gegenüber einem Vortragen des Angriffs von Rom aus in nördlicher Richtung. Der Schwerpunktstreifen lag klar, aber gerade dort fehlte es uns an Kräften, die erst aus der Front der 14. Armee, von der 10. Armee und von rückwärts herangeschoben werden mussten. Diesen Überlegungen entsprachen die beiden Armeen erteilten Befehle auf hinhaltende Verteidigung und Wiederherstellung einer geschlossenen Front. Dies bedeutete für die 10. Armee, dem Zurückgehen der 14. Armee entsprechend, langsames oder rascheres Absetzen unter gleichzeitiger Verschiebung beweglicher Kräfte hinter den rechten Flügel, zur Abgabe beweglicher Divisionen an die 14. Armee. Die 14. Armee sollte unter Ausnützung der Engpässe das feindliche Nachdrängen verlangsamen, bis die Zuführung von Kräften eine planmässigere Kampfführung erlaubte.

Das Verhalten des Gegners entsprach ungefähr dem Bild, das ich mir gemacht hatte. Ein sofortiges Nachdrücken am 4. Juni in breiter Front unter Vortreiben der Panzer-Divisionen auf den Strassen hätte die Heeresgruppe westlich des Tiber in eine schwer reparable Lage gebracht, die mich hätte veranlassen können, die Masse der motorisierten Divisionen von der 10. Armee beschleunigt heranzurufen, sie in Geschwindmärschen auf die andere Tiberseite zu ziehen, um mit ihnen und den rückwärtigen Divisionen eine neue Front südlich oder nördlich des Trasimener Sees aufzubauen und dort die zurückkommenden Reste der 14. und 10. Armee aufzunehmen. Die Einleitung dieser folgenreichen Operation schien mir am Abend des 4. und auch am 5. Juni nicht notwendig, was ich schon allein dadurch zum Ausdruck brachte, dass ich mein Hauptquartier, wenn auch unter gleichzeitiger Detachierung der rückwärtigen Dienste, auf dem Monte Soratte nördlich Rom beliess. Ich glaube, dass mein Verbleib an der Front etwas zur Beruhigung beigetragen hat, war ich doch auch am 6. und 7. Juni in Viterbo unmittelbar bei der Truppe.

Die der 14. Armee gestellte Aufgabe war unendlich schwer, aber unter Ausnützung aller Möglichkeiten gerade noch zu leisten; dass hier Mängel auftraten,

war in dieser Lage eher zu verstehen als im Kampf um den Brückenkopf von Anzio-Nettuno. Der Aufgabe war ein gewisser Pessimismus beim Armeekommando 14 abträglich. Freilich hatte das Armeekommando Anlass zu Bedenken, da es die 5. amerikanische Armee mit drei Panzer-Divisionen und neun Infanterie-Divisionen gegenüber hatte, denen sie eigene Kräfte in Stärke von nur ein bis zwei Divisionen entgegenzusetzen hatte. Diese Zahlen bedrückten die Armeeführung mehr als notwendig; sie bedachte hierbei zu wenig, dass sich die 5. US-Armee aus einem Engpass entwickeln musste, durch den eben nur Bruchteile dieser Divisionen gleichzeitig nach vorwärts Raum gewinnen konnten. Statt sich belastenden, dazu noch irrigen Berechnungen hinzugeben, wäre es wichtiger gewesen, das Feindvorgehen an den Engen zu verzögern. Das war unmittelbar nördlich Rom möglich und bot sich auch noch weiter nördlich an. Es war z.B. ein schwerer taktischer Fehler, die Enge bei Civita Castellana unverteidigt zu lassen, deren Besitz dem Gegner erst die Möglichkeit zu freier Entfaltung mit beweglichen Kräften nach Norden und Nordosten gab. Die auf meine Veranlassung vom Armeekommando 14 befohlene Verschiebung der 3. Panzer-Grenadier-Division in diesen Raum kam verspätet, verhütete aber noch schwerere Pannen.

Immer wieder bedrängte die 14. Armee, vor allem aber die Heeresgruppe, die Frage, ob die rückwärtigen Divisionen, über die nach Beginn der Invasion in der Normandie gefahrloser verfügt werden konnte, nach vom bis in Höhe des Bracciano-Sees, später des Bolsena-Sees vorzuschieben oder weiter rückwärts aufzubauen seien. Die Vorteile der letzten Lösung lagen auf der Hand; der Ausbildungsstand einzelner Divisionen forderte dies geradezu. Hielten aber die Reste der 14. Armee an den verschiedenen natürlichen Abschnitten das feindliche Vordringen nicht auf, so bedeutete dies den Durchbruch, die Vernichtung der Divisions-Gruppen und den Einbruch in die, auch in Höhe des Bolsena-Sees noch nicht abwehrbereiten, kampfungewohnten neuen Divisionen, mit den dann zu erwartenden Rückschlägen für die Gesamtlage. Die Hilferufe von vorne, die mehr als berechtigt waren, veranlassten immer wieder eine Division nach der anderen, ihrer Marschbereitschaft entsprechend, in der jeweils vordersten Verteidigungsstellung einzusetzen. Wenn auch Wirtschaftlichkeit und Nutzeffekt teilweise sehr gering waren, so wurde doch dadurch in Verbindung mit den allmählich von der 10. Armee eintreffenden motorisierten Divisionen des XIV. Panzer-Korps der nachdrängende Gegner in Höhe des Trasimenischen Sees abgefangen. Die Gefahr einer ein- oder zweiseitigen Umfassung der inne-

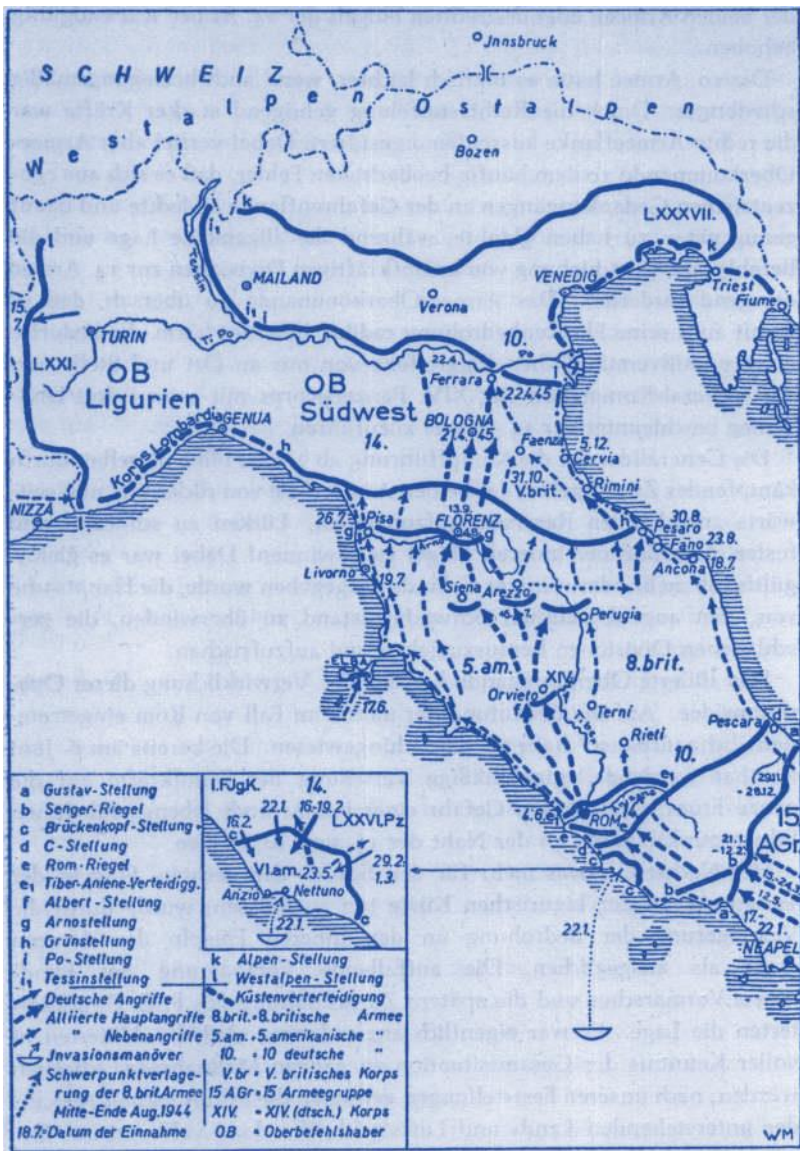
ren Flügel der beiden Armeen oder des rechten Flügels der 14. Armee war endgültig behoben.

Die 10. Armee hatte es taktisch leichter, wenn auch bewegungsmässig: schwieriger. Durch die Rechts Staffellung genügend starker Kräfte war die rechte Armee flanken ausreichend gesichert. Dabei verfiel aber Armee-Oberkommando 10 dem häufig beobachteten Fehler, dass es sich aus egozentrischen Gedankengängen an der Gefahrenflanke abdeckte und damit genug getan zu haben glaubte, während die allgemeine Lage und die Befehle eine Verschiebung von kampfkraftigen Divisionen zur 14. Armee; dringend forderten. Das Armeeoberkommando 10 übersah, dass es damit auch seine Flankenbedrohung radikal beseitigt hätte. Es bedurfte eines unmissverständlichen Eingreifens von mir an Ort und Stelle, um das General-Kommando des XIV. Panzer-Korps mit seinen drei Divisionen beschleunigt der 14. Armee zuzuführen.

Die Generalidee für die Kampfführung ab 7. Juni blieb dieselbe: durch kämpfendes Zurückgehen der beiden Armeen die von rückwärts und seitwärts anrückenden Reserven aufzunehmen, Lücken zu schliessen und festen Anschluss der inneren Flügel zu gewinnen! Dabei war es gleichgültig, ob mehr oder weniger Gelände aufgegeben wurde, die Hauptsache war, den augenblicklichen Schwächezustand zu überwinden, die zerschlagenen Divisionen herauszuziehen und aufzufrischen.

Das alliierte Oberkommando half bei der Verwirklichung dieser Operationsidee. Auf die Bedeutung der nach dem Fall von Rom eingetretenen «Schnaupause» habe ich schon hingewiesen. Die bereits am 6. Juni sichtbar werdende, gleichmässige Verteilung der Feindkräfte auf die ganze Front minderte die Gefahr einer immer noch lebensgefährlichen Schwerpunktbildung an der Naht der 14. und 10. Armee.

Der Nachteil, etwas mehr für den Schutz des rechten Flügels der 14. Armee an der Ligurischen Küste tun zu müssen, wurde durch die Verringerung der Bedrohung an den inneren Flügeln der Armeen mehr als ausgeglichen. Die auffallende Verzögerung des feindlichen Vormarsches und die spätere Zurückhaltung des F. E. C. erleichterten die Lage. Es war eigentlich anzunehmen, dass die Alliierten in voller Kenntnis der Gesamtsituation zu ganzen Massnahmen schreiten würden; nach unseren Feststellungen genügten die Feldmarschall Alexander unterstehenden Land- und Luftstreitkräfte dazu vollkommen. Ge4 wisse Unsicherheitsfaktoren konnte freilich die Luftaufklärung für ihn nicht beseitigen. Das Bild von der «Leere des Raumes» stimmte nicht. Ich war Tag und Nacht unterwegs und kannte das Bild. Tatsächlich waren die Strassen und Ortschaften bis tief ins Hintergelände verstopft.



Operationen in Italien nach Festsetzen der 10. Armee in der Gustav-Stellung
(siehe auch Karte auf Seite 277)

Zu den Bewegungen nach rückwärts kamen Vorwärtsbewegungen der Nachschubkolonnen und der Divisionen zweiter Welle sowie Seitwärtsbewegungen der motorisierten Divisionen; das Bild war unübersichtlich.

Schon der 4. Juni, in immer grösserem Umfang die späteren Kampftage, liessen erkennen, dass die Kampfkraft, selbst der am Stärksten mitgenommenen Divisionen der 14. Armee, keineswegs gebrochen war. Die Kampfkraft der rückwärtigen Divisionen richtig einzuschätzen, war erst dann möglich, wenn sich die Alliierten mit ihnen gemessen hatten. Eine gewisse Vorsicht war also auch für den Feind notwendig, wenn er nicht unangenehme Überraschungen erleben wollte. Dass er eine unerwartet grosse Zurückhaltung übte, war aber ein Geschenk für die Heeresgruppe.

Die Alliierten nutzten die sich ihnen bietenden Chancen keineswegs. Ihre Luftwaffe wurde nicht bis zum Zusammenbruch der letzten Maschine schwerpunktmässig gegen die z.T. hilflosen Massenziele auf dem Kampffeld, besonders aber im rückwärtigen Gelände, eingesetzt. Der Partisanenkampf, wenn er schon gegen das bestehende Völkerrecht entfesselt worden war, wurde nicht durch eine Luftlandung im Rücken der fechtenden Front entscheidend unterstützt. Auf jede taktische Anlandung im Rücken der deutschen Front wurde verzichtet. So wie die Verhältnisse lagen, hätte jede dieser Massnahmen bereits höchst störend wirken können.

Bereits in Höhe des Bolsena-Sees, nach Eintreffen des XIV. Panzer-Korps auf dem linken Flügel der 14. Armee, nahm ich bestimmenden Einfluss auf die Rückwärtsbewegungen, wiederum dem Grundsatz folgend, dass nur im Kampf die Stosskraft des Feindes allmählich verringert werden konnte. Am Trasimenischen See befahl ich den Übergang zur Verteidigung, wobei ich mir klar war, dass auch in dieser Zone nicht um die Entscheidung gekämpft werden durfte, dass man aber Zeit gewinnen musste, um die Verteidigungsanlagen der Apenninfront zu vervollkommen.

Wenn das OKW des Öfteren auch mahnte, nicht so viel Boden aufzugeben, so konnte ich im Allgemeinen so operieren, wie ich es aus genauer Kenntnis der Lage für notwendig hielt. Ich habe nicht jedem der häufigen Anträge meiner Oberbefehlshaber nachgegeben; meist habe ich mich an Ort und Stelle über die Ansichten unterrichtet und entsprechende Befehle gegeben. In den anderen Fällen habe ich auf meinem Gefechtsstand nach Vortrag durch Ia und Chef und nach etwaiger nochmaliger telefonischer Rücksprache mit dem betreffenden Oberbefehlshaber die Genehmigung zum Rückzug erteilt. Mir ist kein Fall in Erinnerung, dass ich wegen meiner «selbtherrlichen» Massnahmen – die Räu-

mung Siziliens ausgenommen – vom OKW «belehrt» worden wäre. Als Ende Juni/Anfang Juli Hitler nachdrücklich verlangte, aus dem Zurückgehen in die Verteidigung überzugehen, flog ich, um meine Auffassung mit der des OKW in Übereinstimmung zu bringen, ins Führerhauptquartier. In diesem Fall begleitete mich mein la, Oberst i. G. Beelitz. Ich hielt ungefähr eine Stunde lang Vortrag über die Entwicklung der Lage mit der Schlussforderung, mir freie Hand in der Führung der Operationen in Italien zu lassen. Hitler antwortete in ebenso langer Gegenrede und suchte mir die für den Osten gültigen Kampfregeln aufzudrängen. In meiner alsdann temperamentvolleren kurzen Gegenargumentation führte ich etwa (zusammengefasst wiedergegeben) aus: «Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob meine Truppen kämpfen oder davonlaufen; ich kann nur versichern, dass sie kämpfen und sterben, wenn ich es verlange. Es handelt sich hier um eine ganz andere, viel entscheidendere Frage, nämlich darum, ob Sie sich, mein Führer, nochmals, nach Stalingrad und Tunis, den Verlust zweier Armeen gestatten können. Von meinem Standpunkt aus muss ich das umso mehr bezweifeln, als in der Umstellung meiner Kampfführung auf Ihre Gedanken der Weg nach Deutschland für die Alliierten über kurz oder lang frei wird, während ich – falls mir Freiheit im Handeln zugesichert bleibt – garantiere, dass ich das Vorgehen der Alliierten merkbar verzögere, spätestens am Apennin zum Stehen bringe und damit Kampfbedingungen für 1945 schaffe, die sich in den Gesamtrahmen Ihrer Führungsgedanken eingliedern lassen.» Hitler erwiderte nichts mehr, liess sogar, wie sich mein la erinnert, einige anerkennende Worte fallen – ich hatte mich mit meiner Ansicht durchgesetzt. Ich handelte nach diesem Vortrag wie vorher, ohne oben anzufragen, nach meinem verantwortlichen Ermessen. Ein Beispiel für viele andere: Hitler schickte dem General-Kommando des I. Fallschirmjäger-Korps, das nördlich Florenz kämpfte, einen Funk-spruch, in dem er schärfste Kritik an der Haltung zweier Divisionen übte, die zurückgehen wollten. Auf einer Frontfahrt erfuhr ich, dass der Kommandierende General, General der Flieger Schlemm, daraufhin seine ganzen Reserven zur Stützung der Lage einsetzen wollte und sich damit jeder weiteren Einwirkung begeben hätte. Ich unterbrach meine beabsichtigte Fahrt, fuhr zum Generalkommando und verbot die Verausgabung der letzten Reserven, genehmigte ihm vielmehr lagerechtes Handeln. Dies wurde dem OKW gemeldet, ohne dass überhaupt nur eine Rückfrage gekommen wäre. Man wusste oben, dass ich aus Eigenem heraus das Menschenmögliche zu erreichen versuchte.

Dem Kampf auf der Panzerrollbahn westlich des Trasimener Sees sah ich

mit gespannter Erwartung entgegen; die Divisionen hielten länger als ich annehmen durfte. Gestützt auf Bunker bewiesen die dort eingesetzten Truppen (1. Fallschirmjäger-Division, 334. Infanteriedivision und 15. Panzer-Grenadier-Division sowie Panzerdivision «Hermann Göring») wieder klar ihren inneren Kampfwert. Der linke Flügel der 10. Armee beanspruchte nach wie vor keine besondere Aufmerksamkeit, während sich bei der 14. Armee durch das Eingreifen des XIV. Panzer-Korps die Lage allmählich festigte und die «Führung aus dem Sattel» einem planmässigeren Handeln weichen konnte. Auch nach dem Wechsel des Oberbefehlshabers (v. Mackensen–Lemelsen) beanspruchte die 14. Armee meine besondere Aufmerksamkeit. Man konnte jetzt nicht mehr sagen, dass die 10. Armee die weitaus besseren Divisionen hätte, man konnte auch nicht mehr grundsätzlich sagen, dass die Kämpfe der 10. Armee vom Gelände begünstigt seien, auch die feindlichen Angriffskräfte hielten sich im Allgemeinen die Waage. Aber feststellen konnte ich, dass beim Armeeoberkommando TO bedenkenloser, zielstrebig und energischer im Rahmen der von mir gegebenen Weisungen geführt wurde, was eine im Allgemeinen erfolgreichere Kampfleistung mit sich brachte. Dort, wo ein Versagen auftrat, wie bei der 20. Luftwaffen-Felddivision, lag es zu erheblichem Teil an den kampfungewohnten Führern und Unterführern, da das Personal an sich gut bis ausgezeichnet, wenn auch nicht grosskampffähig war, oder an der Zusammensetzung der aus verschiedenen Turk-Stämmen gebildeten 162. (Turk-)Division. Bei der Organisation der Luftwaffen-Feld-Divisionen rächte sich die Eitelkeit Görings, der es nicht über sich bringen konnte, die aus der Bodenorganisation freigemachten Luftwaffen-Soldaten dem Heer als Ersatz zur Verfügung zu stellen. Bemerkenswert, dass sich auch Hitler mit dieser laienhaften Lösung trotz besserer Erkenntnis abgefunden hat!

Durch Verschiebungen gelang es, eine allmählich fester werdende Front zu bilden. Dabei war mein Bestreben, an den schmalen und geländebegünstigten Fronten länger Widerstand zu leisten, um die ungünstigeren und breiteren Abschnitte, ohne das Ziel des hinhaltenden Kampfes zu gefährden, rascher zu durchlaufen. Ich musste damit rechnen, dass das Versagen einer Division meinen Plan über den Haufen werfen und mich zur Zurücknahme einer ganzen Armee oder der ganzen Front veranlassen konnte. Das Bestreben, diese Situation so auspendeln zu lassen, dass die Rückwärtsbewegung in die Apenninfront planmässig abrollte, kam in Forderungen und Befehlen zum Ausdruck, die sich nicht immer mit den Wünschen meiner Oberbefehlshaber deckten.

In allen Perioden des Kampfes um Italien wurden die Heeresgruppen durch die Flakverbände des Generals Ritter v. Pohl hervorragend unterstützt. Die Heeresgruppe befahl den Schwerpunkt, der in der reinen Luftverteidigung im Hintergelände und an den Nachschubstrassen bis zur Landesgrenze oder bei der kombinierten Erd- und Luftverteidigung in den Räumen der Armeen oder General-Kommandos liegen konnte. In den von der Heeresgruppe bestimmten Schwerpunkten wurde die Flakartillerie selbst wieder ausschliesslich gemäss den Schwerpunkten eingesetzt. Dieses feinfühlig zusammenarbeiten der Luftwaffen-Flak mit dem Heer, das in einer bemerkenswerten raschen Reaktion auf Befehle oder Anregungen seinen in die Augen springenden Ausdruck fand, hat dem Heer ausserordentlich geholfen. Die Flak war an jedem Schwerpunkt in grosser Zahl eingesetzt. Immer war sie die letzte Kampfwagen-Barriere, an der feindliche Durchbrüche scheiterten. An entscheidenden Verkehrsengeen war sie so massiert, dass die Bewegungen niemals schlachtentscheidend aufgehalten wurden. Nicht immer haben die Führungsstellen des Heeres diese Leistungen anerkannt; dies ist psychologisch dadurch zu erklären, dass die Flak den Heereskommando-Behörden nicht unterstellt war.

Die fliegerische Unterstützung fiel dagegen in diesem Zeitraum fast vollständig aus; auch die Fliegeraufklärung genügte nicht. Wenn trotzdem durch die Gefechtsaufklärung der Front, die Funkaufklärung und den Ic-Erkundungsdienst die Heeresgruppe und die Armeen mit den notwendigsten Unterlagen versehen wurden, die überhaupt noch kombinatorische Voraussagen zulassen, so kann man daraus auf das Einfühlungsvermögen der höchsten deutschen Führungsstellen in die alliierten Gewohnheiten und die Geländebedingungen schliessen.

Eine Ausnahme blieb: Die grosse Unbekannte war die latente Flankenbedrohung. Seit Beginn der Invasion in der Normandie (6. Juni 1944) war bei dem Fehlen stärkerer Landeschiffstonnage des Gegners im Mittelmeergebiet bis auf Weiteres nicht mit einer Gross-Invasion in der Tiefe des italienischen Raumes zu rechnen, dagegen jederzeit mit taktischen überholenden Landungen. Als sich Mitte Juni Vorbereitungen gegen die Insel Elba anzeigten (Elba fiel am 17. Juni), schien nach meiner Auffassung die Gefahr noch einmal in greifbare Nähe gerückt. Was hatte sonst die Wegnahme Elbas für einen Sinn? Als aber diese einmalige Gelegenheit versäumt wurde, konnte ich meine Sorgen in dieser Beziehung vorerst zurückstellen. Die zurückgezogenen Auffrischungsdivisionen waren notfalls für den Einsatz an der entblössten Küste bereit. Anzeichen für eine grössere taktische Landung an der adriatischen Küste waren nicht erkenn-

bar, waren dort auch am wenigsten zu erwarten. Auch Luftlandungen schaltete ich aus meinen Erwägungen aus, da alle hierfür geeigneten Mittel sicherlich jetzt für die Invasion in der Normandie bereitgehalten wurden. Für die Verteidigung der Häfen von Livorno und Ancona lagen verbindliche Befehle des OKW vor; aber auch hier banden mich diese Befehle nur solange, als ich das Halten der Häfen im Zusammenhang mit den Notwendigkeiten der Gesamtlage für erforderlich hielt. Beide Häfen wurden rechtzeitig geräumt. Solche ad hoc aus einer gewissen Erregung heraus gegebenen Befehle des OKW schliffen sich im Geschehen von selbst ab.

Die Schwerpunktbildung beiderseits des Trasimenischen Sees durch die tief gestaffelten Verbände des Französischen Expeditionskorps und des XIII. britischen Armeekorps sowie die harten Kämpfe von Mitte Juni bis Anfang Juli beiderseits des Trasimenischen Sees waren klare Zeichen für die Beibehaltung der Stossrichtung der Alliierten auf Florenz. Aufflackernde heftige Kämpfe an den Flügeln, die zu den Schlachten um Ancona und zu den Kämpfen des IV. US-Armeekorps südlich des Cecina-Abschnitts und an der Cecina selbst führten, konnten darüber nicht hinwegtäuschen. Mit einem langsamen «Durchfresen» durch den Apennin rechnete ich nicht, sah vielmehr das feindliche Operationsziel entweder in einem raschen Durchstoss über Florenz durch den Apennin oder, falls die Apenninfront dies nicht zuließ, in einer Verlagerung des alliierten Hauptangriffs zur Umfassung der Apenninfront an deren weicher Stelle: an der Adria.

In dieser Zeit – Ende Juni/Anfang Juli – habe ich mich erneut über den Stand des Ausbaus der «Grün-Stellung» im Apennin unterrichtet. Fortschritte, die in besserer Linienführung der Stellung und deren Verstärkung lagen, habe ich festgestellt, manches hat auch befriedigt, andere Teile, voran die zukünftigen Schwerpunkstreifen, waren noch weit zurück. Zur Vervollständigung der Anlagen musste weiterhin durch die Kampfführung Zeit gewonnen werden. Das Gelände beurteilte ich als nicht ungünstig. Am rechten, ligurischen Flügel war aus Geländegründen kein zielweiter Feindangriff zu befürchten; der hinhaltende Kampf war deshalb in beliebiger Zeitdauer auch von kampfungewohnten Truppen zu führen. Im Geländestreifen westlich der Strasse Siena-Florenz wurde die hinhaltende Verteidigung erschwert, ein rascher feindlicher Erfolg war aber nicht zu erwarten. Da ich Florenz aussparen wollte, war die Verteidigung der ausserordentlich günstigen Arnostellung in Frage gestellt. Ob durch längeres Halten eines Brückenkopfes südlich des Arno dieser Nachteil ausgeglichen werden konnte, war fraglich, versucht musste es jedoch werden. Das

Gelände zwischen den Strassen Siena–Florenz und Arezzo–Florenz hatte Mittelgebirgscharakter; der Mangel an Gebirgs-Divisionen auf deutscher Seite war auch durch Improvisationen nicht ganz auszugleichen. Das Angriffsgelände für die feindlichen Panzer-Divisionen war das Arnotal, das aber, kräftig in Ost–West-Richtung durchschnitten und von Höhen beiderseits flankiert, auch seine grossen Nachteile hatte. Ostwärts dieses Abschnittes musste der Angriff ein Gebirgsgelände mit Höhen bis zu 1'500 m überwinden; ein rasches Durchschreiten dieses Raumes war unwahrscheinlich. Auch der Adria-Raum war in viele günstig verlaufende Abschnitte gegliedert, so dass auch am linken Flügel das Zurückkämpfen auf die «Grün-Stellung» selbst mit schwachen eigenen Truppen in Übereinstimmung mit der Gesamtoperation zu bringen möglich schien.

Nach dem bereits zu diesem Zeitpunkt gewonnenen allgemeinen Eindruck von der Abwehrfähigkeit der Apennin-Stellungen hielt ich im Hinblick auf die Beanspruchung und die erheblichen Verluste der Alliierten ein unmittelbares Weitertragen eines planmässigen Angriffs über den Apennin für ausgeschlossen, ein Nachstossen für aussichtslos.

Meine Befehle sahen deswegen vor: Fortsetzung des hinhaltenden Kampfes im Vorgelände des Apennin mit der Absicht, die Arno-Stellung länger zu halten und Florenz dabei auszusparen. Einsparung von Divisionen durch Umgruppierung, Auffrischungsmassnahmen und Zuführung neuer Kräfte mit dem Ziel, sofort Sicherheitsbesatzungen in die «Grün-(Apennin-)Stellung» zu bringen, mit deren Hilfe ihr Ausbau unter Einsatz neuer Arbeitskräfte und neuen Materials nach neuzeitlichen taktischen Gesichtspunkten vorangetrieben werden sollte.

Die Kämpfe am Trasimenischen See von Mitte Juni bis Mitte Juli 1944 haben den taktischen Forderungen voll entsprochen. Weniger genügte der rechte Flügel der Heeresgruppe, an dem erst durch den Einsatz der 16. SS-Panzer-Grenadier-Division (Obergruppenführer Simon) die Kampffront gefestigt werden konnte. Ostwärts davon bis zur Strasse Siena–Florenz waren – durch das Versagen der 20. Luftwaffen-Felddivision und aus Gelände Gründen bedingt – die besten deutschen motorisierten Divisionen wie auf einer Perlschnur aufgereiht worden, denen es in teilweise heftigen Kämpfen gelang, das Vorgehen des VI. US-Armee Korps zu verlangsamen und allmählich abzustoppen. Auf diesem an sich uninteressanten Flügel hat das IV. US-Armee Korps durch die Bindung dieser wertvollen deutschen Kräfte viel zu dem Gelingen der schweren und schwierigen Kämpfe der Alliierten zwischen Siena und Florenz beigetragen.

Der 20. Juli und der italienische Kriegsschauplatz

Am Abend des 20. Juli 1944*) rief Göring in meinem Hauptquartier an. Bis dahin hatte ich nichts von der Verschwörung gewusst. Ein Versuch Goerdelers, im Jahre 1942 an mich heranzutreten, war an meiner Unabkömlichkeit gescheitert. An den italienischen Fronten und bei den Verbänden im Hinterland blieb es ruhig. Bis auf einige Offiziere, über die ich im weiteren Verlauf erfolgreich meine schützende Hand halten musste, waren sämtliche Einheiten, Heer, Marine, Luftwaffe und SS nicht unterrichtet. Ich war darüber von Herzen froh! Wie war die innere Einstellung der Truppe? Ich hatte in Italien und dem angrenzenden Istrien keinen politisierenden Stab oder Truppenteil kennengelernt. Das Kriegsgeschehen war viel zu intensiv, die Verbindlichkeit des Eides viel zu wach und Hitler als magische Persönlichkeit viel zu allgegenwärtig und in seinen verbrecherischen Handlungen viel zu wenig erkannt, um die Idee einer Verschwörung aufkommen zu lassen. Damit wäre genug gesagt. Ich halte es aber für historisch wichtig, den Verhältnissen nachzugehen, wie sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem italienischen Kriegsschauplatz entwickelt hätten, wenn die Verschwörung gelungen wäre. Wenn ich ein schillerndes Wort an wenden darf, so hatte ich grosse Teile des «republikanischen» Heeres, der «kaiserlichen» Marine und der «nationalsozialistischen» Luftwaffe unter mir. Falls aus nichts anderem, so spricht aus dieser Kennzeichnung eine deutliche Uneinheitlichkeit in der Einstellung zum Staat. Bei dem zum Teil fanatischen Treuegefühl zu Hitler hätte die Mitteilung: «Hitler ist ermordet, alles hört auf mein Kommando» schärfste Spaltungen, Ungehorsam gegen die abtrünnigen, eidbrecherischen Vorgesetzten und mit allergrösster Wahrscheinlichkeit blutige Auseinandersetzungen ausgelöst. Mag das Heer trotz seines Eides im Jahre 1939 in der Mehrheit hitlerfeindlich eingestellt gewesen sein, so war es dies 1944 hl der Masse sicherlich nicht mehr. Alle Divisionen hatten im Laufe der Jahre durch Einschleusen der jüngsten Jahrgänge, die in der HJ. gläubige Hitleranhänger geworden waren und das auch als Soldat blieben, ein anderes Gesicht bekommen, sie waren in jeder Truppe in der Mehrheit. Daran änderte auch nichts die Äusserung gelegentlicher Unzufriedenheit mit manchen Massnahmen von oben. Im Ernst auf Hitler angesprochen, hätten sie immer auf Hitler geschworen und auch ihr Leben für ihn eingesetzt. Wenn auch einzelne Generale und einzelne

*) Am 19. Juli war ich zur Entgegennahme der Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes im Führerhauptquartier und erst am 20. Juli mittags in mein Hauptquartier zurückgekommen.

intellektuelle, weiterschauende oder missvergnügte Soldaten für Hitlers Beseitigung gewonnen waren, der Umschwung war psychologisch ungenügend vorbereitet und für manchen verantwortlichen höheren Führer die alliierte Verständigungsbereitschaft allzu unsicher. Casablanca war ein Memento! – Inzwischen sind Jahre des Leids für unser ganzes Volk darüber hinweggegangen und die erregten Auseinandersetzungen über die Ehrenhaftigkeit der Verschwörer und der Unbeteiligten haben kein Ende genommen. Eidbrecher hin und her! Ich schätze alle Männer des «Umsturzes», die ich fast ausnahmslos persönlich kannte und kenne, viel zu hoch, um Zweifel zu hegen, dass sie nicht aus edelsten Motiven gehandelt hätten. Deswegen hat keiner von uns die Berechtigung, sich besser zu fühlen als der andere; keiner hat aber auch das Recht, aus dieser seiner Einstellung und seinem Handeln Kapital für sich herauszuschlagen, da er dadurch seine frühere ehrenhafte Handlung diskreditieren würde. Wir dürfen uns in unserem klein und schwach gewordenen Deutschland auch nicht gegenseitig verfemen oder die Köpfe einschlagen; wir haben nur eine Verpflichtung, zu versuchen, uns gegenseitig zu verstehen und uns dadurch näher zu kommen, um Hand in Hand das schwere Geschick unseres Volkes zu meistern.

Herbst 1944

So sehr die Heeresgruppe von dem Erfolg der hinhaltenden Kampfführung auch in den Schwerpunktkampf streifen vorwärts Florenz und an der Adria (also bis Mitte August) befriedigt sein konnte, so wenig war es ihr geglückt, Divisionen für den Kampf um den Apennin auszusparen. Theoretisch waren die Divisionen auf ihre Gefechtsstreifen in der «Grün-Stellung» angesetzt; die damit verbundenen Vorteile lagen auf der Hand; sie wurden auch ausgenutzt. Vorkommandos der für die Besetzung vorgesehenen Truppenteile arbeiteten sich in der Apennin-Verteidigungszone ein, verbesserten Linienführung und technische Arbeiten auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen und bearbeiteten Besetzungskalender, Depots usw. Daneben waren fast durchweg ganze oder Teile von Pionier-Bataillonen, Feldersatz-Bataillonen, Kolonnen in dieser Zone untergebracht. Aber es gelang nur vorübergehend in wenigen Fällen, die zukünftigen Besatzungsdivisionen freizumachen, um sie mit der Unterbringung in diesem Raum in ihre zukünftige Aufgabe einzugewöhnen, was für gebirgsungewohnte Truppen doppelt notwendig gewesen wäre.

Ich vertrete die Auffassung, dass, nach den das Schicksal des ganzen Krieges bestimmenden beiden Invasionen in Nord- und Südfrankreich, die Abgabe von Truppen dorthin von meinem nunmehr zweitrangig gewordenen Kriegsschauplatz eine Selbstverständlichkeit war. Dass dies die Führung im Süden entscheidend erschwerte, war nicht zu verkennen; bei der Abgabe von drei Divisionen an den Osten, der inzwischen eingetretenen Verschlechterung der Lage an den beiden Haupt-Kampffronten – Ost und West – und den Spannungen an der eigenen Südfront bedurfte es eines starken Selbstvertrauens aller Führungsstellen, um der Truppe den für das Durchhalten immer notwendiger werdenden seelischen Halt zu geben. Dies gelang! Und es ist ein Verdienst! Es ist aber einleuchtend, dass in kritischer Lage durch sich häufende Befehle auf Abgabe von Divisionen alle Planungen über den Haufen geworfen werden und bei der Truppe der Eindruck einer gewissen Planlosigkeit hervorgerufen wird. Doch können Heeresgruppe und Armee-Oberkommandos sich nicht davon freisprechen, Fehler gemacht zu haben.

Mir sind noch lebhaft die Gegenvorstellungen gegen Herausziehen oder Wechsel von Truppenteilen in Erinnerung, die nur schwer auszuräumen waren. Hier sah ich auf psychologischem Gebiet meine Grenzen. Es war nicht so schwierig, das Richtige zu erkennen, bei Weitem schwieriger war es, die Absicht zu verwirklichen, ohne dem Armee-Oberkommando den Glauben an die Durchführbarkeit seiner Aufgaben zu nehmen. Es war nun einmal so, dass eine schwache Führung nur dann eine Stellung halten zu können glaubte, wenn sie ihre vermeintlichen «Mindestwünsche» berücksichtigt sah. Ging man über ihre Bedenken hinweg, so durfte man fast mit Sicherheit mit einem Versagen oder einem Rückschlag rechnen. Statt zu befehlen, suchte ich in solchen Fällen zu überzeugen, was zeitraubende Überprüfungen an Ort und Stelle und Verhandlungen mit sich brachte. Mitunter kamen dann die richtigen und notwendigen Massnahmen zu spät oder wenigstens später, als es die besondere und allgemeine Lage möglich und wünschenswert erscheinen liess.

Man kann einwenden, dass die Heeresgruppe durch Befehle hätte eingreifen müssen, wenn sie einen Fehler sah. Das ist an sich richtig; danach wurde im Allgemeinen auch gehandelt. Mehrten sich aber derartige Eingriffe, so war damit eine unerwünschte Verschiebung der Verantwortlichkeiten verbunden. Da die Heeresgruppe arbeits- und kräftemässig nicht in der Lage gewesen wäre, die Führungstätigkeit eines Armee-Oberkommandos mit zu übernehmen, so musste von einer Kaltstellung einer so hohen Kommandobehörde Abstand genommen werden. Wenn man mit einem Führer auf Gedeih und Verderben ver-

bunden war und ihn nicht durch eine andere genehmere oder geeignetere Persönlichkeit ersetzen konnte, so musste alles vermieden werden, ihn seiner Kommandotätigkeit zu entfremden; man musste ihn vielmehr schrittweise für eine der Lage gemässe Führung zu gewinnen versuchen. Mag auch manch fehlerhafte Entscheidung auf diese Weise gefallen sein, für die ich selbstverständlich die Mitverantwortung zu tragen habe, schwerwiegendere Nachteile wurden vermieden. Das eine glaube ich aber für mich in Anspruch nehmen zu können, dass ich in der Bereitstellung von Reservan eine meiner wichtigsten Führungsaufgaben sah. Sie zu schildern, würde sehr interessant sein, aber für den vorliegenden Zweck zu weit führen.

Die Vorfeldkämpfe vor dem Apennin haben im Grossen und Ganzen die Durchführung des Ausbauprogramms im Gebirge ermöglicht. Zweifellos waren bis Anfang September nicht alle Wünsche erfüllt; die Stellung war aber verteidigungsfähig und hatte eine bemerkenswerte Tiefe erreicht. Ich habe mir im August nochmals einen grossen Teil davon angesehen und war von der geleisteten Arbeit befriedigt. Am meisten waren die Arbeiten zwischen dem etruskischen Apennin und der Adria fortgeschritten. Hier merkte man den Einfluss des Generals Heidrich. Ich sah deshalb dem sicherlich mit Wucht einsetzenden Angriff auch am linken Flügel mit einer gewissen Zuversicht entgegen. Alles hing davon ab, dass die für den Grosskampf vorgesehenen Divisionen rechtzeitig in den Kampfraum verschoben werden konnten.

Wir legten bei der Heeresgruppe grossen Wert darauf, die Auffassungen vom Oberbefehlshaber West und Oberbefehlshaber Südwest für den Fall einer Invasion an der Küste des Golfes von Genua zu koordinieren, da das OKW die von mir verlangte Weisung für die gemeinsame Kampfführung der inneren Flügel der beiden Kriegsschauplätze immer wieder hinausschob. Auch die angeregte Absprache zwischen Marschall Graziani*) und dem Oberbefehlshaber der 19. Armee in Südfrankreich kam erst reichlich spät zustande. Marschall Graziani und damit Oberbefehlshaber Südwest wurden über den Stand der Küstenbefestigung und der Truppengliederung der dem Oberbefehlshaber West unterstehenden 19. Armee unterrichtet, ohne dass der Schleier über ihre Massnahmen im Falle einer geglückten feindlichen Anlandung gelüftet worden wäre. Als «Invasionspraktiker» sah ich einem Angriff gegen die 19. Armee mit wenig Vertrauen entgegen. Die Küstenverteidigungsmassnahmen waren ungenügend;

*) Republikanisch-faschistischer Kriegsminister und OB der Mussolini-Regierung, gleichzeitig OB der Armeegruppe Ligurien.

die Truppe hatte keine Grosskampferfahrungen. Dazu kam die feindliche Luftherrschaft und der zu weit abgesetzte Sitz der verantwortlichen Heeresgruppe Blaskowitz. Aber auch ohne gegenseitige Vereinbarung war es der Heeresgruppe C klar, dass ein Teil der 19. Armee bei einem geglückten feindlichen Angriff auf die Westalpenfront zurückgeklappt werden würde und dort von Truppen der Heeresgruppe C aufgenommen oder eingerahmt werden müsste. Eine starke feindliche Offensive gegen das Alpenmassiv erwartete Oberbefehlshaber Südwest als einen Verstoss gegen den operativen Gedanken der südfranzösischen Invasion nicht. Umso mehr musste mit einer Sicherung der alliierten Invasionsflanke gegen Bedrohung aus dem italienischen Raum gerechnet werden, die auch offensiv sein konnte.

Die Überlegungen von Oberbefehlshaber Südwest sollten sich als richtig herausstellen; da aber auch bei Beginn der Invasion das OKW – vielleicht schätzte es die Lage zu günstig ein – keine Weisung gab und die Verbindung mit der Heeresgruppe Blaskowitz und der 19. Armee abgerissen war, versuchte Oberbefehlshaber Südwest auf allen denkbaren Wegen, mit dem Flügel-General-Kommando und der Flügel-Division der 19. Armee und der im Gebirge zerstreut untergebrachten 157. Gebirgs-Division Verbindung aufzunehmen. Während dies bei der Küstendivision (48. Infanterie-Division) gelang, die von diesem Augenblick in die Armeegruppe des Marschalls Graziani eingegliedert wurde, konnte durch Aufklärungsvorstösse Verbindung nur mit einzelnen Teilen der 157. Gebirgs-Division aufgenommen werden. Die Gewähr, dass sich die ganze Division zur Alpenkammstellung zurückschlagen würde, bestand nicht, damit auch nicht die absolute Sicherung des Alpenkammes. Den Besitz des Alpenkammes – im Allgemeinen der Grenzstellung – hielt ich entscheidend für die Folgeoperationen im Nordwestteil Oberitaliens. Die Inbesitznahme dieser beherrschenden Ausgangsstellung durch die Alliierten liess die Bereitstellung auch stärkerer alliierter Truppen und einen plötzlichen Einbruch in die oberitalienische Tiefebene zu. Das hiess Verbindung mit den starken Partisanenverbänden im Raum Turin–Mailand und ein «Aus den Angeln heben» unserer Stellungen am Ligurischen Meer. Das hiess – weiter gesehen – eine noch nicht im Ausmass zu übersehende Verschlechterung der Kampfbedingungen am Apennin und ein vielleicht dadurch bedingtes Herausmanövrieren aus der Po-Ebene. Dabei war es gleichgültig, wann dieser etwaige Vorstoss eintrat. Bis zum Winterbeginn musste die Alpenkammstellung intakt bleiben. Im Winter schützten sich die Alpen selbst.

Diese Erwägungen zwangen mich dazu, zuerst Teile, kurz darauf die ganze

90. Panzer-Grenadier-Division einzusetzen, um die Situation in den Hochalpen zu bereinigen und die in schwierigster Lage befindlichen letzten Teile der 157. Gebirgsjäger-Division herauszuschlagen. Wenn auch der Einsatz der 90. Panzer-Grenadier-Division nur kurzfristig gedacht war, sie auch raschestens durch eine Hochgebirgstruppe (5. Gebirgsjäger-Division) abgelöst werden sollte, so war eben doch bei den grossen Entfernungen und den eingetretenen Ablösungs- und Marschschwierigkeiten der 5. Gebirgsjäger-Division die Reserve verausgabt.

Gedanklich war die Heeresgruppe schon seit Anfang August auf eine Umgruppierung der alliierten Kräfte an der Apenninfront eingestellt. Seit Mitte August gab es keinen Zweifel mehr, dass die 8. britische Armee Vorbereitungen zum entscheidenden, umfassenden Angriff an der Adriafront traf. Wenn man auch nicht wusste, wie und wann der Angriff geführt würde, so musste doch alles getan werden, um die Vorbereitungen zu seiner Abwehr abzuschliessen. Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, was im Stellungsbau veranlasst war, und dass das Ergebnis befriedigte. Ich habe auch dargelegt, welche Anstrengungen gemacht wurden, um Reserven in die Hand zu bekommen, wenn sie auch immer wieder durch Eingriffe des OKW wie Schnee in der Märzsonne zerschmolzen.

Seit dem 8. August führte an der Adriafront unter dem Armeekorpskommando 10 das General-Kommando LXXVI. Panzerkorps unter dem bewährten General der Panzertruppe Herr, der das Menschenmögliche tat, aber auch nicht alle Schwierigkeiten meistern konnte. Die übermüdete und durch Verluste geschwächte 278. Infanterie-Division verbrauchte sich rasch in den Vorstellungen. Der feindliche Grossangriff stiess mit Schwerpunkt in der Nacht vom 25./26. August in die Ablösungs- und Absetzbewegungen der 71. Infanterie-Division und verschaffte der 8. britischen Armee einen Überraschungserfolg. Die sehr spät beim LXXVI. Panzerkorps eintreffende 26. Panzer-Division hatte einen ausgesprochen schlechten Start, was die ganze Front in Mitleidenschaft zog. Bereits in der Nacht vom 30. zum 31. August musste die erste «Grün-Stellung» aufgegeben werden, der nunmehr in der Tiefe des Adria-Raumes keine gleichwertige Stellung folgte.

Um neue Kräfte für die Adriafront freizubekommen, liefen seit längerem Umgruppierungen von der Westalpen- über die Küstenfront am Golf von Genua und über die ganze Breite des Apennins hinweg. Die langen Wege, die feindliche Luftherrschaft und ein gewisses Beharrungsvermögen der Stäbe bei Wechsel oder gar Abgabe von Kräften, sowie die berechnete Rücksichtnahme auf die

Kampftätigkeit des Feindes, verzögerten die Verschiebung. Anfang September war aber erreicht, dass die Westalpen- und Ligurische Front gesichert waren und die Verstärkung des besonders gefährdeten, noch weit vorwärts der «Grün-Linie» nördlich Florenz befindlichen linken Flügels der 14. Armee im Gang war. Ausserdem waren dem linken Flügel der 10. Armee an der Adria gerade noch rechtzeitig bewährte Divisionen (29., 90. Panzer-Grenadier-Division) und die wieder aufgestellte 98. Infanterie-Division, die ihr Kommandeur, General Reinhardt, mit dem Geist einer Grosskampfdivision zu erfüllen verstanden hatte, zugeführt worden. Mit diesen Kräften glaubte ich, die Bewegung zum Stillstand zu bringen. Dieser Glaube erfüllte sich; die Kämpfe vom 17., 21. und 29. September brachten das Abflauen der Kämpfe an der Rimini-Front.

Die Anfang September nach mehrwöchiger Kampfpause einsetzenden Angriffe gegen die inneren Flügel der 14. und 10. Armee führten zum planmässigen Ausweichen auf die «Grün-Stellung.» Sie verbreiterten sich und nahmen im zweiten Drittel des September Grosskampfformen an. Glücklicherweise erst zu einem Zeitpunkt, an dem das Nachlassen der Angriffe bei Rimini sichtbar wurde. Während ich bis dahin jedes Ausweichen des LXXVI. Panzerkorps als eine unbedingte Kampfnotwendigkeit ansah und zuliess, habe ich im letzten Septembertag stärker in die Führung eingegriffen und nachhaltigen Widerstand befohlen, um den Gegner rascher zur Einstellung des Grossangriffs zu bringen. Nur dadurch konnte sich die Heeresgruppe die Handlungsfreiheit verschaffen, die sie für eine Wiederherstellung der Lage an der Front bei Bologna brauchte. Trotz der Gunst des Geländes und der Stellungen konnten die an der Naht von 14./10. Armee eingesetzten Divisionen die Angriffe nicht abwehren.

Mit geradezu auffallender Treffsicherheit gelang es dem Feind, die weichen Stellen an der jeweiligen Naht der 10./14 Armee zu finden und die deutschen Schwächen auszunützen. Zur Besserung der Führungsverhältnisse hatte die Heeresgruppe in diesen Wochen aus Gelände- oder aus taktischen Gründen die Armeegrenzen des Öfteren verschoben. Ab Mitte Oktober bereitete die Lage südlich Bologna allergrösste Sorge. Ob in der Po-Ebene zwischen Bologna und Adria der eine oder andere Abschnitt verlorenging, war nebensächlich geworden. Wenn die Front südlich Bologna nicht gehalten werden konnte, waren alle Stellungen in der Po-Ebene ostwärts Bologna an sich verloren; sie mussten in diesem Fall, um wenigstens die Truppe und das Material zu retten, frühzeitig aufgegeben werden. Deshalb musste man alle schlagkräftigen Divisionen diesem Teil der Apennin-Front zuführen.

Am 23. Oktober habe ich von 4 bis 19 Uhr, dem Zeitpunkt meines schweren Unfalls, das Armee-Oberkommando 10 und fast alle Divisionen der Front aufgesucht und die Lage eingehend geprüft. Ich gewann den Eindruck, dass die Krise überstanden und die nebeneinander eingesetzten guten Divisionen alle weiteren Angriffe des Feindes zum Erliegen bringen würden. Dies trat auch zwischen dem 25. und 26. Oktober 1944 ein. Mein Chef des Stabes sprach öfters von einem Wunder, dass der Apennin an seinen Nordausläufern gehalten werden konnte. Es war kein «Wunder». Die Kämpfe dauerten acht Wochen; vier bis sechs Wochen davon waren ausgesprochene Grosskämpfe in einem auch für die Angreifer trotz aller ihrer Hilfsmittel schwierigen Gelände. Die Witterungsverhältnisse waren wechselnd und durchliefen die Skala des oberitalienischen Herbstes. Die Kämpfe waren sehr verlustreich, der Nachschub teilweise schwierig und ungenügend, der deutsche Widerstand mit wenigen Ausnahmen hart. Wo der Angriff auf gute deutsche Divisionen stiess, standen die alliierten Anstrengungen und Blutopfer in keinem Verhältnis zum Erfolg. Der Geländegewinn wurde ab Oktober im Vergleich zu den Vorwochen immer kleiner, die Verluste wurden grösser; der Glaube an einen raschen Erfolg sank, die Ermüdungserscheinungen wirkten sich stärker aus, die Angriffskraft erlahmte. Die alliierten Divisionen hatten hervorragend gekämpft, sie wurden in einer für uns Deutsche unvorstellbaren Weise von den technischen Waffen des Heeres und von der Luftwaffe unterstützt. Wenn es nicht zum erwarteten baldigen Erfolg der Alliierten kam, so war dies der zielstrebigsten deutschen Führung und der einzigartigen Haltung des deutschen Soldaten zu danken. Von der deutschen Führung wurden auch Fehler gemacht. Unterlassungsünden traten besonders in der Vorbereitungszeit zutage. Manche Truppe hatte dem hohen Stand des deutschen Italienkämpfers nicht genügt und Krisen erlebt, die nur durch eine wache, energische Führung und durch den hingebenden Einsatz deutscher Elitverbände ausgeglichen werden konnten. Deswegen wird die Geschichtsschreibung die Periode der Apennin-Kämpfe als ein Ruhmesblatt der deutschen Kriegführung bezeichnen müssen.

Die Lage in Oberitalien nach Abschluss der Apennin-Kämpfe

Meine Hoffnung, die im Frühjahr 1945 zu erwartende entscheidende Offensive der Alliierten in der ganzen Tiefe des Apennin abwehren zu können, hatte sich zerschlagen. Aber auch die Alliierten hatten ihr weitgestecktes Ziel nicht

erreicht. *) Doch weit mehr als für uns arbeitete die Zeit für die Alliierten. Welche Erfahrungen und Schlüsse ergaben sich aus der vergangenen ununterbrochenen sechsmonatigen Kampfperiode?

Die Härte der Kämpfe und der Grosseinsatz von Truppen und Material liessen die Bedeutung des italienischen Kriegsschauplatzes für die Alliierten erkennen. Er hatte auch durch die Anlandung in Südfrankreich nicht an Wert verloren. Die dafür abgegebenen Kräfte wurden durch Fremd-Divisionen (Brasilianer, Italiener) ersetzt. Die vorübergehend etwas schwächer gewordene Nahkampfluftwaffe musste, nach den Einsätzen zu schliessen, unverhältnismässig rasch wieder auf die frühere Einsatzstärke gebracht worden sein. Die operative Luftwaffe hatte ihre Angriffe gegen Süddeutschland und Österreich begonnen, ohne dass sie eine lähmende Wirkung erzielte. Ihre Mitwirkung an den Brennpunkten der Erdoperationen in Italien hiess ihre luftoperative Hauptaufgabe vernachlässigen. Die Marinestreitkräfte behielten ihre schwer deutbare Zurückhaltung bei. Der Bandenkampf verschärfte sich, die Organisation des Bandenwesens wurde verbreitert. Die Westalpen-Front war eine «front in being» ohne augenblickliche grössere Bedeutung. Die Kämpfe jenseits der Adria – auf dem Balkan – standen in keinem erkennbaren Zusammenhang mit denen in Italien.

In operativer Beziehung war bei den Alliierten ein bemerkenswerter Fortschritt festzustellen. Zwar war der anfänglich weiträumigen Zielsetzung die Durchführung nicht gewachsen; man verzichtete in geradezu auffallender Weise auf die umfassende oder überholende Mitwirkung der Marine und der Luftstreitkräfte. Die engräumige Panzerverwendung blieb die Regel. Aber – die Operationen waren in sich geschlossener; die Aufträge der Armeen waren abgestimmt; die Angriffe wurden an den entscheidenden Schwerpunkten in bemerkenswerter Breite und Tiefe geführt.

Kämpferisch und taktisch hatten sich die alten Mittelmeer-Divisionen weiter vervollkommnet. Das Zusammenspiel von Artillerie und Tanks mit der Infanterie fand in der bereits historisch gewordenen guten Zusammenarbeit mit der Luftaufklärung, der Flieger-Artilleriebeobachtung und den Nahkampffliegern seine Ergänzung. Die zahlreichen technischen Hilfsmittel standen auf höchster Entwicklungsstufe; sie wurden mit grossem Geschick verwendet. Dagegen hatte die initiative Führung in den unteren Einheiten keine besonderen Fort-

*) General Wilson (H.-Qu. der Alliierten) befahl am 2. Juli 1944: Vorrücken über den Apennin bis zum Po, danach Vorgehen über den Po bis zur Linie Venedig – Padua – Verona.

schritte gezeigt; das an sich vorzügliche Verbindungsnetz durch Funkgeräte jeder Art gab keinen Ausgleich; es lähmte mehr als es förderte. Auch das Gewohnheitsrecht, nach einer gewissen Kampfzeit – ohne Rücksicht auf die jeweilige örtliche Lage – abgelöst zu werden, hatte man zu unserem Vorteil beibehalten.

Das ebene und offene Gelände an der Adriafront brachte den britischen Divisionen nicht den erhofften Erfolg; die bessere Waffenwirkungsmöglichkeit der Verteidigung glich die Geländevorteile für den Gegner aus. *)

Die Truppen der Alliierten waren erholungsbedürftig; der auch dort erforderliche Ersatz bedurfte sicherlich der Eingewöhnung und Ausbildung. Andererseits mussten die Alliierten gesteigerten Wert darauf legen, die Ruheperiode der deutschen Verteidigungskräfte einzuschränken, sie also in ihrer Auffrischung laufend zu stören und einer stärkeren Bevorratung an Kampf- und Betriebsmitteln entgegen zu arbeiten. Von einem Grossangriff mit weitgesteckten Zielen mussten auch sie Abstand nehmen.

Die durch die Kämpfe an der Adria und bei Bologna geschaffene Lage liess vermuten, dass der zu erwartende Grossangriff eine Zangenoperation gegen die Hauptkräfte der deutschen Armeen sein würde. Bei der Bedeutung der Brücken über den Po und dessen vorgelagerter Gewässer würde die alliierte Luftwaffe sicherlich alles daransetzen, die Verbindungsmöglichkeiten zu zerschlagen. Dies konnte sich für die Bevorratung und Gefechtsführung im Frühjahr 1945 tödlich auswirken.

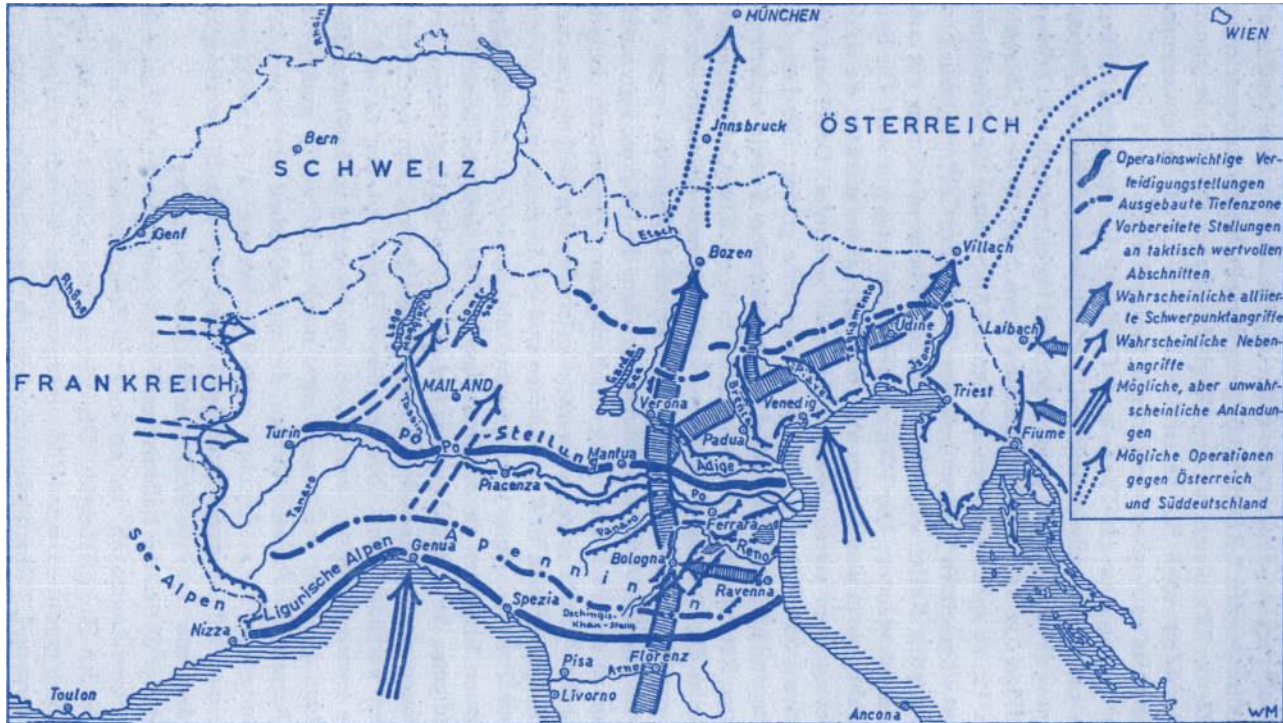
Die Kämpfe von Mai bis November 1944 hatten eine bereits früher gemachte Erfahrung wiederholt bestätigt, dass selbst gut ausgebaute und tiefe Stellungen einem modernen, zusammengefassten Angriff auf der Erde und aus der Luft auf die Dauer nicht gewachsen sind. Wenn wie bei Cassino die 1. Fallschirmjäger-Division ihre Stellung gegenüber vielfachen stärksten Angriffen halten konnte, so war dies eine Ausnahme; sie als Norm auf die Front zu übertragen, war gefährlich. Entscheidend war nicht die Gunst des Geländes, sondern Güte und Moral der Verteidigungstruppe. Befürchtungen hinsichtlich der Verteidigungsfähigkeit des Liritals oder der Panzerrollbahn westlich des Trasimener Sees erwiesen sich als unnötig, während uneinnehmbar scheinende Höhen oder Gebirgsstellungen, wie z.B. das Petrella-Massiv, die Apennin-Stellung nördlich Florenz, keineswegs die in sie gesetzten Erwartungen erfüllten. Die Kämpfe an der Adria und in der Po-Ebene hatten gezeigt, dass die Verteidigung hinter einem vorbereiteten Gewässer-Abschnitt Vorteile hatte und dem Angreifer mehr

*) General Leese schreibt: «He considered the fighting to have been as bitter as at Alamein and Cassino.»

Mühe machte und Verluste brachte als ein Gebirgsangriff. Bei Berücksichtigung der verschieden zu bewertenden Qualität der Divisionen sah der Oberbefehlshaber Südwest die günstigen Vorbedingungen für die erfolgreiche Abwehr des zu erwartenden Grossangriffs im Ausbau von Zonen in grosser Tiefe.

Die Operationen am West- und Ostflügel der Apennin-Halbinsel waren bei den grundverschiedenen Verhältnissen schwer in Übereinstimmung zu bringen. Der ganze Westflügel lag exzentrisch zum Schwerpunktlügel; in seiner rechtwinkligen Form barg er viele Schwierigkeiten. Ein zu spätes Loslösen der Genua-Front konnte die Vernichtung der dort eingesetzten Truppen bedeuten. Die für das Gebirge gerade noch ausreichenden Kräfte verloren sich in der Ebene mit ihrem gut ausgebauten Strassennetz. Der Weg zur Tessin-Stellung war weit. Die Bandengefahr war in dem ganzen Westteil Oberitaliens effektiv, die Rückzugsbewegungen waren deswegen doppelt gefährdet. Dabei war der operative Wert dieser ganzen Westflanke sehr gering; hier hatte die Rüstungsindustrie ein Primat, das der Operation Fesseln auferlegte. Sofortige Räumung kam deswegen nicht in Frage. Eine Gefährdung des Westteiles Oberitaliens war während der Wintermonate weder von See noch von den Westalpen aus anzunehmen. Luftangriffe gegen die Industrie und die Verbindungswege, vor allem die Brücken, waren nach wie vor zu erwarten. Die in diesem Kampfraum eingesetzten deutsch-italienischen Kräfte waren schwach; man konnte den Verlust von rund vier Divisionen nicht in Kauf nehmen und sie deswegen nicht auf verlorenem Posten lassen, man brauchte sie, vor allem die deutschen Divisionen (darunter die ausgezeichnete 5. Gebirgsjäger-Division) zur Verteidigung der «Tessin»- und später der «Alpen-Stellung». Fielen diese Divisionen aus, so war auch der rechte Flügel der 14. Armee gefährdet. Mussten Verbände zum Abdecken dieser Flanke aus der 14. und 10. Armee herausgeschnitten werden, so war bei einer so kräftigen Blutentnahme die Front der Armeen nicht mehr zu halten. Es musste also eine Operation vorbereitet werden, die den vielfachen Gesichtspunkten Rechnung trug. Sie musste ohne grosse Überlegungen auf ein Stichwort – «Herbstnebel» – ausgelöst werden können. Von allen Schwierigkeiten blieb dann nur eine: die Wahl des richtigen Zeitpunktes.

Auch der Ostteil des italienischen Kriegsschauplatzes hatte, zum mindesten vom Isonzo ab, keinen inneren Zusammenhang mit dem zu erwartenden Angriffsbereich. Der Raum ostwärts Görz konnte dann Bedeutung gewinnen, wenn Rückzugsoperationen des rechten Flügels der Heeresgruppe E (General-



Stellungsbau in Oberitalien zur Abwehr alliierter Angriffe (1944/45)

oberst Loehr) den jugoslawischen Raum entblösten und den Operationsraum der Heeresgruppe C, gleichgültig, wo sie stand und kämpfte, für Tito oder russische Kräfte freigab. In diesem Fall war der Aufbau einer Flankensicherung, Front nach Osten, notwendig, zu der die Kräfte fehlten, wenn sie nicht von der Heeresgruppe E gestellt werden konnten. Aber auch wenn die Heeresgruppe C mit dem linken Flügel in Richtung Villach freiwillig oder unfreiwillig zurückging, konnte unter Umständen ein Kampf nach beiden Fronten notwendig werden, der ebenfalls die Kräfte der Heeresgruppe C überforderte. Andererseits war es ein beruhigendes Gefühl, die Flanke durch eigene Truppen gesichert zu wissen; diese Beruhigung musste aber einer Beklemmung weichen, wenn Istrien und der Raum ostwärts davon Grosskampfgebiet wurde. Hierdurch wurden zwar primär die Interessen der Heeresgruppe E und erst in zweiter Linie, aber immer noch unangenehm genug, die der Heeresgruppe C berührt. Die Heeresgruppe E lebte ihr Eigenleben auf dem Balkan, schlug sich in den ersten Jahren mit den Tito-Banden herum, bis der Russe von Osten her zusätzlich als militärischer Gegner auftrat. Während von 1943 ab der Oberbefehlshaber Südwest dafür sorgte, dass Triest mit dem vorgelagerten Istrien und Fiume gegen Seelandungen gesichert wurde, waren die Verteidigungsmöglichkeiten im jugoslawischen und italienischen Raum gegen einen Angriff von Osten und Süden bewusst vernachlässigt worden. Als die russisch-jugoslawische Gefahr im Herbst 1944 sichtbar wurde, wurden auf meine Veranlassung Stellungen in dem für eine Verteidigung nicht ungünstigen Gelände vorwärts und rückwärts Laibach zur Abwehr von Angriffen von Osten und Süden und zur Sicherung des Alpeneingangs erkundet; ihr Ausbau wurde trotz erheblicher Bändertätigkeit begonnen.

Dringend notwendig war eine klare Befehlsgliederung im Südraum, die eine einheitliche frontnahe Führung der Heeresgruppen C und E und eine den beiderseitigen Interessen Rechnung tragende Grenzziehung zwischen ihnen zuließ. Gegen die Übergabe des gesamten Ost-Adria-Raumes an die Heeresgruppe E war von mir aus nichts einzuwenden, wenn eine gemeinsame Spitze im Südraum geschaffen wurde, die dann in erster Linie für die Naht der beiden Heeresgruppen zu sorgen hatte. Ohne diese musste es bei der bisherigen Grenzsicherung trotz der Nachteile bleiben.

Diesen Überlegungen entsprachen die Führungsgrundsätze der Heeresgruppe C. Die 10. und 14. Armee hatten sich gegebenenfalls hinhaltend bis hinter den Po und im weiteren Verlauf bis zu den Alpen-Stellungen zurückzukämpfen, wobei je nach Feindlage und Gelände zwischen Verteidigung und reinen Nachhutkämpfen variiert werden konnte.

In dieser Kampfführung glaubte ich mich eins mit der Auffassung des OKW und Hitlers, da ja sonst die ab Sommer mit bemerkenswertem Erfolg gebauten Stellungen südlich und nördlich des Po keinen Sinn gehabt hätten. Aber auch dieser Kampfplan setzte voraus, dass die Kräfte der Heeresgruppe C in guter Verfassung über den Winter gebracht, die Bevorratung in den verschiedenen Verteidigungszonen durchgeführt und die notwendigen Verbindungen erhalten werden konnten.

Die deutschen Divisionen hatten sich im abgelaufenen Halbjahr entsprechend ihrer Einsatzfähigkeit im höchsten Masse bewährt. Tradition und Feldzugsgewöhnung ersetzten viel. Das Führer- und Unterführerkorps bedurfte der nachhaltigen Ausbildung, die die Wintermonate ermöglichen sollten. Die Hauptbelastung für die deutsche Kampfführung, das Fehlen jeder deutschen operativen oder Nahkampf-Fliegerei, blieb. Selbst bei Zuweisung starker Flak, von Scheinwerfern und Nebelmitteln, womit nicht ohne Weiteres zu rechnen war, konnte dieser Nachteil auch nicht im mindesten gemildert werden. Die Luftgefährdung der rückwärtigen Verbindungen musste in demselben Umfang zunehmen, in dem sich der Raum verkleinerte und die Verkehrsengen schadenanfälliger wurden (z.B. Brennerpass).

Ob die grossen Lücken in der Waffen- und Munitions-Versorgung geschlossen werden konnten, blieb eine offene Frage. Die Vermehrung des Betriebsstoff-Vorrats hatte Dringlichkeitsstufe I; schwerwiegende Eingriffe in das Eigenleben der Truppe waren nicht zu vermeiden, wenn nicht die notwendigen Nachschub- und Gefechtsbewegungen zusammenbrechen sollten. Die Aufteilung der geringen Bestände wurde umso schwieriger, je höher die Anforderungen für rasches Verschieben von Reserven als Voraussetzung für ein erfolgreiches Durchhalten überhaupt wurden.

Es wäre frevelhafter Leichtsinn gewesen, die kommenden Ereignisse vor sich und vor der Truppe zu verkleinern. Falsch wäre es aber auch gewesen, aus Furcht vor der schlimmsten Entwicklung sich in seinen Handlungen ausschliesslich von den Schwierigkeiten leiten zu lassen. Die Hauptfrage war: Sollte, da der Apennin nicht gehalten worden war, bereits jetzt hinter den Po zurückgegangen werden, oder erst unmittelbar vor Beginn des alliierten Grossangriffs, oder sollte man den Entscheidungskampf in der jetzigen, mehr zufälligen als gewollten Stellung annehmen?

Ein sofortiges Ausweichen (Spätherbst 1944) selbst unter Belassung starker

Nachhuten lehnte ich ab. Die Absetzbewegungen hätten der feindlichen Luftaufklärung und dem alliierten Agentendienst nicht lange verborgen bleiben können. Die Alliierten hätten trotz Gelände- und Wetterschwierigkeiten nachstossen können und wären dann mit Frühjahrsanfang in der Lage gewesen, einen wohl vorbereiteten Angriff gegen die Po-Stellung zu führen. Sie hätten also einen grossen und schwierigen Geländeraum geradezu geschenkt erhalten, der für die deutsche Kampfführung in jeder Beziehung (rein taktisch, vom Luftkrieg-Standpunkt aus gesehen und aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus) noch von grösster Bedeutung war. Diese Einstellung verbot auch das sofortige Anlaufen der «Herbstnebel-Bewegung».

Ebenso lehnte ich die Annahme der Entscheidungsschlacht in den jetzigen Stellungen ab; dieser Entschluss hätte die Zukunft des italienischen Kriegsschauplatzes auf eine Karte gesetzt, die keine Gewinnaussichten mehr hatte. Man konnte eben nicht an den Lücken und Mängeln unserer personellen und materiellen Verteidigungskraft vorbeigehen. Blieb also eine Art «hinhaltende Kampfführung». Ich spreche absichtlich von einer *Art* «hinhaltenden Kampfes», weil die Lage ergeben musste, ob der Kampf mehr den Charakter der Verteidigung oder des Rückzuges bekommen sollte. Entschloss sich die Heeresgruppe zu diesem Verfahren, dann handelte es sich darum, die Winterperiode so wirtschaftlich wie möglich zu überstehen. Der «neuralgische» Punkt der ganzen Front war die Stellung südlich Bologna. Angriffe, Einbrüche und Stellungverbesserungen für den Feind an anderer Stelle hatten nur lokale Bedeutung. So günstig die natürlichen Abschnitte der 10. Armee ostwärts Bologna verliefen, so sehr verkehrten sich die Verhältnisse für einen von Süden her, aus dem Apennin vorgetragenen Angriff. Hier konnte ein stärkerer Rückschlag frühzeitig ungewollte und weitgehende Rückwirkung für die ganze Front, besonders aber für den linken Flügel der 10. Armee, auslösen. Durch meine Entscheidung, Bologna auszusparen, wurden die Verhältnisse noch mehr erschwert. Ein Zurückgehen bis zur «Dschingis-Khan-Stellung» konnte in Kauf genommen werden, ohne weitreichende operative Entschlüsse fassen zu müssen. Diese Stellung hatte sogar in vielen Richtungen unbestreitbare Vorteile.

Wie stellten sich das OKW und Hitler dazu?

Die Ablehnung der «Herbstnebel-Bewegung» im Oktober durch Hitler überraschte mich nicht, ich rechnete sogar damit. Ich liess diesen ersten Antrag überhaupt mehr als Versuchsballon starten, um das OKW drastisch über die Entwicklung der Lage und die möglichen Folgen zu unterrichten und es von langer Hand darauf vorzubereiten. Ein sofortiges Anlaufen der Bewegung hätte sogar

meiner innersten Überzeugung widersprochen. Einen Hauptvorteil erblickte ich für die Führung auf dem italienischen Kriegsschauplatz darin, dass eine derart schwierige Operation in aller Ruhe durchdacht und kalendermässig niedergelegt werden musste, was ich als Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung ansah. Mit der Ablehnung des Antrages vom Oktober sah ich keineswegs das letzte Wort gesprochen; die Genehmigung im Krisenfall zu erreichen, traute ich mir zu. Entgegen meinen Kritikern stehe ich auch heute noch auf dem Standpunkt, dass die sechs Monate dauernden Kämpfe vom Garigliano bis zum Apennin kein Bataillieren um den Meter waren, und dass es mir doch immer noch geglückt war, Hitler meinen Anträgen geneigt zu machen und die Truppe auch aus den schwierigsten Lagen ohne Totalverluste herauszuführen. Ich war deswegen optimistisch genug, zum entscheidenden Zeitpunkt an die Realisierung auch dieses Projekts zu glauben.

Ich erwartete für die Kampfführung während der Wintermonate keine allzu grossen Eingriffe durch das OKW. Dort hatte ich in Generaloberst Jodl einen guten Helfer; er hatte, wie auch in diesem Fall, Verständnis für meine Gefechtsführung aufgebracht und konnte Hitler in homöopathischen Dosen auf das einmal Unausbleibliche vorbereiten. Das schloss nicht aus, dass er im Einzelfall scharfe, meinen Ansichten widersprechende Weisungen nach unten weitergeben musste. Letzten Endes kam es Diktatoren wie Hitler gegenüber darauf an: «Wie sage ich es meinem Kinde?» Hitler wusste, dass ich im Verfolg seiner allgemeinen Weisungen bis an die höchste Belastungs-, ja bis zur Zerreissgrenze ging, wenn ich die Notwendigkeit und den Nutzen einsah. Er wusste aber auch, dass mich ein Haltebefehl nicht sklavisch binden konnte, wenn ich nach reiflicher Überprüfung, meist an Ort und Stelle, zu einem anderen Entschluss gekommen war. Beispiele gab es dafür in genügender Zahl. Hitler musste ja am Ende der von mir beabsichtigten Operation folgen, wenn Auftrag und Mittel in ein allmählich nicht mehr tragbares Verhältnis gekommen waren. Das OKW wollte bezüglich des Nachschubs dem italienischen Kriegsschauplatz weitgehend helfen; da Heeresgruppe C der Verwirklichung dieser Absichten angesichts der riesigen Beanspruchung durch die Hauptfronten in Ost und West erhebliche Zweifel entgegenbrachte, wurden Selbsthilfemassnahmen in grösserem Umfang angeordnet. Das Ergebnis blieb abzuwarten.

Die in den Herbst- und Wintermonaten vom OKW befohlene Abgabe von Divisionen:

September 1944: 71. Infanterie-Division, Oktober/November 1944: 44. Infanteriedivision, Dezember 1944: 356. und 710. Infanteriedivision, Januar/Februar 1945: 16. SS-Panzer-Grenadier-Division, März 1945: 715. (t.-mot.) Division und drei Fallschirmjägers Regimenter in Stärke einer Division, insgesamt sieben Divisionen, war aufschlussreich für die Lage an den anderen Fronten. Die Zuteilung von zwei bodenständigen und einer Ausbildungsdivision konnte keinen Ausgleich bringen. An dieser Stelle wiederhole ich, dass ich grundsätzlich seit dem Bestehen der Invasion die Schwächung der italienischen Front für richtig hielt, dass ich sogar die Abgabe von Divisionen in wesentlich grösserem Umfang, als tatsächlich befohlen, angeboten hatte. Ich hielt es aber für falsch, ohne Rücksicht auf Abgaben und Nachschub an den alten Operationaufträgen festzuhalten. Dies habe ich Hitler zum letzten Mal am 10. März 1945 gesagt.

Die Winter-Periode 1944/45

Am 21. Oktober 1944 hatte ich mit Minister Speer eine eingehende Aussprache über Massnahmen zur Herbeiführung der wirtschaftlichen Autarkie Italiens, um die Versorgung des italienischen Kriegsschauplatzes rüstungs- und verkehrsmässig unabhängiger zu gestalten. Nach langen vergeblichen Anträgen beim OKW wurde an diesem Abend ein Einverständnis erzielt.

Am 22. Oktober 1944 traf ich erneut Minister Speer beim AOK 10 und sprach mit ihm die krisenhafte Lage in dessen Bereich; interessant, wie Minister Speer sagte, er habe vorher in Frankreich nie solche Artillerie- und Fliegerangriffe wie bei der 10. Armee erlebt.

Am 23. Oktober 5 Uhr früh fuhr ich nach kurzer Nachtruhe von einer Division zur anderen, mit dem rechten Flügel beginnend. Überall wurde mein Erscheinen begrüsst; ich konnte raten, Mut zusprechen und in einzelnen Fällen durch Zuführen von Reserven helfen. Ich gewann den Eindruck, dass die Krise überstanden sei und wir die Nordhänge des Apennin halten konnten. Von britischen Fliegern stark gehetzt, kamen wir in die späten Nachmittagsstunden. Ich befand mich auf der grossen Strasse von Bologna nach Forli, um noch die letzten beiden Divisionen aufzusuchen, als mein Kraftwagen, einer Kolonne vorfahrend, mit einem aus einem Seitenweg herausfahrenden Langrohrgeschütz zusammenstiess. Der Leidtragende war ich, da die Gehirnschale oberhalb des linken Auges ziemlich stark verletzt wurde.

Bald sprach sich meine Verletzung unter den Landsern herum, die meinten, dem Feldmarschall ginge es ganz gut, aber das Rohr müsste ausser Dienst gestellt werden. Auf vielen Umwegen wurde ich nach Ferrara gebracht, wo ich am nächsten Vormittag bewusstlos den inzwischen herangeholten Spezialisten, den beratenden Chirurgen Prof. Dr. med. Bürkle de la Camp und Prof. Dr. med. Toennis, übergeben wurde. Psychologisch ist es vielleicht interessant, dass der mich begleitende Stabsarzt Dr. Niesen mir nach Verbrauch der Spritzen energisch sagte: «Herr Feldmarschall, ich befehle Ihnen, dass Sie die Hände vom Kopf weglassen», was einen solchen Eindruck auf mich gemacht haben muss, dass ich nicht mehr die Hand an die Stirn nahm. Ich war scheusslich zugerichtet, was ich durch meine Frage an die mich am zweiten Tage besuchende Generaloberin des Roten Kreuzes Frau v. Oertzen bei ihrem Eintreten in mein Zimmer zum Ausdruck brachte: «Frau Generaloberin, wissen Sie, was Zuneigung ist?» Als sie keine Antwort gab, sagte ich ihr schwach lächelnd: «Wenn man mich trotzdem ansieht», – eine Bemerkung, die die Generaloberin von einem lebensgefährlich Verletzten nicht erwartete.

Hitler und das OKW waren über meinen Ausfall stark betroffen; Prof. Bürkle de la Camp musste viele Tage hindurch täglich über meinen Gesundheitszustand dem Hauptquartier melden. Von Ferrara wurde ich, festgeschnallt im Storch, von meinem tüchtigen Oberstabsingenieur Bäumler nach Riva geflogen. Von Riva kam ich nach Meran. Nach 14 Tagen Erholungsurlaub zu Hause fuhr ich am 15. Januar 1945 zur Generalüberprüfung über das Gehirnlazarett Bad Ischl nach Recoaro zu meinem Stab. Nahezu drei Monate fehlte ich; ich hatte das allergrösste Vertrauen zu meinem Stellvertreter Generaloberst v. Vietinghoff – aber es ist etwas Belastendes, wenn man greifbar nahe seinem Kriegsschauplatz liegt, ohne irgendetwas tun zu können. Die Anteilnahme hatte etwas Beglückendes und gleichzeitig Bedrückendes. Während meiner Zuchthauszeit fragte ich den mich besuchenden Prof. Dr. Bürkle de la Camp, ob es nicht besser gewesen wäre, mich damals hinüberschlummern zu lassen. Ehrlich, wie mein Freund Bürkle ist, sagte er: «Unter den heutigen Umständen: Ja!»

Wie fand ich meinen Kriegsschauplatz bei meiner Rückkehr vor?

Die erwarteten Abnützungsvorstösse der Alliierten hatten örtliche, aber keine entscheidenden Erfolge gehabt; sie hatten aber am Mark der Truppe gezehrt. Ausser dem schon erwähnten Abgang von Divisionen stellte ich einschneidende Personalveränderungen fest. Am 15. Februar 1945 wurde General der Panzertruppe Herr an Stelle von Generaloberstv. Vietinghoff Oberbefehls-

haber der 10. Armee. Herr hatte mich selbst darum gebeten; er hatte mein volles Vertrauen, obwohl seine schwere Kopfverletzung gewisse Bedenken auslöste. In seinem Chef des Gen.-Stabes, dem hervorragend tüchtigen und auf meine Führungsgewohnheiten eingestellten Oberst i. G. Beelitz sah ich eine voll befriedigende Ergänzung. Ende Januar bis Mitte Februar 1945 besuchte ich trotz meines noch stark rekonvaleszenten Zustandes die AOKs und Generalkommandos, bei denen ich fast sämtliche Divisions-Kommandeure sprach. Ich wollte mir vor der entscheidenden Phase des Feldzuges einwandfreie Unterlagen für die weiteren Entschlüsse verschaffen. Bei diesen sehr eingehenden Aussprachen ergab sich etwa folgendes:

Die erwartete Winterruhe war im West-Alpengebiet – Bereich des Oberkommandos Ligurien – nur durch einige kleinere Feindunternehmungen, die resultatlos verliefen, unterbrochen. Auch nach der Schneeschmelze war ein Grossangriff nicht zu erwarten, da die allgemeine Lage im Westen und Süden das nicht erlaubte.

Die Front der 14. Armee wurde im Streifen des LI. Gebirgs-Korps als ruhig geschildert; ein durch AOK 14 (v. Tippelskirch) in den Weihnachtstagen befohlener und im oberen Serchiotal durchgeführter Ablenkungsangriff zeigte die Brüchigkeit der alliierten Nebenfronten. Die Bedeutung des Monte Belvedere mit seiner Höhe von 2'000 Meter für den Besitz der Stellungen ostwärts davon hatte sich deutlich gezeigt. Die Stellung im Streifen des XIV. Panzer-Korps war von grösster Wichtigkeit für den Besitz von Bologna mit seinen Verbindungen von Süden nach Norden und Nordwesten. Kurz gesagt: ein Frontteil, der besondere Aufmerksamkeit verdiente!

Die vergangenen Monate (November/Januar) hatten im Bereich der 10. Armee den Gefahrenpunkt südlich des Commacchio-Sees deutlicher werden lassen. Auch längs der Via Emilia fanden erfolgreiche feindliche Vorstösse statt. Gelang der 8. britischen Armee ein Überrennen der Front und fesselten schwächere Kräfte die südlich davon angesetzten deutschen Kräfte, so war die Rückzugsbewegung des XIV. Panzer-Korps und I. Fallschirmjäger-Korps gefährdet. Andererseits hatte gerade der nördliche Streifen der 10. Armee am Commacchio-See seine Schwierigkeiten für einen feindlichen Angriff; sie waren durch grossräumige Überschwemmungen und Verminungen noch wesentlich vermehrt.

Die Art der Stellungen hinter den Wasserläufen hatte der Verteidigung ein neues Gesicht gegeben. Der Kampf in der Tiefe und aus der Tiefe war stärker betont, die feindliche Artilleriewirkung herabgemindert; die Panzertaktik hatte sich zugunsten der Verteidigung verschoben.

Im Bereich «Generalkommando Kuebler» (LXXXXVII. AK) war die bisherige Bandentätigkeit ein starkes Hemmnis für Ausbildung und Stellungsbau. Das Vorrücken der Tito-Kräfte südlich Fiume erforderte Aufmerksamkeit. Mit Truppen wie mit Nachschub war dieser Frontteil stiefmütterlich versorgt.

Die Aufgaben der Marine hatten im Laufe der Zeit Landkriegs-Charakter angenommen. Admiral Löwisch entsprach meinen Anregungen gerne, stellte Landmarineverbände auf und bildete sie mit Unterstützung des Heeres aus.

Nach wie vor hatte das «Kommando der Luftwaffe Italien» neben den Schutzaufgaben an den Verkehrsknotenpunkten und wichtigen Engen in den zu erwartenden Schwerpunkt-Verteidigungsstreifen die Luftsicherung an Bereitstellungsplätzen und Verkehrsenge. Die im «Kampfraum» eingesetzte Flakartillerie bildete durchweg die letzte Panzer-Abwehrstaffel. Das Zusammenspiel der Heeresverbände mit den Luftwaffen-Flakverbänden hatte mich stets befriedigt; General v. Pohl betrachtete meine Wünsche als Befehl. An den versockelten Batterien hatten sich auch italienische Bedienungen ausgezeichnet. Der Flugzeug-Erkundungsdienst war auf engen Raum zusammengedrängt; die Tiefenwirkung schrumpfte damit. Die Fliegerwaffe war nur angedeutet. Doch brachten einzelne moderne feindüberlegene Aufklärungsflugzeuge – Arado 234 – brauchbare Erkundungsergebnisse und lüfteten zu einem *kleinen* Teil den Schleier über dem feindlichen Hinterland und in dem der Front nahen Seeraum. Erfreulich, aber im Grossen belanglos, war das Auftauchen kleiner Jagdfliegerverbände mit italienischen Besatzungen auf deutschen schnellen Jagdflugzeugen. Die häufigen alliierten Angriffsflüge nach Süddeutschland und Österreich wurden auf dem Rückweg erfolgreich bekämpft.

Das Aufrechterhalten der oberitalienischen Rüstungsindustrie war für den Oberbefehlshaber Südwest in dem Masse wichtiger geworden, in dem die Produktion für den eigenen Kriegsschauplatz verwendet werden konnte. Minister Speer hatte gelegentlich der bereits erwähnten Aussprache im Herbst seine Bedenken gegen die vom Oberbefehlshaber Südwest erhobene Forderung nach Autarkie des Kriegsschauplatzes fallenlassen. Die verpflegungsmässige Bevorratung des Alpenraumes wurde von Gauleiter Hofer eingeleitet; sie konnte natürlich nie dem Bedarf genügen.

Stimmung von Führung und Truppe waren positiv, weit besser als ich mir vorgestellt hatte. Von Defaitismus keine Spur. Die Frage nach Fortführung oder Einstellung des Kampfes wurde auch nicht im geheimen gestellt, da die Wehr-

macht in Italien wusste, dass es auch auf ihr Durchhalten ankam. Die Truppenstärke befriedigte, wenn auch der Ausbildungsstand in den einzelnen Verbänden sehr zu denken gab.

Kritischer war die Lage auf dem Sektor Waffen, Munition und Treibstoff, am übelsten die Luftlage, sie konnte zu unangenehmsten Überraschungen führen.

Der Kriegsschauplatz war für den Entscheidungskampf vorbereitet. Die Verteidigung, ob nun inhaltende Kampfführung oder Rückzug, fand an vorbereiteten Abschnitten, Stellungen und Sicherheitsbesetzungen Halt; sie mussten nur richtig und zum taktisch richtigen Zeitpunkt ausgenützt werden. Dies verbot die Annahme des Entscheidungskampfes südlich des Po. Für eine sofortige rückläufige Bewegung lag aber auch kein zwingender Grund vor. Die Verschiebung von Divisionen an andere Fronten hielt an; die unumgänglichen Nachschubmengen konnten nur selten eingehalten werden. Trotzdem war es vorerst nicht möglich, Hitler zu veranlassen, den Kampfauftrag der veränderten Lage anzupassen. Da jedoch kein entscheidender Einspruch gegen meine Kampfführung erfolgte, glaubte ich, im entscheidenden Moment, wie bisher, der Lage entsprechend handeln zu können.

Leider konnte sich Hitler zu einer Entscheidung in der Frage der einheitlichen Führung auf dem Kriegsschauplatz nicht durchringen. Die Frage wurde laufend vom OKW geprüft, die Regelung in nahe Aussicht gestellt, tatsächlich geschah aus mir unverständlichen Gründen nichts. Ich hatte fast den Eindruck, als ob Hitler die Zusammenballung von starker Macht in einer Hand auf dem entfernt liegenden Kriegsschauplatz fürchtete und deshalb nicht haben wollte.

Überraschend – bei hohem Schnee – brach Mitte Februar 1945 der Angriff der bemerkenswert guten 10. amerikanischen Gebirgsdivision gegen den linken Flügel der «bodenständigen» 232. Infanteriedivision los, der rasch zum Verlust der beherrschenden Höhen des Monte Belvedere führte. Damit war eine Stossrichtung aufgezeigt, die unmittelbar wie auch für die grossen Frühjahrsoperationen gefährlich werden konnte. Hier musste, was schon lange ins Auge gefasst war, etwas geschehen. Da die 114. Infanteriedivision zur Hand war, wurde sie im linken, gefährdeten Viertel des Abschnitts der 232. Infanteriedivision eingesetzt. Dass dies bei der kämpferischen Unzuverlässigkeit der 114. Infanteriedivision keine Dauerlösung war, lag auf der Hand. Bevor die 334. Infanteriedivision deren Aufgabe übernehmen konnte, begann Anfang März der zweite Angriff der 10. amerikanischen Division mit ähnlich grossem Geländegewinn. Hier war nun der Ausnahmefall gegeben, dass, um Schlimmes zu verhüten, um den

Besitz der Einfallpforte in die Po-Ebene an der operativ und taktisch für die Heeresgruppe C gefährlichsten Stelle südlich Bologna entscheidend gekämpft werden musste. Das hiess Einsatz der seit Wochen in Auffrischung befindlichen 29. Panzer-Grenadier-Division. Es war dies ein harter, aber leider unumgänglich notwendiger Entschluss. Wenn auch der feindliche Angriff nach kurzen heftigen Kämpfen gestoppt werden konnte, so bedeutete das doch für die 29. Panzer-Grenadier-Division einen fast dreiwöchigen Einsatz mit hohen Verlusten; als Führungs-Reserve hatte sie an Wert verloren. Sie wurde durch die 334. Infanterie-Division abgelöst. Aus den Angriffen der 10. amerikanischen Gebirgs-Division waren Ansatz, Richtung und Schwerpunkt der westlichen Zange des Frühjahrsangriffs zu erkennen.

Am 9. März 1945 wurde ich zu Hitler befohlen, der mir die Führung des Kriegsschauplatzes im Westen ab 10. März übertrug. Noch einmal – Ende April – trat ich mit der Heeresgruppe C in engere Verbindung, als mir erneut der Kriegsschauplatz Italien zugleich mit anderen Fronten unterstellt wurde.

Bilanz des Feldzuges in Italien

Ein nochmaliges Durchdenken des Italienfeldzuges mit mehrjähriger Distanz vom Geschehen muss die Frage beantworten, ob das zweijährige Halten des weitvorgestaffelten italienischen Raumes militärisch zu vertreten war und ob die angewandten Kampfgrundsätze der Lage entsprachen und den höchsten überhaupt erreichbaren militärischen Erfolg brachten.

Ich sehe bei den folgenden Überlegungen von jeder politischen Betrachtung ab; an anderer Stelle habe ich bereits erwähnt, dass der zur Unzeit erfolgte Eintritt Italiens in den Krieg weder gefordert noch gewünscht worden war, dass vielmehr Deutschland an der Neutralität Italiens das allergrösste Interesse hatte. Die politisch-militärische Lage war ein Faktum, mit dem man sich abfinden musste. Jede übermässige Ausweitung des Kriegstheaters hatte ihre unbestreitbaren Nachteile; sie lagen vor allem in der Überforderung des Kriegspotentials, in Nachschub- und Führungsschwierigkeiten. Bestreben aller Kriegführenden zu allen Zeiten war es, den Krieg in Feindesland zu tragen und die Heimat zu schonen. Entsprechend der Vergrösserung der Staaten und der Zunahme der Bevölkerung, besonders aber durch die technischen Fortschritte, führten Eisenbahn und Motor zur Ausweitung des Krieges auf die Kontinente. Die Beherr-

schung der Luft legte die letzten Schranken nieder und machte den Globalraum zum Kriegsschauplatz. Wenn man von den Forderungen des totalen Krieges in politischer und wirtschaftlicher Beziehung ab sieht und sich nur auf das militärische Gebiet beschränkt, so ergibt sich das Urteil aus der Antwort auf die Frage, ob das frühzeitige Aufgeben ganz Italiens oder eines Teiles eine bessere militärische Lösung dargestellt hätte.

Die Räumung ganz Italiens und die Durchführung der Reichsverteidigung in den Alpenstellungen hätte keine Einsparung von potentiellen Kräften, volle Bewegungsfreiheit der alliierten Truppen in Richtung Frankreich und Balkan, Verzicht auf die nützliche, ja unentbehrliche Tiefe des Kampfraumes und den uneingeschränkten Luftkrieg mit schweren und leichten Flugzeugen gegen den ganzen süddeutsch-österreichischen Raum bedeutet.

Die Räumung Süd- und Mittelitaliens unter Festhalten des Apennins und der Alpen hätte keinerlei Einsparung von Kräften personeller und materieller Art, keine wesentliche Verminderung der Gefahr von See- und Luftlandungen und die Durchführung eines wirkungsvollen Luftkrieges gegen den süddeutsch-österreichischen Lebensraum zur Folge gehabt.

Dazu kam in beiden Fällen die erhöhte Gefährdung des Nachschubs.

Wollte man die Rückzugsoperationen mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg verwirklichen, so mussten die Vorbereitungen hierfür von langer Hand, also noch in den Jahren 1942/43, getroffen werden. Dies war damals schon aus politischen Gründen nicht möglich.

Aus diesen nur kurz skizzierten Tatsachen ergibt sich, dass der Kampf um Italien nicht nur zu vertreten, sondern sogar zwingend erforderlich war; es sei denn, dass man unter Ausserachtlassung der Gesamtkriegsplanung lediglich das zu tun für richtig hielt, was für das eigene Kriegstheater, in diesem Falle also für Italien, gut zu sein schien. Wenn man das Ziel allein in einer frühzeitigen Beendigung des Krieges überhaupt ohne Rücksicht auf die noch immer gegebenen militärisch-politischen Erfolgsmöglichkeiten sah, dann musste man den Mittelmeerkrieg als unnötig ansehen. Ich kann diese Auffassung nicht teilen.

Das nackte Ergebnis des zweijährigen Kampfes um Italien war, dass unter grossen Verlusten doch schliesslich der Kriegsschauplatz aus verschiedenen Gründen in sich zusammenbrach. Das wäre an sich kein Schade, wenn die allgemeine Kriegslage dadurch günstig beeinflusst worden wäre. Das dürfte zutreffen, denn dem negativen Ergebnis standen Positiva gegenüber:

Der Kriegsschauplatz fesselte alliierte Kräfte, die, an Entscheidungsfronten eingesetzt, die Kriegsereignisse im Osten oder Westen zu Ungunsten Deutschlands stark hätten beeinflussen können.

Der weit von den anderen Fronten abgesetzte Kriegsschauplatz verhinderte jede unmittelbare Einwirkung auf die entscheidenden deutschen Fronten und die vernichtende Wirkung der Luftangriffe gegen Deutschland, deren Voraussetzung erst durch die konzentrischen und aus Grenznähe geflogenen Luftangriffe geschaffen worden wäre.

Die alliierten Verluste dürften bis zum April 1945 den deutschen nicht wesentlich nachgestanden haben; sie waren eine starke Vorbelastung für die entscheidenden alliierten Kampfhandlungen.

Der deutsche Südraum wurde von den mit dem Krieg verbundenen Schäden auf allen Gebieten des menschlichen Lebens fast bis zum Ende verschont, was für die Kriegsrüstung und das Durchhalten von kaum hoch genug einzuschätzender Bedeutung war.

Infolge des zähen deutschen Widerstands in der Tiefe des italienischen Raumes fanden die Vernichtungsschlachten in Grenznähe erst zu einem Zeitpunkt statt, an dem das Schicksal Deutschlands durch die Ereignisse an den anderen Fronten bereits besiegelt war.

Auf diesem Kriegsschauplatz hatte der Raum seine schicksalhafte Bedeutung auf der Erde, für Luftoperationen und auf dem Wasser. Grosse Geländeverluste konnten sich an anderen Fronten und in der Heimat mittelbar oder unmittelbar in blutigen und materiellen Einbussen auswirken, die die Verluste auf dem italienischen Kriegsschauplatz wohl übertroffen hätten.

Nach der Invasion in der Normandie war der italienische Kriegsschauplatz ausgesprochener Nebenkriegsschauplatz geworden; unter anderem kam dies in dem Abziehen von zehn Divisionen zum Ausdruck. Auf der Feindseite waren dagegen – wenn auch in etwas anderer Zusammensetzung und Güte – Kräfte in der Höhe der Vorgangszeit gefesselt und stärkste materielle Mittel festgelegt. Dass der italienische Kriegsschauplatz unter den geschilderten Verhältnissen bei absoluter gegnerischer Luftherrschaft gehalten werden konnte, dürfte die objektive Forschung als «höchsterreichbaren Erfolg» bezeichnen, da die freie Operation utopisch geworden war und der einmal aufgegebene Raum nicht mehr zurückgewonnen werden konnte. Vielleicht würde der Gesamterfolg augenfälliger gewesen sein, wenn die Kämpfe im April 1945 im freien Spiel der Kräfte ohne hinderliche Bindung durch die oberste Führung hätten durchgeführt werden können.

21.

DER BANDENKRIEG IN ITALIEN

Vorgeschichte

Italien trat wie gesagt gegen den Willen Deutschlands in den Krieg ein. Deutsche Heeres-, Marine- und Luftstreitkräfte wurden zur Unterstützung erbeten. Sie kamen und kämpften für Italiens Lebensinteressen. Der deutsche Blutzoll in Afrika, Tunis, Sizilien und Süditalien war ein ungeheurer. Die zahlenmässig weit überlegenen italienischen Wehrmachtverbände kämpften – fast ausnahmslos – nicht annähernd so hart; teilweise hielten sie sich auffallend zurück. Im Hinblick auf die italienische Freundschaft wurde dies ertragen.

Es änderte sich, als Italien unter voller Unterstützung durch die Alliierten mit dem Abfall von der Achse den «Bandenkrieg» proklamierte. Er war nach seiner Entstehung und in seiner Durchführung völkerrechtswidrig und verkehrte die bisherige Waffenbrüderschaft in brutalstes Morden am einstigen Bundesgenossen.

Entwicklung des Bandenwesens

Unter der Badoglio-Regierung (25. Juli bis 8. September 1943) machten sich die ersten Anzeichen des Aufbaues von Widerstandszellen gegen die deutsche Wehrmacht bemerkbar. Als geistiger Inspirator muss Oberst Graf Montezemolo angesehen werden. Da der Graf Adjutant Badoglios war, ist anzunehmen,

dass diese Bewegung zu einer Zeit, als Italien an der Seite von Deutschland weiterkämpfen wollte, in vollem Einverständnis mit der italienischen Regierung gegen den Verbündeten ins Leben gerufen wurde.

Nach dem Abfall verdichtete sich das Agenten- und Sabotagenetz.

Die entwichenen alliierten Kriegsgefangenen fanden weitgehende Hilfe. Zusammen mit den in die Berge gegangenen italienischen Soldaten bauten sie die ersten Bandengruppen auf; schlechte Elemente mischten sich darunter, die sie zu einer besonderen Plage der anständigen italienischen Bevölkerung werden liessen. Vereinzelt Banden, meist aus entwichenen Kriegsgefangenen bestehend, traten im Herbst und Winter 1943 im Rücken der 10. Armee auf, sie bildeten keine Gefahr. Im Allgemeinen kämpften sie um den Frontübertritt. Störend machten sich zum ersten Mal «Bandengruppen» im April 1944 im und beiderseits des Apennin mit dem Schwerpunkt im Raum von Florenz bemerkbar, die wegen der entscheidenden Einwirkung auf den Nachschub militärische Gegenmassnahmen erforderten.

Mit der Aufgabe von Rom (Juni 1944) trat eine Verschärfung ein, die in diesem Ausmass von mir nicht erwartet worden war. Man kann diesen Zeitpunkt die Geburtsstunde des «hemmungslosen Bandenkrieges» in Italien nennen. Der Zulauf zu den Banden, die sich besonders zwischen der Front und dem Apennin bemerkbar machten, war in die Augen springend; man darf zu diesem Zeitpunkt ein Anschwellen der Bandenstärke von einigen Tausenden auf 100'000 ansetzen. Ausgelöst wurde diese Ausweitung durch den Aufruf Badoglio's und Feldmarschall Alexanders über den Guerillakrieg und die im Felde zu erwartende Vernichtung der deutschen Armeen in Italien. Von dieser Zeit an war der «Bandenkrieg» für die deutsche Kriegführung eine tatsächliche Gefahr, deren Beseitigung feldzugsentscheidend geworden war.

Während des Winters 1944/45 trat auf Grund der erfolglosen, aber verlustreichen Kämpfe für die Banden, begünstigt durch Waffenstillstandsvereinbarungen, Waffenruhe, Amnestie und durch das schlechte Winterwetter, eine wesentliche Beruhigung ein. Die Bandenzahl dürfte auf einige Zehntausend abgesunken sein. Dass es sich dabei um eine «Scheinruhe» handelte, war der deutschen Führung klar.

Ein verstärktes Wiederauftreten der Banden erfolgte mit dem Einsetzen der Schneeschmelze im Gebirge. Sie erreichte im März/April 1945 ihre Höchststärke mit 200- bis 300'000 Mann.

örtlich getrennt und kämpferisch hochwertiger, noch rücksichtsloser und brutaler in ihrem Kampfverfahren waren die vom Balkan aus beeinflussten Banden in Istrien, in der Nordost-Lombardei mit dem Schwerpunkt um Görz

und in dem nördlich davon liegenden Alpenraum. Ziel der Bandenkämpfe war neben der allgemein angestrebten Beunruhigung der Truppe die Störung, Erschwerung oder Verhinderung des Nachschubs über Villach in den italienischen Raum und des Verkehrs von Westen und Norden nach Jugoslawien.

Im Gebirge ostwärts der Linie Fiume–Triest–Görz war die Masse der Bevölkerung «bandenhörig»; in der Ebene westlich davon glichen sich die Verhältnisse immer mehr den italienischen im Mittelraum an.

Die Banden waren im Allgemeinen als ortsgebunden anzusehen; doch waren entsprechend der Entwicklung der Erdlage Verschiebungen der Bandenverbände zu beobachten. Im Laufe der Monate konnte man in wichtigen Zonen auch schwerpunktmässige Zusammenfassung feststellen.

Organisation des Bandenwesens

Das Charakteristikum der Bandenführung war in den Anfangsmonaten das Fehlen von höheren, mittleren, ja sogar unteren verantwortlichen Führungsstellen nach Artikel 1, Z. 1 der Haager Landkriegsordnung. Später wurde es besser; man kannte die Namen einiger Führer.

Für die deutsche Führung wurde, im Verlauf der Monate immer schärfer hervortretend, folgendes sichtbar:

Die höchste verantwortliche Führung der Banden lag im alliierten Hauptquartier; dabei nahmen wir an, dass dies eine gemischte Befehlsstelle war, die sich auf Italiener und Alliierte stützte, wobei der Ic-Offizier federführend, aber immer mehr an die Ia-Abteilung und deren Befehle gebunden war. Die Sabotage- und Erkundungstrupps standen im unmittelbaren Verkehr mit ihrem Auftraggeber; sie waren allem Anschein nach unmittelbar dem Hauptquartier oder dessen Mittelsmännern unterstellt. Die Bandenführer standen durch alliierte Verbindungsoffiziere mit dem Hauptquartier in Verbindung, soweit sie nicht selbständig handelten. Zu der letzteren Gattung gehörten vor allem die aus verbrecherischen Elementen zusammengesetzten Gruppen.

Die Organisation von Verbänden, sogenannten «Brigaden», war schon im April 1944 zu spüren; es waren dies aber mehr Namen als Inhalt. Ab Herbst 1944 kann man von einer strafferen Organisation und Führung in bandenbesetzten Zonen (z.B. Gegend Alessandria) sprechen.

Mir wurde gemeldet – ich konnte es wegen meiner anderweitigen Verwendung nicht selbst feststellen –, dass die Operationen des letzten Vierteljahres

des Krieges von planmässigen Partisanen-Bewegungen begleitet waren.

Bei den mit vielen ehemaligen Soldaten durchsetzten Bandengruppen war innerhalb eines «Verbandes» die Führung nach militärischen Grundsätzen aufgebaut; ihre Reichweite und ihre Tiefenwirkung waren aber gering. Der Nachschub kam anfangs aus freiwilligen, meistens jedoch aus «unfreiwilligen» Spenden der umwohnenden Bevölkerung. Ergänzt wurde er – auf personellem Gebiet – durch Fallschirmabwurf oder Küstenanlandungen (U-Boote).

Die Organisation nach unten ergab folgendes Bild:

1. *Gruppe*: Die «Erkundungstrupps» waren fachmännisch vorgebildet und traten in kleinsten, aufeinander verschworenen Gruppen auf. Es waren hochwertige Parteigänger, die alles riskierten. Von ihrem völkerrechtswidrigen Gewerbe abgesehen, waren sie nicht zu beanstanden. Zu dieser Gruppe gehörten auch die Sabotagetrupps, die neben ihrem völkerrechtswidrigen Gewerbe auch sonst in immer stärkerem Umfang gegen die Gesetze der Menschlichkeit verstiessen. Verbrecherische Elemente waren hier stark vertreten.

2. *Gruppe*: Sie bestand aus Gesindel mit entsprechender Führung, die raubten, mordeten und plünderten, wo und was sie konnten; sie waren «die Landplage für jedermann.»

3. *Gruppe*: Eine im Laufe der Monate militärisch werdende Organisation, die in den Deutschen und den Faschisten ihre Feinde sah und je nach Einstellung und Bearbeitung der Bewohner der Gegend mehr oder weniger Zulauf fand. Hier konnte man bandenbesetzte Orte, ja Zonen antreffen, in denen jeder – gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind – irgendwie mit den Banden, sei es als Kämpfer, Helfer oder Mitläufer, verbunden war. Dabei war es gleichgültig, ob diese Leute aus eigenem Drang oder unter sanftem Druck mittaten. Dies hat sich bei der Kugel, die den deutschen Soldaten traf, nicht unterschieden; es musste daher militärisch, nicht gefühlsmässig gehandelt werden.

Daneben gab es ganze Zonen, die nur «bandengefährdet» oder sogar «bandenfrei» waren.

Im Ganzen betrachtet boten die Bandengruppen das Bild eines Gemischs aus Soldaten der Alliierten, Italiens, des Balkans, aus deutschen Deserteuren, männlichen und weiblichen Elementen der Bevölkerung aus den verschiedensten Berufen und Altersstufen mit verschiedenster moralischer Einstellung, ohne jede innere, gemeinsame, ethische Bindung, wobei häufig die vaterländische Aufgabe und Begeisterung nur der Deckmantel für niederste Instinkthand-

lungen war. Erst ab Herbst 1944 konnte man bei wohlwollender Beurteilung von militärähnlichen Verbänden sprechen, die schwerpunktmässig in den verschiedensten Gebirgsgegenden ihre Basis hatten.

Die Zusammensetzung, Dislokation, Ausstattung und Bewaffnung der Banden konnte keine Gewähr für militärisches, völkerrechtsgemässes Verhalten bieten.

Kampfführung der Banden

Sie waren in allem und jedem völkerrechtswidrig; sie widersprachen den Grundsätzen eines militärisch anständigen Kampfes. Dies kennzeichnete sich in folgendem:

Führer-Mangel und Führer-Mängel tragen die Hauptschuld; eine einheitliche Ausrichtung und Ausbildung waren dadurch unmöglich.

Die Individualität konnte sich austoben, das südländische Temperament tat das Seinige dazu. Wo die an sich überspitzt konstruierte «vaterländische Aufgabe» noch Hemmungen bestehen liess, wussten sich die verbrecherischen Instinkte der Kriminellen in solchen zusammengewürfelten Haufen weitgehend durchzusetzen. So konnte die verabscheuungswürdige, hinterhältige Kampfführung Orgien feiern, zu der sich die Struktur des italienischen Raumes geradezu anbot. In kleineren Gruppen oder auch einzeln auftretend, wüteten die Banden hemmungslos; sie übten überall, im Gebirge wie in der Po-Ebene, in den Wäldern wie auf den Strassen und bei Nacht oder Nebel – aber nie offen – ihre lichtscheue Tätigkeit aus. Diesen Gruppen sind in der Hauptsache die vielen Sabotage-Akte an Wehrmachtseinrichtungen, Lägern, Bahnen, Strassen, Brücken, Nachrichtenanlagen und die ebenso häufigen, gegen die Menschlichkeit verstossenden Roheitsverbrechen zuzuschreiben. Es gibt in der Skala der Verbrechen vom heimtückischen Abschiessen, Erhängen, Ertränken, Verbrennen, Erfrieren, Kreuzigen, Martern jeder Art, Attentaten gegen Einzelne und Gemeinschaften bis zur Brunnenvergiftung keines, das nicht einmal oder viele Male, ja laufend vorgekommen wäre. Der immer wiederkehrende Missbrauch des «Roten Kreuzes» muss hier besonders betont werden.

Dies wurde erleichtert, da die Bandenangehörigen fast durchweg keine Abzeichen und ihre Waffen verborgen trugen oder auch völkerrechtswidrig deutsche oder faschistische Uniformen benutzten. Das Verpflichtende der «Uniform» fehlte.

Durch all das entstand auch auf der deutschen Seite erhebliche Unruhe, da

der deutsche Soldat in den «bandenbesetzten» Zonen in jedem Zivilisten beider Geschlechter einen fanatischen Meuchelmörder vermuten musste und aus jedem Haus angeschossen werden konnte. Daneben vollzog sich der Späh- und Alarmdienst unter Mitwirkung oder Duldung der gesamten Einwohner, wodurch die stete Gefährdung des deutschen Soldaten überhaupt erst möglich wurde.

Zum offenen Kampf stellten sich die Banden nur in ganz seltenen Ausnahmefällen; hatten sie ihre heimtückische Aufgabe aus dem Hinterhalt erfüllt oder mussten sie aus dem Gefühl der Unterlegenheit den Kampf abbrechen, so verschwanden sie als Bürger unter den Bürgern oder als harmlose «Waldläufer» im Gelände.

Dort, wo sie sich zum Kampf stellten oder stellen mussten, nahmen sie entgegen allen humanen Grundsätzen keinerlei Rücksicht auf die im Kampfgebiet wohnende Bevölkerung, so dass auch häufig unter den nicht kämpfenden alten Männern, Frauen und Kindern bedauernswerteste Verluste entstanden.

Die deutschen Verluste, ebenso die der Faschistischen Miliz und der unbeteiligten Bevölkerung, waren erheblich. Genaue Zahlen liessen sich bei den auf tiefem Raum zerstreuten deutschen Soldaten in den Hauptmonaten vom Juni bis August 1944 nicht ermitteln, da unter den sogenannten «Vermissten» Abgekommene der verschiedensten Art zu verstehen sind. Meine Ic-Abteilung meldete mir für diese Zeit etwa 5'000 Tote und 25'000 bis 30'000 Verwundete und Verschleppte. Diese Zahlen scheinen mir zu hoch zu sein. Nach meiner Berechnung, die sich auf die mir mündlich gemachten Verlustmeldungen gründen, muss man in diesen drei Monaten 5'000 Tote, wahrscheinlich sogar 7'000 bis 8'000 Tote und Verschleppte als untere Grenzzahl annehmen, zu denen im Höchstfall dieselbe Zahl Verwundeter in Rechnung zu setzen wäre. Auf jeden Fall ist die Verlustquote auf der deutschen Seite allein wesentlich höher als die der Gesamtbandenverluste.

Bandenbekämpfung

Die Achsen- und die alliierten Westmächte hatten die Haager Landkriegsordnung (HLKO) unterzeichnet.

Italien war bei Beginn des Bandenkrieges als «besetztes Gebiet» anzusehen, die Bedingungen des Artikels 42 der Haager Landkriegsordnung waren erfüllt. Fest stand daher die Völkerrechtswidrigkeit der Banden von ihrer Entstehung an. Die Voraussetzungen für Wirksamwerden des Artikels 2 der Haager Land-

kriegsordnung waren nicht gegeben.

Der Bandenkampf wurde vom Gegner unter voller Ausserachtlassung der Bestimmungen des Artikels 1 der Haager Landkriegsordnung geführt.

Auf Grund dieses Sachverhalts war die deutsche Führung zu allen Gegenmassnahmen berechtigt, die nach der Haager Landkriegsordnung oder dem «Kriegsbrauch» zulässig waren.

Auf Grund kriegsgeschichtlicher Erkenntnisse und persönlicher Einblicke in den Bandenkampf betrachtete ich den Bandenkrieg als eine Entartung der Kriegführung. Die Imponderabilien dieses Kampfverfahrens mussten zwangsläufig früher oder später zu den geschriebenen und ungeschriebenen Bestimmungen des Völkerrechts in Widerspruch geraten. Ja, man konnte fast mit mathematischer Sicherheit die allmähliche Verrohung der Kampfführung voraussagen, die, sich immer mehr steigernd, zu den abscheulichsten Verbrechen auf beiden Seiten führen musste. Begründet liegt dies in der Eigenart des Bandenkampfes, der auch die Gegenmassnahmen der straffen Führung entgleiten lässt.

In voller Erkenntnis dieser Verhältnisse hat die deutsche Wehrmacht in allen ihren Teilen den Bandenkrieg abgelehnt; die einzige Ausnahme, die man im Aufruf des «Werwolf» im April 1945 erblicken kann, ist alles andere als ein überzeugendes Gegenargument. Sie war Sache der obersten SS- und Parteiführung. Die deutsche Wehrmacht hatte im Frieden weder eine Ausbildung noch eine Vorschrift für den Bandenkrieg. Daher war auch bei der deutschen Führung in Italien keine innere Bereitschaft, die allmählich zur Gefahr werdenden Banden zu bekämpfen, vorhanden. Es bedurfte scharfer Eingriffe durch mich, um die Oberbefehlshaber zu zwingen, diesem Kampf dasselbe Interesse und dieselbe Aufmerksamkeit zu widmen wie dem Frontkampf.

Bis Mai 1944 war der Bandenkampf ausserhalb des Operationsgebiets ein Reservat des Reichsführers der SS, in offiziell erklärten «Bandengebieten» herrschte dieser unbeschränkt.

Ich vertrat die Auffassung, der Kampf gegen die regulären feindlichen Streitkräfte und die Banden sei ein unteilbares Ganze. Meine vom Reichsführer SS stark bekämpfte Ansicht setzte sich beim OKW durch und führte Anfang Mai 1944 zu der Übertragung der Gesamtverantwortung im Bandenkrieg auf dem italienischen Kriegsschauplatz auf den Oberbefehlshaber Südwest. Der «Höchste SS- und Polizeiführer» wurde mir persönlich in dieser Beziehung unterstellt; er hatte nach meinen Richtlinien, aber in eigener Verantwortlichkeit

den Bandenkampf in seinem Bereich durchzuführen. Die Regelung hatte einen kleinen politischen Beigeschmack und war deswegen militärisch nicht befriedigend; es liess sich aber mit ihr arbeiten, da im «Bandenführungsstab» beim «Höchsten SS- und Polizeiführer» ein brauchbares Arbeitsorgan geschaffen wurde.

In den «Operationsgebieten» der Armeen und längs der militärisch besetzten Küste lag der Bandenkrieg in den Händen der Armee-Oberkommandos.

Die Grenzen zwischen den Bandengebieten der Armeen und des «Höchsten SS- und Polizeiführers» passten sich der Erdlage und den jeweils bei den verantwortlichen Dienststellen vorhandenen Kräften an.

Die «Aufklärung in die Banden» wurde im grossen von der Heeresgruppe, den Armeeoberkommandos (Ic) und dem «Höchsten SS- und Polizeiführer» gesteuert; die Durchführung oblag den Sicherheitsdienststellen (SD), mit denen die erwähnten Kommandobehörden «auf Zusammenarbeit angewiesen» waren. In derselben Weise war die Zusammenarbeit der SD-Stellen mit der «Geheimen Feldpolizei» des Heeres geregelt.

Unter voller Wahrung der gekennzeichneten Verantwortlichkeit hatte die Führung in einem Bandenkampfunternehmen ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zur Wehrmacht, SS oder Polizei grundsätzlich der *älteste* Offizier. Im Übrigen spielte sich allmählich nachfolgende Regelung ein:

In den rückwärtigen Gebieten – oder Küstenstreifen – der eingesetzten Divisionen und Korps waren innerhalb ihrer Streifen die Divisionskommandeure und die Kommandierenden verantwortlich, die die Abschnitte entsprechend der Truppenbelegung unterteilten. Im rückwärtigen Armeebereich führten als bodenständige Kommando stellen die «Korück der Armeen» (Kommandeure im rückwärtigen Gebiet).

Die Organisation war, schon weil sie jeden Schematismus vermied, zweckentsprechend und gut.

Für Grossbandenunternehmen, die die Heeresgruppe befahl, wurden geschlossene Grossverbände oder gemischte Verbände mit selbständiger Führungsspitze bereitgestellt. Dabei war nicht die absolute Stärke das Entscheidende, sondern die Eignung der Truppe für den Guerillakrieg.

Während man sich anfänglich mit infanteristischen Einheiten begnügen konnte, verlangten Ausweitung und Verschärfung des Bandenkrieges in immer grösserem Massstab Einsatz von Artillerie, Granat- und Minenwerfern, Kampfwagen, Flammenwerfern und sonstigen technischen Kampfmitteln.

Gut ausgebildete und ausgerüstete, kämpferisch hochwertige Männer wurden örtlich in «Jagdkommandos» zusammengefasst und gedrillt, die jederzeit

zu sofortigen Gegenmassnahmen zur Verfügung stehen mussten. Sonderformationen, z.B. «Bataillon Brandenburg», kamen hinzu. Die geschlossenen Grossverbände (Divisionen) hielten sogenannte «Überfall-Kommandos» bereit.

Damit war eine Organisation über das ganze rückwärtige Gebiet ge zogen, die leistungsfähig war und die im gleichen Masse für die Abwehr von feindlichen Luftlandeunternehmungen vorgesehen war und als Unterbau für die Verteidigung des rückwärtigen Gebietes in Anlehnung an geeignete Geländeobjekte (Engen, Ortseingänge) oder fortifikatorische Anlagen gegen einen durch die Front durchgebrochenen Frontgegner diente.

In den rückwärtigen Formationen waren die Soldaten, vom Führer bis zum Gewehrträger, nicht mehr feldzugsverwendungsfähig. Die mangeln den körperlichen oder auch geistigen Fähigkeiten konnten nur durch höhere charakterliche Eigenschaften ausgeglichen werden. Dem wirkte das Etappenleben mit seinen zersetzenden Einflüssen entgegen. Im Be reich des «Höchsten SS- und Polizeiführers» kamen besondere Schwierigkeiten durch die Vielgestaltigkeit der Truppen (Deutsche und Italiener aller Wehrmachtteile und Parteigliederungen, Russen, Kosaken, Tschechoslowaken, zum Teil in kleinsten Einheiten) und durch die mangelnde Erfahrung auf dem reinen Kampfgebiet hinzu. Alle diese Schwierigkeiten haben aber nie das Organisationsgebäude lebensgefährdend erschüttert oder die Durchführung der Aufgabe in Frage gestellt.

Die 1942 auf Grund der Erfahrungen im Osten herausgegebene deutsche Vorschrift «Bandenkampf» wurde nie Gemeingut der Truppe, da sie zu einer Zeit erschien, zu der der Bandenkampf in meinem Bereich keine Bedeutung hatte. Als er in sein entscheidendes Stadium eintrat, stellten die Frontkämpfe so grosse physische und psychische Anforderungen an Führung und Truppe, dass die an sich notwendige Beschäftigung mit dieser Materie nicht möglich war.

Der Kampf wurde von der höheren Führung zu leichtgenommen, was verständlich war, da die Bandenwirkung meist weit rückwärts im Raum lag und sich die kämpfende Truppe nicht unmittelbar betroffen fühlte. Die Meldungen von rückwärts über Angriffe auf abgekommene oder rückwärtige Teile kamen so spät, dass bei der sich täglich steigenden Frontbelastung die sonst zu erwartende Reaktion nicht erfolgte.

Die innere Abneigung von Führung und Truppe, der Mangel an Erfahrungen auf diesem Gebiet und vor allem das Wissen um die unvermeidlichen Auswüchse des Bandenkrieges haben mich veranlasst, alle überhaupt nur möglichen Massnahmen zu befehlen, die den irregulären Krieg im Entstehen und in

seiner Ausweitung verhindern oder ein- schränken sollten. Dazu sollten dienen:

Polizeiliche Überwachung der Keimzellen und später der illegalen Organisationen selbst. Politische Befriedung unter Mitwirkung fast aller italienischen Kirchenfürsten einschliesslich des Vatikans, der politischen Leiter, der Verwaltungschefs und sonstiger einflussreicher Persönlichkeiten durch Aufklärung, Fürsorgemassnahmen für die Bevölkerung, Gnadenerlasse, Freistellen vom Militär- und Arbeitsdienst, von der Überführung nach Deutschland und Hilfeleistung gegen Banden, weltweite Rundfunkaufklärung. Versuche, auf dem Verhandlungswege wenigstens örtlich und zeitweise zur Einstellung der Feindseligkeiten zu kommen, was tatsächlich in verschiedenen Fällen gelungen ist, kamen hinzu.

In der klaren Erkenntnis der entscheidenden Gefahr der Banden für die Rückzugskämpfe meiner Armeen seit Juni 1944 habe ich durch mündliche Befehle und schriftliche Befehle die bestehenden Lücken zu schliessen versucht. Die Hauptgesichtspunkte meiner Befehle waren:

Der «Bandenkampf» war taktisch dem «Frontkampf» gleichzustellen. Die bisher ausschliesslich dem «Frontkampf» vorbehaltenen Kampfmittel (Kampfwagen, Artillerie, Flammenwerfer) waren überall einzusetzen, wo mit ihrer Hilfe die Bandengefahr rasch und durchgreifend beseitigt werden konnte, und die beste Truppe war gerade gut genug, im Bandenkampf verwendet zu werden.

Damit sollte erreicht werden, dass durch energisches und rasches Handeln und durch den Einsatz disziplinierter Truppen der Bandenkrieg nicht in unkontrolliertes, eigenmächtiges Vorgehen von schlecht geführten und wenig disziplinierten Truppenabteilungen ausartete, das ich als Vorstufe zum Chaos betrachtete.

Der Bandenkampf hatte sein eigenes Gesicht, dem sich die taktischen Regeln anpassen mussten. Der Gefechtsaufklärung auf dem Kampffeld hatte eine frühzeitige und eine fortlaufende «Aufklärung in den Feind» vorauszugehen. Hierfür war die Truppe nicht geeignet; Sonderfachkräfte des SD und der Geheimen Feldpolizei mussten an ihre Stelle treten. Erfolg hatten nur Unternehmen, die unter Beachtung der strengsten Geheimhaltung schlagartig einsetzten. Die Wegnahme der Bandenlager hatte nur dann einen praktischen Nutzen, wenn die Banden das Lager verteidigten. Regel wurde allmählich, die Bandengegend vollkommen abzusperrern und entweder den Kessel durch gleichzeitiges Vorgehen aller Fronten zu verkleinern oder mit Schwerpunkt-Angriffstruppen gegen die feststehende Absperrungslinie vorzustossen.

Unter dem schon erwähnten lähmenden Gefühl der Unsicherheit und Schutzlosigkeit entwickelte sich eine der Hinterhaltkampfführung angepasste Gegenwehr. Man wartete nicht mehr ab, bis man aus einem Haus angeschossen wurde, sondern hielt die möglichen Hinterhaltsschützen durch Feuer auf das Haus nieder oder man schoss bis zur Kampfunfähigkeit des Gegners, um ihn nicht im Rücken als unerwarteten Feind auftauchen zu sehen. Beim Kampf über grosse Strecken war die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen für Nachschub und Verwundeten-Abtransport besonders wichtig geworden, wenn man grössere Verluste vermeiden wollte.

Bei dem brutalen, ja teilweise unmenschlichen Verhalten der Banden habe ich für eine kritische Periode den schärfsten Waffengebrauch befehlen müssen, um die ausserordentlichen Verluste zu vermeiden, die einer gewissen Sorglosigkeit und unangebrachten Milde der Soldaten entsprangen. Der Bandenkampf erforderte, wenn man nicht geradezu selbstmörderisch handeln wollte, eine seelische Umstellung, die auch in sich ihre grossen Gefahren barg. Diesen konnte man nur entgehen, wenn man eine gut disziplinierte Truppe unter einer straffen Führung einsetzte.

Von der Verwendung von Bomberkräften, die an sich das wirkungsvollste Mittel gewesen wären, habe ich grundsätzlich abgesehen, weil im Kampf gegen Banden in Ortschaften die dabei auftretenden Verluste der Zivilbevölkerung nicht zu verantworten waren. Die Ereignisse haben mich belehrt, dass diese Rücksichtnahme wenig gedankt wird. Wenn der Bandenkrieg nicht grundsätzlich und mit allen Konsequenzen und für alle Parteien völkerrechtlich verbindlich geächtet wird, wird man in der Zukunft wahrscheinlich diesen Grundsatz fallen lassen müssen.

Bei der Eigenart des Rebellen- oder Guerillakrieges sind völkerrechtlich Massnahmen zugelassen, die dem Frontkämpfer fremd sind. Leider sind die Bestimmungen in der HLKO nur zum allerkleinsten Teil präzisiert, z.T. sind sie auf den «Kriegsbrauch» abgestellt. Es handelt sich um folgende Gebiete: Geiselfrage, Tötung von Geiseln; Repressalie, deren Art, Umfang und Proportionalität; Kollektivmassnahmen und deren Voraussetzung; Notverordnungen und Gerichtsverfahren.

Man muss sich darüber ein Bild machen, dass unklare und lückenhafte Bestimmungen des Völkerrechts im wildesten und leidenschaftlichsten Geschehen bedauerlicherweise zu unvermeidlichen Missgriffen und verhängnisvollen Opfern auf beiden Seiten führen müssen. Es ist eine Sünde gegen den Geist, bei den verschiedenen bestehenden Auffassungen und Auslegungen des Völkerrechts (z.B. kontinentale gegen angelsächsische Auffassung) eine Auslegung

zugrunde zu legen, die der verantwortliche Führer auf Grund landeseigener Bestimmungen im Tatfall nicht anwenden kann. Viele der oben genannten Handlungen, z.B. Repressalien, sind reine «Ermessensfragen», die vom verantwortlichen Führer auf Grund eingehender Prüfung der Gesamtverhältnisse von Fall zu Fall entschieden werden müssen.

Da nach den deutschen Vorschriften zur Verhängung von Repressalien nur Kommandeure, vom Divisionskommandeur aufwärts, die über alle einschlägigen Sachbearbeiter verfügten, berechtigt waren, so waren genügend Sicherungen gegen unvernünftige Massnahmen vorhanden.

Fest steht jedoch, dass man mit Bestimmungen und mit der Kritik vom grünen Tisch nicht weiterkommt. Der Soldat, dem auf gemeinste Weise nach dem Leben getrachtet wird und der nur noch «Rot» sieht, reagiert eben anders als ein tüftelnder Staatsanwalt oder Richter hinter seinem wohlgesicherten Schreibtisch.

Umfang des Bandenkampfes; Übergriffe

Die täglichen Meldungen, die beim Ic der Heeresgruppe aus dem ganzen Kriegsgebiet zusammenliefen, in der Lagenkarte geführt und karteimässig erfasst wurden, liessen das ständige Ansteigen der Kampfhandlungen und besonderer Vorkommnisse erkennen. Die Schwerpunkt-Verlagerungen ergaben auch Hinweise für die operative Lagebeurteilung. Die Zahl der Einzelvorgänge wechselte in den Hauptkampferioden und deren Vorbereitungszeiten zwischen zehn und fünfzig täglich.

Während die Sabotagefälle gegen kriegswichtige Objekte, Eisenbahnen oder Lager mehr oder weniger ortsgebunden waren und – um einen Seemannsausdruck zu gebrauchen – routinemässig abliefen, also zahlenmässig nur geringen Schwankungen unterlagen, waren alle anderen Bandenhandlungen im stärksten Masse von der Erdlage beeinflusst. Damit wechselten die Räume und die Häufigkeit der Überfälle stetig.

Entsprechend der Ausweitung der Bandenorganisation nahmen die «bandengefährdeten» oder «bandenbesetzten» Gebiete immer mehr überhand. Lebensgefährdend wirkten sie sich aber nur dort aus, wo sie in unmittelbarem Zusammenhang mit den militärischen Operationen standen.

Das Verhalten der Banden war eine endlose Kette von Rechtsbeugungen und Völkerrechtsverletzungen, wie ich bereits ausgeführt habe.

Den deutschen Soldaten sind im Laufe der Nachkriegsjahre Übergriffe in grösserer Zahl vorgeworfen worden; verschiedene Vorfälle sind auch Gegenstand von Prozessen gewesen, die fast durchweg mit der Verurteilung der Angeklagten zum Tode endeten. Mit diesen Urteilen kann noch nicht das letzte Wort über dieses Kapitel gesprochen sein!

Selbst unter Berücksichtigung aller im italienischen Volkscharakter liegenden Übertreibungen und Phantastereien sowie des auch noch heute von den früheren, meist kommunistischen Banden ausgehenden Drucks wird man zugeben müssen, dass auch deutscherseits ungesetzliche und verabscheuungswürdige Handlungen vorgekommen sind. Fest steht aber andererseits, dass ein überzeugender Beweis für die Schuld deutscher Soldaten nur in wenigen Ausnahmefällen erbracht worden ist. Die vorgekommenen Exzesse oder Greuelthaten dürften sich gleichmässig auf die Banden, die neofaschistischen Organisationen und deutsche Deserteurgruppen verteilen, während – wenn überhaupt – nur der geringste Bruchteil auf deutsche Verbände zurückzuführen sein dürfte. Vielleicht sind auch manche Vorkommnisse Versprengten zuzuschreiben, die das erlaubte Mass der Selbsthilfe überschritten hatten.

Es gibt zu denken, dass nur ganz wenige Unregelmässigkeiten in dieser Beziehung – vielleicht drei oder fünf Fälle – auf dem deutschen Dienstweg dem Oberbefehlshaber Südwest gemeldet worden sind und dass sich die von Mussolini auf mein Drängen dem Oberbefehlshaber Südwest gemeldeten Vergehen gegen die Bevölkerung auf Grund der deutschen Nachprüfung als unwahr oder übertrieben herausgestellt haben. Zum Teil liegt auch eine Verfahrensverschiedenheit zugrunde, die wieder auf die verschiedene Auslegung der völkerrechtlichen Bestimmungen zurückgeht (z.B. Anwendung, Umfang und Verfahrensmodus der Repressalien). Häufig stehen Aussagen gegen Aussagen, so dass man nur dann den deutschen Soldaten schuldig sprechen kann, wenn man die beeidigten Aussagen der deutscherseits gebrachten Zeugen für unglaubwürdig, die rohste Zeugeneinvernahme der anderen Seite grundsätzlich als glaubwürdig annimmt.

Man könnte gegen diese Argumentation einwenden, dass derartige belastende Vorkommnisse nicht gemeldet, sondern harmloser dargestellt oder sogar unterschlagen wurden. Da im Kriegsgeschehen alles möglich ist, mögen derartige Einzelfälle tatsächlich vorgekommen sein. Einer Verallgemeinerung muss ich widersprechen, da ich gerade im Hinblick darauf ein Melde- und Überwachungsnetz aufgebaut hatte, das eine derartige Praxis nicht auf die Dauer zulassen hätte. Dazu gehörten Querverbindungen italienischer Dienststellen zu

Den deutschen Truppen und Stäben, Verbindungs-Kommandos beim Duce, Zubringerdienste von Seiten der Kirche, endlich meine häufigen plötzlichen Besuche bei deutschen und italienischen Truppen, Kommandostellen, Behörden, Rücksprachen mit massgeblichen Italienern und die Überwachungsmaßnahmen meines «Sonderbeauftragten» General der Artillerie Hartmann, den ich zur Erfüllung seines Auftrages mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet hatte, schliesslich die Organisation der Feldpolizei mit Feldgendarmerie, Geheimer Feldpolizei, Streifendienst und das allen Deutschen auf dem Kriegsschauplatz vorgesetzte «Feldjäger-Korps».

Ich glaube, dass nirgends und niemals so viel für die Aufrechterhaltung der Disziplin der eigenen Truppe und völkerrechtliche Sicherung gegen das Bandenwesen getan worden ist. Dazu kommt, dass ich in meinem Befehlsbereich drakonisch durchgegriffen habe, wenn Unmoral und Zersetzung sich bedenklich für die Schlagkraft und das deutsche Ansehen sowie für die Freundschaft mit dem Achsenpartner, vor allem für das Wohlergehen der Bevölkerung, auszuwirken begannen. Durch solche Massnahmen habe ich den offensichtlichen Zerfall der Disziplin der 14. Armee innerhalb der kürzesten Zeit in das Gegenteil verkehren können.

Wenn jedoch während eines Krieges oder nach einem Krieg die Insurgenten als Patrioten und Helden sogar von Regierungen derjenigen Länder, die die HLKO unterzeichnet haben, offiziell anerkannt werden, so bedeutet dies eine völlige Missachtung von Verträgen und Ausserkraftsetzung jeden Rechtsgedankens. Wenn Juristen in derartigen Prozessen sagen können, dass der Bandenkampf zwei kontrastierende Beurteilungen findet, je nachdem er von den Ländern der Banden oder deren Gegnern beurteilt wird, so ist diese Auffassung juristisch gesehen nicht zu rechtfertigen, da das Völkerrecht als übergeordnetes Recht die alleinige Basis für die Beurteilung geben muss.

Solche Vorgänge und Anschauungen sind für die Erhaltung einer gesunden Rechtsmoral im allergrössten Umfang verderblich. Man kann der Welt kein neues Recht geben wollen, wenn man mit dem alten gültigen Recht willkürlich verfährt.

III. TEIL

BEDINGUNGSLOSE ÜBERGABE UND PROZESS

22.

OBERBEFEHLSHABER WEST

Zeittafel: 23.2.1945 Amerikanische Grossoffensive an der Roer – Verlust des linken Rheinuferes – 7.3.1945 Die Amerikaner nehmen die unzerstörte Rheinbrücke bei Remagen – 10.3.1945 Kesselring Ob West – März 1945 Amerikanischer Brückenkopf bei Remagen gebildet – 22.3.1945 Rhein-Übergang der Amerikaner bei Oppenheim – 23.3.1945 Britisch-amerikanische Grossoffensive am Niederrhein, Rheinübergang bei Wesel – 28. und 29.3.1945 Fall von Mannheim, Wiesbaden und Frankfurt a. M. – 1. bis 18.4.1945 Einschliessung und Kapitulation der Heeresgruppe B im Ruhrkessel – 4.4.1945 Fall von Kassel – 11.4.1945 Fall von Würzburg – 16. bis 20.4.1945 Kämpfe um Nürnberg – 18.4.1945 Fall von Magdeburg

Der Auftrag

Am 8. März 1945 erhielt ich Befehl, mich bei Hitler zu melden. Der Grund wurde mir auf meine Rückfrage nicht angegeben.

Am nächsten Tage traf ich gegen Mittag im Führerhauptquartier (Berlin) ein. Ich wurde von Generalfeldmarschall Keitel im Beisein von Generaloberst Jodl unterrichtet, dass ich Generalfeldmarschall v. Rundstedt im Westen ablösen sollte. Mein Hinweis, dass man mich auf dem italienischen Kriegsschauplatz brauchte und dass ich als Rekonvaleszent für die entscheidende Aufgabe im Westen nicht die notwendige Beweglichkeit hätte, fand zwar Verständnis, man meinte indes, er würde für Hitler sicher nicht stichhaltig sein.

Die Unterhaltung mit Adolf Hitler am Nachmittag – anfänglich unter vier Augen – bestätigte die Auffassung von Keitel und Jodl. Hitler erklärte mir nach eingehender Einführung in die Gesamtlage, dass der Fall von Remagen endgültig einen Wechsel im Oberbefehl des Kriegsschauplatzes notwendig mache. Ohne Rundstedt einen Vorwurf zu machen, begründete er die Massnahme damit, dass nur ein jüngerer, beweglicherer und im Kampf mit den Westmächten erfahrener Führer, der das Vertrauen der Front besitze, die Lage im Westen vielleicht noch meistern könne. Er wisse um die Schwierigkeiten der Kommando-Übernahme in diesem Zeitpunkt des Kriegsgeschehens; ich müsse jedoch trotz meiner angegriffenen Gesundheit dieses Opfer bringen. Er habe das Vertrauen zu mir, dass ich das Menschenmögliche tun würde.

Hitler schilderte mir dann die Gesamtlage. Ich gebe seine Ausführung genur in Stichworten wieder:

Die Entscheidung liege im Osten; der Zusammenbruch im Osten bedinge zwangsläufig das Ende des Krieges. Der Osten sei schwerpunktmässig gerüstet; er sehe voll Vertrauen den Entscheidungsschlachten entgegen. Den feindlichen Schwerpunktangriff erwarte er mit Stossrichtung Berlin.

Heeresgruppe Mitte (Schoerner) – in der Tschechoslowakei und Schlesien – habe sich in den vorangegangenen Schlachten hervorragend und erfolgreich geschlagen. Verstärkt, mit genügendem Nachschub versehen, werde sie die gegen sie gerichteten Angriffe abschlagen.

Links anschliessend stände die Armee «Busse» (AOK 9), gegen die er den Hauptangriff erwarte und die deswegen mit Personal, Material und fortifikatorisch am besten gerüstet sei.

Für Heeresgruppe Süd (Rendulic), rechts von Heeresgruppe Mitte, gelte das für die Heeresgruppe Mitte Gesagte; während der linke Flügel der Heeresgruppe vielleicht noch in die Hauptentscheidung mit einbezogen werden könne, rechne er am rechten Flügel nur mit Nebenangriffen.

Die Front der 9. Armee (Busse) sei gerüstet; es seien vorhanden: Genügend infanteristische Kräfte mit Panzern und Panzerabwehrkräften; neben der Heeres-Artillerie eine überstarke Flakartillerie in grosser Tiefe unter bester artilleristischer Führung; gute Stellungen mit ausgezeichneten Hindernissen jeder Art, vor allem Wasserhindernissen vor und hinter der Hauptkampflinie, dazu Berlin mit seiner Rundumverteidigung und Einrichtungen zur abschnittweisen Verteidigung.

Diese Front würden die Russen nicht durchstossen; er habe sich selbst von der Verteidigungsfähigkeit überzeugt und mit den führenden Artilleristen eingehende, voll befriedigende Besprechungen gehabt.

Verstärkt werden müssten jedoch noch die Kräfte der links an die 9. Armee anschliessenden Heeresgruppe Heinrici; er erwarte hier nur Nebenangriffe.

Heeresgruppe Südost (Loehr) habe nur untergeordnete Bedeutung; ihre bisherige Kampfführung sichere die weitere erfolgreiche inhaltende Verteidigung im Zusammenhang mit Heeresgruppe Südwest (v. Vietinghoff), die hoffentlich meine Tradition aufrechterhalten könne, ebenso wie Kurland und Norwegen ihm keine Sorgen machten.

Der Westen habe monatelang schwer gekämpft, die Kämpfe seien aber auch für die Amerikaner, Engländer und Franzosen verlustreich gewesen. Dem Westen würden fortlaufend und nunmehr nach Abschluss der Verstärkung der Ostfront schwerpunktmässig die notwendigen Nachschubmengen zugeführt. Wenn er auch keine geschlossenen Verbände verfügbar machen könne, so stehe jetzt sicher noch die Zeit zur Verfügung, um die Auffrischung der abgekämpften Verbände der Westfront mit dem anrollenden personellen und materiellen Nachschub durchzuführen. Die natürlichen Hindernisse, hinter denen die Armeen ständen, könnten die Alliierten nicht ignorieren. Remagen sei der wunde Punkt, die Bereinigung sei vordringlich; er sei aber auch hier zuversichtlich.

In dem jetzigen Kriegsstadium handle es sich einzig und allein darum, die Zeit zu überbrücken, bis die 12. Armee, die neuen Jäger, und andere neuartige Waffen in grösster Zahl eingesetzt werden könnten.

Der Luftwaffe (Fliegerei) wäre ein grosser Teil der Schuld an den bisherigen Misserfolgen zuzuschreiben; er habe jetzt selbst die technische Leitung in die Hand genommen und garantiere für den Erfolg.

Grossadmiral Dönitz, Oberbefehlshaber Marine, werde sich bald mit seinen neuen U-Booten bemerkbar machen und eine wesentliche Erleichterung bringen.

Die Heimat habe Übernatürliches durchgestanden und geleistet. Die gesamte Rüstung liege in Händen von Saur (aus dem Rüstungsministerium), zu dem er restloses Vertrauen habe und der die lebenswichtigen Forderungen der Truppe sicher erfüllen werde. Ein Teil der Produktion müsse jedoch für die Neuaufstellungen abgezweigt werden, die das Beste darstellen würden, was die deutsche Wehrmacht im Kriege aufgestellt habe. Er garantiere für erstklassigste Führung; deswegen nochmals Kampf um Zeitgewinn!

Diese über Stunden sich hinziehenden Ausführungen Hitlers waren bemerkenswert klar und zeigten eine frappierende Kenntnis von Einzelheiten.

Anschliessend gaben Generalfeldmarschall Keitel und Generaloberst Jodl

über verschiedene Fragen eingehenderen Aufschluss. Diese Ausführungen belebten das Bild, brachten aber keine wesentlichen Änderungen.

Der Auftrag war klar: «Halten!» Er belastete mich umso mehr, als ich gehalten war, vorerst «anonym» zu führen, da mein Name noch in Italien wirken sollte.

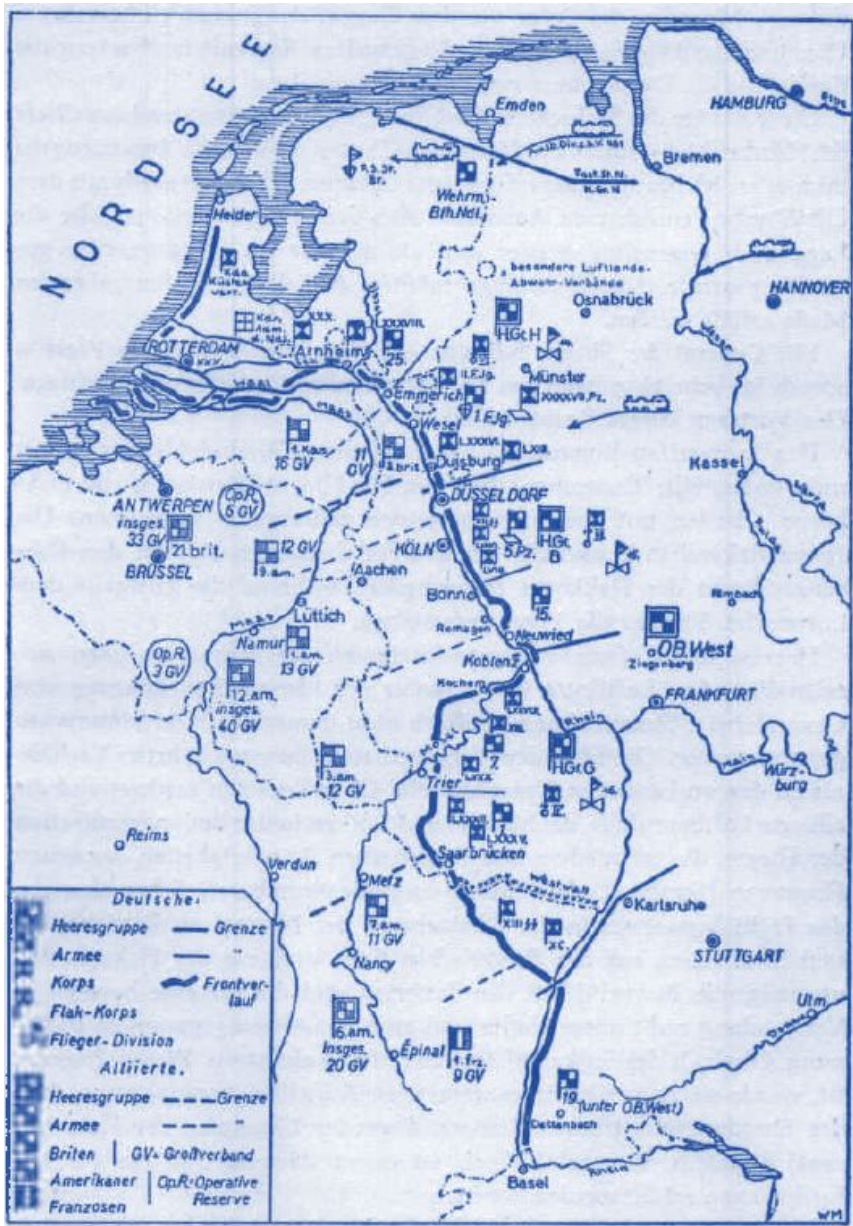
Die Lage und die ersten Massnahmen

In der Nacht vom *g/w.* März 1945 fuhr ich ins «Hauptquartier Oberbefehlshaber West» nach Ziegenberg, wo mich der Chef des Generalstabes, General der Kavallerie Westphal, mein früherer Chef in Italien, eingehend über die Lage, wie er sie sah, unterrichtete.

Ich führe nur einige wesentliche Punkte an:

Die Lage an der Westfront wäre durch die ausserordentliche personelle und materielle Überlegenheit des Gegners auf der Erde und die völlige Beherrschung des Luftraumes gekennzeichnet.

Rund 85 amerikanische, britische und französische Divisionen in voller Stärke ständen etwa 55 schwachen deutschen Verbänden ohne ausreichenden personellen und materiellen Nachschub gegenüber. Die Tagesstärken unserer Infanterie-Divisionen wären auf durchschnittlich 5'000 Köpfe abgesunken, gegenüber einer Sollstärke von 12'000. Die Tagesstärke der wenigen Panzer-Divisionen läge dagegen noch zwischen 10'000 und 110'000 Köpfen; alles in allem bedeute das, dass im besten Fall 100 Kämpfer auf einen Kilometer Front kämen. Von einer Tiefenzone, einem Ausscheiden selbst kleiner Reserven und von der Besetzung der zahlreichen Bunker des Westwalles könne nicht gesprochen werden. In Würdigung der Lageentwicklung im Osten hätte der Oberbefehlshaber West im Januar und Februar 10 Panzer-Divisionen, 6 fast volle Infanterie-Divisionen, 10 Artilleriekorps, 8 Werferbrigaden und zahlreiche andere Truppen der Ostfront zur Verfügung gestellt. Ein Ausgleich wäre zwar zugesichert worden, aber bis jetzt wäre nichts davon zu merken gewesen. Was den Geist der deutschen Truppen betreffe, so wäre er nach Meldungen und persönlichen Beobachtungen im Allgemeinen immer noch gut. Die Truppe wäre zwar kriegsmüde, sorge sich um die Angehörigen, tue aber weiterhin ihre Pflicht. Sie wäre sich der ernstesten Aufgabe bewusst, dem Ostheer den Rücken freizuhalten. Mein Chef des Generalstabes glaubte sagen zu müssen, dass jeder Soldat im Westen wisse, dass er dazu beizutragen hätte, deutschen Boden und



Deutsche und alliierte Kräftegliederung an der Westfront am 10.3.1945

deutsche Menschen im Osten vor dem Zugriff der Russen zu bewahren. Dies und das Wissen um die «bedingungslose Kapitulation» wären die Bande, die die Front immer noch zusammenhielten.

Die Vorträge des Stabschefs, des Ober-Quartiermeisters und der Chefs des Nachrichtens- und des Eisenbahn-Transport-Wesens beschäftigten mich sehr; ich brachte meine Eindrücke in einem Abendgespräch mit dem OKW sehr deutlich zum Ausdruck: Aus der Nähe betrachtet, sehe die Lage doch wesentlich ernster aus, als sie mir im Hauptquartier geschildert wurde. Meine Anträge müssten deshalb im weitestgehenden Masse erfüllt werden.

Mit General der Flieger Schmidt – Luftwaffen-Kommando West – sprach ich sehr eingehend am 10. März nachmittags über die Luftlage. Des Vortrags kurzes Résumé war:

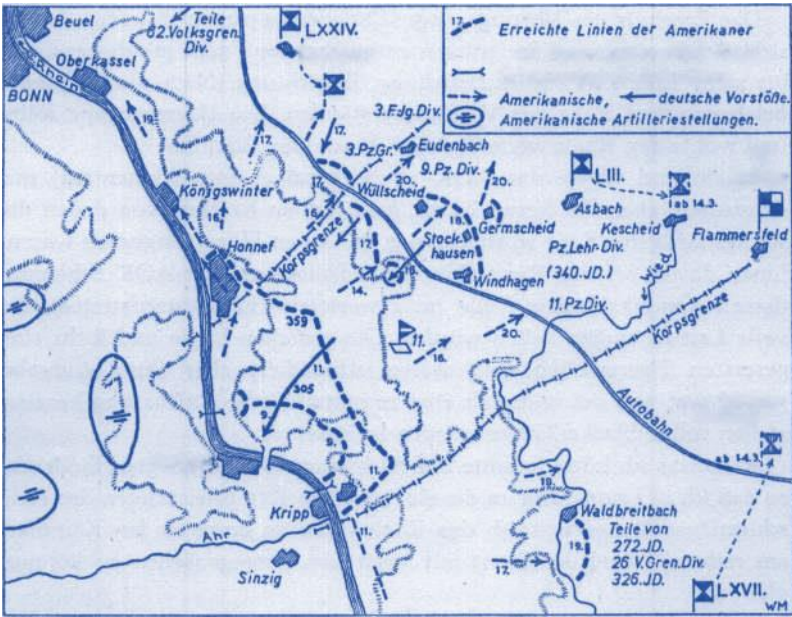
Das Luftwaffen-Kommando West ist dem Oberbefehlshaber West nicht unterstellt; Zusammenarbeit gut. Die Flieger-Divisionen und Flakkorps arbeiten mit den Heeresgruppen reibungslos zusammen. Die Heeresflakverbände und die Luftgau-Flakdivisionen sind in den Führungsrahmen der Flakkorps eingegliedert, während die Luftgawe dem Luftwaffen-Kommando West unterstehen.

Heeres- und Luftverteidigungs-Interessen der Heimat kreuzen sich zeitweilig; die «Luftflotte Reich» unter der ideenreichen Führung von Generaloberst Stumpff kann natürlich nicht immer den Heeresinteressen gerecht werden. Die Fülle der Aufgaben steht im umgekehrten Verhältnis zu den vorhandenen Kampfmitteln. Dazu kommen erschwerend die alliierte Luftherrschaft, die Mängel und Lücken in der Bodenorganisation der Flieger, die technischen und fliegerischen Schwierigkeiten der neuen Flugzeuge (Strahler), die schwer vorausbestimmbaren Schwankungen des Frühjahrswetters in der Rheinebene, der Mangel an Betriebsstoff und Ersatzteilen auf der fliegerischen Seite und auf der Flakseite die ungenügende Beweglichkeit der Batterien und die für eine bewegliche Verwendung nicht vorgeschulte und auch sonst wenig geeignete Bedienung. Obleich der Erdkampf für die Luftabwehr etwas Wesensfremdes ist, wurde sie immer mehr zu derartigen Aufgaben herangezogen. Nur den überdurchschnittlichen Kommandierenden Generalen der Flak, General Bogatsch, General Fickert, sei es zu danken, dass die Heeresforderungen erfüllt werden konnten.

Ich wies General Schmidt abschliessend auf zwei Punkte eindringlich hin: auf die konsequente Schwerpunktbildung, wie sie augenblicklich im Raum Remagen herbeigeführt werden müsse, und auf eine nunmehr nicht mehr zu umgehende Intensivierung aller Anstrengungen der Luftwaffe *und* Marine, mit ih-

ren Kleinstkampfmitteln die Remagener Brücke und etwaige Behelfsbrücken zu zerstören.

Am 11. März 1945 vormittags war ich bei der Heeresgruppe B (Feldmarschall Model), wo ich mich in Anwesenheit Models auf dem Gefechtsstand des LIII. AK vom Oberbefehlshaber der 15. Armee, General d. Inf. v. Zangen und den Kommandierenden Generalen unterrichten liess.



Kampf um den Brückenkopf Remagen im März 1945

Man nahm Teile von zwei amerikanischen Infanterie-Divisionen und einer Panzer-Division mit Artillerie auf dem rechten Rheinufer an, denen noch keine gleichstarke Abwehr entgegengesetzt werden konnte; Schwäche- und Gefahrenpunkte wären vor allem die Flügelfronten vor dem Brückenkopf. Auch der Munitionsnachschub sei ungenügend; dies sei umso schwerwiegender, als nach dem Verlust der Beobachtungsstellen das bislang mögliche beobachtete Feuer nicht durch Störungsfeuer mit Masseneinsatz gegen die Brückenstellen ausgeglichen werden könne. Die Beseitigung des feindlichen Brückenkopfes wurde

nur dann als erfolgversprechend angesehen, wenn die personellen und materiellen Zuführungen beschleunigt und verstärkt würden.

Da mir die Verhältnisse hinter der Front auch sehr wenig gefielen, musste ich die Lage im Ganzen als besorgniserregend ansehen.

Am Spätnachmittag desselben Tages war ich bei der Heeresgruppe H am Niederrhein, wo mir deren Oberbefehlshaber (Generaloberst Blaskowitz) auf dem Gefechtsstand der Fallschirmjäger-Armee (General d. Fl. Schlemm) Vortrag hielt.

Das Ergebnis des Vortrages war: Die Heeresgruppe sähe mit Zuversicht den kommenden Ereignissen entgegen, wenn noch mindestens acht bis zehn Tage Zeit für Auffrischung, Einrichtung, Nachschub, Kampfbelehrung und Ruhe zur Verfügung ständen. Die Heeresgruppe sollte und wollte den Rhein verteidigen, d.h. um ihn kämpfen.

In Holland führte das AOK 25 (General d. Inf. Blumentritt) mit schwachen, aber für diesen Zweck genügenden Kräften, von denen die schlagkräftigsten Teile richtigerweise am linken Flügel eingesetzt waren. Links davon bis zur Ruhr führte das Fallschirmjäger-AOK Schlemm, dessen kampfkraftigste Teile im erwarteten Hauptkampfstreifen die volle Last zu tragen haben würden. Die zwischen Lippe und Ruhr eingesetzten Heeres-Divisionen wären schwächer, aber ihrer Aufgabe gewachsen, was sich leider als eine zu optimistische Auffassung herausstellen sollte. Starke Kräfte ständen in Reserve.

Alles was ich hörte, machte auf mich einen wohlüberlegten Eindruck, so dass ich in Erinnerung an die einzigartigen Kampfleistungen der Fallschirmjäger-Armee westlich des Rheins den zu erwartenden Kämpfen am rechten Flügel der Front mit Vertrauen entgegensehen zu können glaubte.

Erst am 13. März konnten die örtlichen Aussprachen in der Rheinpfalz bei Heeresgruppe G mit 7. Armee rechts und 1. Armee links stattfinden. Bei der 1. Armee hörte ich auch aus der Front gerufene Divisions-Kommandeure.

Beide Armeen betrachteten die Lage als gefährlich, aber bei Zuführung beweglicher Reserven nicht als hoffnungslos. AOK 1 erwartete Angriffe am rechten Flügel. Der Ausbau rückwärtiger Widerstandslinien wäre angelaufen, brauchte aber zur Vervollkommnung mehr Personal und Material, vor allem aber noch Zeit. Die Bedenken gegen die Bunker-Verteidigung waren m.E. überspitzt, wie es auch die späteren Kämpfe erwiesen. Die Bunker hätten, wie ich seinerzeit ausführte, auch ihre unbestreitbaren Vorteile für den Kampf aus der Tiefe. Ich unterlag seinerzeit zwei Irrtümern, einmal, dass durch den Einsatz

der rückwärtigen Dienste in den rückwärts gelegenen Bunkern die Beweglichkeit der Truppe in einem unerwartet hohen Umfang beeinträchtigt wurde, und dann, dass die innere Widerstandskraft der rückwärtigen Verbände doch recht niedrig war. Aber – der Westwall war ein Faktum und musste schon kraft des Vorhandenseins eine abstossende Wirkung oder vorsichtigeren Angriffsführung bewirken.

Das AOK 7 war im Aufbau der Mosel-Verteidigung begriffen und stand mit seinem linken Flügel in heftigen, hin- und herwogenden Kämpfen. Im Schwerpunktstreifen stand die einzige vollkräftige und mit schweren Waffen und Pionieren verstärkte 159. Infanterie-Division, die aber keine Grosskampferfahrung hatte. Rückwärtige Stellungen waren im Ausbau.

Am 13. März nachts hatte ich einen oberflächlichen persönlichen Eindruck von der Lage gewonnen. Leider hatte ich bei dem herrschenden Zeitdruck, der überlangen Front und der mir durch meine Verletzung auferlegten Unbeweglichkeit keine Gelegenheit, mich an der Front bei Fronttruppenteilen selbst zu unterrichten. Bedauerlich, da ich mir sofort ein überzeugenderes Bild von der Lage und dem Truppenzustand hätte machen können und vielleicht zu einem anderen Entschluss gekommen wäre.

Die Lage stellte sich mir wie folgt dar:

Starke feindliche Kräftekonzentration im Raum Remagen und vor der 1. Armee beiderseits Saarbrücken.

Anzeichen einer stärkeren feindlichen Schwerpunktbildung durch die 3. amerikanische Armee, vor dem rechten Flügel der 7. Armee und, im Entstehen begriffen, vor der Fallschirmjägerarmee.

Laufende und sich anscheinend verstärkende Angriffe am rechten Flügel der 1. Armee südlich Trier.

Ausgesprochene Vernachlässigung der holländischen Front (25. Armee), des Rheinstreifens vorwärts des Ruhrgebietes (5. Panzerarmee) und der Oberrheinfrent (19. Armee) durch den Feind.

Die Kräftegruppierung der Alliierten liess unschwer die feindlichen Absichten erkennen:

Ausnutzen des Zufallserfolges bei Remagen, um entweder unter Abschirmen gegen die Flanken die deutsche Westfront in zwei Teile aufzureissen, auf dem kürzesten Weg mit den Russen Verbindung aufzunehmen und damit Nord- und Süddeutschland endgültig zu trennen, oder – was unwahrscheinlicher war – den Vorstoss nach Osten zu begrenzen und das Ruhrgebiet von Süden und Südosten anzugreifen.

Umfassender Angriff auf die einzige noch bestehende westrheinische Bas-

tion (Saar-Pfalz), um die Heeresgruppe G zu vernichten und sich dadurch den Rhein-Übergang als Ausgangsbasis für die Operationen gegen Süddeutschland zu sichern.

Angriff der Engländer zur Erzwingung des Rhein-Überganges bei der Fallschirmjäger-Armee und Bildung eines Brückenkopfes mit den dann in drei Richtungen gegebenen operativen Möglichkeiten.

Der Angriff zur Erweiterung des Brückenkopfes Remagen wurde laufend genährt; der Gegner hatte jedoch das entscheidende Höhengelände noch nicht *fest* in seiner Hand.

Angriffe gegen die Heeresgruppe G, vor allem gegen die 1. Armee, waren im Gange; die Verhältnisse der 7. Armee waren noch nicht vollkommen geklärt; vor beiden Armeen zeichneten sich jedoch die feindlichen Angriffsabschnitte ab.

Dagegen hing der zu erwartende Angriff gegen die Heeresgruppe H zeitlich zurück, war jedoch als ein Teil des Ganzen von den laufenden Operationen nicht zu trennen.

Die Feindkräfte waren personell und materiell überlegen. Die alliierte Luftwaffe beherrschte den Raum.

Die eigenen Kräfte waren nach härtesten, verlustreichsten Kämpfen in die Flussstellungen und in die noch intakten Teile des Westwalles zurückgedrängt und nur zum kleinsten Teil für die neue Kampfphase gruppiert und aufgefrischt. Die notwendigen Reserven der mittleren und höheren Führung waren noch nicht gebildet oder standen noch nicht an den taktisch richtigen Stellen.

Remagen verlangte immer mehr Kräfte. Als Schwerpunkt verschluckte es den dem Oberbefehlshaber West zugeführten Ersatz und Nachschub fast allein und zog alles von rechts und links magnetisch an sich. Damit wurden Umgruppierung, Ruhe und Auffrischung auch bei den anderen Heeresgruppen erschwert, wenn nicht in Frage gestellt. Das war die bereits übersehbare grösste Gefahr.

Die Gegenmassnahmen gegen die ersten über den Rhein übergegangenen Feindkräfte waren nicht mit der konzessionslosen Härte eingeleitet worden, die allein eine rasche, sichere und verhältnismässig leichte Bereinigung hätte verbürgen können.

Mit der Bereinigung oder wenigstens mit dem Halten des Brückenkopfes von Remagen ohne allzu grosse Ausweitung stand und fiel die Rheinfront.

Der Brückenkopf Rheinpfalz bot sich einem umfassenden Feindangriff an, mit dessen Antreten in kurzer Zeit gerechnet werden musste. Aber immerhin war die Mosel mit dem günstigen Hintergelände ein beachtenswertes Hinder-

nis, der Westwall mit seinem Vorfeld und seiner Tiefe im Streifen der 1. Armee nicht ohne Weiteres zu überrennen, das abschnittsreiche Gelände der Westpfalz bot dem Angreifer ausserordentliche Schwierigkeiten und der Heeresgruppe alle Möglichkeiten einer beweglichen Verteidigung, vor allem dann, wenn diese Abschnitte noch verstärkt werden konnten. Alles kam darauf an, die notwendigen Verstärkungen und Reserven rechtzeitig an Ort und Stelle zu bringen; das derzeitige Fehlen jeglicher motorisierter Grossreserven stimmte bedenklich. Ich sah keinen Weg, diesen Mangel sofort zu beheben; der Heeresgruppe G konnte allein durch die 19. Armee weitergeholfen werden. Kam der Angriff sehr rasch, waren bedenkliche Krisen nicht zu vermeiden. Die Zeit war zum bestimmenden Faktor geworden.

Die Heeresgruppe H in ihren Stellungen hinter dem Niederrhein brauchte noch Zeit zur Umgruppierung und Auffrischung. Da die britischen Truppen durch die harten Kämpfe westlich des Rheins stark angeschlagen waren, nahm ich an, dass sie noch zur Verfügung stünde.

Die Wehrkreise im Westen brachten für die Lage viel Verständnis auf, gliederten sich willig in den Gesamtplan ein und gewährten aus eigener Initiative Unterstützung, vor allem Wehrkreis V (Stuttgart), Wehrkreis XII (Wiesbaden), Wehrkreis XIII (Nürnberg).

Die Luftwaffe verfügte über erhebliche Flakkräfte. Die starken Ausfälle waren bis jetzt durch behelfsmässige Motorisierung festeingebauter Flakkräfte z.T. ausgeglichen worden. Hier konnte noch wesentlich mehr getan werden. Ja, es musste mehr getan werden, da sie fast die einzigen weittragenden Kaliber waren, die besonders hinter dem Rheinhindernis und in Flankenstellungen, z.B. an den Eckpunkten der Pfalz-Bastion und in den Flanken des Brückenkopfes Remagen, massgebliche Bedeutung gewinnen konnten. Die günstigere Munitionsausstattung gegenüber der Heeres-Artillerie verlangte dies; die Flak konnte das Rückgrat der Front werden. Der Einsatz in der Tiefe als Pak-Ersatz musste vermehrt ins Auge gefasst werden.

Die an sich schwache Luftabwehr wurde dadurch bewusst noch mehr geschwächt. Aber – zu einer wirkungsvollen Luftabwehr war sie an sich nicht mehr befähigt; die feindlichen Luftangriffe hatten sich auch schwerpunktmässig von den Städten und Industriezentren in die Kampf- und Bewegungszonen des Heeres verschoben. Bei Abwägen des Für und Wider musste man der Front und den Nachschublinien den Vorrang geben.

Die Flieger gaben sich Mühe; aber selbst bei schärfster Zusammenfassung reichte es nicht zum Achtungserfolg. Spritmangel, feindliche Angriff auf die

Flugplätze, das ungünstige Wetter schwächten sie. Vielleicht konnte hier doch noch manches verbessert werden, um wieder der Nahkampffliegerei die alte Beweglichkeit und etwas von dem sprichwörtlichen Nimbus bei Freund und Feind zu geben; oder – sollte hierfür die Zeit vorüber gewesen sein?

Die Nachschublage war schlecht, auf einzelnen Gebieten krisenhaft. Dazu kam die Unsicherheit des Eintreffens der Nachschubzüge, Fehldispositionen waren nicht zu vermeiden, Krisen an der Front waren damit zwangsläufig zu erwarten.

Das Eisenbahnnetz war stark angeschlagen und beim Ausfall weiterer Streckenteile nicht mehr als sicherer Faktor in Rechnung zu stellen. Hier war auffallend wenig getan und vorbereitet worden; ob noch eine durchgreifende Besserung eintreten konnte, war zum mindesten fraglich. An eine Verbesserung der Organisation musste jedoch herangegangen werden.

Alles in allem: Eine sehr gespannte Lage, die in den nächsten Tagen und Wochen entscheidende Wendungen erfahren konnte, was doppelt leicht möglich war, da die Rhein-Stellung nicht rechtzeitig und vorsorglich erkundet und ausgebaut worden war.

Dazu kam, dass hinter den Fronten Zerfallserscheinungen sichtbar geworden waren, die zu denken gaben. Die Zahl der «Abgekommenen» liess besorgniserregende Schlüsse auf den Kampfwillen zu.

Die derzeitige innere Haltung der Zivilbevölkerung mancher Gaue, besonders der Rheinpfalz und des Saargebietes, unterstützte diese Zerfallserscheinungen. Gegenseitige Vorwürfe erweiterten die Kluft. Selbst in hohen militärischen Stäben waren politische Gespräche zu hören, die den geschlossenen Willen zum Widerstand unterminierten; sie pflanzten sich unhörbar nach unten fort.

Die Gesamtlage zwang zu kühler Überlegung der Massnahmen für die nächste Zukunft.

War die Fortsetzung des Widerstandes am Rhein und in der Saarpfalz noch vertretbar?

Mein Auftrag lautete bündig: «Halten!»

Nach den schon fast ein Dreivierteljahr dauernden Rückzugskämpfen mit ihren unvermeidlichen Folgeerscheinungen erwartete auch Hitler die Entscheidung nicht mehr dort, er befahl die Einnahme der jetzigen Front, die ihm nach dem Gelände einen Ausgleich gegen die auch ihm bekannten Schwächen zu geben schien, um Zeit zu gewinnen bis zum Reifen der Ereignisse im Osten und dem Wirksamwerden der Neuaufstellungen und der neuen Waffen. Bei der Saarpfalz sprachen noch kriegswirtschaftliche Erwägungen mit: Die Ruhr und

das Saargebiet waren nach dem Verlust von Schlesien zu entscheidenden Faktoren der Kriegführung überhaupt geworden. Auch Teil Verluste waren schwer zu ertragen; die Kompensation musste durch Mehrleistung der noch verbliebenen Gebiete erfolgen, die dann ihrerseits aber erhöhte Sicherheit haben mussten. Zu berücksichtigen blieb auch, dass mit der feindlichen Annäherung an den Rhein ausser der Grundstoffindustrie in dem Saargebiet auch die bedeutsame rheinische Rüstungsindustrie (z.B. Ludwigshafen) zum Erliegen kommen würde.

Der «Kampf um Zeitgewinn» wäre natürlich auch im hinhaltenden Kampf in der Tiefe des deutschen Raumes denkbar gewesen, doch war er gleichbedeutend mit dem Aufgeben dieser Rüstungsgebiete. Daran war deswegen vorerst nicht zu denken. Wie lagen die Verhältnisse im Einzelnen?

Das Halten der Rheinstellung war abhängig von Remagen. Erweiterte sich der Brückenkopf in dem bisherigen Tempo und Ausmass, so war sein Aufreissen auf die Dauer nicht aufzuhalten. Wurden Breschen in den deutschen Riegel vor dem Brückenkopf geschlagen, so würde der Feind seine beweglichen Kräfte zum Durchbruch ansetzen und, gleichgültig, in welcher Richtung er vorsties, die Rheinverteidigung zum mindesten zwischen dem Ruhrgebiet und der Lahn, möglicherweise bis zum Main, aus den Angeln heben. Es musste das Menschenmögliche getan werden, um ein Aufreissen des Brückenkopfes zu verhindern. Ich hielt trotz der ungeheuren Schwierigkeiten wenigstens noch eine Verzögerung für erreichbar.

In manchen Beziehungen lagen die Verhältnisse in der Rheinpfalz ungünstiger. Vor allem: Die Heeresgruppe B war selbst von der Notwendigkeit ihrer Aufgabe überzeugt; bei der Heeresgruppe G schien mir dagegen die Auffassung über das, was getan werden musste, geteilt zu sein. Die allgemeine Tendenz spielte – offen oder heimlich – mit dem Gedanken einer Räumung der Saarpfalz. Entscheidend für den Ablauf der Operationen war der Zeitpunkt des feindlichen Angriffs, man kann ruhig sagen des «Zangenangriffs.» War noch Zeit vorhanden, so konnte man die Verschiebung der Divisionen und die Verstärkungen hinter der 7. Armee und am rechten Flügel der 1. Armee zu Ende führen. Dadurch würde eine nicht zu unterschätzende Stützung der Front eintreten, die den Gegner zu harten Kämpfen zwingen würde. Nur dadurch konnte das Tempo des Ausweichens, wenn es notwendig werden würde, von uns bestimmt werden. Nur dadurch würden die amerikanisch-französischen Truppen am Rhein in einem Zustand ankommen, der gebieterisch einen Stop ver-

langte und günstige Voraussetzungen für den Kampf um den Rhein schaffte.

Wurde unerwartet rasch angegriffen, dann war nicht mehr von planmässigen Rückzugsbewegungen zu sprechen. Ich konnte nicht, wie die Heeresgruppe G, in der Bewegung unter solchen Verhältnissen das Allheilmittel sehen. Dazu hatte die Heeresgruppe zu wenig, ja fast keine motorisierten Kräfte, die feindliche Fliegerei beherrschte den Luftraum und die noch bestehende Unordnung hinter der Front belastete in dem engen und hindernisreichen Gelände jede Bewegung. Das für mich jetzt bereits sichtbare Ergebnis würde dann sein, dass der Feind mit geringsten Verlusten an den Rhein kommen und den Übergang sofort einleiten würde, während unsere Truppen, soweit sie überhaupt zurückkämen, durch Erd- und Luftkräfte stark angeschlagen sein würden.

Ich vertrat den Standpunkt, dass dem deutschen Brückenkopf Saar-Pfalz, rein militärisch gesehen, keine feldzugentscheidende Bedeutung zukam. Die höheren Gesichtspunkte des OKW, die ihre innere Berechtigung hatten, waren von mir als Soldat zu respektieren, solange ich unter schärfster Gewissensprüfung den Kampf um die Pfalz für militärisch möglich hielt. Dies glaubte ich auf Grund meiner persönlichen Unterrichtung über die Lage bei den Armeen bejahen zu können.

Wenn schon die Pfalz nicht gehalten werden konnte, so konnte wenigstens durch geschickte militärische Operationen erreicht werden, dass in diesem für den Angreifer ausserordentlich schwierigen Gelände der Angriff *über* den Rhein hinausgezögert wurde.

Bei der Heeresgruppe H bestand kein Zweifel über die Notwendigkeit des Kampfes um den Rhein.

Deswegen:

Halten des Rheins und der Saar-Pfalz-Bastion;

Beseitigung oder Einengung des Brückenkopfes Remagen.

Erneut im Führerhauptquartier

Am 15. März 1945 besprach ich abermals mit Hitler die Lage. Unmittelbarer Anlass war die ungünstige Entwicklung in der Saar-Pfalz.

Hitler stimmte im Allgemeinen meinen Ausführungen zu.

Er genehmigte die Aufgabe des Westwalls auf dem rechten Flügel der 1. Armee und Zurücknahme dieses Flügels auf die Zwischenstellungen.

Die Schwierigkeit der Lage am Brückenkopf Remagen erkannte er an, wünschte aber weiter nachhaltige Bemühungen, den Brückenkopf einzuengen.

Die Bedeutung des Ruhrgebietes und des Saargebietes sowie der Rhein-Main-Industrie wurde dabei berührt.

Eine Division aus Dänemark in voller Stärke solle beschleunigt zugeführt werden, andere Divisionen könne er nicht in Aussicht stellen, da sonst das Aufstellungsprogramm und damit die Weiterführung des Krieges überhaupt gefährdet seien. Dagegen sollten Ersatz und Nachschub, vor allem auch an Panzern, beschleunigt in grossem Umfang zugehen, so dass die abgekämpften Divisionen wieder aufgefüllt werden und volle Kampfkraft erlangen konnten.

Eine Verstärkung der Jagdfliegerei sei in absehbarer Zeit zu erwarten; er habe besondere Massnahmen zur Intensivierung und Beschleunigung der Fertigung getroffen.

Mit der Unterstellung der Wehrkreise (ohne den Wehrkreis VII) sei er einverstanden.

Vom Führerhauptquartier in der Nacht vom 15./16. März zurückfahrend, hatte ich den Eindruck, dass Hitler felsenfest mit einem Abwehrerfolg im Osten rechnete, dass die Ereignisse im Westen ihn weder überraschten noch besonders beunruhigten, da er annahm, sie nach einer Festigung der Lage im Osten mit den dann freigewordenen Kräften und den Neuaufstellungen bereinigen zu können, und dass er an die bedingungslose Durchführung seiner Anordnungen hinsichtlich der Intensivierung des Nachschubs glaubte.

Die Wirklichkeit sah anders aus.

Die Dänemark-Division war nicht voll kampffähig und wurde so spät in Marsch gesetzt, dass sie für Remagen nicht mehr in Frage kam, sondern auf halbem Wege dem notleidenden Armee-Oberkommando 11 im Raum Kassel zugeführt werden musste. Der personelle und materielle Nachschub wurde zwar laufend angemeldet, traf aber nur tropfenweise ein.

Wo die Quellen des Versagens lagen, ob beim Generalquartiermeister, dem Befehlshaber der Ersatzeinheiten und seinen nachgeordneten Dienststellen, beim Rüstungsministerium, der Eisenbahn oder bei den Heeresgruppen, konnte ich seinerzeit nicht nachprüfen.

Der Verlust der Pfalz

Etwas Wesentliches, die Zurücknahme des rechten Flügels der 1. Armee aus dem Westwall, hatte ich von Hitler erreicht; noch vom Führerhauptquartier aus gab ich den Befehl an meinen Chef weiter. Die kritische Entwicklung der Lage

bei der 7. Armee veranlasste mich, bereits am 16./17. März zum AOK 7 zu fahren. Als einzige Aufgabe trug ich der Armee auf, die Nahe zu verteidigen, um damit die Nordflanke der 1. Armee zu decken. Mit dem Zurückklappen des rechten Flügels der 1. Armee und dem Übergang zur Nahe-Verteidigung war das Zurückgehen der Heeresgruppe G eingeleitet; es konnte zur Katastrophe führen, wenn die äusseren Flügelpositionen der beiden Armeen, vor allem der bedrängte rechte Flügel der 7. Armee, nicht hielten. Genügte doch der Rheinpfalz-Brückenkopf raummässig kaum in günstiger taktischer Lage für gleichzeitige Bewegungen aus drei Richtungen.

In dieser schwierigen Lage hatte das Heeresgruppen-Kommando G nur *eine* Aufgabe, die Bewegungen der inneren Flügel der 7. und 1. Armee mit der des rechten Flügels der 7. Armee in Übereinstimmung zu bringen. Sie verlangte energische und frontnahe taktische Führung, keine nutzlosen operativen Erwägungen, nachdem die Gesamträumung der Pfalz nicht rechtzeitig eingeleitet war. Noch schien nicht alles verloren, da mit einem Gegenangriff unter genügend starker Panzerunterstützung der Einbruch bei Kreuznach bereinigt werden konnte. Der Erfolg war aus den verschiedensten Gründen mehr als bescheiden: eine kurzfristige Verzögerung!

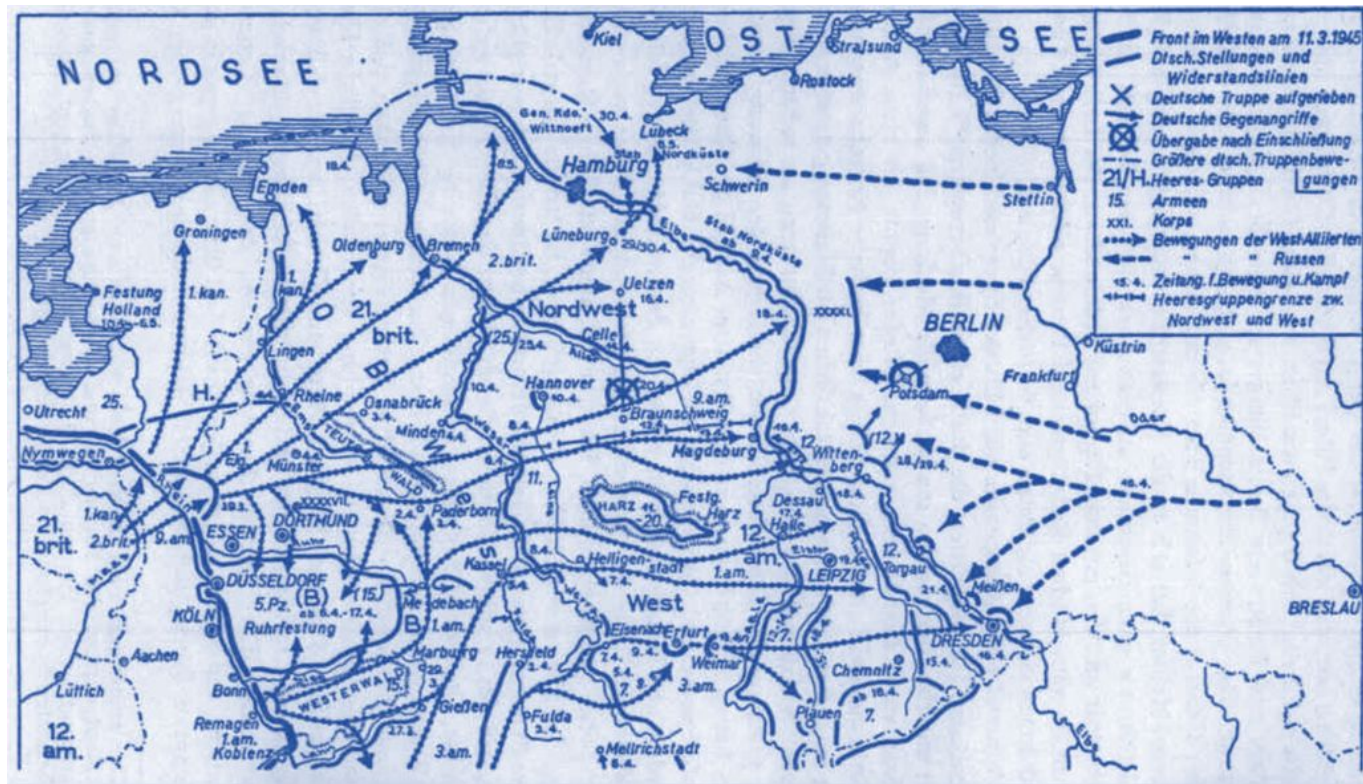
Die Entwicklung zeigte am 19. März 1945 in der Pfalz und auch bei Remagen unerträgliche Spannungen. Der rechte Flügel der 7. Armee war aus den Angeln gehoben; der Angriff in Richtung Oppenheim konnte bei etwaigem gleichzeitigem Vorgehen einer Kräftegruppe über Kreuznach in Richtung Worms-Ludwigshafen zur grössten Gefahr für die Heeresgruppe G werden. Die inneren Flügel der beiden Armeen in der Mittelpfalz waren dazu durchbrochen, überrollt und mit Teilen umfasst. Dass die Pfalz nicht mehr zu halten war, lag auf der Hand. An eine «freie Operation» war nicht mehr zu denken, da alle Voraussetzungen dafür fehlten. Jede überstürzte Massnahme musste vermieden werden, da sie psychologisch gefährliche Auswirkungen haben konnte und bei der Enge des Raumes zu Marschschwierigkeiten führen musste, die unter dem Feinddruck auf der Erde und aus der Luft unabsehbare Folgen zeitigen mussten.

Die Bedeutung, die ich der sich stürmisch entwickelnden Lage beimass, veranlasste mich zu einem viermaligen Aufenthalt in der Pfalz zwischen dem 16./17. und 21./22. März. Viel kam auf das Verhalten der 7. Armee an; sie musste wissen, dass von ihrer Kampfführung das Schicksal der 1. Armee abhing, dass aber für das Tempo ihrer Bewegungen die 1. Armee massgebend geworden war. Die Aufgabe war schwer. Rein taktisch gesehen lagen die Verhält-

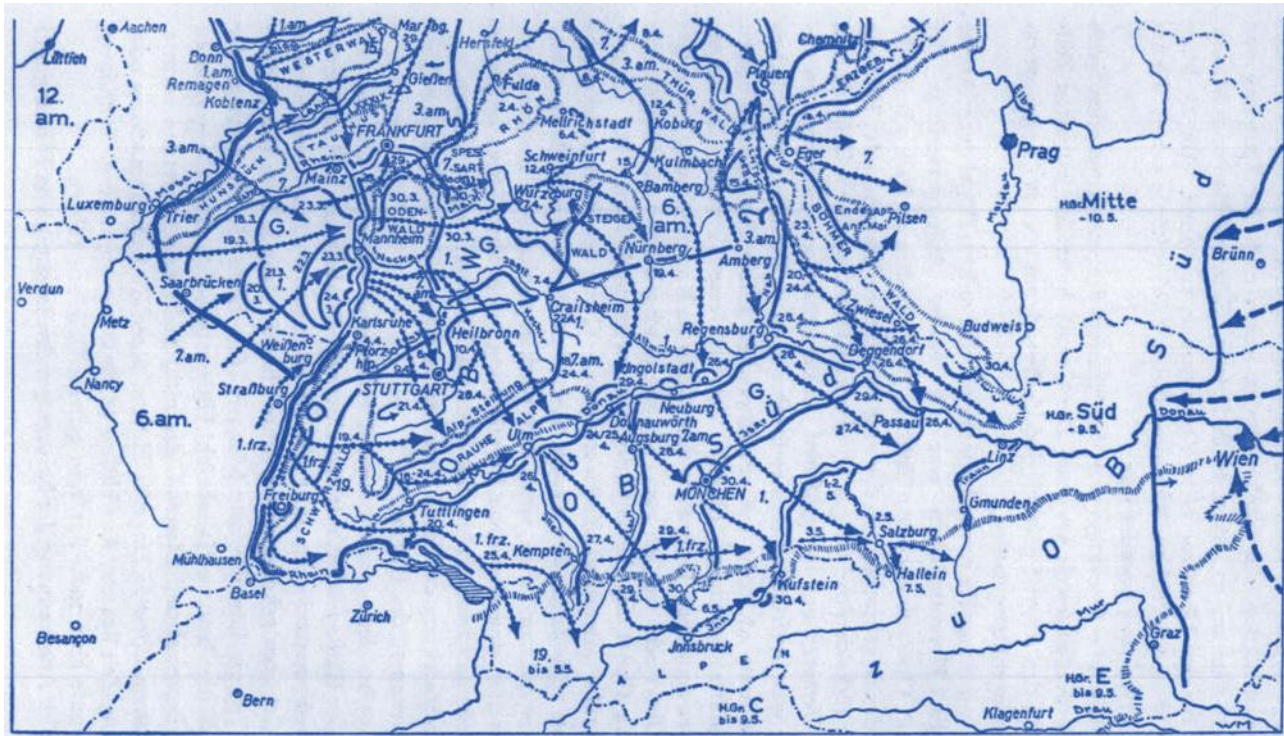
nisse bei der 1. Armee noch schwieriger. Entscheidend war, dass der linke Flügel am Rhein, der Drehflügel, hielt; er musste sich beim Zurückgehen der Mitte anpassen. Der Pfälzerwald war Massiv und Pivot, sein Besitz für die späteren Bewegungen Voraussetzung. Das Armeeoberkommando 1 unter seinem Oberbefehlshaber General der Infanterie Foertsch mit seinem tüchtigen Stabschef, General Hauser, hat sich in der Voraussicht, Entschlussfassung und Befehlsführung ganz besonders ausgezeichnet. Bei dem Mangel an Betriebsstoff und den mit dem Kampf zur Erde und aus der Luft verbundenen unvermeidlichen Reibungen und Pannen musste man mit Überraschungen rechnen; sie traten auch in reicher Fülle auf.

Während einer Aussprache mit Minister Speer und Herrn Roechling in meinem Hauptquartier, die durch einen Bombenangriff*) für kurze Zeit unterbrochen werden musste, kam die Meldung, dass amerikanische Panzer vor Kaiserslautern ständen. Wieder konnte ich beim Armee-Oberkommando 1 feststellen, dass es trotz höchster Nervenanspannung alle möglichen und notwendigen taktischen Massnahmen getroffen hatte. Erfreulich, dass auch die schwachen Gegenmassnahmen am rechten Flügel der 7. Armee der feindlichen Vorwärtsbewegung den Schwung genommen hatten. Ich überzeugte mich selbst vom Aufbau der Rheinbrückenköpfe Speyer und Germersheim, die durch starke Flakkräfte verstärkt wurden, und konnte Nacht für Nacht seit dem 16. März sehen, dass die rückwärtigen Teile der Armeen in ununterbrochener Folge nach rückwärts über den Rhein rollten. Für den Fall eines feindlichen Vorstosses längs des Rheins von Norden, Richtung Speyer, hatten die Fliegerkräfte diese Bewegung bis zur Selbstaufopferung zu bekämpfen. Ich war glücklich, dass das feindliche Vorgehen diesen Einsatz der Flieger nicht gefordert hat. Die letzten Tage bis zur endgültigen Räumung des Westufers des Rheins waren der initiativen Führung der Armeen, Generalkommandos und Divisionen überlassen. Ihrer Tatkraft ist es zu danken, dass die unendlichen Schwierigkeiten, Verstopfung der Strassen, feindliche Fliegerangriffe auf belegte Strassen, Wege und Ortschaften, Ausfall von Gespannen, Kraftfahrzeugen und Nachrichtenverbindungen, überwunden wurden. Die Hauptanerkennung verdient das AOK 1 (General Foertsch), das vom 21. März an den Oberbefehl über alle Truppen in der Rheinpfalz führte, während das Oberkommando der Heeresgruppe G und der

*) Der Feind muss, wie in drei früheren Fällen von Angriffen auf mein Hauptquartier, die Einrichtung und Gewohnheiten des Stabes genau gekannt haben. Führten doch die ersten Jabo-Angriffe gegen die vollbesetzten Speiseräume und mein Schlaf- und Arbeitszimmer.



— Front im Westen am 11.3.1945
- - - Dtsch. Stellungen und Widerstandslinien
X Deutsche Truppe aufgerieben
☒ Deutsche Gegenangriffe
☒ Übergabe nach Einschließung
⋯ Größere dtsch. Truppenbewegungen
21/H. Heeres-Gruppen
15. Armeen
xxi. Korps
⋯ Bewegungen der WestAlliierten
⋯ " " Russen
⋯ 4. Zeitung, I. Bewegung u. Kampf
⋯ Heeresgruppengrenze zw. Nordwest und West



Der Kampf um das Altreidi zwischen dem 11. März und dem 9. Mai 1945

7. Armee die Rhein-Verteidigung auf dem Ostufer des Rheines aufzubauen hatten. An Brückenköpfen waren nach der Räumung von Ludwigshafen am 21. März noch Speyer, Germersheim und Maxau, jeweils für den Übergang einer Korpsgruppe, zu halten. Am 23. März konnte ich den Befehl zur Räumung dieser Brückenköpfe geben, die am 24./25. März 1945 beendet war.

Die feindliche Operation war der Eigenart der vorspringenden Saar-Pfalz-Bastion angepasst gewesen. Der Gegner hatte den frühesten Zeitpunkt für den Angriff gewählt, jedoch die sich anbietende Zangenoperation unausgenutzt gelassen.

Die Panzerangriffe waren kühn, gegen den rechten Flügel der 7. Armee verwegen. Hervorzuheben war die rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Operationen – ein Zeichen, dass mit dem in Italien beobachteten Schema gebrochen worden war –, daneben die gewandte Führung und der rücksichtslose Einsatz von Panzerkräften in einem Gelände, das für die Verwendung von grösseren Panzerverbänden ausgesprochen ungünstig war. Auf Grund meiner Erfahrungen in ähnlichem italienischen Gelände hatte ich nicht mit einem raschen Erfolg der amerikanischen Panzerkräfte gerechnet, obwohl das teilweise Versagen der abgekämpften deutschen Truppe die amerikanische Kampfführung erleichtert hatte. Überrascht war ich aber, dass die durchgebrochenen Panzerkräfte nicht die Gunst des Augenblicks ausnutzten und, durch ihre Fliegerkampfkräfte unterstützt, die Heeresgruppe G von den Rheinbrücken abschnitten und damit den ersten Schritt zu deren Vernichtung taten. Dass diese mit namhaften, wenn auch stark zerrupften Kräften den Rhein überschreiten und eine neue Verteidigung hinter dem Strom aufbauen konnte, ist auf diesen Fehler der alliierten Führung zurückzuführen.

Der Mitwirkung der feindlichen Luftwaffe gebührt auch in der Pfalz der Löwenanteil des Ruhms.

Dass es zu dem geschilderten, überraschend schnellen, von mir auf Grund der Rücksprachen mit den Oberbefehlshabern und verschiedenen Divisionskommandeuren nicht erwarteten deutschen Zusammenbruch in diesen Gebieten gekommen ist, führe ich auf folgende Ursachen zurück:

Die Truppe kämpfte seit Monaten fast ohne Unterbrechung; der immer wieder betonte Haltebefehl Hitlers bewirkte Ausfälle gerade an bestem Personal und Material, das nicht mehr ersetzt werden konnte. Dazu kamen störende Eingriffe Hitlers, deren Rückgängigmachung oder Änderung Zeit kostete. Aus Hitlers Massnahmen sprach Frontfremdheit; man konnte eben nicht nur vom grünen Tisch aus führen.

Bei aller Anerkennung der hervorragenden Leistung von Führung und Trup-

pe hatten sich die schweren Abwehrkämpfe der vergangenen Monate physisch und psychisch mehr ausgewirkt, als ich auf Grund der ersten Überprüfungen annehmen konnte. Besuche der kämpfenden Front waren mir bei der fortgeschrittenen Lage und der Breite der Front unmöglich. Die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse am linken Flügel der 7. Armee und am rechten Flügel der 1. Armee hätte mich wahrscheinlich dazu veranlasst, bei Hitler mit stärkerem Nachdruck eine Änderung meines Auftrages herbeizuführen, ohne dass damit am Endergebnis etwas Wesentliches geändert hätte werden können.

Ich muss jedoch anführen, dass selbst bei den schwachen Resten der kämpfenden Divisionen ein prachtvoller Kampfgeist herrschte. Dass die schwächsten Sicherungen genügend, den Schwung vorgeprellter amerikanischer Panzerkeile zu mindern oder sie in eine andere Richtung abzulenken, liess den Schluss zu, dass in dem für die Verteidigung besonders günstigen Gelände der Saar-Pfalz ein taktisch richtig durchgeführter inhaltender Kampf das Ausweichmanöver über den Rhein weniger verlustreich gestaltet hätte.

Die Vorräte an Munition und Betriebsstoff waren für einen Entscheidungs- oder Bewegungskampf bedenklich gering, der Nachschub unregelmässig. Der amerikanische Angriff kam so früh, dass die Gruppierung der Reserven nicht mehr durchgeführt werden konnte. Vor allem fehlte eine Panzer- oder Panzer-Grenadier-Division als Reserve.

Die von mir im Führerhauptquartier in der Nacht vom 15./16. März erwirkte Genehmigung zur teilweisen Aufgabe des Westwalles kam zu spät. Einen Tag früher, und das «Pêle mêle» im Pfälzer Wald hätte in seiner schlimmsten Form vermieden werden können.

Die eigenen Flieger waren zu schwach; dazu kam noch das ungünstige Wetter in der Rheinebene. Dagegen war die feindliche Luftwaffe übermächtig; die an sich schwierigen Nachrichtenverbindungen im pfälzischen Raum litten durch Bombenangriffe erheblich.

Und doch, gerade wegen der verzweifelten Lage, bezeichnet der Kampf der zusammengeschmolzenen, kampfwilligen und pflichttreuen Verbände einen Höhepunkt der deutschen Kriegsleistung.

Der Übergang bei Oppenheim und seine Folgen

Ich hatte bewusst die Räumung des linken Rheinuferes einschliesslich der Brückenköpfe bis zum letzten Zeitpunkt hinausgezögert. Darauf war es zurückzuführen, dass die Masse der Heeresgruppe rechts des Rheins notdürftig aufge-

frisch werden konnte. Dort, wo hart gekämpft wurde, wie am linken Flügel der Heeresgruppe G, griff der Feind erst nach Wochen – Ende März/Mitte April – über den Rhein an. Anders am rechten Flügel, wo die Divisionen der Armee Patton den Rheinübergang fast unmittelbar nach der Überwältigung der deutschen westrheinischen Sicherungen forcierten. Ich hatte keinen Zweifel, dass auch der Oberrhein nicht über Wochen gehalten werden konnte, dazu waren unsere Kräfte zu abgekämpft und zu dünn geworden. Aber immerhin: Der Rhein war ein Hindernis, das nur rasch genommen werden konnte, wenn man sich zu sehr auf die natürliche Abwehrstärke des Hindernisses verliess. Das Armeekommando 7, das am rechten Rheinufer führte, kannte meine Ansichten und war auf einen wahrscheinlichen Übergangsversuch hingewiesen. Umso mehr überraschte mich die Meldung über den fast friedensmässig durchgeführten Übergang der Amerikaner über den Rhein bei Oppenheim in der Nacht vom 22. zum 23. März. Er gab dem Feind operativ die Möglichkeit, in den Rücken der noch mit Teilen westlich des Rheins kämpfenden 1. Armee zu stossen und sich für neue Operationen das Frankfurter Becken zu sichern. Ferner deckte er in taktischer Beziehung Mängel der deutschen Rheinverteidigung auf, die den Schwung der feindlichen Operationen vielfältigen und sich stimmungsmässig ungünstig auf die eigene Führung und Truppe auswirken mussten. Da für sofortige Gegenstösse nicht vorgesorgt war, musste versucht werden, die noch schwachen Feindkräfte im stärkere Kräfte beanspruchenden Gegenangriff über den Rhein zu werfen. Dieser misslang trotz Einsatz eines Eliteverbandes mit Sturmgeschützen und genügend Artillerie – ich glaube feststellen zu müssen, dass es nicht an dem tapferen Führer des Angriffs, Oberst Runge, lag. Er starb dabei, von mir besonders betrauert, den Soldatentod.

Nunmehr bestand keine Aussicht mehr, das Vorgehen der 3. und 45. amerikanischen Division und der rasch folgenden anderen Divisionen aufzuhalten. Dazu war das Gelände zu ungünstig und die Truppen zu verbraucht, zu schwach und nicht genügend mit schweren Waffen ausgestattet. Doch hatten inzwischen das Armeekommando 7, rühriger geworden, und das Armeekommando 1 mit besonderer Tatkraft die Verbände geordnet und eine Abwehrfront auf gebaut. Sie ermöglichte keinen entscheidenden Widerstand, sollte aber ein Zurückkämpfen auf Widerstandslinien erlauben, hinter denen, durch das Gelände unterstützt, überhaupt erst an einen gewissen Erfolg der Abwehr, d.h. an die Abnutzung der feindlichen Kräfte, gedacht werden konnte.

Wie schon erwähnt, rechnete ich mit einer Umgehung des Nordflügels der

1. Armee und einem Aufrollen der Schwarzwaldfront sowie einer verhältnismässig mühelosen Besetzung der Rhein–Main-Ebene südlich des Mains. An ein Forcieren des Mains nach Norden dachte ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Eine derartige Operation musste zu einer Zersplitterung der Feindkräfte führen, umso mehr als ich den feindlichen Angriff zwischen Frankfurt und Hanau nur mit stärkeren Kräften als durchführbar ansah. Dazu bedurfte es zahlreichen Brückengeräts, dessen Zuführung nach meiner Berechnung die Oppenheimer Brückenstelle nur leisten konnte, wenn die Interessen der übrigen fechtenden Truppe vernachlässigt werden würden. Andererseits liess die Stärke der amerikanisch-französischen Kräfte, die bisher südlich der Mosel eingesetzt waren, eine Abzweigung nach Norden möglich erscheinen, besonders, wenn man im Berliner Grossraum die Entscheidung herbeiführen wollte. Die Nordost-Stossrichtung führte über Hanau–Fulda nach Mitteldeutschland in den Raum zwischen Harz und Thüringer Wald, also mitten ins Herz Deutschlands, in die Nähe des letzten nicht besetzten deutschen Rüstungszentrums und der russischen Front.

Diese Bewegung musste jedoch ausserordentliche Geländeschwierigkeiten überwinden, darunter Engen, die mit verhältnismässig wenig Kräften auf längere Zeit gesperrt werden konnten. Auf Zeitgewinn kam es aber in allererster Linie an, um den geplanten Ablauf der Operationen im Osten zu gewährleisten.

Über die feindlichen Absichten konnte man am 24. März 1945 noch keine Klarheit haben; alle Überlegungen gipfelten in Vermutungen. Ein Vorschieben von Kräften an den Main in Richtung Frankfurt und Hanau konnte nicht als erster Schritt zu einer exzentrischen Operation über den Main angesehen werden; dies war zur Sicherung der linken Flanke aller weiter südlich laufenden Operationen notwendig. Wichtig aber war, auch ohne Rücksicht auf diese exzentrische Operation, dass die Barriere des Mains gehalten würde.

Trotz der günstigen Geländeverhältnisse stand die Heeresgruppe G vor einer ausserordentlich schweren Aufgabe. Es fehlten bewegliche Divisionen, Panzerabwehrwaffen und weitreichende Artillerie. Es fehlte Betriebsstoff und Nachschub. Die neuaufgefrischten Infanterie-Divisionen brachten ausbildungs- und waffenmässig wenig von dem mit, was für die gemässigte Form des Bewegungskrieges, für die «hinhaltende Verteidigung», unumgänglich war.

Wie Remagen das Grab für die Heeresgruppe B geworden war, so schien der Brückenkopf Oppenheim dies für die Heeresgruppe G zu werden. Auch hier frass die anfängliche Beule, die bald ein grösseres Loch entstehen liess, alle

überhaupt beweglich gemachten Kräfte aus den anderen Frontteilen und die von rückwärts herangeschafften Ersatzverbände. Dazu kam, dass der deutsche Raum zwar geographisch bekannt, aber nur zum geringsten Teil fortifikatorisch hergerichtet war. Besonders nachteilig waren natürlich auch hier der absolute Mangel an Fliegern und die nunmehr geringere Unterstützung durch Flak. Die motorisierten Flakverbände waren verbraucht, die Grenze der Überführung der ortsfesten Flak in behelfsmässig motorisierte Flak erreicht und Orte, an denen noch Flak in grösserem Umfang stand, nur noch vereinzelt vorhanden; mit der Unterstützung durch Flieger war kaum mehr zu rechnen. Mit Recht wurde die oberste Fliegerführung wegen dieses Versagens angeklagt. Als Flieger und alter Heeressoldat musste ich mich aber gegen eine Kritik wenden, die das Allheilmittel in der Unterstellung der Luftstreitkräfte unter die Heeres-Kommando stellen sah.

Wo nichts war, konnte auch die beste Führung nichts mehr leisten. Die Gründe, die zum Ausbluten und zum Zerfall der deutschen Luftwaffe führten, sind nicht allgemein bekannt, gehören aber nicht hierher*). Bomberkräfte jeder Art fehlten. Die Jagdfliegerproduktion war im Anlaufen, wurde aber in diesem Stadium durch den Einbruch in die deutschen Industriegebiete und durch die Zerschlagung des Verkehrsnetzes fast zum Erliegen gebracht. Die technische Leistung der Turbo-Jagdflugzeuge stand über der der feindlichen Jagdflugzeuge. Auch die fliegerische Ausbildung genügte. Diese hochgezüchteten Flugzeuge hatten aber auch grosse Nachteile: Abhängigkeit von überdimensionierten, vollkommen ebenen Startbahnen, ungünstige Startleistungen und schwierige Landebedingungen, kurze Flugzeiten und hohe Anfälligkeit. Im vom Feind beherrschten Luftraum bedurften Start und Landung besonderen Schutzes, der nicht immer in genügendem Umfang zur Verfügung stand. Luftbedrohung unterbrach Flugbetrieb. Ungünstige Wetterverhältnisse erschwerten das an sich risikoreiche Fliegen. Dies machte sich im März/April in der Rheinebene mit ihren Nebeln und der zonenweise verschiedenen Wetterlage besonders unangenehm bemerkbar. Ferner noch etwas ganz Allgemeines: Ich halte eine Führung, die nicht in einer Waffe lebt, für schlechter als eine schlechtere fachmännische Führung.

Oberbefehlshaber West hat in jener Zeit, Vorschlägen der Heeresgruppen folgend, überlegt, ob man nicht die ganze Rheinfront zurücknehmen sollte. Ich habe schliesslich davon abgesehen, da dies nur zu einem planlosen Zurückge-

*) Siehe den Anhang: Die deutsche Luftwaffe, ihr Aufstieg und Niedergang.

hen geführt hätte. Die eigene Truppe war schwerfällig, fast unbeweglich, mit noch nicht geordneten, rückwärtigen Verbänden belastet, zum Teil verkämpft; der Gegner war in allem überlegen, besonders an Beweglichkeit und in der Luft. Ohne Drosselung des ungehemmten feindlichen Vorwärtsgehens musste die eigene Rückwärtsbewegung überholt und überrollt werden. Diese Kampfführung wäre Selbstzweck geworden, nicht Mittel zum Zweck, dessen Ziel es war, Zeit zu gewinnen. Jeder Tag, der am Rhein gewonnen wurde, bedeutete eine Stärkung der Front, allein durch Säuberung und Sichtung der abgekommenen Soldaten im rückwärtigen Raum. Wenn ich auch das Zurücknehmen der Front nicht zuliess, so durften doch die ostwärts des Rheins stehenden Divisionskampfgruppen der 7. Armee ständig wachsendem Feinddruck nachgeben. Abgaben der 1. Armee an die 7. Armee erleichterten deren Aufgabe. Die amerikanischen Panzerdivisionen durchbrachen dennoch die dünngewordene Front zu ihren weitausholenden Bewegungen in nordost- und ostwärtiger Richtung. Die in südlicher Richtung vorgehende Feindgruppe verstärkte sich vor Beginn ihres entscheidenden Angriffs gegen die 19. Armee laufend durch Zuführung linksrheinischer französischer Kräfte.

Zwischen dem 27. und 29. März fiel die Entscheidung zwischen Idstein und Aschaffenburg. Der 7. Armee unter ihrem neuen, rührigen Oberbefehlshaber, General der Infanterie von Obstfelder, fiel nunmehr die schwere Aufgabe zu, das Vorgehen der 3. amerikanischen Armee nach Mitteldeutschland und das der 7. amerikanischen Armee nach Süddeutschland zu verzögern. Das unverständliche Verhalten einer Panzerdivision erschwerte die Aufgabe des Armeekommandos 7, die grossen Vormarschstrassen der 3. amerikanischen Armee von Westen über Giessen nach Hersfeld und über Gelnhausen nach Fulda zu sperren. Besonders nachteilig war aber, dass die rechts anschliessende Heeresgruppe B jeden Einfluss auf ihren linken Flügel verloren hatte. Oberbefehlshaber West setzte in diesem Raum das Stellvertretende Generalkommando XII. Armee-Korps unter General der Art. Osterkamp ein, das der schwierigen Lage gerecht wurde. Ende März stand die 7. Armee in loser Aufstellung vorwärts Hersfeld bis Fulda und im Spessart.

Die 1. Armee hatte sich entsprechend der Verlagerung der 7. Armee weiter nach rechts ausdehnen müssen und immer wieder versucht, mit dem linken Flügel der 7. Armee in Verbindung zu bleiben. Das gelang nicht. Die 1. Armee wurde am 30. März auf die Stellung Miltenberg–Eberbach–Heidelberg zurückgedrückt. Der Ausbau der wichtigen Tauber-Stellung wurde dadurch gefährdet.

Das fächerartige Auseinanderziehen der feindlichen Kräfte aus den Brückenköpfen Oppenheim und Mannheim von Süd über Ost nach Nordost versties gegen das operative und taktische Grundgesetz der Schwerpunktbildung; dass diese Bewegungen Erfolg haben konnten, bewies schlagend den abgesunkenen Kampfwert der deutschen Kräfte. Die Vernichtung einer gegen Hammelburg vorrollenden amerikanischen Panzergruppe bewies aber auch, dass straffe Führung auch in dieser Schlusslage des Krieges noch Erfolge bringen konnte.

Der Ausbruch der Alliierten aus dem Brückenkopf Remagen und seine Folgen

Auch bei der Heeresgruppe B hatten sich, wie befürchtet, die Verhältnisse in der Zwischenzeit ausserordentlich verschärft. Wie bei der Heeresgruppe G wurden auch hier die Tage vom 18. bis 20. März schicksalhaft. Leider haben Feldmarschall Model und ich uns in diesen Tagen nur fermündlich sprechen können. Ich kannte aber Feldmarschall Model als einen bewährten Führer mit den grössten Erfahrungen, die ein Heerführer überhaupt sammeln konnte. Er hatte nach meiner Meinung das Recht, selbständig zu handeln, und die Pflicht, nicht auf Ratschläge des Oberbefehlshabers West zu warten.

Den anfänglichen amerikanischen Schwerpunktangriffen nach Norden und Nordosten folgte nach Erreichen der beherrschenden Höhen ein Herumschwenken nach Osten, was die Durchbruchsabsicht klar erkennen liess. Diese Angriffe erweiterten sich dann in südostwärtiger Richtung und führten schliesslich unter Wiederaufnahme der Angriffe nach Norden und Nordosten zum Südangriff gegen die dort befindlichen Orte mit den anliegenden Höhen.

Es war klar, dass bei einer so schnell fortschreitenden Erweiterung des Brückenkopfes alle in langsamer Folge herangeführten deutschen Kräfte nur zum Schliessen der Einbruchslücken und zu kurzen Gegenstössen, aber nicht mehr zu einem die Lage wiederherstellenden Gegenangriff, nicht einmal mehr zum Aufbau einer widerstandsfähigen Front genügten. Grossverbände konnten vom OKW nicht mehr zur Verfügung gestellt werden, eigene, grössere, sofort greifbare Reserven waren nicht mehr vorhanden. Dazu kam, dass der Rheinübergang bei Oppenheim die deutschen Operationen auch nördlich des Mains beeinflussen musste. Immerhin hatten neu herangeführte Divisions-Kampfgruppen der 9. und 11. Panzer-Division, der Panzer-Lehr-Division, der 3. Panzer-Grenadier-

Division und der 340. Volks-Grenadier-Division in verschiedenen Gegenstossen kleinere örtliche Erfolge aufzuweisen, ohne jedoch den Angriff aufhalten zu können. Vielleicht wäre am 13. März noch die letzte Möglichkeit dazu gegeben gewesen. Bereits am 16. März erreichte der Feind die Autobahn, über die er zwei Tage später in breiter Front vorstieß und bis zum 20. März die Front aufriss. Zur selben Zeit befand er sich an der Wied.

Model's Führung stand unter der vorgefassten Auffassung, dass der feindliche Hauptangriff nach Norden geführt werden würde. Anregungen des Armeekorpskommandos 15 und wiederholte Hinweise des Oberbefehlshabers West, den sich anzeigenden Durchbruch in seiner eindeutigen Stossrichtung nach Osten aufzufangen, fanden keine sichtbare Auswirkung. Eine persönliche Rücksprache auf dem Gefechtsstand der Heeresgruppe mit Model führte zu einer Annäherung der Auffassungen, aber zu keinem entscheidenden Handeln. Viele Gründe können für Model's Operationsidee angeführt werden*); das Ergebnis aber war niederschmetternd – ein Loch, das sich allmählich von der Sieg bis zur Lahn ausdehnte, zu dessen Schliessung auch die weitestgehenden Improvisationen nicht mehr ausreichten, zumal die Verteidigung zwischen Lahn und Main in ihren Flanken bedroht war. In keiner Phase dieser Operationen hatte ich besondere Angst um die Flanken der Heeresgruppe B, da etwaige Angriffe im Norden an der Sieg und im Süden an der Lahn gestoppt oder wenigstens verlangsamt werden konnten. Mich bedrückte aber geradezu körperlich die Vernachlässigung der Front, die durch das Abdrehen der Frontkräfte nach Norden gegen die Sieg, durch das selbständige Ausschwenken und Zurückgehen der Fliegerkorps dem endgültigen Auflösungsprozess verfiel.

Die Lage bei der 5. Panzerarmee (Generaloberst Harpe) verlangte keineswegs die Bewegungen des rechten Flügels der 15. Armee. Harpe sprach freimütig über die auch dieser Armee anhaftenden Mängel bezüglich Güte, Ausbildung, Ausstattung und Beweglichkeit; er deutete die Gefahren an, die für seine Armee durch das Verhalten der beiden Nachbararmeen entstehen konnten; von der der Armee angedichteten Flankenangst habe ich nichts gemerkt. Frontalangriffe waren hier unwahrscheinlich. Ein vielleicht möglicher Fesselungsangriff

*) Die mir aus einem sogenannten «Tatsachenbericht» (Oktober 1951) bekannt gewordene Begründung, dass Model durch bewusstes Aufreissen der Lücke die alliierten Kräfte zu schnellerem Vorstoss auf Berlin veranlassen wollte, ist ungläubhaft. In den kriegsgeschichtlichen Arbeiten seines Chefs ist kein Wort davon erwähnt, eher das Gegenteil!

brauchte nicht befürchtet zu werden, da die Rheinfront in diesem Abschnitt stark ausgebaut und gut verteidigungsfähig war.

Das Ruhrgebiet selbst war für jeden Angreifer eine Sphinx, in seinem Widerstandsvermögen überhaupt nicht einzuschätzen. Die Flanken wurden im Norden durch den Dortmund-Ems-Kanal und die Ruhr, im Süden durch die Sieg geschützt, die zu überwinden auch für einen überlegenen Gegner sehr schwer war; hatte er diese glücklich überschritten, so stand er mitten im Industriegebiet mit seinen ungeheuren Überraschungsmöglichkeiten. In diesem Stadium schützte sich das Ruhrgebiet selbst. Darauf basierten meine ständigen Hinweise, mit grösster Beschleunigung der 15. Armee (Remagen-Abschnitt) Kräfte zuzuführen. Hier vermisste ich die geradezu sprichwörtliche Energie des Feldmarschalls Model. Mir sind bis heute die Operationen der Heeresgruppe B unverstänlich geblieben.

In den ersten Tagen nach dem Verlust der Remagener Brücke (bis zum 25. März), handelte es sich um eine normale Verteidigung, aus der Gegenangriffe zur Wiedergewinnung des verlorengegangenen Geländes geführt werden mussten. Vom 25./26. März an musste ein anderes Kampfverfahren Platz greifen. Von diesem Zeitpunkt ab nützten die amerikanischen Panzer-Divisionen den Durchbruch zu raschem Vorgehen aus. Die Folge war, dass die amerikanischen Infanterie-Divisionen von Tag zu Tag weiter zurückgingen und ihre unmittelbare Zusammenarbeit mit den gepanzerten Divisionen erschwert wurde. Die Abstände der amerikanischen Infanterie-Divisionen von den auch in sich nicht geschlossen marschierenden, zum Teil auf grosser Breite angesetzten gepanzerten Divisionen vergrösserten sich noch dadurch, dass die Infanterie-Divisionen zum Teil nach Norden gegen die Sieg eingedreht wurden.

Diesem Verhalten des Gegners mussten unsere Massnahmen angepasst werden.

In der ersten Periode konnte ein Erfolg nur durch Einsatz grosser, geschlossener Verbände erreicht werden: da sie nicht herangebracht werden konnten, blieb der Erfolg aus. In der zweiten Phase verlangte das amerikanische Vorgehen eine vollkommene Umstellung unserer Taktik. Man musste sich von dem Gedanken der Operation lösen und durch taktisch ausgeklügelte Massnahmen die vorgeprellten Feindkräfte in der Front aufhalten, die Strassen hinter den einzelnen Kolonnen sperren, um durch Flankenangriffe mit panzerbrechenden Waffen jeder Art die auf sich angewiesenen feindlichen Panzerkräfte anzugreifen und zu vernichten. Dazu waren keine Grossverbände notwendig; hier konnten kleinere gemischte Abteilungen etwa in Regimentsstärke, in denen neben

den Panzer-Abwehrwaffen Pioniere und Flak nicht fehlen durften, Siegeslorbeeren ernten. Eines war Voraussetzung: dass die Divisionen nicht nach Norden abdrehten oder am linken Flügel nicht den Zusammenhang mit dem Feind aufgaben, sondern dass sie in ihrer naturgegebenen Rückzugsrichtung nach Osten blieben.

In diesem Sinn habe ich wiederholt mit Feldmarschall Model gesprochen, zuletzt am 26. oder 27. März auf seinem Gefechtsstand, um endlich eine grundsätzliche Änderung in der Kampfführung herbeizuführen. Feldmarschall Model hat sich meiner Ansicht angeschlossen; an der Kampfführung hat sich jedoch nichts geändert; entweder konnte er sich nicht mehr durchsetzen oder die Truppe war nicht mehr aufnahmefähig genug; möglich, dass auch die schweren Waffen nicht rasch genug an den Gefahrenpunkten zusammengefasst werden konnten. Bei der Persönlichkeit Models möchte ich die beiden letzten Möglichkeiten annehmen. So zeigte sich Ende März das wenig erfreuliche Bild, dass nicht entscheidende Fronten, die nicht angegriffen wurden, zu stark, dafür die entscheidenden Fronten ungenügend besetzt waren und dass die notwendigen taktischen Massnahmen unverhältnismässig langsam angeordnet und durchgeführt wurden.

Um der Einschliessung im Ruhrgebiet zu entgehen, erwog die Heeresgruppe B Ende März, sich abzusetzen und nach Süden durchzustossen. Diese Idee war nicht mehr durchführbar. Die auf dem rechten Rheinufer befindlichen Feindkräfte waren bereits zu stark, um den Ausbruch nach Süden wagen und die ganze Tiefe des Raumes durchstossen zu können. Grössere Erfolgsaussichten hatte nur noch der Versuch eines Ausbruchs nach Osten. Die ersten vorbereitenden Schritte dazu waren getan.

Der vorgefassten operativen Idee folgend, hatte die Heeresgruppe B ihren Gefechtsstand ins Ruhrgebiet nach Olpe, also auf den äussersten rechten Flügel, verlegt und sich damit für die Führung der Mitte und des linken Flügels vollkommen ausgeschaltet. Die Konsequenzen waren naheliegend. Ich glaube nachträglich, dass der Verlauf des Kampfes ein anderer gewesen wäre, wenn sich Feldmarschall Model, wenn auch weit abgesetzt, hinter der Mitte seiner Heeresgruppe aufgehalten hätte. Es wäre bestimmt nicht zu der unseligen «Ruhrfestung» gekommen. Soweit ich Model kannte, hätte er die Divisionen aus dem Ruhrgebiet an sich gezogen und damit den Rahmen für eine weiter rückwärts liegende zusammenhängende Front schaffen können. Zum mindesten wären die für die Führung in der Mitte der Heeresgruppe unhaltbar gewordenen Befehls- und Verteidigungsverhältnisse nicht in so scharfer Form aufgetreten.

Auch das AOK 15 hätte wieder seinen Platz in dem ihm bestimmten Frontabschnitt gefunden. So musste der Oberbefehlshaber West selbst häufig vermittelnd und korrigierend eingreifen, bis durch die Verschiebung des AOK 7 nach Norden am 28. März und das Einschieben des AOK 11 am 2. April wieder einigermassen geordnete Führungsverhältnisse entstanden, ohne dass auch nur im Mindestumfang Truppen verfügbar waren.

Bei den ausserordentlichen Fortschritten des amerikanischen Angriffs aus dem Brückenkopf Remagen und den sich daraus ergebenden Stossrichtungen von Südost bis Nord hielt ich einen Rhein-Übergang zwischen Koblenz und Bingen für wenig wahrscheinlich, zumal die Übergangsverhältnisse geländemässig nicht günstig waren. Die dort eingesetzten Kräfte waren im Verhältnis zu denen an den Gefahrenfronten zu stark. Oberbefehlshaber West brauchte Reserven, die hochwertig und in entscheidenden Phasen erfolgreich eingesetzt werden konnten. Ich befahl deshalb am 19. März, die 6. SS-Gebirgs-Division, mit vorläufigem Versammlungsziel Wiesbaden und späterer Verwendung bei der 7. Armee, herauszuziehen. Unverhältnismässig bald danach überschritt der Feind zwischen Koblenz und St. Goarshausen den Rhein und bildete kleinere Brückenköpfe. Weiter südlich hatte die 7. Armee – ganz in meinem Sinn – die Rheinfront bis Mainz bis auf Postierungen geschwächt, um der gefährdeteren Main-Front Kräfte zuführen zu können. Einer vollkommenen Räumung versagte ich mich, da die durch die Räumung freigewordenen Kräfte keineswegs ausgereicht hätten, um an ungünstigeren, wenn auch wesentlich verkürzten Geländeabschnitten, z.B. zwischen Limburg–Idstein–Hofheim, eine verteidigungsfähige Front aufzubauen. Die nächste Folge wäre gewesen, dass der Feind bei Wiesbaden kampfflos über den Rhein gegangen wäre und damit nicht nur die Main-Übergänge zwischen Frankfurt und Hanau von rückwärts hätte aufschliessen, sondern auch mit namhaften Kräften in den fast nicht besetzten Raum nördlich des Mains und über Fulda-Hersfeld in den mitteldeutschen Raum hätte vorstossen können.

Nach krisenreichen Tagen war die Lage am 26. März 1945 im Raum beiderseits des Mains in groben Strichen, links beginnend, folgende:

Amerikanische Panzerspitzen näherten sich dem Main bei Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg.

Starke feindliche Panzerkräfte waren im Vorgehen von Norden gegen Limburg.

LXXXIX. AK hatte in einer schwachen Sicherungslinie zwischen Bergnass-

au und Nastätten einen feindlichen Durchbruch mühsam verhindert.

Die 6. SS-Gebirgs-Division war im Anmarsch auf Limburg zur Verteidigung des Lahn-Abschnittes.

Ein Offizier-Schüler-Verband aus Wetzlar befand sich im Anmarsch auf Idstein, um dort die nach Frankfurt führende Autobahn und die Strasse zu sichern.

Die 11. Panzer-Division war befehlsgemäss im Anmarsch auf Frankfurt, irgendwo im Gelände zwischen Lahn und Main.

Eine neue Sicherungslinie war zwischen Bodheim-Ziegenberg durch das Stellvertretende Generalkommando XII. AK im Aufbau.

Was mit den wenigen zur Verfügung stehenden Kräften getan werden konnte, um die Hauptgefahr im Bereich der Heeresgruppe B zu bannen, war getan. Würden sie ausreichen? Auch an diesem Tage erhob sich die quälende Frage: Stehenbleiben oder Ausweichen? Von unten kam die ständige Forderung nach «freier Operation», die ich nach pflichtgemässer Prüfung nicht für möglich hielt, von oben der ständige Hinweis, möglichst weit westlich zu halten. Dazu gesellten sich die eigenen Überlegungen: Wenn überhaupt irgendwo, dann konnte nur an den starken Flusshindernissen des Mains und der Lahn gehalten werden; nur an solchen Abschnitten liessen sich noch Abwehrerfolge erzielen. Starke Flak aller Kaliber war dort vorhanden und zum Rückgrat der Verteidigung geworden. Entschloss ich mich zur Räumung, dann fielen die eben genannten bodenständigen Kräfte aus; der Kampf war dann im offenen Gelände oder an den Gebirgsrändern, z.B. des Taunus, zu führen, was erfahrungsgemäss viel Kräfte erforderte. Die auf den Fussmarsch angewiesenen Verbände würden von den motorisierten Feindtruppen überholt, umgangen und zerschlagen werden. Deshalb mussten Main und Lahn gehalten werden; man musste dies versuchen, um durch Zeitgewinn günstigere Aussichten für den inhaltenden Kampf zu schaffen. Dabei setzte ich als selbstverständlich voraus, dass an diesen wichtigen Abschnitten Zufallserfolge für den Feind durch die Inbesitznahme nicht- oder schlechtgesprengter Brücken ausgeschlossen sein würden. Ich hatte kein Gespräch mit den mir unterstellten Befehlshabern geführt, ohne auf diesen Punkt hinzuweisen.

Die Ereignisse überstürzten sich:

Am 27. März 1945 wurde die Lahn bei Diez geöffnet, die 6. SS.-Geb.-Division in den Taunus gedrückt, das LXXXIX. AK bei Nastätten und Zorn aufgegriffen, was die Wegnahme von Katzenelnbogen und Hohenstein zur Folge hatte.

Das LXXXV. AK verlor Hanau, was auf die ungenügende Sprengung und Bewachung der Brücke zurückzuführen war, und die 413. Infanterie-Division (Ersatz-Division) konnte aus demselben Grund den Einbruch in die Main-Verteidigung südlich Aschaffenburg nicht verhindern.

Am 28. März wurden die Abwehr bei Idstein und der Widerstand der schwachen Kräfte des LXXXIX. AK zerschlagen sowie Frankfurt vom Gegner genommen. Eine amerikanische Panzergruppe unternahm einen Raid in Richtung Hammelburg.

Damit war die Verteidigung des Unterlaufs des Mains zusammengebrochen. Der Feind hatte sich, zum Teil vom Glück begünstigt, in kühnem Vorgehen gegen einen stark unterlegenen Gegner die Ausgangslage für weitreichende, entscheidende Operationen geschaffen.

Ich habe diese Kämpfe etwas eingehender geschildert, um zu zeigen, in welchem Umfang der Oberbefehlshaber West in die Kampfführung unmittelbar einzugreifen hatte. Dies war auch der Grund, weshalb ich – nebenbei auch aus moralischen Gründen – so lange (bis zum 27. März spät abends) auf meinem Gefechtsstand Ziegenberg/Adlerhorst westlich Nauheim aushielt. Am 28. März vormittags traf ich auf meinem neuen Gefechtsstand (Befehlszug im Tunnel ostwärts Fulda) ein.

Der Erfolg gegen die Heeresgruppe B baute sich auf der überraschenden Wegnahme der Brücke bei Remagen und dem ebenso raschen und energischen Ausnutzen dieses «Geschenkes» auf. Technisch und taktisch wurde nichts unterlassen, rasch einen ausreichend grossen Brückenkopf zu bilden und ihn zur Ausgangsbasis für eine Operation mit weitgestecktem Ziel zu erweitern. Das waren Tatsachen, die zu Anerkennung zwangen, selbst wenn man die gegebenen, der deutschen Führung zur Last fallenden und der Truppe anhaftenden Mängel und Fehler berücksichtigt. Diese Mängel sind einzugestehen, obwohl die laufenden Angriffe auf der ganzen Front von einem kräftemässig weit überlegenen Gegner mit stärkster Luft-Unterstützung geführt wurden.

Die folgenden Operationen liessen genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse erkennen. Ich hätte es für falsch gehalten, rechts- und linksum zu machen, um die Rhein-Fronten aufzurollen oder gar das Ruhrgebiet anzugreifen. Das Ruhrgebiet musste den Alliierten früher oder später als reife Frucht in den Schoss fallen. Die zeitweise zu beobachtende Verzettlung der amerikanischen Stossgruppen war eine Gefahr für die ganze Operation der amerikanischen Heeresgruppe, ebenso die grossen Abstände innerhalb der motorisierten Grossver-

bände. Eine schärfere Zusammenfassung nach Breite und Tiefe hätte wahrscheinlich einen noch rascheren und entscheidenderen Erfolg ergeben.

Schon nach den ersten Tagen war die deutsche Führung aus der starren Verteidigung in eine Art Bewegungskampf gedrängt. Die dabei notwendigen Improvisationen, die tatsächliche Schwäche, besonders an Kampfsmitteln, und die durch die alliierte Luftüberlegenheit bedingten Bewegungs- und Führungsschwierigkeiten auf der deutschen Seite wurden von den Alliierten nicht voll ausgenutzt; dies liess den Schluss zu, dass sich der Feind schonte. Ob das dem Grundsatz, «billig zu kämpfen», zuzuschreiben war oder der durch das nahe Kriegsende bedingten Kampfmoral, wagte ich nicht zu entscheiden. «Kräfte schonen» und «hart kämpfen» sind absolut miteinander vereinbar.

Die operative Idee des Rhein-Überganges südlich der Lahn war mir aus dem Kampfverlauf nicht ganz klargeworden, da doch das Vortreiben der Panzer über Limburg–Idstein den Rhein-Übergang unnötig machte.

Auch in diesem Abschnitt hatte die feindliche Luftwaffe entscheidenden Anteil am Erfolg.

Die «Ruhrfestung»

Ich bezeichne die Aufgabe der Heeresgruppe B, mit ihren ostwärts stehenden Teilen Verbindung zu Kräften der 11. Armee aufzunehmen, mit allem Vorbedacht als «Ausbruchsversuch». Er konnte auch nichts anderes darstellen, da der richtige Zeitpunkt bereits überschritten war, die beweglichen Kräfte inner- und ausserhalb des Kessels sehr schwach waren und die 12. Armee, im Raum von Magdeburg ostwärts der Elbe in Aufstellung begriffen, erst in drei Wochen auf dem Kampffeld auftreten konnte. Erschwerend kam noch das Zurückklappen des linken Flügels der Heeresgruppe H ins Ruhrgebiet dazu, das dem rechten Flügel der Heeresgruppe Montgomery Operationsfreiheit in die Flanke der deutschen Durchbruchkräfte gab. Aber der Versuch musste gemacht werden, da die besseren Möglichkeiten im März nicht ausgenutzt worden waren oder vielleicht auch nicht ausgenutzt werden konnten. Nun war aber höchste Eile geboten; der Vorstoss aus dem Raum Winterberg nach Osten musste dabei durch Kräfte der inzwischen improvisierten 11. Armee aus dem Raum westlich Kassel unterstützt werden. Unsere Bemühungen auf Bereitstellung der unentbehrlichsten Kräfte und meine an Ort und Stelle gegebenen Anweisungen sollten sich als nutzlos herausstellen. Am 1. April 1945 vormittags meldete mir mein Chef nach Eintreffen auf meinem Gefechtsstand Reinhardsbrunn im Thüringer Wald, dass

nach einem kurz vorher eingegangenen «Führerbefehl» die Ausbruchsversuche aus dem Ruhrkessel einzustellen seien und die Heeresgruppe B das Ruhrgebiet als «Ruhrfestung» in unmittelbarer Unterstellung unter das OKW zu verteidigen habe.

Ich war über diesen Entschluss des OKW mehr als betroffen, widersprach er doch allen Planungen. Beim OKW mochte mitgesprochen haben, dass nach dem Liegenbleiben des Angriffs des LIII. AK ostwärts Winterberg ein Durchbruch keinen Erfolg mehr haben könnte, und eine eingeschlossene Heeresgruppe so viel Feindkräfte fesseln würde, dass das weitere Vortreiben einer starken Angriffsgruppe nach Osten in den mitteldeutschen Raum in Frage gestellt wäre. Ferner glaubte das OKW vielleicht, durch Verweisung der Heeresgruppe auf die Vorräte des Ruhrgebietes diese versorgt zu sehen und damit den anderen Verbänden der Westfront mehr zuführen zu können. Man muss diese Gründe verstehen, auch wenn man sie nicht billigen kann.

Tatsächlich konnte das Ruhrgebiet mit den Truppen der Heeresgruppe und der zahlreichen Bevölkerung höchstens zwei bis drei Wochen ernährt werden. Heeresnachschatz war nur in geringem Umfang vorhanden. Operativ gesehen war das Ruhrgebiet für General Eisenhower uninteressant; sein Ziel lag weiter östlich. Die Fesselung starker alliierter Einschliessungskräfte konnte nur erwartet werden, wenn das Ruhrgebiet hartnäckig, also auch offensiv verteidigt würde. Nach meinen bisherigen Beobachtungen war damit nicht ohne Weiteres zu rechnen. Die 300'000 Mann der Heeresgruppe B konnten bei der Schliessung der Lücke zwischen Teutoburger und Thüringer Wald nicht im Entferntesten ersetzt werden.

Die Kämpfe um den Ruhrkessel wickelten sich, wie zu erwarten, ab und führten am 17. April zur Kapitulation, deren Grund vor allem darin zu suchen sein dürfte, dass Führung und Truppe nicht mehr den Sinn des Krieges verstanden. Dass auf deutscher Seite noch gekämpft werden konnte, bewiesen allein die schweren Verluste einer amerikanischen Division bei Siegburg.

Mit dem 17. April war die Tragödie der Heeresgruppe B beendet; um die Ruhr und deren Ausnutzung begann ein neuer Kampf in anderer Form!

Dem Führer der Heeresgruppe B, Generalfeldmarschall Model, gilt mein Gedanken. Ein wagemutiger, kühner Soldat schied freiwillig aus unseren Reihen. Wer kann es ihm – heute zurückblickend – verdenken? Aus meiner Erinnerung wird er nie schwinden!

Es drängt sich die Frage auf, ob diese Entwicklung hätte vermieden werden

können und welche operativ-taktische Lösung anzustreben gewesen wäre, eine interessante Studie, die aber den Rahmen dieser Zeilen sprengen würde.

Der alliierte Durchbruch am Niederrhein

Während sich bei den Heeresgruppen G und B die Ereignisse immer dramatischer gestalteten, konnte die Heeresgruppe H die Umgruppierungen und die Auffrischungs-Massnahmen bis zum 20. März ohne erhebliche Störung durchführen. Die feindlichen Luftunternehmungen in einem klar begrenzten Raum und die Bombenangriffe auf die Hauptquartiere der Heeresgruppe und Armeen, die Vernebelung und Bereitstellung; von Brückenmaterial liessen die wahrscheinlichen Angriffsziele des Gegners zwischen Emmerich und Dinslaken, mit Schwerpunkt beiderseits Rees, erkennen. Die telefonischen Gespräche, die ich mit dem Oberbefehlshaber führte, flossten Vertrauen ein. Entgangen war mir bei meinen Prüfungen, dass das Volks-Artillerie-Korps und das Volks-Werfer-Korps als Reserve zurückgehalten wurden, statt sie bei Rees einzusetzen. Diese Reservebildung widersprach meinen Ansichten. Die Bereitstellung der beiden Panzer-Divisionen hinter der Mitte hielt ich als verbesserungsbedürftig, aber nicht als einen entscheidenden Nachteil, als der er sich herausstellen sollte.

Das strahlende Frühlingswetter erlaubte Feldmarschall Montgomery eine grossangelegte Luftlandung und die volle Ausnutzung seiner Flieger für den Erdkampf, so dass die Heeresgruppe H mit allergrössten Bewegungsschwierigkeiten rechnen musste.

Der Angriff der englisch-kanadischen und amerikanischen Armeen rollte, von der Luftlandung unterstützt, wie erwartet ab. Mit Einbrüchen musste man rechnen; sie zu bereinigen, musste man in erster Linie den Divisionen, Korps und Armeen überlassen. Ich hatte an sich Verständnis für den Gedanken der Heeresgruppe, sofort mit ganzen Massnahmen die Einbrüche zu beseitigen und die Luftlandung zu zerschlagen. Das Ergebnis war aber, dass die Heeresgruppe ihre Grossreserven eingesetzt hatte, bevor die Lage an der Front auch nur annähernd geklärt war. Das war ein Fehler, der sich später rächen musste und auch gerächt hat.

Es war kläglich, dass der einzige Erfolg der Grossreserven ein verzettelter Angriff in Richtung Dinslaken war. Wäre man vom 23.724. und am 24. März zurückhaltender im Einsatz geblieben, wäre Rees entsprechend artilleristisch verstärkt und das XXXXVII. Panzer-Korps mit der 15. Panzer-Grenadier-Divi-

sion im Raum um Ysselburg und der 116. Panzerdivision im Raum Bocholt-Borken bereitgestellt worden, so wäre die Lage am 25. März abends bestimmt günstiger gewesen. Mit dem gewählten Ansatz, den zu korrigieren ich unterlassen hatte, und dem schlecht durchgeführten Einsatz war nicht nur die Schlacht um den Rhein verloren, auch die anschliessenden Operationen erhielten dadurch ihr Gepräge.

In der Folge wurden die Ereignisse von der Heeresgruppe H mit einem gewissen Fatalismus getragen, den ich bei jedem Gespräch feststellen konnte. Der Ausfall des impulsiven und taktisch hochbegabten Generals Schlemm (Fallschirmjäger AOK 1) machte sich sehr bemerkbar. Der rechte Flügel, besonders die Fallschirmjäger-Divisionen, hielten sich gut. Der Krisenpunkt lag beiderseits der Lippe. Wirksam konnte dort nur durch Einsatz einer vollwertigen Truppe geholfen werden. Dafür kam allein die 15. Panzer-Grenadier-Division in Frage, deren Heranziehen sich verzögerte. Wenn auch noch bis zum 28. März die Front gehalten werden konnte, so war sie zu schwach geworden, um auf die Dauer gehalten werden zu können. Mit der Verschiebung amerikanischer Kräfte auf den rechten englischen Flügel war der Auftakt zum Durchbruch gegeben. Ebenso wie bei der Heeresgruppe B setzte sich der Stab der Heeresgruppe H nach Norden ab, statt durch Heranschieben an den gefährdeten Flügel zum Ausdruck zu bringen, dass ihr an dem Halten der Westfront viel, sogar alles, gelegen sei.

Dafür hielt es die Heeresgruppe H am 28. März, zu einer Zeit, zu der von einer Front noch gerade am linken Flügel der Heeresgruppe gesprochen werden konnte, für richtig, eine weit über ihren Rahmen hinausgehende Lagebeurteilung an den Oberbefehlshaber West und OKW abzugeben. Diese unmittelbare Berichterstattung der Heeresgruppe hatte den grossen Nachteil, dass der Oberbefehlshaber West vor der Weitergabe an das OKW und Entschlussfassung durch das OKW keine Stellung nehmen und bei der Erbitterung Hitlers über diesen Bericht auch keinen bestimmenden Einfluss mehr gewinnen konnte. Der Lagebericht war ein Musterbeispiel dafür, wie man Adolf Hitler verärgern konnte. Von einem hohen Führer war zu verlangen, dass er den Vorgesetzten auch psychologisch richtig zu fassen verstand. Dieser Bericht sagte verhältnismässig wenig vom unglücklichen Kampf der eigenen Heeresgruppe und dessen Ursachen, sondern bewegte sich in operativen Überlegungen über Vorgänge bei der Heeresgruppe B, um daraus die Notwendigkeit der von der Heeresgruppe H gewünschten Absetzbewegungen zu begründen. Konnte man schon über die

vorgetragene operative Idee verschiedener Auffassung sein, so war es psychologisch falsch, dem Vorgesetzten zu sagen, dass er eine grosse operative Lage nicht zu übersehen vermöge. Dies fasste Hitler als das «unerträgliche Besserwissen» des Generalstabes auf. Ich fühle mich zu dieser Kritik berechtigt, weil ich der Oberbefehlshaber war, der Hitler im italienischen Feldzug die Freiheit für seine Führung abgetrotzt hat. Aber auf ganz andere Weise! Wie der Führerentscheid in diesem Fall lauten würde, war mir klar.

Über das Ausscheren des XXXXVII. Panzer-Korps aus der Front bin ich aufs Stärkste empört gewesen. Ich war nach wie vor der Ansicht, dass das Ruhrgebiet kein augenblickliches Angriffsziel für die Amerikaner war. Ich erwartete nach wie vor die Fortsetzung der Operationen der 2. britischen Armee und der 9. amerikanischen Armee in nordostwärtiger und ostwärtiger Richtung, also am Ruhrgebiet vorbei. Jede Kräftezuführung ins Ruhrgebiet war deswegen eine falsche Kapitalanlage. War damit ein Aufreissen der Front verbunden, so war dies mehr als fehlerhaft.

Die von mir angeordneten Gegenangriffe in die Südflanke der durchgebrochenen Feindkräfte kamen auch nicht zum Zuge, so dass ich zwischen dem 28. und 30. März bei einem persönlichen Besuch meine Auffassung über die Lage und über die notwendigen Folgerungen nochmals eindeutig auseinandersetzte. Ich wollte damit auch einem Führerwechsel im Bereich der Heeresgruppe H, den ich erwartete, zuvorkommen.

Der rechte Flügel und die Mitte des Fallschirmjäger-AOK kämpften im Gegensatz zum linken Flügel erbittert und konnten unter Ausweichen nach Norden eine geschlossene Front von Arnheim bis Rheine behaupten. Dort schloss sich die Division z. B. V. 471 an, die die Aufgabe der Sperrung des Teutoburger Waldes mit ihren kampfungewohnten Truppen hervorragend löste. Das war das Verdienst des Divisionskommandeurs General Heckel, ein Beweis dafür, dass dort, wo ein energischer Wille herrschte, vorgeprellte Panzergruppen des Gegners aufgehalten werden konnten. Südlich anschliessend sollte das Wehrkreis-Kommando VI sichern, mit dem aber keine Verbindung zustandekam.

Die Niederlande hatten in diesem Stadium des Krieges keine Bedeutung. Die dort eingesetzten Truppenteile waren kein Wertfaktor im militärischen Kräftespiel. Ich sah den Schutz des deutschen Raumes, das Schliessen der nun einmal vorhandenen Lücken, für viel dringlicher an.

Verstimmt durch den von der Heeresgruppe H in der Lagebeurteilung zum Ausdruck gebrachten Pessimismus, wurde Hitler erneut gegen Generaloberst

Blaskowitz durch Ablehnung eines Ende März ergangenen «Führerbefehls» eingenommen, den auch ich für undurchführbar hielt, wonach von Norden und Süden die in Richtung Münster vorgehenden Feindkräfte anzugreifen und die Lücke zu schliessen waren. Durch die Entsendung des Generalobersten Student zur Unterstützung von Blaskowitz kam dies zum Ausdruck.

Auf der Feindseite war Montgomery die schwerste Aufgabe zugefallen; er stand mit seinen Armeen, die in den vorhergegangenen Kämpfen westlich des Rheins grosse Verluste gehabt hatten, einem Hindernis gegenüber, das sehr beachtlich war und von Divisionen mit anerkannter Kampftradition verteidigt wurde. Diese Truppen hatten immerhin über zehn Tage Zeit, die vordringlichsten taktischen und technischen Massnahmen durchzuführen. Er musste auch damit rechnen, dass genügend Nachschub vorhanden war. Der Rhein musste im Kampf bezwungen werden. Die technischen Vorbereitungen für das Übersetzmanöver waren vorbildlich. Die Massierung der Kräfte entsprach der Schwierigkeit des Unternehmens und dem Reichtum der Alliierten.

Die operativen Überlegungen waren mit der Wahl des Angriffsstreifens und der Zielsetzung des Angriffs abgeschlossen; sie konnten erneut erforderlich sein, wenn der Angriff nicht planmässig verlief. Der Angriffsstreifen war operativ richtig gewählt; die anschliessenden Operationen waren politisch, wirtschaftlich und militärisch gesehen naturgegeben.

Die Luftlandung setzte genaue Kenntnis der absoluten deutschen Fliegerunterlegenheit voraus. Der Absprung eines Teiles der Landtruppen in der Artilleriezone riss die Lücke bei der 84. Division auf und leitete damit den operativen Erfolg der britischen Heeresgruppe ein. Die Teilung der Luftlandtruppen in zwei räumlich getrennte Landgruppen führte zur Zersplitterung und zu den vernichtenden Verlusten der Ost-Gruppe.

Auch hier steht fest, dass bei aller Anerkennung der Leistung der Erd-Angriffstruppe der luftbeherrschenden Fliegerei der Hauptanteil am Erfolg zugesprochen werden muss.

Die Lage am Oberrhein im März

Am Oberrhein führte das Armeeoberkommando 19, dessen Oberbefehlshaber General der Panzertruppe Brandenberger war.

Ein alliierter Stoss durch die Schweiz war nicht mehr zu befürchten. Die

feindlichen Schwerpunktangriffe gingen unverkennbar in andere Richtung. Die Anstrengungen des Armeeoberkommandos konnten sich nunmehr vermehrt auf seine Westfront verlagern. Diese Front war von Natur sehr stark. Der Rhein war mehr wegen seiner Stromgeschwindigkeit als wegen seiner Breite ein militärisches Hindernis. Die fortifikatorischen Bauten längs des Rheins waren überaltert und unsachgemäss angelegt; dies wurde von Hitler anerkannt, so dass die Verlegung der Hauptkampflinie in den Schwarzwald durchgeführt werden konnte. Das Schwarzwaldmassiv mit seiner Rand- und Höhenstellung sicherte den südlichen Teil von Württemberg gegen einen Angriff von Westen. Der Idsteiner Klotz, gegenüber der Belforter Senke, war friedensmässig ausgebaut; wenn auch veraltet und zum Teil geschleift – eine hohe abstossende Wirkung blieb ihm. Dagegen fielen die anderen Befestigungen ab. Die Gefahr drohte von Nordwesten und Norden unter Umgehung des Schwarzwaldes mit einem Stoss über Heilbronn–Pforzheim in Richtung Stuttgart oder noch weiter ostwärts. Diese Gefahr konnte akut werden, wenn die Saar-Pfalz gefallen und der Rhein bei Karlsruhe überschritten war. Dieses zu verhindern oder hinauszuzögern, lag im wohlverstandenen Interesse der Schwarzwaldfront und des AOK 19. Die grosskampffähigen Divisionen mussten und konnten deshalb im März an die Heeresgruppe G zur Verteidigung der Pfalz abgegeben werden; die langsame Durchführung der Abgaben ist der drängenden Lage nicht gerecht geworden. Die beiden abzugebenden Divisionen kamen zu spät in den Bereich der Heeresgruppe G; ihr übereilter und verzetzelter Einsatz schmälerte den Erfolg. Die Schwierigkeiten der Zuführung lagen vor allem in der Bereitstellung der Ablösungsverbände. Geschlossene Verbände fehlten; Improvisationen im grossen Stil mussten aushelfen. Die Zeit war zu kurz, um aus diesen kampfkraftige Einheiten zu bilden. Dies machte sich später bemerkbar. Doch hat z.B. der württembergische Volkssturm meine Erwartungen übertroffen. Fehlende Nachrichteneinheiten waren nur zum kleinsten Teil zu ersetzen; die Führung wurde dadurch sehr erschwert. Im Rahmen des Möglichen hat das Armeeoberkommando 19 die Abwehrvorbereitungen in richtiger Erkenntnis des Schwerpunktflügels getroffen. Dazu war bis in die ersten Apriltage Zeit.

Rückblick und Ausblick

Ich war in einer der schärfsten Krisen des Westfeldzuges zum Oberbefehlshaber West ernannt worden. Nachdefh ich Einblick in die Gesamtlage gewon-

nen hatte, kam ich mir wie ein Klavierspieler vor, der auf einem alten, verbrauchten und verstimmten Klavier eine Beethoven-Sonate vor einem grossen Publikum spielen sollte. In vielen Beziehungen fand ich Verhältnisse vor, die meinen Führungsgrundsätzen widersprachen, auf die grundlegenden Einfluss zu nehmen mir jedoch bei der in Fluss befindlichen Entwicklung nicht mehr möglich war.

Die blossе Kritisiererei an den Massnahmen des OKW und Adolf Hitlers lehnte ich ab; sie führte zu nichts. Die Dienststelle, der ich vorstand, und mein Rang waren zu hoch und zu verpflichtend, um mich der mit der Kommandostelle des Oberbefehlshabers West verbundenen Verantwortung zu entziehen. Für die unter meinem Befehl erfolgten Massnahmen und Handlungen zeichnete ich also verantwortlich. Wenn ich Gedankengänge und Befehle Hitlers nicht mit meinem Gewissen und meiner Auffassung über die Lage in Einklang bringen konnte, blieb mir als einem der höchsten militärischen Führer des Deutschen Reiches nur der Weg offen, sie selbständig auszulegen und zu mildern, was sowohl früher wie in dieser Periode des Öfteren geschehen ist, – oder aber mich in offener Aussprache mit Hitler auseinandersetzen. Falls ich nicht überzeugt werden oder nichts erreichen konnte, musste ich um Entlassung von meinem Posten bitten. Der Schwierigkeiten war ich mir bewusst. Ich stelle fest, dass ich in den ersten sechs Wochen meiner Führung im Westen viermal bei Hitler war und in freimütiger Aussprache meine Auffassung über die Lage und meine Bedenken zur Sprache gebracht und Verständnis gefunden habe. Ich war aber viel zu sehr Soldat, um nicht zu wissen, dass nicht jede mir nicht passende Ansicht oder Anordnung, deren Notwendigkeit mir begründet erklärt wurde, abgelehnt werden konnte. Ich war auch der Meinung, dass manche Streitpunkte zur Zeit der letzten und äussersten Kriegsanstrengungen zurückgestellt werden mussten. Ich hatte stets versucht, bei meinen Untergebenen Verständnis für die zu treffenden Massnahmen durch eingehende Aussprachen zu erwecken. Ich bin aufs Tiefste überzeugt davon, dass es soldatisch grundsätzlich richtiger und militärisch wichtiger ist, einen einmal gegebenen Befehl bis zur letzten Konsequenz durchzuführen, als durch Kritisieren und eine damit verbundene uneinheitliche und äusserlich erzwungene Ausführung den Erfolg in Frage zu stellen.

Ich fühlte mich unter den im Westen vorgefundenen Verhältnissen fremd. Es gab verschiedene Führungsmethoden, die sicherlich als gleichberechtigt anzusehen waren. Mein Vorgänger, Generalfeldmarschall von Rundstedt, betrachtete sich mit Recht als Nachfolger der Obersten Heeresleitung des Ersten Weltkrieges. Grössenverhältnisse des Kriegsschauplatzes, Verantwortlichkeit und

Befehlsgliederung waren dieselben. Er führte mit klarem Einfühlungsvermögen in die Lage durch Weisungen von seinem Gefechtsstand aus; er war fast nie an der Front und telefonierte selten. Der Verkehr nach oben und unten lag fast ausschliesslich in den Händen des Chefs des Generalstabes und der Generalstabsoffiziere des Stabes. Diese Methode hatte unbestreitbare Vorteile; der Oberbefehlshaber hatte Ruhe und war nicht den belastenden Fronteindrücken ausgesetzt; er war die distanzierte Führerpersönlichkeit, deren nur mit einer gewissen Ehrfurcht Erwähnung getan wurde. Wenn ich mir auch eine andere Führungsmethode angeeignet hatte, so brachte ich doch der Rundstedtschen Führung Verständnis entgegen. Ich konnte mich jedoch nicht entschliessen, die Methode Rundstedts zu übernehmen. Dazu waren die allgemeinen und die besonderen militärischen Verhältnisse im sechsten Kriegsjahr von dem «Normalzustand» der ersten Kriegsjahre zu verschieden. Die auf allen Gebieten eingetretene Labilität verlangte persönliche Verbindung mit den Führungsstellen und der Truppe; die unmittelbare Einwirkung konnte nicht mehr entbehrt werden, vor allem, wenn keine einheitliche Auffassung über fast alle den Krieg berührenden Fragen vorhanden war. Dieses System war für den Oberbefehlshaber und mitunter für die unterstellte Führung und Truppe unbequem, aber – die Vorteile überwogen. Man sah hinter die Kulissen und in die Herzen. Ich muss offen sagen, dass das, was ich auf diese Weise zu sehen bekam, nicht immer erfreulich war und dass es, was das Belastende war, nicht mehr im vollen Umfang geändert werden konnte. Mit dieser Sanierung hätte viele Monate früher begonnen werden müssen.

Überzeugt, dass der Führer persönlich dorthin gehört, wo die Truppe versagt hat und eine gefährliche Lage eingetreten ist, hatte ich meine Gefechtsstände frontnahe gewählt und bewusst manche Nachteile in Kauf genommen. Häufig hatte ich erst vom Feind gedrängt meinen Gefechtsstand gewechselt. Die dagegen laut gewordene Kritik nahm ich in Kauf, hatte aber dafür das Bewusstsein, in schwierigen Situationen mein Scherflein zur Besserung der Lage beigetragen zu haben. Dieses Verfahren war jedoch nur möglich, wenn der Stab als solcher funktionierte und meine Ansichten voll und ganz teilte. Diese Voraussetzung war erfüllt. Ich konnte mir keinen besseren Stabschef als General der Kavallerie Westphal wünschen, mit dem ich schon in Italien in harmonischer Gemeinschaft gelebt hatte. Er kannte meine Eigenheiten, ich ihn; er hatte mein volles Vertrauen, volle Freiheit in der Äusserung seiner Ansichten, hatte den Stab fest in der Hand, war organisatorisch hoch befähigt und unermüdlich in der Erfüllung seiner verantwortungsvollen Aufgabe. Ein besonders guter Vortrag, über-

durchschnittliches taktisches Können und ebensolche Befehlstechnik zeichneten ihn aus. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, mich innerhalb des Stabes von den Sachbearbeitern unmittelbar unterrichten zu lassen; diese unentbehrlichen Aussprachen mussten leider bei meiner anderweitigen Inanspruchnahme in diesen Krisenwochen auf ein Minimum beschränkt werden.

Dem Oberbefehlshaber West waren drei Heeresgruppen unterstellt. Ich habe selbst viel zu lange eine Heeresgruppe geführt, um nicht die Bedeutung einer so hohen Kommandostelle zu kennen. Die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen konnten mit Recht die Verantwortung für die selbständige Führung innerhalb ihres Gefechtsstreifens im Rahmen der gegebenen Aufträge fordern. Ich hatte auch die feste Absicht, sie zu respektieren; erst manche anormalen Ereignisse und persönlichen Beobachtungen hatten mich veranlasst, des Öfteren selbst einzugreifen. Dies tat ich ungern, da ich zwar alter Heeressoldat und Heeres-Generalstabs-Offizier war, doch aus der Luftwaffe kam und darum mit gewissen inneren Vorbehalten aufgenommen wurde.

Die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen waren Soldaten des Ersten Weltkrieges, überdurchschnittliche Generalstabsoffiziere und in Theorie und Praxis vorzüglich geschulte Führer.

Die Kommandierenden Generale und Divisionskommandeure waren unterschiedlich; an vielen waren die vergangenen Monate nicht spurlos vorübergegangen. Unter normalen Verhältnissen hätten einzelne Kommandierende Generale und Divisionskommandeure gewechselt werden müssen; sie waren einer Kampfführung unter den schweren Bedingungen, wie sie im Frühjahr 1945 vorlagen, nicht immer oder nicht mehr gewachsen. Das durch das 100'000-Mann-Heer geschaffene Führerkorps war zu klein, die Aufstellungen zu zahlreich und die Ausfälle während des fünfjährigen Krieges zu gross gewesen, als dass man diesen Mangel hätte ausmerzen können. Man musste sich damit abfinden; den übergeordneten Führern erwuchs jedoch damit die Verpflichtung, solchen Erscheinungen durch persönlichen erhöhten Einsatz entgegenzutreten.

An sich verurteilte ich die im Laufe der Jahre in der deutschen Wehrmacht zur Übung gewordene Ablösung von hohen Führern. Viele ganz hervorragende Führerpersönlichkeiten waren auf diese Weise vorzeitig kaltgestellt worden und haben in den Spätjahren des Krieges gefehlt. Wirklich notwendige Ablösungen machten dann Schwierigkeiten und mussten zum Teil unterbleiben, weil kein hochwertiger Ersatz vorhanden war. Ich habe nur dann zu diesen letzten,

stets sehr fragwürdigen Mitteln gegriffen, wenn ich eine allgemeine Müdigkeit feststellte und sah, dass der Glaube an die dem betreffenden Führer übertragene Aufgabe nicht mehr vorhanden war und sich diese destruktive Einstellung auf die Truppe auswirkte.

Erschwert war die Führung dadurch, dass die Heeresgruppen und auch andere Kommando-Behörden unmittelbare Verbindungen mit dem OKW und Hitler hatten. Das Absetzen der Gefechtsmeldungen von den Armeen unmittelbar an das OKW mag die Neugierde und Nerven -der höchsten Führung beruhigt haben, störte aber den Befehlsweg und die Befehlsgebung der örtlichen vorgeetzten Führungsstellen in hohem Masse.

Schonungslos musste ich mir Ende März 1945 sagen, dass die mir gestellte Aufgabe in ihrem Hauptteil nicht gelöst war. Die Saar-Pfalz war unter schwersten Opfern verloren, die Brückenköpfe Remagen und Oppenheim waren aufgerissen und zu Ausgangsbasen weiträumiger Operationen geworden und selbst der Niederrhein, in überraschend kurzer Zeit überwunden, war zum Ausgangspunkt von Grossbewegungen des Feindes geworden. Die alliierten Operationsziele waren in groben Rissen erkennbar; sie strebten meines Erachtens an: Mit der Masse die Trennung von Nord- und Süddeutschland und die Verbindungsaufnahme mit den Russen; mit den britischen Kräften am rechten deutschen Flügel die Inbesitznahme der Nordseehäfen; mit der amerikanisch-französischen Südgruppe die Wegnahme von Süddeutschland, um die damit in einzelne Gruppen aufgeteilte deutsche Wehrmacht zu vernichten oder gefangenzunehmen.

Wie war es zu diesen überraschenden Erfolgen gekommen? Fest stand, dass eine gute deutsche Truppe in entsprechender Stärke und mit den notwendigsten Hilfsmitteln ihre Aufgabe noch lösen konnte. Fest stand auch, dass beim Vorhandensein einiger Panzer- oder Panzer-Grenadier-Divisionen bei jeder Heeresgruppe und von annähernd gleichwertigen Luftstreitkräften auch eine «freie Operation» durchführbar gewesen wäre. Dass die Heeresgruppe H trotz Vorhandensein von Panzerdivisionen in Reserve unglücklich gekämpft hat, spricht an sich nicht dagegen, unterstreicht aber trotzdem meine Auffassung, dass in der «freien Operation» nicht die Lösung der Aufgabe liegen konnte. Ich habe mich deswegen dem ständigen Ruf nach freier Operation aus wohlüberlegten Gründen versagt; sie war eine Utopie, eine Rückerinnerung an glücklichere Zeiten, die in den Tagen des Mangels vor allem an Betriebsstoff und bei dem ungenügenden Ausbildungsstand der Truppen nicht mehr vorlagen. Ich kann nicht verschweigen, dass mich die starre Vertretung dieser nicht mehr haltbaren Idee be-

lastete und eine gewisse Vertrauenskrise zwischen mir und den unterstellten Oberbefehlshabern heraufbeschwor. Das war unerträglich. Es war andererseits verständlich, dass sich nach fünf Jahren Krieg in den Köpfen der Führer noch andere Gedanken festsetzten, dass die politische Lage, die militärischen Möglichkeiten und die wirtschaftlichen Verhältnisse erörtert wurden. Das alles durfte aber nicht die rein sachliche, taktische Aufgabe beherrschen. Höchstes Soldatentum ist es, allen Zweifeln zum Trotz die «schädliche» Kritik zum Schweigen zu bringen und den Verbänden so vorzuleben, dass die nachgeordneten Einheiten eben nicht anders können als bedingungslos zu folgen und zu kämpfen. Ich habe sehr viele Soldaten auch zu jener Zeit noch gesehen, die diese Kraft in sich trugen und ausstrahlten.

Auf Grund meiner mehrjährigen Erfahrungen als deutscher Heerführer gegenüber dem in allem überlegenen britischen und amerikanischen Gegner sah ich die bereits im Ersten Weltkrieg gewonnene Einsicht bestätigt, dass die rein örtliche Verteidigung der Hauptkampflinie, wie sie von Hitler befohlen war, sei es im Binnenland oder an der Küste, gegenüber dem kombinierten Materialeinsatz von Heer, Luftwaffe und Marine nicht den erwarteten Abwehrerfolg brachte. Bei der eigenen Schwäche auf der Erde und in der Luft genügte ein solcher Kampfraum nicht. Man musste im «beschränkten Bewegungskrieg» um das Halten eines vorher zu bestimmenden Raumes kämpfen können.

Mein schon durch die Einführungsvorträge im Hauptquartier in Berlin eingeschränkter Optimismus verlor sich nach den ersten Frontbesuchen. Ich glaubte damals allerdings nicht, dass die Saar-Pfalz und der Unterrhein so unerhört rasch verlorengehen würden. Infolge der Kämpfe und Ausweichbewegungen der Heeresgruppen erwartete ich die allmähliche Ermattung auch der angreifenden feindlichen Armeen, was etwa in der Linie Weser – Werra – Main – Altmühl – Lech zu einem kürzeren oder längeren Stillstand der feindlichen Operationen führen konnte. Diese Lage sinnvoll auszunützen, war Sache der obersten Führung. Damit hätte ich die Aufgabe des Oberbefehlshabers West nach Zeit und Raum als erfüllt angesehen.

Die jahrelangen Gegensätze zwischen dem Obersten Befehlshaber der deutschen Wehrmacht und der deutschen Heeresführung machten sich immer mehr bemerkbar. Ein unüberbrückbares Misstrauen wirkte lähmend und mancherorts zersetzend. Folge davon war, dass sich die Heeresführung geknebelt und nicht verstanden fühlte. Misserfolge wurden andererseits auf den schlechten Willen der Heeresführer zurückgeführt; die vielfachen Eingriffe Hitlers in selbst kleins-

te taktische Handlungen wurden als truppenfremd, seine operativen Anordnungen und Anschauungen als laienhaft bezeichnet. Dieser latente Kriegszustand war das Grab der Initiative, beeinträchtigte die einheitlich ausgerichtete Führung und verbrauchte Energien am falschen Platz.

Die operativen oder taktischen Anschauungen hatten auf dem Weltkriegsschauplatz einen schädlichen Wandel durchgemacht.

Die ungeheuer verlustreichen Kämpfe des letzten halben Jahres und die steten erfolglosen Rückzugskämpfe hatten bei der Führung und Truppe einen gefährlichen Ermüdungszustand hervorgerufen. Manche Führer waren nervlich verbraucht, andere gesundheitlich angeschlagen, wieder andere ihrer Stellung nicht gewachsen. Eine Einwirkung von oben war bei den anhaltenden Kampfbelastungen und den schwierigen Verbindungen nur bedingt möglich.

Die Stärken waren unbefriedigend, der Ersatz war zwar vorhanden, kam aber ungenügend ausgebildet, kampfunerfahren, zu spät und tropfenweise an die Front. Die kampftaktische Verwertung war dementsprechend. Gefahrdrohend war der Mangel an Unterführern.

Der Zusammenhalt in der Truppe war nur dort gut, wo ein verständiger Führer über genügend fronterfahrene Unteroffiziere und einen grösseren Stamm an alten Männern verfügte. Das waren die Truppenteile, auf die Verlass war und die im ganzen Kampfeschehen das Rückgrat bildeten und Bewundernswertes leisteten. In solchen Verbänden wurden auch die gesinnungsmässig hochwertigen Rekruten innerhalb kürzester Zeit alte Krieger mit all den Eigenschaften, die den deutschen Soldaten in seiner besten Zeit auszeichneten. Die Truppe war – um es kurz zu sagen – das Spiegelbild ihrer Führer.

Die übergrosse Zahl an «Versprengten» hinter der Front liess den Schluss zu, dass solche Verbände nicht mehr zahlreich waren. Die Versprengten waren eine absolute Gefahr als Infektionsherd und Verkehrshindernis; sie waren gleichzeitig Reservoir. Es hat viele «echte» Versprengte gegeben, die von der Truppe abgekommen waren oder, aus den Lazaretten und Ersatz-Bataillonen der Front zugewiesen, ihre Fronttruppenteile trotz anerkannter Bemühens nicht finden konnten. Daneben gab es Drückeberger, die weitab vom Schuss bleiben wollten; diese waren in der Mehrzahl. Unter dem ersten Eindruck der Verhältnisse hinter der Front wurde organisatorisch das Mögliche getan. Die Armeen und Heeresgruppen bauten Auffanglinien hintereinander auf. Sie konnten keine durchgreifende Besserung schaffen, da die Linien zu weitmaschig waren. Ein «Feldjäger-Kommando» machte sie dichter. Bei den Durchbrüchen Ende März waren die anfänglich weit abgesetzten Auffanglinien

zu nahe an die Front herangekommen, gefährdet und in Bewegung geraten. Die Unterrichtung über die Lage und die Einweisung; der Postierungen kosteten Zeit, umso mehr, je schlechter die Nachrichtenverbindungen wurden. Wandel konnte nur dadurch geschaffen werden, dass der Oberbefehlshaber des Feldjäger-Kommandos, General der Flieger Speidel, früherer, sehr guter Heeres-Generalstabsoffizier – mein früherer Stabschef der Luftflotten 1 und 2 – für die Gesamtbearbeitung dieses Dienstes beim Oberbefehlshaber West eingesetzt wurde; er setzte die jeweiligen Auffanglinien so weit hinter der Front ein, dass die Postierungen längere Zeit und dann mit Erfolg an einem Ort arbeiten konnten. Hinter Durchbruchslücken wurden die Posten durch Offiziersstreifen ergänzt.

Der Nachschub an Waffen und Gerät genügte nicht einmal den Mindestanforderungen. Der volle Bedarf konnte überhaupt nicht mehr gedeckt werden; die verfügbaren Bestände lagen zum Teil in den Zeugämtern der Heimat; dass sie an der Front nicht eintrafen, war ebenso auf die Verteilung als auch auf die Transportlage sowie unverständliche Eingriffe zurückzuführen.

Die organisatorischen und Nachschubmassnahmen kamen in sehr vielen Fällen zu spät.

Die Unterstellung der Wehrkreise konnte erst Mitte März 1945 erreicht werden; frühere Unterstellung hätte eine planmässige Erfassung der Ersatztruppenteile usw. und Vorräte, sowie deren Zuführung an die Gefahrenpunkte der Front ermöglicht, bevor alle Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Verwendung von Mann und Material zerschlagen gewesen wären.

Die Anträge auf Zuführung von Truppen wurden solange «bearbeitet», bis die inzwischen eingetretenen Pannen an der Front einen Sofortentschluss auslösten, der dann in grösster Eile und unter den schwierigsten Bedingungen durchgeführt werden musste. So vollzogen sich die Heranführung der Division aus Dänemark, der Division «Donau» und der Panzerverbände «Westfalen» und «Thüringen.»

Dieses «Zu Spät» wob sich wie ein roter Faden durch die Gesamtereignisse auf dem Kriegsschauplatz und war eine nicht wegzuleugnende Schuld der höchsten Führung; die Schuld wäre zu verneinen gewesen, wenn die Heimatdienststellen in des Wortes wahrster Bedeutung «ausgelaugt» gewesen wären. Dass dies nicht der Fall war, habe ich wiederholt persönlich feststellen können.

Auf dem taktischen Gebiet hatten sich folgende Mängel auf den Kampferfolg besonders nachteilig ausgewirkt: die ungenügende Ausnutzung des Geländes

für die Verteidigung, die mangelnden praktischen Kenntnisse in der Führung des hinhaltenden Kampfes, die mangelhafte Reaktion auf überraschende Lageänderungen und die selbstherrliche Einstellung zu Befehlen von oben.

Die «Operation» war zum Stichwort der deutschen Führungsstellen geworden, auch solcher, die mit Operationen im ehemals klassischen Sinn nie etwas zu tun gehabt hatten, die aber in dieses geheimnisvolle Wort all das hineindeuten zu können glaubten, was sie von ihrem kleineren oder grösseren Gesichtskreis aus für wünschenswert, richtig oder notwendig hielten.

Das seit Jahren erkennbare Absinken der Luftwaffe konnte nicht mehr die geforderten Leistungen erwarten lassen. Selbst aus der Luftwaffe stammend, bedrückten mich die leicht feststellbaren Mängel umso mehr, als auch ich sie nicht mehr abstellen konnte. Die ständige Kritik des Heeres, dass die Fliegerei versage und nichts tue, war falsch. Sicherlich – mitreissendere Persönlichkeiten an der Spitze der Fliegerverbände hätten vielleicht etwas mehr herausholen können. Die fliegerische Führungsaufgabe bestand in dem raschen Zusammenfassen aller Flieger auf das jeweilige Schwerpunktziel; dazu war die Beweglichkeit der Flieger in Führung und Einsatz nicht mehr vorhanden. Zweckmässiger wäre vielleicht auch gewesen, die Aufteilung der Fliegerstreitkräfte auf drei Flieger-Divisionen zu beseitigen, sie in einem führungsfähigen Grossverband zusammenzuschliessen und diese geballte Kraft ohne Rücksicht auf die Anträge der benachteiligten Fronten im Schwerpunkt einzusetzen. Richtig war es, die Frontflieger-Divisionen mit den Heimat-Jagddivisionen zu verschmelzen, um auf diese Weise wieder «etwas Masse» in die Hand zu bekommen. Aber – die Aufgaben, die an die Jagdflieger herantraten, waren zu vielseitig. Wenn auch die Flakkorps unter ihren Führern (Generale der Flak Bogatsch, Pickert und Schilffahrt) Unerhörtes leisteten, so mussten sie in der Luftabwehr immer mehr versagen, je mehr sie in der Erdabwehr eingesetzt wurden.

Die Partei war in den ruhigen Zeiten rührig, an vielen Stellen zu rührig gewesen; sie hatte sich aus einer politischen Organisation zu einer ausgesprochenen Überwachungsorganisation entwickelt. Bei der Grösse des Parteiapparates sind viele Hoheitsträger in Stellen aufgerückt, für die sie keine Vorschulung genossen hatten und auch charakterlich nicht die Voraussetzungen erfüllten. Der fast jedem Deutschen innewohnende Tätigkeitstrieb kam bei den Hoheitsträgern in besonderer Masse zum Ausdruck. Dafür sorgte der Chef der Parteikanzlei Bormann, dessen Bestreben es war, die Lebensberechtigung und Lebensnotwen-

digkeit dieses Überwachungsinstituts durch häufige Meldungen an Hitler zu beweisen. Es gehörten starke Persönlichkeiten dazu, diesem Druck von oben standzuhalten. Es gab solche, vor allem in der jüngeren Generation; im Ganzen gesehen, hat aber die Partei durch die Überwachung der Bevölkerung und der Wehrmacht sowie durch ihre Berichterstattung an Hitler die Bereitschaft zur Mitarbeit zerschlagen und allmählich unerträgliche Reibungen und Verstimmungen bei den Kommandostellen und der Truppe ausgelöst.

Als «Reichsverteidigungskommissare» hatten die Gauleiter auch militärische Aufgaben. In dieser Richtung arbeiteten sie mit den Wehrkreis-Kommandos zusammen; sie hatten auch das Recht, in die Verwaltung und Wirtschaft einzugreifen. Die Gegensätzlichkeiten und Reibungen überwogen das Gute.

Da Oberbefehlshaber West nur über die Parteispitze mit den zahlreichen Gauleitern die notwendige enge Verbindung halten konnte, der weite Weg über die Parteileitung aber kein rasches Handeln ermöglichte, war ein hoher Parteifunktionär mit weitgehenden Vollmachten in den Stab des Oberbefehlshabers West abgeordnet. Dies wirkte sich solange segensreich aus, bis ein «wilder» Parteimann als Stelleninhaber die Zusammenarbeit in Frage stellte. Spitzel konnte ich in meinem Stab nicht brauchen. Die notwendige Bereinigung erfolgte widerspruchslos.

Dagegen erwies sich die Zusammenarbeit mit einem Sonderbeauftragten des Propagandaministeriums als in jeder Weise befriedigend; dieser unterrichtete mich auch laufend über eingeleitete aussichtsreiche Waffenstillstandsbemühungen oder Friedensfühler.

Die schon erwähnten militärischen Aufgaben betrafen den Bau von Strassensperren, den Ausbau von rückwärtigen Stellungen durch Bereitstellung der Arbeiter, des Schanzzeuges, des Materials und die Organisation des «Volkssturms».

Zweifelloos wurde in den vorgenannten drei Richtungen von der Partei mit viel Passion, aber leider nicht immer militärisch richtig gearbeitet.

Der Stellungsausbau stand unter militärischer Leitung; die Mitarbeit der Bevölkerung war besonders anzuerkennen.

Der Volkssturm war ein totgeborenes Kind; ich hatte in ihm von Anfang an mehr einen propagandistischen Zweck gesehen. Wenn er militärischen Wert bekommen sollte, so mussten Aufstellung, Ausbildung, Ausrüstung und Einsatz in militärischen Händen, also bei den Wehrkreiskommandos, liegen. Es durfte nicht auf die Zahl der Verbände, sondern allein auf die Güte, d.h. die Einsatzfähigkeit, ankommen. Für eine bewegliche Verwendung waren sie nicht brauch-

bar. Nur wenige Bataillone waren als einsatzfähig anzusprechen. Die Aufteilung der feldverwendungsfähigen Männer auf die Heeresverbände wäre die glücklichste Lösung gewesen.

Die Bevölkerung hat unter den schwierigsten Verhältnissen Vorbildliches geleistet. Die Geschichte wird kaum ein gleichartiges Beispiel aufweisen können. Trotzdem: sie war – was kein Wunder ist – innerlich fertig. Die Partei hatte keinen Einfluss mehr, aus Gründen, die anzuführen zu weit gehen würde; die militärischen Führer konnten diese Aufgabe nicht übernehmen – das Heer war der Leidtragende. Die fehlende aktive Unterstützung bedeutete militärisch keinen Ausfall; er war zu ertragen. Die mitunter beobachtete indirekte und vereinzelt erfolgte direkte Unterstützung des Feindes kostete dagegen das Blut deutscher Soldaten.

Die Hauptanstrengung bei den Vorbereitungen für die Westverteidigung im Frieden war auf den Ausbau des Westwalls und der dahinter liegenden Luftverteidigungszone gelegt worden. Diese Stellungen hatten nicht die gehegten Erwartungen erfüllt; sie befanden sich jetzt in Feindeshand.

Auch das stärkste natürliche Hindernis dahinter, der Rhein, war teils durch Überraschung, teils durch kombinierten Erd- und Luftangriff gefallen.

Seit Monaten, verstärkt seit März 1945, wurden in der Tiefenzone der Heimat Stellungen ausgebaut, deren Abwehrfähigkeit nur dann einigermaßen für die hinhaltende Verteidigung genügte, wenn sie hinter starken natürlichen Abschnitten angelegt waren. Diese waren in reicher Zahl vorhanden. Die Zahl der Stellungen oder Abschnitte stand im umgekehrten Verhältnis zur Zahl der Verbände und deren Stärke. Darin lag eine grosse Gefahr; andererseits war gerade in der grossen Zahl der in erträglichen Entfernungen hintereinander gestaffelten Abschnitte die Voraussetzung gegeben, dass sich die Infanterie-Verbände den feindlichen motorisierten Verbänden gegenüber behaupten konnten. Der Feind hatte die Initiative; er wählte die Stossrichtung. Da eine durchlaufende deutsche Besetzung nicht mehr möglich war, war die Gefahr des Herausmanövrierens aus einzelnen Abschnitten gegeben. Für entscheidende Gegenmassnahmen fehlten die beweglichen Kräfte.

Mein Verhältnis zu Adolf Hitler und OKW

Durch meine lange Tätigkeit in Berlin und die Zugehörigkeit zum Heer und zur Luftwaffe kannte ich alle massgebenden Persönlichkeiten. Das erleichterte

die Arbeit. Durch den Reichsmarschall Hermann Göring hatten wir Luftwaffen-Feldmarschälle – ich kann das ruhig sagen – eine Sonderstellung eingeräumt bekommen.

Da der Reichsmarschall während des Aufbaus der Luftwaffe deren Belange nach aussen selbst vertrat, kamen wir wenig mit Hitler unmittelbar in Verbindung; umso mehr mit den führenden Persönlichkeiten des OKW. Dies blieb auch während der ersten Feldzüge so. Der Mittelmeer- und der westliche Kriegsschauplatz waren sogenannte «OKW-Kriegsschauplätze», die mit dem Oberkommando des Heeres nichts zu tun hatten.

Als Oberbefehlshaber im Süden und zum Schluss des Krieges im Westen hatte ich fast ausschliesslich mit Hitler und dem OKW zusammenzuarbeiten. Nach verschiedenen Schwankungen hatte ich seit Mitte 1944 volles Vertrauen gefunden, das auch sicher der Anlass zu meiner Versetzung nach dem Westen war. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz hatte ich mir die grösste Freiheit in der Führung erkämpft, im Westen wurde sie durch die Lage im Osten zwangsläufig beschnitten. Ich habe Hitler vom 10. März bis 12. April 1945 viermal aufgesucht und viel Verständnis für meine Anliegen gefunden. Ich habe trotz der grossen Rückschläge nie einen Vorwurf bekommen, sicherlich aus dem Empfinden heraus, dass die Lage im Westen für eine durchgreifende Besserung zu weit vorgeschritten war.

Hitler nahm meine Vorträge zu jeder Nachtzeit entgegen, er hörte sich das, was ich zu sagen hatte, ohne mich zu unterbrechen, an, zeigte für die von mir aufgeworfenen Fragen grösstes Verstehen und entschied fast durchweg im Sinne meines Vortrages. Seine geistige Spannkraft stand im auffallenden Gegensatz zu seinem körperlichen Befinden. In seinen Entscheidungen fasste er sich kürzer als früher und zeigte mir gegenüber eine geradezu auffallende Fürsorge und Rücksichtnahme. Zweimal stellte er mir seinen Wagen mit seinem persönlichen Fahrer zur Rückfahrt zur Verfügung, wobei er dem Kraftfahrer weitgehende Verhaltensmassregeln gab. Die Umstellung von der mir früher zuteilgewordenen achtungsvollen, höflichen Behandlung zu einer so offensichtlichen Fürsorge war für mich ein unbegreifliches Novum, da ich zu Hitler stets nur in einem rein dienstlichen Verhältnis stand und die Kluft zwischen den hohen Führern der Wehrmacht und ihm immer grösser werden sah.

Hitler hat an mich nie Forderungen gestellt, die meiner Offiziersauffassung entgegengestanden hätten, und ich habe nie eine private Bitte an ihn herangebracht. Ich kann diese auffälligen Vertrauensbeweise nur darauf zurückführen, dass Hitler von mir wusste, dass ich ohne jeden Hintergedanken mit ihm ver-

kehrte und dass ich seit Jahren mehr als meine Arbeitszeit für die mir übertragenen Aufgaben opferte.

Aus seinem krankhaften Misstrauen – zum Schluss eigentlich mehr oder weniger gegen alle – übernahm sich Hitler, indem er alle Reichsgeschäfte selbst erledigte. In der Auswahl seiner persönlichen Umgebung hatte er eine denkbar unglückliche Hand. Beides wirkte sich auch auf die Wehrmacht und Kriegführung ungünstig aus.

Noch am 12. April 1945, bei meinem letzten Vortrag bei Hitler, hatte er eine optimistische Auffassung: inwieweit er dabei schauspielerte, ist schwer zu ergründen. Rückblickend möchte ich sagen, dass er von der Idee irgendeiner Rettungsmöglichkeit geradezu besessen war, dass er sich daran klammerte wie ein Ertrinkender an einen Strohalm. Er glaubte m. E. mit Sicherheit an einen erfolgreichen Kampf im Osten, er glaubte an seine in Aufstellung begriffene 12. Armee, an verschiedene neue Waffen und vielleicht auch an das Zusammenbrechen der feindlichen Koalition.

Alle diese Annahmen trogen; vom Beginn des russischen Angriffs an lebte Hitler, immer mehr sich selbst abschliessend und vereinsamt, nur mehr in einer irrealen Welt.

Der verantwortliche Bearbeiter der OKW-Kriegsschauplätze war Generaloberst Jodl, mit dem zusammenzuarbeiten eine Freude war. Klug, operativ und taktisch überdurchschnittlich befähigt, war er der gegebene Mann für einen solchen Posten, besonders da er ein ruhiger, nüchterner und unermüdlicher Arbeiter war. Mehr Fronterfahrung wäre ihm zu wünschen gewesen. Er hatte eine sehr schwierige Stellung, da Hitler nur sehr schwer zu beeinflussen war und ein gewisser Gegensatz zwischen dem Generalstab des Oberkommandos des Heeres und dem Kommandostab des OKW die einheitliche Einwirkung auf Hitler erschwerte. Diejenigen, die über Jodl urteilen, wissen nicht, was er verhindert und eingereicht hat. Seine Kritiker müssen erst beweisen, dass sie es unter den gegebenen Verhältnissen besser gemacht hätten; ob das überhaupt möglich gewesen wäre, lasse ich dahingestellt. Als Chef des Wehrmachtführungsstabes hat er sich vor das OKW gestellt, selbst wenn er damit Anschauungen und Massnahmen decken musste, um deren Änderung oder Verbesserung er unerbittlich gekämpft hatte. Jodls Mitarbeiter, wie General v. Buttlar, waren geschulte, objektive Generalstabsoffiziere, die im Sinne Jodls eine verständnisvolle Zusammenarbeit förderten. Zwischen mir und Jodl bestanden in der Beurteilung der Lage und den daraus zu folgernden Massnahmen selten unterschiedliche Auffassungen. Er hat mich und meinen Stab stets unterstützt.

Mit Generalfeldmarschall Keitel hatte ich als Oberbefehlshaber Süd, Südwest und West weniger zu tun. Die von ihm erlassenen Weisungen über Aufstellungen oder Nachschub beruhten auf Führerbefehlen, gegen die man zwar argumentieren, die man aber nicht ändern konnte. Hitler sah z.B. in der Neuaufstellung von Divisionen die grundlegende Voraussetzung für die Fortführung des Krieges; für sie musste Personal und Material zurückgehalten werden. Ich dagegen war mit vielen anderen Generalen der Auffassung, dass Neuaufstellungen an sich unwirtschaftlich sind und dass es in der Endperiode des Krieges darauf ankam, taktische Erfolge zu haben, statt zu organisieren.

Die Kämpfe im mitteldeutschen Raum

Mit der Einschliessung der Heeresgruppe B im Ruhrkessel war das Schicksal des mitteldeutschen Raumes besiegelt.

Die operativen Ziele der Alliierten waren zu erkennen; Kräfte waren trotz der Abzweigungen für die Einschliessungsarmee der Ruhrfestung zur Genüge vorhanden, um die operativen Ziele mit Sicherheit erreichen zu können. Die Frage der feindlichen Schwerpunktbildung war zwar erkannt aber ziemlich gleichgültig geworden, da weder bewegliche Kräfte noch Fliegerstreitkräfte vorhanden waren, die sie mit Erfolg hätten angreifen können. Ich nenne diese Periode den «Feldzug der Improvisationen», bei dem der gute Wille von Führung und Truppe – also die moralischen Elemente – entscheidend waren.

Dass dieser rund 250 Kilometer breite Raum nicht von Behelfseinheiten verteidigt werden konnte, war klar. Die in diesem Raum kämpfenden, weit verteilten Kräfte hatten die Aufgabe, das Vorgehen des Feindes zu verzögern, bis eine stärkere, organisch gewachsene Kampftruppe die für eine erfolgversprechende Kampfführung unentbehrliche Hilfe bringen konnte. Dies konnte nur die 12. Armee sein, die ab Ende März aufgestellt wurde. Nur mit deren Hilfe konnte eine gewisse Sicherheit für einen vom Westen her nicht gestörten Ablauf der Ereignisse im Osten gegeben und ein Zerreißen Deutschlands in zwei Hälften vermieden werden.

Die Bedeutung der 12. Armee für den Westen und die Gesamtoperationen gab Auflagen für die Führung des Kampfes im Westen, die unabdingbar waren; gleichgültig, wie sich die Verhältnisse auch entwickeln mochten, im Harz konnte sich die 12. Armee für jede Aufgabe bereitstellen. Das bedeutete natürlich das Offenhalten des Harzes und eines gewissen Vorfeldes, um nicht mit

dem Erkämpfen des Austrittes aus dem Gebirge die auch im günstigsten Fall immer noch schwachen Kräfte vorzeitig zu verbrauchen. Auch in tarnungsmässiger Beziehung genügte der Harz den Anforderungen. Die OKW-Weisung vom Ende März, den Harz für diesen Zweck freizuhalten, entsprach auch meinen Anschauungen. Ich habe in diesem Augenblick nicht die Frage geprüft, ob der Kriegsausgang dadurch beeinflusst werden konnte. Hierüber brauchte man sich keine Gedanken mehr zu machen. Ich versuchte lediglich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, den Kampf vorwärts des Harzes solange in die Länge zu ziehen, bis die Ost-Operationen ausreifen konnten. Ich wies Anfang April auf die Notwendigkeit der Verstärkung der Harzbesetzung und der offenzuhaltenden Verbindung zwischen Harz und Elbe durch Kräfte der 12. Armee hin. Die Zuführung der Division «Potsdam» war darauf zurückzuführen. Auch der Angriff einer Kampfgruppe des XXXIX. Panzer-Korps (Decker) aus dem Raum Ülzen am 16. April verfolgte, wenn auch reichlich spät, denselben Zweck. Bei seiner Schwäche musste er im tiefen Raum vor dem Harz liegenbleiben. Der mit ihm zu koppelnde Angriff der 12. Armee kam überhaupt nicht aus dem Dessauer Brückenkopf heraus.

Klar war von vornherein, dass eine Verzögerung des feindlichen Vorgehens nur in dem abschnittsreichen Gelände zwischen Teutoburger Wald–Spessart bis in die Linie Harz–Thüringer Wald erzwungen werden konnte.

Bei Erreichen des offenen Geländes beiderseits des Harzes versprach ich mir nichts mehr. Der Aufbau einer Abwehr an der Saale und Elbe war zweifellos möglich; beide Flüsse lagen jedoch bereits in der Ausstrahlungszone des Ostens, was am besten durch die Stellungsbauten an diesen Flüssen – Front nach Osten – erkennbar war. Mein Auftrag, für den Osten den Rücken freizuhalten, eine Basis für die 12. Armee westlich der Elbe zu schaffen und der Heeresgruppe B zu helfen, war dann nicht mehr zu erfüllen.

Zwangsläufig zogen sich die schwachen deutschen Kräfte auf den Harz und Thüringer Wald zurück, da man in diesen Gebirgen auch mit schwachen Kräften Widerstand leisten zu können glaubte. Daneben waren der Harz als Basis der 12. Armee und der Thüringer Wald wegen seiner Industrie befehlsgemäss zu halten. Was ich kaum gewagt hätte anzunehmen, dass sich starke amerikanische Kräftegruppen von den schwachen Truppen in die Gebirge nachziehen lassen würden, wurde Wirklichkeit. Es ist sicherlich unter Normalverhältnissen gefährlich, zwischen zwei 80 bis 100 Kilometer auseinanderliegenden Gebirgen oder auch nur von einem Gebirgsmassiv flankiert eine entscheidende Operation

zu führen. Die Schwäche der deutschen Kräfte in der westlichen Mittelfront war aber bekannt, so dass eine solche Operation risikolos hätte durchgeführt werden können, zumal durch Bereitstellung beweglicher Beobachtungskräfte und durch die luftbeherrschenden Fliegerstreitkräfte jede Flankeneinwirkung zer schlagen werden konnte. So aber zogen AOK 7 und AOK 11 starke Kräfte auf sich und verzögerten den amerikanischen Vormarsch. Dies ergab die Möglichkeit, die 12. Armee aufzustellen. Es mögen auch andere Gründe mitgesprochen haben wie interalliierte politische Vereinbarungen, Schwierigkeiten im Nachschub, Rücksicht auf die im ganzen Raum zerstreuten deutschen Abteilungen. Fest steht aber, dass nicht alle Chancen so ausgenutzt worden sind, wie es möglich gewesen wäre, dass sich also die kriegsentscheidenden Abwehrschlachten im Osten ohne Rückengefährdung durch die Armeen der Westalliierten abwickeln konnten.

Meine Gefechtsstände lagen in den Apriltagen hinter den Schwerpunkten der Front und in Reichweite von Berlin. Trotz dieser günstigen Tage wurden die Nachrichtenverbindungen zu den Flügeln immer schwieriger und die Wege zu den Hauptquartieren der Heeresgruppen immer länger und gefährdeter. Mit dem Ausscheiden der Heeresgruppe B aus der Front und dem Aufreißen der Front im mitteleuropäischen Raum zeichneten sich zwei getrennte Kriegsschauplätze ab, die keiner einheitlichen Frontführung mehr bedurften. Gemäss Führerbefehl wurden deshalb am 6. April 1945 die Befehlsverhältnisse im Westen neu geregelt und für den deutschen Nordwestraum der «Oberbefehlshaber Nordwest» eingesetzt, dessen linke Gefechtsstreifengrenze ab 12. April in der Linie Hameln (NW) – Braunschweig (NW) Magdeburg (West) lag. Die südlich dieser Linie befindliche Front blieb mir unterstellt.

In diesen Tagen (Anfang April) wurde mir eine Befehlsregelung bekanntgegeben, die dann eintreten sollte, wenn die Kriegsschauplätze Nordwest, Süd und Ost nicht mehr zentral geführt werden konnten. Nach dieser Regelung sollte ich als «Oberbefehlshaber Süd» mit einem kleinen OKW-Stab unter Generalleutnant Winter den Oberbefehl und die vollziehende Gewalt im ganzen Südraum einschliesslich Italien, Jugoslawien und dem Südtteil der Ostfront übernehmen, während dieselbe Aufgabe im Norden dem Grossadmiral Dönitz mit dem Wehrmacht-Führungsstab zufallen sollte. Bei dieser Regelung blieb es offen, wohin sich Hitler begeben wollte. An dieser beabsichtigten Befehlsgliederung ist am interessantesten, dass zwei Soldaten die Führung übertragen erhielten, während Göring, den man als Nachfolger Hitlers angesehen hatte, und die Partei ausgeschaltet worden waren.

Am 8. April 1945 wurde der Harz vom OKW zur Festung erklärt und die 11. Armee mit der Verteidigung beauftragt. Die 7. Armee kämpfte am rechten Flügel mit improvisierten Truppen aus den Standorten Gotha, Erfurt, Weimar; ihr linkes Flügelkorps wurde vom Thüringer Wald immer mehr nach Südosten an den rechten Flügel der 1. Armee abgedrängt. Die notwendigen Gefechtsstreifen-Änderungen ergaben die für die Endphase gültige Ausrichtung der Armeen: 7. Armee in Mitteldeutschland mit Front nach Westen, 1. und 19. Armee in Süddeutschland mit Front nach Nordwesten und Westen.

Während schon am 12. April alliierte Panzer vor Magdeburg auftraten und der Kampf um den Thüringer Wald seinem Ende entgegenging, wurde noch um den Harz gekämpft; dieser Kampf endete am 20. April mit der Gefangennahme des AOK 11. In der Mitte dieses Frontteils von Magdeburg bis Riesa hatte sich inzwischen die 12. Armee an der Elbe festgesetzt, auch um den Besitz dieses Flussabschnittes gekämpft. Am Abschluss dieser Periode war eine neue Front an der Elbe-Mulde aufgebaut und damit die Mitte März am Rhein aufgerissene Lücke an der Elbe zum Schliessen gekommen. Im Zusammenwirken der feindlichen Angriffe auf die deutsche Ost- und Westfront sollte sich auch das Schicksal dieser Front erfüllen.

DAS ENDE DES KRIEGES

Zeittafel: 21.4.1945 Zusammenbruch der deutschen Front in Italien –
 25.4.1945 Vereinigung amerikanischer und sowjetrussischer Truppen bei Torgau an
 der Elbe – 28.4.1945 Bevollmächtigte der Heeresgruppe C unterzeichnen in Caserta
 zunächst nicht verkündeten Waffenstillstand –
 28.4.1945 Erschiessung Mussolinis – 30.4.1945 Fall von München –
 30.4.1945 Selbstmord Hitlers in Berlin – Reichspräsident: Grossadmiral Dönitz –
 2.5.1945 Kapitulation der Heeresgruppe C tritt in Kraft –
 4.5.1945 Kapitulation der Heeresgruppe G bei München – 5.5.1945 Kapitulation
 des Ob Nordwest – 7.5.1945 Kapitulation des Ob Süd (Kesselring) – 7.5.1945 2.41
 Uhr Unterzeichnung der Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht in Reims –
 9.5.1945 00.01 Uhr Inkrafttreten der Gesamtkapitulation.

Süddeutschland

Meiner Auffassung entsprechend, dass das Schicksal der letzten Phase des Krieges und damit des Krieges überhaupt in der Mittelzone des Deutschen Reiches sich entscheiden würde, habe ich unter bewusster Vernachlässigung der Flügel-Heeresgruppen den Ereignissen in der Mitte meine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn sich die Russen und die Westalliierten an der Elbe oder bei Berlin die Hand reichten, war die Lage an den Flügeln, so günstig sie vielleicht auch sein mochte, bedeutungslos geworden. Die Weiterführung des Krieges konnte von diesem Augenblick an nur darin ihre innere Rechtfertigung, aber auch ihre zwingende Notwendigkeit haben, durch Zeitgewinn das Zurückkämpfen der im Osten eingesetzten deutschen Divisionen in die britisch-amerikanische Zone zu ermöglichen. Die Mittel dazu konnten verschieden sein.

Wie schon ausgeführt, konnte die Lage im mitteldeutschen Raum nur durch das Eingreifen der neu aufgestellten 12. Armee beeinflusst werden. Lange war der Oberbefehlshaber West über die wirklichen Verhältnisse der etwas geisterhaften, in den hellsten Farben geschilderten 12. Armee nicht unterrichtet. In mündlichen und fernmündlichen Gesprächen wurde von Hitler, etwas gemäßigter von den Generalstabs-Offizieren des OKW-Führungsstabes, bei der immer sorgenvolleren Lage auf diese Armee als «*deus ex machina*» hingewiesen. Sobald ich erkannte, dass diese Wunderarmee, allein nach ihrem ganzen Aufstellungsstand, für eine, wenn auch nur lokale Bereinigung der Lage in Mitteldeutschland nicht rechtzeitig eingesetzt werden konnte, glaubte ich der sich in Süddeutschland zuspitzenden Lage mein vermehrtes Augenmerk zuwenden zu müssen und verlegte am 10. April mein Hauptquartier in die Oberpfalz.

Wie stand es im Süden Deutschlands Ende März? Der Rhein-Übergang der Amerikaner bei Oppenheim und die Folgeoperationen gegen den rechten Flügel der Heeresgruppe G hatten dem Feind den Weg nach NO, Richtung Giessen, Hersfeld, nach Osten über Aschaffenburg und Miltenberg Richtung Würzburg und nach Südosten unter Aufreißen der Sehnenstellung Miltenberg–Eberbach in den offenen und wenig geschützten Raum ostwärts des Odenwaldes gegen Crailsheim–Nürnberg freigegeben.

Südlich und südwestwärts davon hatten amerikanische Kräfte mit Hauptstossrichtung Heidelberg die Rheinebene südlich und südostwärts Mannheim und Heidelberg erreicht. Der Verschiebung der französischen Kräfte aus ihrem südpfälzischen Angriffstreifen nach Norden schloss sich der Rhein-Übergang der 3. algerischen Division und der 2. marokkanischen Division zwischen Speyer und Germersheim Ende März an. Diese Divisionen gingen in enger Anlehnung an die amerikanischen Kräfte in südostwärtiger Richtung vor, säuberten das Rheintal, um der 9. Kolonial-Division und der 5. französischen Panzer-Division den Rhein-Übergang zu erleichtern.

Das operative Bild beim Gegner bestätigte immer mehr die schon am 25. März sich andeutende Grundidee der Kampfführung im deutschen Südraum: öffnen dieses Raumes von Norden her. Damit waren für den Feind folgende Vorteile verbunden:

Der Rhein-Übergang konnte sich im Grossen in einem von den alliierten Kräften bereits gesicherten Gelände vollziehen.

Der schwierige Frontalangriff gegen die Gebirgsfronten und Flussbarrieren mit seinen notwendigen hohen Opfern wurde vermieden.

Der linke Flügel der in Süddeutschland operierenden amerikanischen 7. Ar-

mee blieb in – wenn auch loser – Verbindung mit der links davon vorgehenden amerikanischen 3. Armee.

Der einmal gewählte Schwerpunkt konnte ohne Schädigung der taktischen Kampfführung beibehalten werden; er lag auch operativ richtig.

Diese operative Einsicht konnte aber nicht den Mangel an jeder operativen Möglichkeit auf deutscher Seite ausgleichen. Im süddeutschen Raum befand sich zu jener Zeit eine Panzer-Grenadier-Division (17. SS), die sich, da neu aufgefrischt, auch erst bewähren musste. Mit einer solchen «Eingreif»-Division konnte man einen Raum von rund 300 Kilometer Breite nicht überbrücken; dies umso weniger, als auch die Infanterie-Divisionen bei Weitem nicht mehr auf der Höhe waren und die anderen zahlreichen Kräfte, wie Ersatzbataillone, Volkssturm, Schulen, als Füllsel für eine operative Verwendung vollkommen ausfielen. Das einzige, was in diesem Kampfraum der deutschen Führung zugute kam, war das Gelände mit seinen zahlreichen Abschnitten. Aber auch hier hatte die Verteidigung hinter Flussabschnitten (Main) und Gebirgen (Odenwald) nicht das gehalten, was man erwartete. Zum Teil waren die Kräfte in der Bewegung gefasst worden, was sie vollkommen ausschaltete. Anzustreben war deswegen, dass man eine Stellung rechtzeitig besetzte und sie dann zu verteidigen suchte, um aus einer längeren Kampfperiode den günstigsten Augenblick zum Stellungswechsel auswählen zu können. Das bedeutete den Kampf hinter den bevorzugten Geländeabschnitten, nicht nur Bewegung. Aber immerhin: Wenigstens der linke Flügel der 1. Armee und die 19. Armee standen in abwehrfähigen Stellungen, die 19. Armee schwerpunktmässig am richtigen Platz, am Nordrand des Schwarzwaldes; dorthin mussten – selbst unter bewusster Schwächung der Schwarzwald-Westfront – auch weiterhin alle irgendwie verfügbaren Kräfte zugeführt werden. Dass bei diesen Verschiebungen auf der Grundlinie weniger gefährdet erscheinende Frontstellen überdehnt wurden, zum feindlichen Angriff reizten und durchbrochen werden konnten, war nicht als fehlerhaft zu bezeichnen; die Schwerpunkttaktik rechtfertigte dies; ausserdem hatten die meisten geschwächten Frontstellen eine hohe natürliche Stärke, sodass sie auch mit schwächeren Kräften verteidigt werden konnten. Man musste aber wissen, dass man auf die Dauer mit zahlen-, ausbildungs- und ausrüstungsmässig unterlegenen Kräften einem siegesbewussten Feind nicht standhalten konnte.

Um dieser abschnittswisen Kampfführung eine bescheidene Erfolgsaussicht zu geben, waren auf dem fortifikatorischen und organisatorischen Gebiet viele Einzelanordnungen und Einzelmassnahmen getroffen worden. Verteidi-

gungsstellungen werden durch die Artillerie und die sonstigen schweren Waffen getragen. Aber gerade hieran herrschte Mangel.

Ohne auf die einzelnen Tagesereignisse einzugehen, will ich die mir wichtigsten erscheinenden taktischen Perioden mit ihren Krisenpunkten herausarbeiten.

Das Durchbrechen der Sehenstellung zwischen Mainknie bei Miltenberg und Eberbach war im Verein mit der Forcierung des Mains bei Aschaffenburg der Auftakt zu zwei bedeutenden feindlichen Operationen. Es öffnete den Weg auf Würzburg (1. bis 7. April 1945) und von da auf Bamberg (15. April) – Nürnberg und unmittelbar an Mergentheim vorbei auf Nürnberg (16. bis 20. April).

Das taktische Verhalten des Feindes zeigte gegenüber früher keine Änderung; die Panzer-Divisionen tasteten auf breitem und tiefem Raum ab und öffneten unter teilweise beachtlich rascher Zusammenfassung der Hauptkräfte den Weg für die nachfolgenden Infanteriedivisionen. Das allzuweite Vorprellen der Panzerkräfte war in diesem Zeitabschnitt und in diesem Raum Ausnahme geworden. Trotzdem war der durchbrochene oder umgangene deutsche Abschnitt, wenn die vereinzelt kämpfenden feindlichen Panzer Teile nicht aufgehalten oder zum Abdrehen gezwungen werden konnten, im Ganzen nicht mehr zu halten, da die deutsche Verteidigung bei der mangelnden Tiefe nicht gleichzeitig Frontalangriffen einer zweiten Feindwelle und Panzer-Angriffen der ersten Welle aus der Flanke oder gar vom Rücken her gewachsen war.

In der raschen Verschiebung der Divisionen vom linken Flügel der 1. Armee an den Durchbruchflügel zeigte sich eine bemerkenswerte Beweglichkeit der Führung der Heeresgruppe G und 1. Armee. Von rückwärts kamen die Kräfte – selbst für die Tauber-Jagst-Stellung – zu spät. Mit den verfügbaren Truppen konnten auch feindliche Vorhüten nicht aufgehalten werden.

Mit dem Öffnen der Tauberfront war endgültig der Weg nach Osten und Nordosten in Richtung Würzburg und Schweinfurt frei. Die verschiedenen Versuche des Wehrkreises XIII, offensiv gegen die bei Ochsenfurt über den Main gehende 12. amerikanische Panzer-Division vorzugehen, blieben solche. Die am 28. März vom Nordflügel eingenommene Abwehrflanke in Linie Unterwittighausen – Grünsfeld – Lauda – Mergentheim mit Front nach Norden war ein bedenkliches taktisches Manöver oder eine schlechte Aushilfe. Das Zurückklappen in die neue West-Ost-Front verbreiterte die schon durch die Kampfführung des LXXXII. AK entstandene Lücke, bereitete die endgültige Trennung der 1. Armee von der 7. Armee vor und gab der 7. Amerikanischen Armee den

Weg zur umfassenden Bewegung auf Bamberg–Nürnberg frei.

Dieser Druck lastete auch auf dem OKW, das am 3. April dem neuen Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G, General d. Inf. Schulz, befahl, hinter dem rechten Flügel der 1. Armee eine starke Angriffsgruppe unter dem ebenfalls neu zugewiesenen, hervorragend bewährten General Tolsdorff bereitzustellen, um im Vorstoss nach Norden die auf Würzburg vorgehende Feindgruppe abzuschneiden und mit dem LXXXII. AK Verbindung herzustellen. Dieser Befehl war nicht durchführbar und wurde von mir mit nachträglichem Einverständnis des OKW aufgehoben. Das Beispiel beweist wie der ähnlich gelagerte Fall bei der Heeresgruppe H (Offensiv-Auftrag an Generaloberst Student), dass Karte und Meldungen niemals die persönliche Einsicht ersetzen und Wunschgedanken die wirklichen Verhältnisse überwuchern können.

Das rasche Vorwärtstommen am Main hatte nach unserer Auffassung der 12. amerikanischen Heeresgruppe den Anstoss gegeben, die westlich und südlich des Thüringer Waldes kämpfenden Divisionen, vor allem die 11. und 14. Panzer-Division, nach Südosten einzudrehen, um den in der Luft hängenden linken amerikanischen Flügel abzudecken und zu verstärken. Die 3. amerikanische Armee konnte geschwächt werden, ohne das alliierte Operationsziel in Mitteldeutschland zu gefährden.

Auf dem linken Flügel der 1. Armee mussten die Divisionen des XIII. und LXXX. AK, feindlichem Druck nachgebend, auf die Jagst- und Neckar–Enz-Stellung, dann auf die Kocher (10. April) zurückgehen; der Zusammenhang wurde jedoch gewahrt; nach Erreichen dieser Abschnitte trat sogar eine – wenn auch nur kurzfristige – Beruhigung der Lage ein. Am 10. April stand die 1. Armee in ihrer Neugliederung nach verschiedenen Abgaben an die 7. und 19. Armee in der Linie Pricksenstadt – Uffenheim – Niederstetten – Ingelfingen – Kocher, mit dem rechten Flügel im Allgemeinen am Westrand des Steigerwaldes. Verschiebungen von drei Divisionen vom linken Flügel der 1. Armee und rechten Flügel der 19. Armee in den gefährdeten Nürnberger Raum schwächten die an sich operativ wichtige Neckar–Enz- und die im Zusammenhang mit der Neckar-Stellung gleichrangig gewordene Kocher-Stellung; diese waren aber von Natur wie fortifikatorisch so stark, dass dadurch keine unmittelbare Gefahr zu entstehen brauchte. Bedauerlich blieb nur, dass auch die herausgezogenen drei Divisionen sehr spät ihren neuen Kampfraum erreichten und sich nicht mehr so auswirken konnten, wie es bei der Güte dieser Divisionen zu erwarten war.

Die Notwendigkeit dieser Verschiebungen sollte durch die unmittelbar fol-

genden, am rechten Armeeflügel sich abspielenden Vorgänge unterstrichen werden. Dem scharfen Nachdrängen der Flügel-Divisionen der 7. und 3. amerikanischen Armee hielten die abgekämpften Divisionen des LXXXII. AK nicht stand; die 36. Volksgrenadier-Division und 416. Infanterie-Division wurden im Raum Bamberg zersprengt. Bamberg und Bayreuth wurden am 15. April überrollt. Das Gelände südlich davon lag dem gegnerischen Zugriff offen.

Westlich vollzogen sich die Bewegungen geordneter; der Zusammenhalt wurde gewahrt. Um den 14./15. April wurde um den Aischgrund gekämpft. Magnetisch zog Nürnberg die Kräfte der 7. US-Armee an.

Diese Entwicklung hätte zur Katastrophe führen müssen, wenn nicht gerade noch in der allerletzten Minute die 2. Gebirgs-Division dem XIII. SS-AK und die 17. SS-Panzer-Grenadier-Division dem LXXXII. AK zur Verfügung gestanden hätten. Zur gleichen Zeit konnten auch den über Bamberg zurückgegangenen, fast zerschlagenen Divisionen (36. Volks-Grenadier-Division und 416. Inf.-Division) Ersatz-Verbände und Alarmeinheiten zugeführt werden, so dass auch diese Divisionen wieder notdürftig aufgefrischt am 16./17. April südlich der Reichsautobahn eine Sicherung, besser gesagt einen Sicherungsschleier, aufbauen konnten. Bedauerlich, dass ein Regiment der 17. SS-Division für die Verteidigung Nürnbergs abgegeben werden musste, dessen Abgabe vorübergehend eine Lücke zwischen dem LXXXII. und XIII. SS-Korps entstehen liess, durch die, wie es der Zufall wollte, eine amerikanische Division durchsickerte. Zum Schliessen der offenen Flanke – Fränkische Schweiz und nördliche Oberpfalz bis zur Naab – standen mit Ausnahme einer Kampfgruppe auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr keine Kräfte zur Verfügung. Die Grafenwöhr-Kräfte (Panzer und verlastete Infanterie) wurden zu einem Stoss in die Flanke der aus Richtung Bayreuth gegen Nürnberg rollenden 14. amerikanischen Panzer-Division angesetzt. Ich war an Ort und Stelle und habe mir den Ansatz der Kräfte angesehen. Der geringe Erfolg dieses Flankenstosses war nicht auf die absolute Schwäche der Truppe zurückzuführen. Mangelnde Fronterfahrung, ungenügende Gefechtsausbildung und Einsatzfreudigkeit waren die Hauptursachen. Von der Lücke in der Oberpfalz bis zur Naab abgesehen, bestand am 18. und 19. April eine leidliche Front vom Raum nördlich Amberg über Schwabach, Ansbach, Hall in Richtung Lauffen.

Mit dieser Leistung hatte die 1. Armee erneut ihren Befähigungsnachweis erbracht. Weder Führung noch Truppe konnte ein Vorwurf gemacht werden, dass es dem Feind am 14. und 15. April gelang, über den Neckar beiderseits Heilbronn einen Brückenkopf vorzuschieben. Dass bei der Einengung des Brü-

ckenkopfes Panzer und E-Bataillone des Wehrkreises V – Württemberg-Schwaben – mitgeholfen haben, verdiente Anerkennung. Doch war mit dem Übergang über den Neckar die Ausgangsbasis zu einem neuen und grösseren allgemeinen Unternehmen geschaffen, dessen Stoss sich wahrscheinlich unter Ausnutzung der auf die Donau zulaufenden Strassen gegen den Donauabschnitt Dillingen – Ulm richten würde. Massnahmen dagegen waren im Anlaufen.

Die Neckar-Enz-Stellung und deren vorgeschobener Riegel von Heilbronn nach Pforzheim schloss die Einfalls-Pforte zwischen Odenwald und Schwarzwald. Ein Durchbruch durch die Neckarfront bedeutete freie Bewegung in dem günstigen Panzergelände nördlich der Schwäbischen Alb, und ein Vorgehen über die Enz bedrohte Stuttgart mit der nach Süden anschliessenden Senke zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb sowie die Alb selbst.

Schon Ende März 1945 hatte sich gezeigt, dass die südliche Grenze der amerikanischen Heeresgruppe nicht wesentlich über die Linie Ludwigshafen-Heilbronn hinausgriff. Demnach fielen Baden und Württemberg der französischen Armee als Angriffsraum zu.

Am 13. April begann der französische Angriff aus dem Grossraum Karlsruhe gegen die Stellung am Nordrand des Schwarzwaldes, der bis zum 18. April zu tiefen Einbrüchen in Richtung Wildbad und Herrenalb und zu einer Art Einschliessung von Pforzheim führte. Die Truppe war nicht einmal mehr befähigt, hinter einem starken Abschnitt erfolgreich Widerstand zu leisten. So musste jede «Bewegung» gegenüber einem so beweglichen Gegner von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Man durfte sich der Tatsache nicht verschliessen, dass die 19. Armée nur Kräfte hatte, mit denen man auch keine hinhaltende Verteidigung führen konnte. Wenn schon die besser ausgestatteten Korps (LXXX. und LXIV. Korps) hinter starken Abschnitten wenig Widerstandskraft zeigten, was sollte man dann von den Landeschützen-Bataillonen usw. erwarten? Im offeneren Gelände gipfelte die Kampfführung schliesslich im raschen Laufen. Trotz des beflügelten Schritts einer geschlagenen Truppe waren die Angreifer im Tempo überlegen. Der Versuch der 19. Armee, die ostwärts Pforzheim vorgehenden Feindkräfte zum Halten zu bringen, scheiterte. Richtiger wäre es gewesen, dem Vorschlag des Kommandierenden Generals des LXIV. AK zu folgen und die Division mit anderen vom XVIII. SS-Korps herangeführten Kräften in Gegend Altensteig-Freudenstadt in einer Art Rückhaltstellung einzusetzen. Damit wäre vielleicht der Dammrutsch vermieden worden, der die Katastrophe für das LXXX. AK und Teile des LXIV. AK einleitete.

Das Vorgehen der amerikanisch-französischen Divisionen aus der Gegend von Pforzheim, das am 20. und 21. April in den Grossraum von Stuttgart führte, fand seine Ergänzung in dem Vorstoss amerikanischer Divisionen ostwärts an Stuttgart vorbei. Die Verbindung zwischen 1. und 19. Armee war dadurch zerrissen. Damit waren das LXXX. Armeekorps und mit dem Vorstoss der französischen Panzerdivision am 22. April Richtung Villingen auch Teile des LXIV. Armeekorps und des XVIII. SS-Armeekorps in eine schwierige Lage gekommen. Die Schlacht um Württemberg war verloren, als die Truppe in den ersten Kampftagen zeigte, dass sie den Angriffen auf die Enz-Schwarzwaldbarriere nicht gewachsen war.

Am 24. April stand die 19. Armee mit ihren stark dezimierten Kräften an der Donau-Iller und im Ab setzen auf Kempten.

Der 19. und 20. April und die folgenden Tage stellten an die Gesamtführung und Truppe im süddeutschen Raum die allergrössten seelischen und kämpferischen Anforderungen; sie waren auch entscheidend für die Gestaltung der letzten Kriegsergebnisse.

Am rechten Flügel der 1. Armee stiessen die ersten Divisionen der 3. amerikanischen Armee in den truppenleeren Raum ostwärts der Fränkischen Schweiz, bedrohten Weiden – 24. April – und Neumarkt und drangen im Verlauf der weiteren Tage mit der 11. amerikanischen Panzer-Division in den Böhmerwald; sie standen zwischen dem 26. April und dem 3. Mai in der Gegend Regen, Zwiesel und Cham. Die Naab-Verteidigung des Generals der Infanterie Weisenberger war zerschlagen oder zurückgedrückt.

Die Divisionen des LXXXII. Armeekorps wurden ebenfalls zurückgedrückt, zum Teil durchbrochen und schliesslich von den Pionieren der Heeres-Pionierschule im Brückenkopf Regensburg nördlich der Donau und von der SS-Division «Nibelungen» links anschliessend südlich der Donau aufgenommen.

Das XIII. SS-Korps musste folgen, wurde ebenfalls, aber unter Aufrechterhaltung der Anschlüsse innerhalb des Korps, an verschiedenen Stellen durchbrochen, konnte sich aber unter Aufbau von vier Brückenköpfen zwischen Ingolstadt und Donauwörth hinter die Donau zurückkämpfen und eine neue Verteidigungslinie einrichten.

Gegen das linke Flügelkorps der 1. Armee (XIII. Armeekorps) richtete sich am 19. April der entscheidende Angriff, der die Front zwischen Crailsheim und Backnang an verschiedenen Stellen aufriss und den amerikanischen Divisionen den Weg an die Donau zwischen Dillingen und Ulm freigab. Die deutschen Kampfgruppen konnten trotzdem einen grossen Brückenkopf westlich Dillin-

gen bilden, aus dem sie am 24. April über die Donau abfließen und westlich Dillingen bis Ulm in die Verteidigung übergehen konnten. Der feindliche Überraschungserfolg bei Dillingen am 23. April und das Eindrehen von zwei bis drei amerikanischen Divisionen auf und über Ulm sollten dieser tapferen Kampfgruppe zum Verhängnis werden.

Alle diese Ereignisse wurden dadurch überschattet, dass es an der Ostfront den Russen am 20. April gelungen war, die Oder in breiter Front zu überschreiten. Dieser Lage wurde am 24. April Führungsmässig durch Aufstellung des OKW-Führungsstabes Süddeutschland unter General der Gebirgstruppe Winter Rechnung getragen; er trat im weiteren Verlauf als Arbeitsstab zu mir in meiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber Süd.

Das Verhalten des Gegners hatte keine wesentlichen Änderungen gegenüber den Vorwochen gezeigt. Wenn auch die amerikanischen Panzer-Divisionen im letzten Drittel April den zeitweilig vorsichtiger gewordenen Einsatz fallen gelassen und tiefe Raids in den Böhmerwald, an die Donau und gegen den Bodensee durchgeführt hatten, so war doch das Bestreben der oberen Führung bemerkenswert, die Divisionen des zweiten Treffens auf gleiche Höhe zu bringen und im Grossen den Zusammenhang zu wahren, so dass örtliche Rückschläge von vornherein vermieden wurden. Die französischen Divisionen hatten auch hier wieder, wie in Afrika und Italien, ihre Gewandtheit im Gebirgskrieg bewiesen, denen die deutsche Führung keine gleichwertigen Kräfte mehr entgegenstellen konnte.

In Kenntnis der Schwäche der deutschen Truppe, ihrer mangelhaften Ausbildung, Ausstattung und Beweglichkeit hätte ein rücksichtsloseres Nachstossen und sofortiges Eindringen in die Lücke zwischen 7. und 1. Armee (Nordbayern) die Alliierten zum rascheren Erfolg führen können. Der Gedanke, der dem Durchbruch der 10. amerikanischen Panzer-Division zugrunde lag, war eine taktische Finesse, die ebenso energisch durchgeführt, die allergrössten Auswirkungen auf die 1. Armee hätte haben können. Auch der Vorstoss der 12. amerikanischen Panzer-Division gegen Dillingen verriet echten Panzergeist, der sich – für mich unerwartet – nach Überwindung der Donau zu legen schien.

Kampf um Städte

Am 2. April 1945 hatte Hitler befohlen, dass alle Städte zu verteidigen seien. Dieser Befehl entsprang zweifellos dem unbeirraren Glauben, dass jeder das

Letzte opfern würde, um einem unsicheren Schicksal zu entgehen, und dass auch noch jeder diesen Glauben teilen würde. War das an sich eine Täuschung, so war dieser Befehl militärisch angreifbar und zum Teil nicht durchführbar. Militärisch gesehen kam es darauf an, die gegnerische Kampfkraft abzunützen und das Vorgehen zu verzögern. Dazu gehörten Feldtruppen; der Volkssturm genügte nicht. Die städtebaulich genutzte Fläche allein tat es auch nicht. Eine Ortsverteidigung setzte hohes taktisches Können und ebensolche Ausbildung und Gefechtsdisziplin voraus, ferner ein Gelände, das sich zur Verteidigung anbot und nicht umgangen werden konnte. All das war an den Stadträndern nur in wenigen Fällen gegeben; dadurch allein schon musste der Befehl auf das richtige Mass gebracht werden. Im Übrigen wurde – der Westfeldzug ist der beste Beweis dafür – meinem Befehl entsprechend nicht in den Städten gekämpft, sondern um die Städte. Wo schliesslich gekämpft wurde, bestimmten Gelände, Art und Zustand der Truppen und der Gefechtsauftrag. In diesem Sinn wurde entschieden oder auf die Truppe eingewirkt. Ludwigshafen, Kassel, Eisenach, Schweinfurt, Nürnberg, München sind beredete Beispiele.

Der Kampf um Würzburg stand unter dem Eindruck des unmittelbar vorausgegangenen Führerbefehls; dieser Kampf war militärisch nicht zu verantworten. Den Anstoss gab dabei der Gauleiter.*)

Die von mir eingehend überwachte Verteidigung von Schweinfurt war weit von der Stadt abgesetzt und basierte auf den durch die zahlreichen Flakbatterien gegebenen Ringstellungen. War dieser Aussenring durchbrochen, so hörten die Verteidigung und die Arbeit in den Kugellagerwerken von selbst auf.

Auch der Kampf um Nürnberg sollte befehls-gemäss vor der Stadt und am Stadtrand geführt werden. Um des Nimbus der Stadt «der Reichsparteitage» willen wich der Gauleiter davon ab und setzte unter Einsatz seines Lebens den Kampf länger fort. Einen militärischen Erfolg brachte er nicht mehr. Immerhin: Nürnberg hat mehr feindliche Kräfte gebunden als man erwarten konnte und als notwendig war. Im Übrigen habe ich am 16. April in Nürnberg auf meiner Fahrt zum Armee-Oberkommando 1 und zur Heeresgruppe G einen Bombenangriff miterlebt und die Gesamtschäden in der Stadt selbst gesehen. Viel konnte selbst durch Kämpfe in der Stadt, so bedauerlich und unnötig sie waren, nicht mehr zerstört werden.

*) Diese Schilderung steht im Widerspruch zu einem mir bekannt gewordenen «Tatsachenbericht», entspricht aber der mir seinerzeit zugegangenen Meldung.

Die vom Gauleiter geforderte Verteidigung Münchens, der «Hauptstadt der Bewegung», lehnte ich zweimal sehr entschieden ab.

Selbst dort, wo die taktische Lage die nachhaltige Verteidigung einer Stadt forderte, konnte von einer Durchführung der Verteidigung nach dem Befehl Adolf Hitlers nicht gesprochen werden. Mir ist kein einziger Fall bekannt.

Die Brückensprengungen

Remagen, Hanau und Aschaffenburg waren überzeugende Beispiele für die nachteiligen Folgen, die im Kriege durch die nicht rechtzeitige Sprengung von Brücken entstehen können. Diese Erfahrungen und die mehrfachen drakonischen Befehle Hitlers haben nichts gebessert. Trotz der Sicherung der Donaufront, trotz Vorwarnung fiel am 23. April die Donaubrücke bei Dillingen unverehrt in die Hand der 12. amerikanischen Panzer-Division. An anderen Orten war es nicht anders. Die Nachlässigkeit, die darin zum Ausdruck kam, liess ebenso das Unvermögen mancher Soldaten der letzten Aufstellungswellen wie die Überbeanspruchung der Substanz im Ganzen erkennen. Damit hing auch das vielfach mangelnde Unterscheidungsvermögen zwischen Wichtigem und Unwichtigem zusammen, das sich stellenweise in der gedankenlosen Sprengung aller Brücken zeigte. Der Wehrkreis VII und andere Dienststellen haben sich für die Erhaltung verschiedener wirtschaftlich wichtiger Brücken eingesetzt, denen eine gewisse militärische Bedeutung nicht abgesprochen werden konnte. Ich habe solche Brücken für die Sprengung gesperrt, dafür die örtliche Führung für andere Sicherungsmassnahmen verantwortlich gemacht. Solche Mittel gab es genug; sie waren mitunter wirkungsvoller als Sprengungen.

Die Alpenfestung

Als ich ungefähr am 20. April 1945 in meinem damaligen Hauptquartier Motzenhofen (nördlich München) von dem Befehl, die «Alpenfestung» zu verteidigen, Kenntnis erhielt, versuchte ich, mir hierüber ein klares Bild zu verschaffen. Über die Alpenfestung ist sehr viel, meist Falsches, geschrieben worden.

Der Alpen-Südrand mit einer verlängerten Flanke gegen die Schweiz war zu der Zeit, als ich Oberbefehlshaber Südwest war, ausgebaut worden und zum Teil noch im Ausbau.

Dort standen Sicherheitsbesatzungen aus dem Bereich des Gauleiters Hofer (Standsschützen), die durch Führer und Unterführer meiner früheren Heeresgruppe C ausgebildet waren.

Im Norden und gegen Nordosten waren keinerlei festungsmässige Geländeverstärkungen vorhanden oder um den 20. April herum in Angriff genommen.

Bodenständige Truppen, Festungstruppen zur Verteidigung dieser Front gab es nicht; sie waren auch nicht vorgesehen.

Die in den letzten Apriltagen von Oberbefehlshaber Südwest nach Norden verschobenen Bataillone unter General der Gebirgstruppe Feurstein hatten – wie seinerzeit, anscheinend nicht den Tatsachen entsprechend, gemeldet – innerdeutsche militärische Aufgaben.

Die Ereignisse der letzten Kriegsmomente hatten viele Stäbe und rückwärtige Formationen von Nord, Süd, Südost und Ost in das Alpenreduit gebracht. Dies führte zu einer Überbelegung des Raumes und zu Ernährungsschwierigkeiten. Eine Räumung war unter den im April 1945 gegebenen Verhältnissen nicht möglich.

Die Verteidigung der sogenannten Alpenfestung hätte ausgesprochene Hochgebirgstruppen erfordert, die nicht vorhanden waren. Die Masse der Trosse und Heimatdienststellen war nur Kanonenfutter. Als sich Anfang Mai Armeen der Heeresgruppe Süd (Rendulic) in die Alpen zurückziehen und dort bis zum Ende kämpfen wollten, brauchte ich lange, um die Oberbefehlshaber der Armeen von der Undurchführbarkeit dieses Unternehmens zu überzeugen. Man brauchte, wie gesagt, gute Hochgebirgstruppen, die es in diesem Raum nicht mehr gab.

Die Bevorratung mit Nahrungsmitteln wie mit dem militärischen Bedarf soll dem Verwaltungschef der SS, Obergruppenführer Pohl, übertragen gewesen sein. Obgleich er in Süddeutschland gewesen sein soll, war er für uns nicht auffindbar. Tatsächlich war, wie übrigens auch auf dem Nachschub- und Fliegergebiet, nichts geschehen.

Rein militärisch betrachtet hätte die Alpenfestung nur dann Wert gehabt, wenn sie nicht nur um ihrer selbst willen verteidigt wurde, sondern durch starke «Hauptreserven» aller Waffen in weiträumigen Ausfallschlachten und in Luftangriffen feindliche Kräfte nicht nur gefesselt, sondern auch zerschlagen hätte. Dies war nicht möglich; alles andere war phantasievolle Spielerei!

Die Lage Mitte April 1945

Die deutsche Westfront war in der Mitte nur notdürftig geflickt; diesem Frontteil wurde das Gesetz des Handelns diktiert. Der Feind näherte sich der Elbe. Die 12. Armee hatte die ersten Lebenszeichen gegeben und kämpfte um die Beseitigung oder Einengung der amerikanischen Brückenköpfe an der Elbe,

um in den Folgetagen die Mulde-Verteidigung im Anschluss an das XC. AK und die Elbeverteidigung zu übernehmen. Die beiden Flügel-Heeresgruppen wurden immer weiter nach Norden und Süden abgedrängt, ohne feste Fronten bilden zu können. Die süddeutschen Armeen kämpften in der Mitte zäh um die Aufrechterhaltung ihrer Front, konnten aber eine Umfassung des äusseren rechten Flügels nicht verhindern. Oberbefehlshaber Nordwest war mit Holland belastet und kämpfte auf engstem Raum um die Behauptung der Nordsee-Küste mit ihren grossen Hafenstädten.

Im Osten hatte am 16. April der Hauptangriff begonnen, der bis zum 20. April zum Durchbruch in den «Grossraum Berlin» führte.

Das rasche Vorgehen der 1. und 3. amerikanischen Armee nach dem Halt im ersten Drittel des April hatte unzweideutig die Inbesitznahme von Sachsen zum Ziel. Mit ihrem Vorgehen bis zur Elbe musste man umso eher rechnen, als die 1. amerikanische Armee bereits ihre Fühler über die Elbe ausgestreckt hatte. Ausserdem war aber die Elbe eine klare Trennungslinie, die auch eine vielleicht im Innersten doch nicht erwünschte zu enge Vermischung mit den russischen Verbänden verhinderte. Um über das Erzgebirge nach Süden in die Tschechoslowakei vorzustossen, waren die Kräfte der 5. amerikanischen Armee zu schwach. Im Übrigen würde das Erzgebirge die Armee in zwei Teile zerrissen haben, die dann nur schwer von einem Oberkommando geführt werden konnten. Die in diesem Raum stehende 7. deutsche Armee war deswegen für den Augenblick uninteressant. Wenn überhaupt irgendwo, dann konnten aus diesem Raum Kräfte abgezogen werden. Die Tschechoslowakei war eine Sphinx; sie hatte auch ihr politisches Gesicht. Möglich, dass die deutsch-tschechische Grenze als russisches Interessengebiet von den Amerikanern respektiert wurde. Hierüber konnte allein die Zukunft entscheiden. Gleichgültig, wie es kommen mochte, Sachsen und das rückwärtige Gebiet der Tschechoslowakei mussten als Basis der Heeresgruppe Mitte (Schörner) immer mehr an Bedeutung gewinnen. Die Unterstellung der in diesen Räumen kämpfenden 7. Armee unter Generalfeldmarschall Schörner ergab sich damit von selbst.

Dagegen lösten die Verhältnisse an der Nordostecke Bayerns schwere Befürchtungen aus. Der Mitte April erfolgte Vorstoss auf Bayreuth zeigte an, dass der Gegner gewillt war, die Lücken südlich des Fichtelgebirges auszunutzen. Die 12. amerikanische Heeresgruppe konnte die in Mitteldeutschland nicht mehr dringend benötigten Divisionen nach Bayern werfen, um im Zusammenwirken mit den Divisionen der 7. amerikanischen Armee in einer schnellen, umfassenden Operation den Kräften der 1. deutschen Armee ein Cannae zu bereiten.

Richtete sich der amerikanische Hauptstoss Richtung Regensburg-Passau, so gewann diese Front wegen der Einwirkungsmöglichkeit auf die deutsche Heeresgruppe Süd der Ostfront entscheidende Bedeutung.

In einer ausserordentlich unbefriedigenden Lage befand sich von Anbeginn an die 12. Armee. Durch die Abgabe von zwei Divisionen, «Clausewitz» und «Schlageter», an Oberbefehlshaber Nordwest und einer Division, «Potsdam», an Oberbefehlshaber West (11. Armee) war ihre Kampfstärke um ein Drittel geschwächt. Diese Abgaben waren eine Konzession an Oberbefehlshaber West und Nordwest, da die 12. Armee ihre ursprüngliche Aufgabe westlich der Elbe nicht durchführen konnte. Zunächst waren ihre Aufgaben gegenüber den amerikanischen Streitkräften klar vorgezeichnet. Würden die jungen Verbände die Erwartungen erfüllen? Wurden sie in den Kämpfen um die Elbe und Mulde eingesetzt und angeschlagen, so waren sie vielleicht für eine etwaige Verwendung gegen die russischen Armeen nicht mehr genügend stark und kampfkraftig. Auf diesen Fragenkomplex warfen die Ostereignisse ihre Schatten.

Würde der Amerikaner mit stärkeren Kräften über die Elbe nach Osten vorrücken? Eine Frage, deren Beantwortung umso schwerer war, als nördlich und südlich von Magdeburg offenbar nach verschiedenen Richtlinien operiert wurde. Wenn man auch deutscherseits glaubte, mit einem Halt an der Elbe rechnen zu können, so musste man doch auch das Unwahrscheinliche berücksichtigen. Würde die 12. Armee, bevor sie im Osten eingriff, ihren Rücken durch Wegnahme der amerikanischen Elbe-Brückenköpfe sichern können? Der Oberbefehlshaber des AOK 12 wusste, dass er beide Aufgaben, nach Osten und Westen zu kämpfen, nicht lösen konnte; für ihn gab es, wenn die Ostlage brennend wurde, nur die Lösung, alle Kräfte nach dem Osten zu werfen.

Bestand bis zum 20. April für die gesamte Westfront die Hauptaufgabe darin, dem Osten den Rücken für die entscheidenden, vom OKW für aussichtsreich gehaltenen Endkämpfe mit den Russen freizuhalten, so waren die Kämpfe der gesamten Westfront nach dem 20. April allein von dem Gedanken getragen, den Ostarmeen den Rückzug in die amerikanisch-britische Zone zu ermöglichen.

Die Auffassung auch der höchsten Kommandostellen, dass die Westalliierten in Erkenntnis der Gefahr des Bolschewismus ausbrechen und gegen die sowjetischen Armeen Front machen würden, konnte ich nicht teilen, obwohl Roosevelt durch die auch mit meinem Namen verknüpften Unterhaltungen von Obergruppenführer Wolff mit den Amerikanern von der Hinterhältigkeit der sowjetischen Politik überzeugt worden war.

Man konnte auch die Ansicht hören, dass es richtig wäre, den Krieg mit den Westalliierten sofort zu beenden, bevor die letzten Trümpfe gegen die Sowjets ausgespielt waren. Dagegen liess sich manches aus politischen und militärischen Erwägungen sagen; ausschlaggebend waren für mich aber psychologische Gründe. Wie musste die Kapitulation aller deutschen Westtruppen auf die im letzten Entscheidungskampf stehenden deutschen Kräfte an der Ostfront wirken? Sie würden sich verlassen und verraten gefühlt und verzweifelt einer erbarmungslosen Zukunft entgegengesehen haben; sie würden insgesamt den Russen in die Hände gefallen sein, was zu vermeiden unsere oberste Verpflichtung war. Wie man das erreichen konnte, darüber liess sich streiten. Eines musste man zu erreichen versuchen, nämlich den deutschen Oststreitkräften die Zeit zu verschaffen, um sich in die den Westalliierten vorbehaltenen Zonen, die unschwer zu erkennen waren, zurückkämpfen zu können. Wie richtig das war, haben die Schlussereignisse gezeigt. Daran ändert auch nichts das Verhalten mancher alliierter Kommandostellen, die der interalliierten Vereinbarung die menschlichen Forderungen unterordneten und die deutschen Soldaten am Überschreiten der Demarkationslinie hinderten oder sie nach dem Überschreiten sogar den Russen auslieferten.

Die Pivots in Mitteldeutschland – der Harz und der Thüringer Wald –, die vielleicht noch stärkere Kräfte auf längere Zeit hätten binden können, waren im zweiten Aprildrittel gefallen. Die sich in Mitteldeutschland überstürzenden Ereignisse machten ein planmässiges Eingreifen der in Aufstellung befindlichen 12. Armee vom Harz aus oder in der dem Harz im Norden vorgelagerten Ebene unmöglich. Die Westfront war im zweiten Aprildrittel der Ostfront so nahe gerückt, dass sie sich gegenseitig beeinflussten und für die deutsche Führung fast unlösbare Aufgaben und schwere Reibungen brachten. Der Raum, aus dem der Kampf materiell und personell genährt werden sollte, war zu eng geworden. Dies galt in erster Linie für den Raum an der Elbe von Magdeburg bis zum Grossraum von Dresden, dann schwerpunktmässig für den Raum Berlin bis nördlich Tangermünde an der Elbe.

Die Divisionen der 3. amerikanischen Armee drehten nach Südosten ab; es war nur eine Frage der Zeit, wann die ersten amerikanischen Kräfte nördlich und südlich der Donau in den Bereich der Heeresgruppe Süd (Rendulic) mit den dann unvermeidlichen Folgen für diese Heeresgruppe traten. Die von Oberbefehlshaber West gegen die 3. amerikanische Armee angesetzten deutschen Divisionen (2. und 11. Panzer-Division) konnten die Verschiebung durch den böhmischen Raum nicht so rasch durchführen, dass der beabsichtigte Flanken-

stoss gegen die nach Süden eilenden Divisionen der Armee Patton hätte durchgeführt werden können. Die dann in Zusammenarbeit mit den Kräften der Heeresgruppe Rendulic befohlenen Sperrmassnahmen im südlichsten Teil des Böhmerwaldes waren nach Anlage und Ausführung taktisch und technisch zu be-
anstanden und deshalb wenig befriedigend.

Auch diese Periode zeigte noch Beispiele ungebrochenen Kampf willens. Dazu gehörte die aufopfernde Unterstützung der Feldtruppe durch Ausbildungsdivisionen an der Saale und Mulde Mitte April, die erfolgreiche Abwehr der Aufklärungsvorstösse und Angriffe der russischen Garde-Kavallerie-Division Ende April, der Kampf der sich wieder im besten Licht zeigenden 11. Panzer-Division um die Elster vom 15. bis 18. April 1945 usw.

Seit Ende März hatten sich die aus dem Zusammenbruch im Rhein-Main-Gebiet geretteten Divisionskampfgruppen bis gegen Ende April über 400 km nach Osten bewegt. Sie marschierten, setzten sich ab, kämpften, wurden überrollt, umgangen, geschlagen, wurden verbraucht und ergänzten sich, um wieder zu kämpfen und zu marschieren. Eine Leistung des deutschen Soldaten! Nüchtern gesehen musste man jedoch feststellen, dass der trotz seiner Beschränkung ungeheure personelle Einsatz in keinem Verhältnis zum Erfolg stand und stehen konnte.

Die Entwicklung der Lage im Norden bei der Heeresgruppe H soll nur gestreift werden, da sie ab 6. April unmittelbar dem OKW unterstand. Die von Hitler erwartete Besserung war nicht eingetreten. Die Führung durch Generaloberst Blaskowitz gefiel ihm nicht, er glaubte die Beseitigung einer gewissen Lethargie durch Einschalten des Generalobersten Student erreichen zu können. Generaloberst Jodl sagte bei Erörterung dieser Frage zu Hitler: «Und wenn Sie, mein Führer, ‚zehn Studenten‘ hinaufschicken, wird die Lage nicht geändert werden.» Damit brachte er unsere Auffassung deutlich zum Ausdruck. Am 5. Mai kapitulierte Feldmarschall Busch (Oberbefehlshaber Nordwest), am 6. Mai 1945 Generaloberst Blaskowitz in Holland.

Die letzten Kämpfe in Süddeutschland, Österreich und in der Tschechoslowakei)*

Die russischen Durchbrucharmeen näherten sich um die Mitte des letzten Aprildrittels Berlin. Während dort die Entscheidungsschlacht des Krieges zu erwarten war, legten die amerikanisch-englischen Streitkräfte in Mitteldeutsch-

*) Diese Gebiete unterstanden meiner Einflussnahme und späteren Führung.

land eine auffällige Passivität an den Tag. Man gewann den Eindruck, dass sie ihre entscheidenden Operationen an dieser Front beendet hatten.

Auch die Kämpfe in Süddeutschland gingen ihrem Ende entgegen. Die 19. Armee war zerschlagen; sie stand mit ihren Resten an der Donau und Iller. Die Donau war an zwei Stellen vom Feind überschritten. In Verbindung mit einem feindlichen Vorstoss aus dem Raum Ulm drohte dem linken Korps der 1. Armee (LXXX. Armeekorps) Einkesselung und Vernichtung.

Schwache amerikanische Kräfte standen an der alten österreichischen Grenze. Versuche der Amerikaner, nördlich der Donau über den Böhmerwald in die Tschechoslowakei vorzustoßen, waren als reine Sicherungsmassnahmen für ihre Flanke anzusehen.

Oberbefehlshaber Südwest (Heeresgruppe C Italien) hatte in den Schlachten südlich des Po so starke Verluste erlitten, dass die Rückwärtsbewegungen erschwert waren und das Halten der gut ausgebauten Süd-Alpenstellung in Frage gestellt war.

Oberbefehlshaber Südost (Heeresgruppe E Balkan) stand in schweren Kämpfen unter sich bereits deutlich anzeigender Bedrohung seines rechten Flügels; das Ausweichen von Oberbefehlshaber Südwest verstärkte die Gefährdung dieses Flügels von der italienischen Seite her.

Bei der Heeresgruppe Süd (Generaloberst Rendulic, Österreich) waren die Kämpfe abgeflaut; erhebliche Reserven standen hinter der Front.

Heeresgruppe Mitte (Generalfeldmarschall Schörner, Tschechoslowakei) hatte harte Kämpfe an ihrem rechten Flügel; ihre Befürchtungen um die tiefe linke Flanke waren nicht unbegründet.

Der einzig intakte deutsche Grossverband hinter der Front war die neu aufgestellte 12. Armee, die aber mit erheblichen Kräften gegen Westen eingesetzt war. Kräftermässig konnte sie, von zwei Seiten bedroht, das Schicksal nicht wenden. Aber immerhin:

Die Ostarmeen einschliesslich Oberbefehlshaber Südost und der 12. Armee besaßen noch eine erhebliche innere Kraft, die unmittelbare Besorgnis überflüssig machte, während die Heeresgruppe C (Italien), die Heeresgruppe G (Bayern) und die 7. Armee vor dem Zusammenbruch standen.

Hatte die Weiterführung des Kampfes unter diesen Umständen noch eine Berechtigung?

Durch die Zusammendrängung der vorhandenen Grossverbände auf engem Raum waren die deutschen Kräfte mehr denn je eine unlösbare Schicksalsgemeinschaft geworden. Der eine stand für den anderen oder riss ihn mit sich in

den Abgrund. Zum Beispiel musste die Auflösung der deutschen Front in Süd-Deutschland die übrigen Heeresgruppen südlich der Alpen Südwest, Südost und Süd entscheidend gefährden. Schied die Heeresgruppe C (Südwest) aus, so bedeutete dies das Ende für die Heeresgruppe G und eine vermehrte sofortige Gefährdung für Oberbefehlshaber Südost.

Kampfpsychologisch übertrugen sich Stimmungsschwankungen unsichtbar und unvorstellbar rasch in der ganzen Schicksalsgemeinschaft; viel mehr noch Einzelhandlungen, die ohne Rücksicht auf die Gesamtheit getroffen wurden. Die grössten seelischen Belastungen brachten Versäumnisse gegen die primitivste Kameradschaftspflicht. Für einen anständigen Soldaten war es unmöglich, den Kampf aufzugeben, wenn er wusste, dass sein Kamerad im letzten entscheidenden Kampf stand. Für ihn war es auch undenkbar, eine Stellung aufzugeben oder zu verlassen, deren Halten Sein oder Nichtsein seiner Kameraden in sich schloss.

Aufs Grosse übertragen, kreisten meine Überlegungen in schwerem innerem Kampf um diese Dinge. Es handelte sich jetzt nicht mehr um den Kampf zur Erringung eines anständigen Friedens. Es handelte sich allein um die Erfüllung einer unabdingbaren Kameradschaftspflicht, den deutschen Kameraden nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Aus diesem und allein aus diesem Grund war die Fortsetzung des Kampfes bis zum bitteren Ende notwendig.

Die Frage nach ihrer Berechtigung hat mich in den letzten Kriegsjahren immer mehr beschäftigt. Mir war klar, dass die Möglichkeit seelischer Einflussnahme auf die unterstellte Truppe damit stand und fiel, dass der verantwortliche Führer zu dieser Frage eine eindeutige Einstellung gewann. Seit Stalingrad, seit der Kapitulation von Tunis war der «Sieg» unmöglich geworden. Es war mühsig, darüber nachzudenken, ob mit der geglückten Invasion in der Normandie die Würfel gegen uns gefallen waren. Viel bedenklicher als der in diesem Ausmass vermeidbare alliierte Invasionserfolg war der Zusammenbruch hinter der deutschen Westfront, der für die Folge selbst an einem Remis verzweifeln liess.

Dies war der Grund, weswegen ich seit Herbst 1944 den Plan des SS-Obergruppenführers Wolff, Verbindung mit den Amerikanern in der Schweiz aufzunehmen, unterstützte. Als Soldat war ich zu der Überzeugung gekommen, dass in diesem Zeitpunkt des Krieges eine Aussprache auf der politischen Ebene erfolgen musste. Sie zu ermöglichen, war der Zweck der Unterhandlungen.

Politisch gesehen, haben die Alliierten nie ein Hehl daraus gemacht, dass sie Deutschland, vor allem den Nationalsozialismus und den «Militarismus», d.h.,

einen grossen Teil des Volkes und dessen gesamte Führungsschicht, vernichten wollten. Die uns zugänglich gemachte Feindpropaganda war so gehalten, dass auch die geringste Hoffnung auf ein persönliches und nationales Weiterleben genommen wurde. Diesem Vernichtungswillen der Alliierten gegenüber – der sich in der Formel «unconditional surrender» ankündigte – gab es nur ein Mittel, die eigene Haut so teuer als möglich zu verkaufen, d.h., so lange und so intensiv als möglich zu kämpfen, um auch den Gegner zu zermürben und vielleicht dadurch verhandlungswilliger zu machen. Schon einmal (1918) hatten wir den Kampf aufgegeben und damit das mitleidlose Diktat von Versailles auf uns nehmen müssen. Eine Wiederholung konnte keinem zugemutet werden.

Um den 20. April 1945 trat die Frage der Berechtigung des Weiterkämpfens erneut und noch dringlicher an mich heran. Die Abwehrkämpfe hatten im Osten und Westen nicht zum gewünschten Erfolg geführt; Berlin stand in Gefahr. Ich entschied mich abermals für «Durchhalten».

Die Befehle vom Führerhauptquartier, die mir zuzingen, waren so fordernd und dringlich, dass man als Soldat nicht «selbständig» handeln durfte. Die Befehle Hitlers gingen in den letzten beiden Monaten des Krieges immer beschwörender darauf hinaus, das alliierte Vordringen aufzuhalten oder im «hinhaltenen Kampf» Zeit zu gewinnen, bis auf heimatlichem Boden im Osten der mit Sicherheit erwartete Abwehrerfolg und die Neuaufstellung einer Armee – «das Beste vom Besten» – einen Ausgleich schaffen und verschiedene neue Waffen, vor allem die «Volks-Jäger», zur Wirkung kommen konnten. Allein ein vermehrter Schutz gegen die feindlichen Bomberkräfte hätte, wie Amerikaner nach dem Krieg nach genauem Studium der angelaufenen deutschen Produktion feststellten, das Kriegsgeschehen, wenn nicht wenden, so doch stark beeinflussen können. Es hätte dann vielleicht doch eine politische Intervention eine tragbare Friedenslösung bringen können.

Der deutsche Frontkämpfer, der mit der Waffe in der Hand nie gebangt hatte, zitterte in des Wortes tatsächlichster Bedeutung vor der Gefangennahme durch die Russen. Die Kameraden im Osten in ihrer Schicksalsstunde im Stich zu lassen, war für jeden Führer, besonders aber für mich, der ich auch die Verantwortung für den Osten von Dresden ab nach Süden mittrug, unmöglich. Wir mussten kämpfen, um den Ostarmeen Zeit zum Ausweichen in die englisch-amerikanische Zone zu geben.

Die von mir den drei unterstellten Ost-Heeresgruppen sofort gegebene drin-

gende Anregung, mit den Russen in örtliche Verhandlungen einzutreten, wurde von allen als völlig aussichtslos abgelehnt. Noch Anfang Mai verlangten die Armeen der Heeresgruppe Süd bei einer Aussprache in Graz aus demselben Grund die Fortführung des Kampfes, die ich durch den klaren Befehl, in Eilmärschen nach Westen in die amerikanische Zone auszuweichen, verbot.

Nach dem Tod Hitlers übernahm Grossadmiral Dönitz als Soldat die Führung; er legte in den ersten Tagen nach der Kommando-Übernahme die Richtlinien für die Kriegführung fest. Sie enthielten den ausgesprochenen Willen, sobald als möglich zum Frieden zu kommen, ohne jedoch den deutschen Ostkämpfer in russische Hand fallen zu lassen. Dieser Befehl deckte sich mit den mich bedrängenden, ureigenen Gewissensforderungen.

Die schicksalhafte Frage, ob weiterkämpfen oder kapitulieren, kann nur von einer Stelle aufgeworfen und entschieden werden, die einen Gesamtüberblick hat. Greifen andere hierfür nicht zuständige Persönlichkeiten ein, so kann oder muss dies zum Schaden des Ganzen oder einzelner Teile werden. Dies ist zwangsläufig zu erwarten, wenn durch einen derartigen Schritt Zusammenhänge zerrissen und Nachbarn gefährdet werden. Solches Handeln verrät unververtretbare egozentrische Einstellung oder gefährlichen Dilettantismus. Sofort nach Übernahme des Kommandos über den südlichen Kriegsraum habe ich nach der Kapitulation des Oberbefehlshabers Südwest am 3. Mai 1945 durch Funkspruch an Eisenhower die Kapitulation der gegen die Amerikaner im Kampf stehenden Kräfte eingeleitet und damit die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht für den Grossadmiral vorbereitet. Auch rückschauend betrachte ich dieses mein Verhalten als den einzig möglichen soldatischen Weg.

Das praktische Ergebnis war, dass viele Hunderttausende – wegen des Verhaltens der Amerikaner leider nicht Millionen – deutscher Soldaten allein aus den Heeresgruppen Loehr, Rendulic und Schörner dem russischen Zugriff entzogen und zum Teil fast unmittelbar nach dem Waffenstillstand entlassen wurden. Wer die aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrten Soldaten gesehen oder gesprochen hat, wird sich der Überzeugung von der Richtigkeit dieses Handelns nicht entziehen können.

Wäre durch das selbständige Vorgehen eines einzigen Generals die deutsche Führung zur Unzeit zur Kapitulation gezwungen' worden, nämlich in einem Augenblick, wo überhaupt noch die geringste Möglichkeit einer auch nur politischen Lagebesserung zu erkennen war oder wo entscheidende Nachteile für ei-

nen Teil des Volkes noch vermieden werden konnten, so hätte man mit Recht diesen General als den Verräter an der deutschen Sache bezeichnet und nicht nur vor der Geschichte verurteilt. Das Beispiel Pétain – Weygand spricht für sich.

Im Falle einer solchen Kapitulation sich damit zu rechtfertigen, dass die Bedingungen für das deutsche Volk und für den Einzelnen erleichtert worden wären, war schon damals unreal. Angesichts der Jalta- und Potsdam-Beschlüsse und der späteren Wirklichkeit kann diese Annahme von niemand mehr aufrechterhalten werden. Ich brauche nur auf die freiwillige Kapitulation einzelner Verbände hinzuweisen, die weder für die Gesamtheit noch für den Einzelnen irgendeinen Vorteil brachten. Vielleicht wäre für den Truppenführer, der einen solchen Entschluss gefasst und durchgeführt hätte, ein persönlicher Vorteil erwachsen; früher oder später hätte die Weltmeinung diesen Opportunisten mit Recht verurteilt.

Das Alpen-Massiv (nicht die fiktive «Alpenfestung») bildete in dieser Endphase den Rückhalt für die Heeresgruppen Südwest, Südost, G und für Teile von Süd. Es konnte auf die Dauer nicht gehalten werden, sicher aber so lange, bis die Ost-Heeresgruppen sich vom Russen gelöst hatten. Für das Tempo des Zurückgehens waren die am weitesten vorgestaffelte und die von den Bewegungen der anderen am stärksten abhängige Kräftegruppe massgebend.

Die Zurücknahme der Hauptkräfte von der Heeresgruppe E (Südost) durch einen engen Schlauch kostete Zeit; diese Bewegung konnte durch unglückliche Ereignisse an ihrem rechten Flügel und durch das Aufreißen einer Lücke durch rückläufige Bewegung der Heeresgruppe C (Italien) unmöglich werden. Dem rechten Flügel mussten deswegen die erforderlichen Verstärkungen zugeführt und die Massnahmen der Heeresgruppen C und E auf einander abgestimmt werden.

Noch entscheidender war für die Heeresgruppe E (Balkan) das Verhalten der Heeresgruppe Süd (Österreich); ein zu frühzeitiges Zurücknehmen, vor allem des rechten Flügels dieser Heeresgruppe, blockierte die Heeresgruppe E, die damit Tito ausgeliefert wurde.

Ein Einbruch in die Front der Heeresgruppe Mitte (Tschechoslowakei) konnte zusammen mit einer von Norden her möglichen Flankengefährdung die Absetzbewegungen verwirren. Deshalb musste auch hier in erster Linie eine Versteifung der Druckstellen durch alle Reserven, die verfügbar gemacht werden konnten, vorgenommen werden.

Aus dem Verhalten der 3. amerikanischen Armee der 7. deutschen Armee gegenüber konnte man entnehmen, dass die Tschechoslowakei kein amerikani-

ches Interessengebiet war, weswegen von amerikanischer Seite keine lebensgefährdenden Operationen gegen die Heeresgruppe Mitte zu erwarten waren; dies erleichterte ihre Rückwärtsbewegungen.

Das von mir in Südbayern für am wenigsten wahrscheinlich Gehaltene war dem Feind in kürzester Zeit gelungen. Die stärksten Abschnitte waren spielend überrollt. Würden die Alpeneingänge im Streifen Reutte bis Bregenz gehalten werden? Die ausnehmend günstigen Geländeverhältnisse liessen die Erfüllung dieser Aufgabe zu. Würden den Resten der 19. Armee die französischen Kräfte in ihrer Gesamtheit oder nur die für den Gebirgskrieg geeigneten und bewährten Kolonialdivisionen folgen und würden sie am Nordrand der Alpen die Bewegungen einstellen? Hatte die Propaganda über die «Alpenfestung» Wirkung gehabt? Die Möglichkeit, in die Heeresgruppe C (Italien) von rückwärts hineinzustossen, konnte dazu verführen, den Angriff in die Alpen fortzuführen.

Die französischen Kräfte drangen in die Alpen ein und unternahmen einen Flankenstoss nördlich derselben. Sie standen bereits am 27. April am Nordrand der Alpen und hatten bis 30. April auf breiter Front den Eintritt in die Alpen erkämpft. Nachdem der «Zirl- und «Fern-Pass» gefallen waren, genehmigte ich die Kapitulation der 19. Armee. In diese Periode fielen wenig schöne Vorkommnisse im Alpen-Gebiet. Die Haltung des Gauleiters Hofer war undurchsichtig; er schaltete sich in bedenkenregender Weise in die militärische Führung ein, was mich sogar zu dem Funkbefehl veranlasste, dass die Anordnungen des Gauleiters (Innsbruck) in militärischen Angelegenheiten nicht zu befolgen wären. Er spielte auch sonst nicht mit offenen Karten. Die unangenehme Folge war, dass halbe Massnahmen mit unzureichenden Kräften angeordnet und durchgeführt, dass Befehle nicht oder sinnwidrig ausgeführt wurden und tapfer kämpfende Truppen durch zwiespältiges Spiel oder Verrat vermeidbare Verluste hatten. Wie bisher hat die 1. Armee auch in den letzten Tagen ihre Pflicht in vorbildlicher Weise erfüllt. Sicher – unangenehme Pannen, wie zum Beispiel bei Dillingen und Wasserburg-Mühldorf, waren eingetreten. Man muss aber besonders anerkennen, wie die 1. Armee mit ihren nachgeordneten Führungsstellen immer wieder Aushilfen fand, und die Truppen rühmen, die den ständigen Umfassungen immer erneut Widerstand leisteten. Ich führe nur an Stelle vieler Beispiele General Ritter v. Hengl an, der mit einer Handvoll Leute in der Gegend von Wörgl mit Front nach Norden, dann nach Süden und schliesslich nach Westen kämpfte und damit bezeugte, dass gute deutsche disziplinierte Truppen auch in aussichtslosester Lage eine bewundernswerte Haltung bewahrten. Wei-

ter ostwärts kamen die Amerikaner bis nach Ischl und Hallein, wo sie am 7. Mai die Kapitulation der deutschen Truppen entgegennahmen.

Im österreichischen Raum, wo Kräfte der 7. Armee mit denen der Heeresgruppe Süd (Rendulic) zusammenarbeiteten, hätte mehr erreicht werden können. Wir stehen diesen Ereignissen jedoch noch zu nahe, um historisch richtige Urteile fällen zu können. Ich war Anfang Mai in Zeitweg und Graz, um mit den Befehlshabern im Osten die Lage und die notwendigen Massnahmen zu besprechen; General Winter als mein Chef vom Oberbefehlshaber Süd begleitete mich. Er hat sich als Chef des Stabes OKW Süd bewährt; er war mir in den sorgenvollen Tagen Ende April/Anfang Mai eine ausgezeichnete Hilfe. Der Gesamteindruck der Lage bei den Heeresgruppen Südost (Löhr), Süd (Rendulic) und Mitte (Schörner) befriedigte in unerwarteter Masse. Eine unmittelbare Gefahr bestand bei keiner Heeresgruppe; die Feindoperationen waren bei der Heeresgruppe Süd im Allgemeinen zum Stillstand gekommen; die eigene Lage wurde zuversichtlich beurteilt; über die Gesamtlage herrschte verständlicherweise gedrückte Stimmung. Grossreserven waren nach Zahl, Stärke und Verfassung mehr als ich annehmen durfte vorhanden. Die Ausstattung war gut, der Nachschub in keiner Weise besorgniserregend und in einem für die Verhältnisse im Westen ungewöhnlich grossen Umfang auch noch in diesen Tagen verfügbar. Am zweiten Tag gab ich die Befehle für das nunmehr zu beschleunigende Ausweichen in die West-Zone, dessen Durchführung Schwierigkeiten machte, da der Stab der Heeresgruppe Süd in der Nacht vorher kapituliert hatte. Die Gefangennahme des Generalobersten Loehr durch Titos Partisanen und dessen späteres Todesurteil bedrückten mich aufs Stärkste. Mit ihm fiel eine prächtige, kenntnisreiche und charakterlich hochwertige Persönlichkeit! Die Masse der Heeresgruppe Süd und ein grosser Teil der Heeresgruppe E (Südost) konnten in die Reichweite der amerikanischen Hoheitsgrenze kommen und im weiteren Verlauf auf meine dringenden Vorstellungen in die amerikanische Zone übertreten. Die Kräfte der Heeresgruppe Mitte fanden nicht gleiches Entgegenkommen.

Bei der 7. Armee hatten selbständige Köpfe die Durchführung der ihr von der Heeresgruppe Mitte (Schörner) gegebenen Befehle erschwert oder unmöglich gemacht. Bedauerlich, dass bei dieser Heeresgruppe überhaupt noch über die zugestandene Frist weitergekämpft wurde. Das zeitliche Zusammentreffen des russischen Durchbruchs mit den Frontalangriffen der 3. amerikanischen Armee vom 6. bis 8. Mai machte die Kapitulation des Armeekommandos 7 mit seinen Verbänden notwendig.

Inhaber der vollziehenden Gewalt

Die neue Tätigkeit fiel mir praktisch mit dem Eintreffen des OKW-Stabes Süd am 24. April zu, wenn sie auch erst Anfang Mai offiziell befohlen wurde. Die Entwicklung der Lage erforderte dringend eine derartige Regelung, gleichgültig unter welcher Persönlichkeit. Ich habe deswegen in den ersten Maitagen, als trotz eingehender Vorstellungen der bereits Mitte April bekanntgewordene Entwurf nicht in Kraft gesetzt wurde, den Staatssekretär Dr. Hayler vom Wirtschaftsministerium, da ich selbst unabkömmlich war, zu Grossadmiral Dönitz geschickt mit der Bitte um sofortige und endgültige Regelung. Sie wurde daraufhin vorgenommen.

Meine bisher rein militärische Führungstätigkeit wurde mit der Verlegung meines Hauptquartiers nach Bayern stark durch staatspolitische Aufgaben erweitert. Sie nahmen mit der Abschliessung des Sütteils vom Norden zu. Dies erhellt schon daraus, dass sämtliche Ministerien durch Minister oder Staatssekretäre im Sütteil vertreten waren und, ebenso wie die Reichsleiter und Gauleiter, auch vom Protektorat, Anschluss an den obersten militärischen Führer im Südraum suchten, der in den grossen Fragen allein etwas zu sagen hatte.

Wesentlich war, die Wehrmachtführung mit den Gauleitern zu koordinieren und für die Zeit zwischen Kapitulation und Frieden die Grundlagen für die öffentliche Sicherheit zu schaffen.

Auch unter den Gauleitern gab es Männer, die den Krieg sofort beenden, und andere, die bis zum letzten Mann weiterkämpfen wollten. Die Gauleiter von Augsburg und Salzburg sind Beispiele für die erste Kategorie, die Gauleiter von München und Nürnberg für die zweite. In einer Aussprache am 3. Mai im Hauptquartier des OKW-Stabes Süd in Königsee konnten sich die dort vertretenen Gauleiter mit der gegebenen Lage nicht abfinden, sondern verlangten die Fortsetzung des Kampfes, zum mindesten die Beibehaltung der nationalsozialistischen Führungsorganisation, da sonst die Ordnung nicht aufrecht erhalten werden könne. Wenn ich das nicht befehlen würde, würde ein Abgesandter sofort zum Grossadmiral fliegen, um ihm diese Forderung als unabdingbar klarzumachen. Es bedurfte einer längeren Rede, um überhaupt Verständnis für die Wirklichkeit zu wecken. Sie müssten doch einsehen, sagte ich, dass die Welt nicht über fünf Jahre gegen uns Krieg geführt hätte mit dem Ziel der Beseitigung des Nationalsozialismus, um dann als Sieger ausgerechnet Männer der «Partei» am Ruder zu belassen. Für mich wurde es damals klar, dass die Partei ihre Männer ausschliesslich für innenpolitische Aufgaben geschult und die

Aussenpolitik auch in ihren Grenzgebieten vollkommen vernachlässigt hatte.

Die Umstellung auf die Zeit nach der Kapitulation verlangte die völlige Beendigung jeden Kriegsgeschehens, damit auch die Ausschaltung jeden Gedankens an einen Kleinkrieg.

Dieses Ziel wurde erreicht. Die wenigen Männer, die sich im Gebirge dem Zugriff und der Gefangennahme entzogen haben, fallen nicht ins Gewicht, gehören auch nicht zu den sogenannten «Freischärlern».

Ferner brauchte man eine Verwaltung aus unpolitischen oder aus nationalsozialistisch unverdächtigen Männern als Übergangsmassnahme bis zur Neuregelung durch die Besatzungsmächte. Diese Idee fand im allgemeinen Verständnis, teilweise Verwirklichung trotz der Kürze der Zeit. Hierzu gehörte auch die Einrichtung einer freiwilligen Ortswehr zur Abwehr von Überfällen in der «herrenlosen» Zeit und deren Ersatz durch eine von den Besatzungsmächten zu billigende Ortspolizei.

Drittens gehörte dazu die Sicherstellung der Verpflegung für die Bevölkerung und Wehrmacht bis zur Übernahme der Verantwortung durch die Besatzung. Die Wehrmacht Verpflegung machte nur dort Schwierigkeiten, wo durch plötzliches Einfließen von Osttruppen in wirtschaftlich benachteiligte oder schwer zugängliche Gebiete die notwendigen Verpflegungsmittel nicht rasch genug zugeführt werden konnten.

Übervorräte in Heereslagern wurden an die Zivilbevölkerung ausgegeben, auch um Plünderungen zu vermeiden.

Staatssekretär Dr. Hayler hat das ausserordentliche Verdienst, den Fortgang der planmässigen Versorgung durch die Wirtschaftsämter sichergestellt zu haben. Massnahmen zur Intensivierung des Gross- und Kleinhandels waren vorgesehen; sie bedurften der Genehmigung der Besatzungsmacht, die durch eine Rücksprache mit General Eisenhower erreicht werden sollte. Diese Besprechung, die sich auch noch auf weitere Punkte erstrecken sollte, fand jedoch nicht statt.

Ich machte der amerikanischen Heeresgruppe – General Devers – den Vorschlag, die technischen Truppen jeder Art nicht aufzulösen, sie durch Fachhandwerker aus allen Verbänden zu verstärken, und auf Grund eines mit der amerikanischen Besatzungsbehörde abzusprechenden und zu überwachenden planmässigen Einsatzes sofort dafür zu sorgen, dass die Brücken, nach Dringlichkeit geordnet, instandgesetzt oder unter Rückgriff auf weniger wichtige Brücken neugebaut, die Eisenbahnen mit rollendem Material in dem für die Neuordnung der Wirtschaft notwendigsten Umfang instandgesetzt und die Fernsprechanlagen einschliesslich der Kabel wieder verwendungsfähig gemacht würden.

Darüber hinaus war vorgesehen, Arbeitstrupps und Gespanne für die notleidende Landwirtschaft beschleunigt verfügbar zu machen.

Die amerikanische Heeresgruppe erklärte sich im Allgemeinen damit einverstanden; der Oberbefehlshaber West hat daraufhin die notwendigen organisatorischen Befehle bearbeitet, so dass für die Verwirklichung dieser dringlichsten Arbeiten nur die Genehmigung des amerikanischen Hauptquartiers fehlte. Diese aber wurde – nicht gegeben!

Um nur ein Beispiel anzuführen: Ende Mai standen 15'000 ausgebildete Nachrichten-Soldaten für die Instandsetzung des öffentlichen Fernmeldenetzes bereit. Ich bin der Überzeugung, dass schon Ende 1945 Verkehr und Wirtschaft in einem Zustand gewesen wären, der bereits seinerzeit den Wiederaufbau ermöglicht und viele später von amerikanischer Seite notwendig gewordene Investitionen hätte vermeiden lassen, wenn nicht der Einfluss Morgenthau bis zum letzten amerikanischen Frontsoldaten gewirkt hätte.

Führungsschwierigkeiten am Ende des Krieges

Meine Gedanken über eine ideale Spitzengliederung und den Aufbau einer Wehrmacht-Führungsorganisation auf den einzelnen Kriegsschauplätzen sind zu umfangreich, um eingehend behandelt werden zu können. Hier möchte ich nur auf einige wenige Punkte hinweisen, die für die Allgemeinheit interessant sein können.

Das von Adolf Hitler angewendete System der Aufstellung parallel arbeitender, also voneinander unabhängiger, aber auf demselben Gebiet tätiger Organisationen konnte nur vom Standpunkt eines von Misstrauen gegen alle erfüllten Diktators verstanden werden. Führungsmässig wirkte sich diese Organisation verhängnisvoll aus. Die Hauptnachteile waren: Gegenseitiges Misstrauen zwischen Heer und SS, Verwaltung und Partei usw., verschiedenartige Unterstellung, z.B.: Luftwaffe – Heer – Marine, Heer – SS, Wehrmacht – Arbeitsdienst, verschiedenartige und voneinander unabhängige Gerichtsbarkeiten usw.

In einem Kriege, der einheitlichen wirtschaftlichen Aufbau, einheitliche Befehlsgewalt und Unterstellung fordert, mussten sich Eigenbröteleien, z.B. der Parteidienststellen, irgendwann und irgendwie rächen. Wollte man bewusst das feste Gefüge einer Wehrmacht erschüttern, so war die von Hitler beliebte Organisation, besser gesagt Desorganisation, dazu besonders geeignet.

Die zentrale Steuerung der Neuaufstellungen war eine selbstverständliche Notwendigkeit; nur durch sie waren Erfassung und Ausbildung der verfügbaren

Menschen mit den materiellen Bereitstellungen in Übereinstimmung zu bringen. Richtig war auch die vorausschauende Planung der Aufstellungen. Fehlerhaft aber war es, wenn der Schwerpunktgedanke (z.B. Luftrüstung vor Heeresrüstung) vernachlässigt und den Augenblicksforderungen schliesslich allein Rechnung getragen wurde, sowie Personal und Material für Neuaufstellungen so lange zurückgehalten wurden, bis deren Einsatz durch die veränderte Lage in Frage gestellt war, wogegen der sofortige Einsatz, um nur ein Beispiel zu sagen, eine Front nicht hätte zusammenbrechen lassen. Derartige von Hitler beabsichtigte Neuaufstellungen waren nur dann gerechtfertigt, wenn nach Zahl, Güte, Ausrüstung und Ausbildung Formationen auf die Beine gebracht werden konnten, die den Feldzug entscheidend beeinflussen konnten. Dies war 1945 nicht mehr und in keiner Richtung der Fall. Ich behaupte, dass die Kämpfe am Rhein – rein landkriegsmässig betrachtet – einen anderen Ablauf genommen hätten, wenn man alle für eine Frontverwendung vorhandenen personellen und materiellen Kräfte um die Jahreswende oder spätestens Januar/Februar 1945 an die Front gebracht hätte. Alle zu späteren Zeitpunkten dem Oberbefehlshaber West zur Verfügung gestellten Kräfte liessen sich ohne Eingliederung in den festen Rahmen kriegsbewährter Verbände nur zu einem geringen Bruchteil auswerten. Aber in diesem Punkte predigte man tauben Ohren!

Kapitulation

Bereits Ende März 1945 rief mich mein früherer Chef des Stabes Oberbefehlshaber Süd west (General d. Pz. Tr. Röttiger) wiederholt an und erbat dringend einen Besuch zur Aussprache über die Lage. Ich hatte keine Zeit, mich um Heeresgruppen zu kümmern, die mir damals nicht unterstanden. Nach deren Unterstellung fuhr ich jedoch am 27./28. April 1945 nach Innsbruck, was Zeit ersparte, da es auf halbem Wege lag. Die Besprechung fand im Hause des Gauleiters in Anwesenheit von Generaloberst v. Vietinghoff und Botschafter Dr. Rahn statt. Obergruppenführer Wolff, der auch kommen sollte, war irgendwo von Partisanen festgehalten worden. Der Gauleiter hielt eine lange Eingangsrede, in der er sich über die politische Situation, seine Rücksprache mit Hitler und die trostlose militärische Lage im Südraum verbreitete. Zum Schluss meinte er, dass man die Frage einer rechtzeitigen Kapitulation prüfen müsse, dass man sich allerdings nur dann dafür entscheiden solle, wenn es keine Möglichkeit zum Weiterkämpfen mehr gäbe. Eine Bemerkung von Rahn und Vie-

tinghoff in einer durch kurzfristige Abwesenheit des Gauleiters bedingten Pause, in der beide Herren mir sagten, dass der Gauleiter heute ganz anders als vor einigen Tagen redete, liess mich aufhorchen. Anschliessend berichtete Generaloberst v. Vietinghoff über die militärische Lage, die sich unerträglich zugespitzt habe und zur Katastrophe führen müsste. Er hielt einen ganzen Entschluss und die Erwägung der Kapitulation für notwendig. Noch wäre es Zeit! Botschafter Dr. Rahn schwieg. In Unkenntnis dessen, dass die von mir seinerzeit gebilligten Besprechungen mit den Amerikanern bereits die Form einer Kapitulationsverhandlung angenommen hatten und die Unterhändler unterwegs waren, entschied ich nach militärischen Gesichtspunkten. Damals wie heute bedaure ich die Abwesenheit Wolffs, der, mit mir auf Gedeih und Verderb verbunden, mich zweifellos rückhaltlos eingeweiht hätte*). Ich führte aus, dass die Gesamtlage das Handeln diktieren müsste. Als Soldaten hätten wir Befehle zu beachten. Diese verböten eine Kapitulation, die nicht aus der Not heraus vor dem Gewissen des Truppenführers verantwortet werden könne. Man müsse auch die mittelbaren Folgen betrachten; die vorzeitige Kapitulation der Heeresgruppe C (Oberbefehlshaber Südwest) brächte unhaltbare Verhältnisse für die Heeresgruppen Südost und G nördlich der Alpen. Man müsse die psychologische Auswirkung eines derartigen Schrittes auf Führung und Truppe berücksichtigen, die um und in Berlin kämpfe. Das eigene Interesse müsse dahinter zurücktreten. Im Übrigen nähme ich an oder hoffe, dass die Lage an der Front sich, wie schon so oft in den vergangenen Jahren, doch günstiger entwickle, als man jetzt befürchte. Meine Entscheidung zum Weiterkämpfen fand keinen Wider Spruch. Ich hatte den Eindruck, dass ich Vietinghoff den Rücken gestärkt hatte.

Hätte ich die schon erwähnten vorbereitenden Massnahmen der Kapitulation im Einzelnen gekannt, so hätte ich wahrscheinlich anders entschieden und gehandelt. Verpflichtend für eine andere Einstellung wäre die an mich herantretende sittliche Forderung gewesen, getroffene Vereinbarungen einzuhalten und den Begriff der Vertragstreue nicht erneut zuschanden werden zu lassen. Wie ich gehandelt hätte, kann ich heute, um eine angreifbare Nachkonstruktion zu vermeiden, nicht sagen. Wahrscheinlich hätte ich nicht den Weg gewählt, den später der Oberbefehlshaber Südwest zu gehen für richtig hielt

Ich muss hier ergänzend einfügen, dass mich bereits in meinem Hauptquar-

*) Ich hatte keinen Offizier meines Kriegsschauplatzes, auch nicht meinen Chef des Stabes, in die Unterhandlungen mit den Amerikanern eingeweiht, da ich keinen meiner Offiziere gefährdet sehen wollte.

tier Pullach (bei München) zwei Offiziere als Abgesandte von Oberbefehlshaber Südwest und Obergruppenführer Wolff aufsuchten, die mich in die Geheimnisse einweihen sollten, sich sehr zurückhielten und keine Grundlagen für einen weitgehenden Entschluss lieferten. Einer der Leiter der «österreichischen Freiheitsbewegung» kam nicht einmal bis zu meiner Tür, sondern liess durch einen Offizier ganz dunkle Andeutungen vermitteln.

Die Verwicklungen, die sich aus der Innsbrucker Unterredung mit ihren halben Geständnissen in den folgenden Tagen ergaben, waren alles andere als schön; sie belasteten beide Seiten fast unerträglich. Als ich spätnachts am 1./2. Mai 1945 von einer Fahrt an die Front zurückkam, meldete mir mein Chef, dass der von mir entsandte General d. Inf. Schulz jeden weiteren Widerstand der nach seiner Ansicht völlig zerschlagenen Armeen für aussichtslos hielt und um sofortige Genehmigung des Waffenstillstandes bitte.

Ich erteilte die Genehmigung, die Generaloberst v. Vietinghoff am nächsten Tage im Rundfunk seiner Truppe bekanntgab. Gleichzeitig meldete ich dies dem OKW in einem Funkspruch, in dem ich mich für diese selbständige und unter Strafe stehende Handlung zur Verfügung stellte; unter kurzer Darlegung der mit der Kapitulation des Oberbefehlshabers Südwest verbundenen Folgen erbat ich gleichzeitig die Kapitulationsgenehmigung für die Heeresgruppen E (Südost) und G, die für G auch genehmigt wurde.

Als Unterhändler der Heeresgruppe G bestimmte ich am 3. Mai den Oberbefehlshaber der 1. Armee, General d. Inf. Foertsch, der für diese schwierige Aufgabe die diplomatische und politische Befähigung besass; am gleichen Tage wurde er von mir in meinem Hauptquartier in Alm in die Einzelheiten eingewiesen. Am 4. Mai fand die erbetene Verhandlung in Salzburg statt, von der General Foertsch ausserordentlich bedrückt zurückkam. Selbst unsere an sich sehr geringen Hoffnungen wurden noch enttäuscht; man kann diese Verhandlung nur einen Befehlsempfang nennen. Casablanca tat seine Wirkung! Das gleiche gilt für den Oberbefehlshaber Südwest, dessen Vertreter mir in dem Nachtgespräch vom 1./2. Mai 1945 von einem besonderen Entgegenkommen berichtet hatten, das der Oberbefehlshaber Südwest finden sollte! Die von mir angeforderte Niederschrift der Kapitulationsverhandlungen enthielt kein Wort darüber. In diesen Tagen trat ich zum ersten Mal an General Eisenhower wegen der Übergabe meiner den Amerikanern gegenüberstehenden Truppen heran. Eisenhower liess mir auf dem Funkwege mitteilen, dass eine Aussprache nur dann

in Aussicht genommen werden könne, wenn ich über die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht verhandeln würde. Darauf bat ich das OKW, die weiteren Schritte zu tun, was auch sofort geschah.

Für die Heeresgruppe G trat die bedingungslose Kapitulation am 6. Mai in Kraft. Ich gab die zu erwartende Kapitulation bereits am 2. oder 3. Mai bekannt, um weitere Kämpfe und damit verbundenes sinnloses Blutvergiessen zu vermeiden. Mit meinem Dank richtete ich den Appell an die Truppe, durch ihre Haltung den bisher untadeligen Ruf der deutschen Wehrmacht zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit und bei verschiedenen Truppenansprachen erklärte ich, dass unsere einwandfreie militärische Haltung das einzige sei, was uns auf die Dauer die Achtung der alliierten Soldaten erhalten könne und dass sie von allergrösstem Wert für die folgenden Verhandlungen auf höherer Ebene sein würde.

Ich selbst hatte den Eindruck gewonnen, und dies auch von den amerikanischen Befehlshabern bestätigt erhalten, dass die Männer sich nach einem fast sechsjährigen Krieg und in einer aussichtslosen Lage einwandfrei verhalten haben. Dies soll eine ehrende Feststellung am Grabe der deutschen Wehrmacht sein!

Mein Kommandostab war am 6. Mai die einzige Gruppe im Alpengebiet, die sich noch nicht ergeben hatte. Ich entschloss mich, einen verkleinerten Gefechtsstab in den herrenlos gewordenen Sonderzug Himmlers, der auf einem Abstellgleis bei Saalfelden stand, zu verlegen und liess wegen der Übergabe erneut mit den Amerikanern Verbindung aufnehmen. Mein Generalstabschef arbeitete inzwischen im alten Hauptquartier die von mir vorsorglich gegebenen Weisungen über die Einzelheiten der Übergabe aus. Obergruppenführer Hausser hatte ich als meinen Sonderbeauftragten angewiesen, dafür zu sorgen, dass die Übergabe der SS-Truppen unter genauester Beachtung der hierfür gegebenen Weisungen erfolgte, dass – um es kurz zu sagen – in letzter Minute keine Unbesonnenheiten, wie Ausweichen ins Gebirge usw., gemacht würden. Ihm, als dem beliebtesten und befähigtesten SS-Führer, ist dies auch gelungen, was nicht verhinderte, dass in der Folge die fronterfahrene und gut disziplinierte Waffen-SS-Truppe nach Ausnahmebestimmungen, nicht immer nach humanen Gesichtspunkten, behandelt wurde.

Ich hatte ruhige Stunden und konnte meine Zukunft überdenken. Sollte ich mich allen Weiterungen, die unausbleiblich waren, entziehen? Ich lehnte das ab, da ich mein Los nur einem Zweiten oder Dritten aufgebürdet hätte.

In kürzester Frist kam ein amerikanischer Major mit einigen Soldaten, die

von meinen Begleitern empfangen wurden; sie teilten mit, dass am nächsten Tag der Kommandeur der 101. Luftlande-Division, General Taylor, zu mir kommen würde. Der wesentlich dienst jüngere, aber entwaffnend höfliche amerikanische Offizier – überdies nach dem Krieg amerikanischer Kommandant von Berlin und seit Kurzem Oberbefehlshaber in Korea – lud mich zum Quartierwechsel in den «Berchtesgadener Hof» nach Berchtesgaden ein, nachdem die Einzelheiten über die Entwaffnung und Übergabe meines Stabes geregelt waren. Ich behielt Waffen, Orden und Marschallstab und fuhr in Begleitung des Divisions-Kommandeurs nach Berchtesgaden. Ich konnte noch auf der Fahrt dorthin verschiedene Truppen in dem schon erwähnten Sinne ansprechen. In Berchtesgaden wurden mir und meinen Herren die besten Räume des Hotels zugeteilt; ich konnte mich frei bewegen, wurde nur gebeten, dies in Begleitung des sympathischen Leutnants Brown, eines gebürtigen Münchners, zu tun. Dass ich ohne amerikanische Begleitung die Ost-Heeresgruppen in Zeltweg und Graz aufsuchen und sie mit meinen Befehlen versorgen konnte, ist auch ein kleines Zeichen der vorbildlichen Haltung des amerikanischen Generals, aber auch ein Zeichen der Spannungen zwischen den Alliierten. Der Oberbefehlshaber der amerikanischen Heeresgruppe, General Devers, der mich in diesen Tagen aufsuchte, wahrte zwar eine betonte Distanz, die mich meine neue Lage klarer erkennen liess, aber auch die traditionelle militärische Höflichkeit.

Im Eisenbahnzug beginnend, fanden in den nächsten Tagen laufend die Interviews mit den alliierten Reportern statt, die ohne Zwischenfall und fast in gegenseitigem Verstehen verliefen. Curt Riess, der sich später meiner besonders annahm, lernte ich dort kennen. Im Camp Mondorf bei Luxemburg hörte ich, dass eine für die Reporter-Aufnahmen angesetzte Teestunde das Missfallen der amerikanischen Öffentlichkeit hervorgerufen und Zwangsmassnahmen ausgelöst hatte. General Taylor, dem ich an dieser Stelle für seine verständnisvolle soldatische Haltung Dank sagen und Soldatenglück in Korea wünschen möchte, wird bezeugen können, dass ich diese Szene anfänglich ablehnte, da sie nicht mehr in meine zu erwartende Lage passte, und dass ich nur seinen drängenden Bitten nachgab.

Erneut und wiederholt bat ich, mit General Eisenhower sprechen zu dürfen, um zweckdienliche Massnahmen für die Truppe und die Bevölkerung anzuregen. Ich wurde jedoch am 15. Mai 1945 über Augsburg, wo Orden und Marschallstab zurückgelassen werden mussten, nach dem Lager Mondorf bei Luxemburg gebracht. Ich darf hier einfügen, dass keiner meiner beiden Chefs (General Winter und General Westphal) und keiner meiner übrigen Offiziere und

Männer an einen Abtransport mit bösem Ende dachten. Sie alle kannten mich genau, wussten fast über jede Stunde meines Kriegslebens Bescheid und waren weit entfernt, an ein Gericht oder Todesurteil zu denken. Sie dachten auch nicht daran, dass ich nicht zu General Eisenhower, sondern in ein Sonderlager verbracht werden würde. Warum hielt man es für richtig, nicht mit offenen Karten zu spielen?

Die Frage der Kapitulation hat wohl jeden deutschen Truppenführer zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Richtungen beschäftigt. Sie war in erster Linie eine Angelegenheit der Staatsführung. Ich hielt es mit meinem Gewissen für vereinbar, im Herbst 1944 ohne Wissen des OKW, jedoch unter späterer Meldung an Hitler, durch Obergruppenführer Wolff in Besprechungen mit amerikanischen Unterhändlern in der Schweiz einzutreten, da ich der Ansicht war, dass der Krieg auf diplomatisch-politischem Weg beendet werden musste. Dieser Schritt war von mir nicht als Einleitung der Kapitulation meines Kriegsschauplatzes gedacht, sondern als Hilfe für die Staatsführung, um überhaupt zu Verhandlungen zu kommen.

In zweiter Linie ist die Frage der Kapitulation eine militärische Angelegenheit, die in der Durchführung einer von der Staatsführung gutgeheissenen oder befohlenen Waffenstreckung besteht. Für den erstgenannten Fall ist die Übergabe der Heeresgruppe G, für den zweitgenannten Fall die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht als Musterbeispiel zu nennen.

Darüber hinaus kann eine Kapitulation notwendig werden, wenn die Truppen zerschlagen, der Widerstand sinn- und zwecklos geworden ist und mit dem Ausscheiden aus dem Kampf keine unmittelbaren militärischen oder staatlichen Interessen geschädigt werden. Man muss sich aber auch darüber klar sein, dass das Spiel mit dem Gedanken einer Kapitulation die seelischen Kräfte und den Kampfwillen zermüht. Diese Art der Kapitulation trat in verschiedenen Variationen auf. Beispiele für Kapitulationen, die durch die Entwicklung der Kriegseignisse bedingt sind und trotz der Nachteile für die Gesamtlage die letzte Lösung darstellen, um den Kampf zu beenden, sind die Kapitulation der Tunis-Armeen und der Heeresgruppe B im Ruhrgebiet, obgleich zwischen beiden ein in die Augen springender Unterschied vorhanden ist.

Endlich gibt es Kapitulationen, die von den militärischen Führern verantwortet werden können, wenn die Fortführung des Kampfes entweder keine Feind-

kräfte bindet, der Kampf infolge eigener innerer Schwäche hoffnungslos geworden ist, oder wenn der Kriegsausgang in keiner Weise mehr beeinflusst werden kann. In jedem dieser Fälle ist die Auswirkung auf die Nachbarn oder auf das Ganze vorher eingehend zu prüfen.

Kapitulationen, die vorausschauend geplant und plötzlich durchgeführt werden, ohne auch nur die nachbarlichen Verbindlichkeiten zu berücksichtigen, verraten ein grosses Mass von Verantwortungslosigkeit; sie werden meist politisch begründet, ohne dass die verantwortlichen Führer mehr als einen sehr beschränkten Einblick in die Gesamtverhältnisse haben. Auch hierfür bietet der II. Weltkrieg Beispiele. Im Zeitalter der Technik dürften derartig weitgehende Entschlüsse, wie Anregung und Durchführung von Kapitulationen ohne Mitwirkung der vorgesetzten Dienststellen, immer mehr Ausnahme werden.

Der ganze Fragenkomplex führt uns noch einmal zu dem alten Problem des «politischen Soldaten».

Die deutsche Wehrmacht kannte keinen «politischen» Soldaten; das Erziehungsprodukt des Generalobersten v. Seeckt war der «verfassungstreue» Soldat fernab vom parteipolitischen Getriebe.

Das Internationale Militär-Tribunal in Nürnberg brach den Stab über diesen Soldaten und verlangte stattdessen eine Haltung, die auf die grosse Aussenpolitik einen entscheidenden Einfluss zu nehmen und in krisenhaften innenpolitischen Lagen verbrecherische politische Elemente zu beseitigen oder Regierungen, die sich in verbrecherischer Richtung bewegten, zu stürzen wusste.

Zwischen diesen beiden Formen des Soldatentums besteht ein kaum überbrückbarer Gegensatz.

Mitte 1947 habe ich mich in einer Studie mit dem «politischen Soldaten», ohne mich mit dem «Nürnberger» Sonderfall des Dritten Reiches zu befassen, grundsätzlich auseinandergesetzt:

«Ich verlange von jedem höheren Offizier in gehobenen Führerstellen eine hohe politische Einsicht, die ihm einen zutreffenden, tiefen Einblick in alle Geschehnisse des politischen Lebens inner- und ausserhalb seines Landes vermittelt. Dieser Einblick soll den soldatischen hohen Führern die verantwortliche und verantwortungsbewusste Beraterrolle dem Staatsführer gegenüber, das Vorausdenken und gleichzeitig das Abstimmen der militärischen Notwendigkeiten mit den politischen Gegebenheiten ermöglichen. Diese feinnervige Mitarbeit ist unerlässlich und kann zu schweren Gewissenskonflikten und äusseren Auseinandersetzungen führen, wobei der militärische Führer die Auswirkung einer derartigen Haltung auf die Aussenpolitik berücksichtigen muss.

Ich erkenne aber keineswegs einen politischen Soldaten' an, der nach seiner jeweiligen Auffassung von Politik seine eigene Politik treibt und damit das Soldatentum in seinem innersten Wesen verkennt. Solche Soldaten massen sich staatsrechtliche Befugnisse an, die von keinem Staatsführer oder keiner Regierung geduldet werden können, wenn diese sich nicht selbst aufgeben wollen. Schon heute, im Jahre 1947, mehren sich beweiskräftige Beispiele für diese Auffassung in allen Ländern.»

Mit diesen Sätzen habe ich die überparteiliche Stellung des Offiziers, vor allem des höheren Offiziers, aber auch die Bindung jedes Soldaten an die gesetzmässige Regierung und an die legale Staatsform unterstreichen wollen. Bindemittel muss der Soldaten-Eid sein, der den Gehorsam als kategorischen Imperativ herausstellt und der nicht mehr und nicht weniger besagt, als dass der Soldat den Vorgesetzten und der gesetzmässigen Regierung zu gehorchen hat. Lockert man diese Bindungen, so leistet man den «Staatsstreichlern» Vorschub, die sehr selten das Beste des Staates oder des Volkes im Auge haben. Damit kann die Wehrmacht, die den Staat erhalten und schützen soll, zur Zerstörerin des Staates werden. Die zahllosen geschichtlichen Beispiele, in denen «Umstürzler» nicht aufbauend, sondern niederreissend wirkten, oder zum mindesten die Freiheit des Bürgers im Blut erstickten, sind Warnung genug. Ein positives Beispiel ist kein ausreichender Ausgleich, kann jedoch als Beweis dienen, dass in ganz seltenen Ausnahmefällen ein Loslösen vom Eid für den höchstverantwortlichen Soldaten eine sittliche Verpflichtung werden kann. Dieser Mann muss wissen, dass er sich auf dem schmalen Grat zwischen «Hosianna» und «Kreuzige ihn» bewegt.

Noch eines: Politik und Soldatentum widersprechen sich im Innern. Nur Ausnahme-Persönlichkeiten können beide Bereiche in sich vereinen. Es ist etwas Wahres an dem Ausspruch eines Offiziers nach dem I. Weltkrieg, ein Soldat, der sich der Politik verschreibe, höre auf, ein guter Soldat zu sein. Aus meinem eigenen Kriegserleben weiss ich, dass politische Gespräche in krisenhaften militärischen Lagen die militärische Leistung beeinflussen. Hier scheint mir die Gewaltenteilung: «hie Soldat – hie Politiker» die gesunde Lösung zu sein. Andererseits steht fest, dass die Truppe so gut oder so schlecht ist wie ihre Führer. Die heutige aufgeklärte Zeit verlangt einen Offizier, der in den grossen Zusammenhängen der Politik denken und seine Soldaten darüber unterrichten kann. Nur dann wird der «Bürger in Uniform» vom «parteilpolitischen Bürger» zum «staatspolitisch denkenden Soldaten». Man kann sich diese Aufgabe nicht schwer genug vorstellen, da wir Deutsche während einem bis zwei Jahrhunder-

ten, in gegenseitige Kriege verstrickt, die politische Schulung vernachlässigt haben und in den extremen links- und rechtsgerichteten Parteien und Politikern mehr oder weniger fanatisierte Verneiner des heutigen Staates haben.

Deswegen bleibt oberstes Gesetz die unzerreissbare Bindung des Soldaten an den Staat und die verfassungsmässige Staatsform durch den Eid*) und die Erziehung des «Bürgers in Uniform» zum «vaterländisch denkenden eidgetreuen Soldaten».

Mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 9. Mai 1945 ist ein Kriegsgeschehen beendet worden, das die Bevölkerung, Wirtschaft und Wissenschaft der ganzen Welt fünfeinhalb Jahre lang in seinen Bann gezogen hatte.

Aus diesem einmaligen Kräfteinsatz sind Erkenntnisse auf allen Gebieten der menschlichen Erlebniswelt gewonnen worden, deren Erfassung und sinnvolle Verarbeitung jahrzehntelange friedevolle Tätigkeit erfordern. Es sind Eingriffe in die völkische Substanz und in die Zivilisation und Kultur der am Kriege beteiligten Nationen erfolgt, deren Beseitigung eine ebenso lange Periode angestrengtester Arbeit der Völker beansprucht. Diese an sich nicht erfreulichen Feststellungen scheinen aber den Schluss zuzulassen, dass ein Krieg den nächsten Generationen erspart bleiben könnte. Ob dieses ideale Ziel von den nicht gerade immer idealen Menschen erstrebt und erreicht wird, muss bei einem flüchtigen Blick auf das Nachkriegsgeschehen leider bezweifelt werden.

Die politische Führung bleibt trotz der in die Augen springenden und selbstverständlichen Vorrangstellung der militärischen Führung auf den Kriegsschauplätzen die unsichtbare Führungsspitze, die beobachtet, das Bild der Weltlage ins Gleichgewicht zu bringen versucht und dann handelnd eingreift, wenn eine Einengung des Krieges sich anzeigt, eine Ausweitung nicht mehr zu umgehen ist oder der Friede zu erreichen oder zum unbedingten Erfordernis geworden ist.

Die politischen und diplomatischen Fäden vollkommen abreißen zu lassen und sich allein auf die militärische Kriegführung zu stützen, ist erwiesenermassen im höchsten Grade fehlerhaft. Ebenso ist es jedoch falsch, dem Gegner überhaupt keine Chance für einen Verständigungsfrieden zu lassen. Imperialismus, Hass und Rache werden dann Anlass zu dem Vernichtungskrieg, der sich unter Umständen in seinen Folgen auch auf den Sieger auswirken kann. In den

*) Solange noch der Eid im staatlichen, bürgerlichen und kirchlichen Leben seine verbindliche Bedeutung hat, sollte man sich auch in der Wehrmacht nicht von ihm trennen.

grössten Erregungszuständen darf die Vernunft nicht ausgeschaltet werden; im Gegenteil, der Blick in die Zukunft verlangt diese in besonders hohem Masse.

Die Raumausweitung des Krieges ist die natürliche Folge der immer enger und kürzer gewordenen Verbindungen zwischen den einzelnen Völkern und der raumüberwindenden Technik. Danach haben sich lediglich die Massstäbe, aber nicht die Werte verändert.

MEIN NACHKRIEGSERLEBEN

Erste Jahre der Gefangenschaft

Im Zeichen der «unconditional surrender» vollzogen sich die Übergabeverhandlungen. Es liegt mir fern, die Zeit nach der Waffenstreckung mit all ihren peinlichen und peinigenden Vorkommnissen wiedererstehen zu lassen, stehe ich doch auf dem Standpunkt, dass wir das Trennende beiseiteschieben müssen, um einander in unserem alten, brüchig gewordenen Europa näher zu kommen, um uns gegenseitig verstehen zu lernen, um über die endgültig der Geschichte angehörende Kleinstaaterei hinweg den Weg zu einem geeinten Europa zu finden. Schon immer ein Anhänger der Briand'schen Idee, wurden mir als Flieger die letzten Zweifel an der dringend gewordenen Neuordnung Europas genommen. Wenn man in Berlin, mit einer langsamen Maschine des Jahres 1934 startend, bereits nach einstündigem Flug die Karte zu Rate nehmen musste, um nicht über die tschechoslowakische Grenze zu geraten, so drückt sich darin eine weltgeschichtliche Wandlung aus. Meine Einstellung erklärte ich einem Offizier der amerikanischen «Historischen Division» Anfang 1948 eindeutig mit den Worten: «Wenn ich mich für den Westen entschieden habe und mich in meinem kleingewordenen Lebenskreis für die Verwirklichung eines europäischen Staatengebildes einsetze, deshalb auch für die amerikanische ‚Historische Division‘ arbeite, so will das für einen Menschen, der sich durch ein britisches Gericht zu Unrecht zum Tode verurteilt fühlt, sehr viel besagen.»

Das in diesen Worten liegende Vergessenkönnen müssen wir uns – so hart

es für den Einzelnen auch sein mag – aneignen. Manche Geschehnisse oder Streitfragen müssen aber erörtert werden, nicht um anzuklagen, sondern um aus den Fehlern für die Zukunft zu lernen.

Mein Leidensweg führte mich in die verschiedensten alliierten Lager und Gefängnisse:

Im «Ash-Cage» – welch ein sinniger Ausdruck! – Mondorf bei Luxemburg traf ich 1945 die ehemalige deutsche Prominenz von Staat, Wehrmacht und Partei. Graf Schwerin-Krosigk, der Reichsfinanzminister, und ich können das Recht für uns in Anspruch nehmen, die unruhigen Geister beruhigt und einander näher gebracht zu haben. Prächtige amerikanische Offiziere und Unteroffiziere betreuten uns, zu denen der Lagerleiter Oberst Andrus in einem bemerkenswerten Gegensatz stand. Vielleicht wurde er gerade deswegen Kommandant des I.M.T.-Gefängnisses Nürnberg. Wir alle ohne jede Ausnahme fanden, dass dieser amerikanische Offizier für die völkerverbindende Idee abträglich wirkte. Die jüngeren amerikanischen Offiziere meinten, dass ich in dem Lager fehl am Platze wäre, und bemühten sich in mehr als anerkannter Weise darum, mich in ein anderes, nicht so leichenduftumwittertes Lager zu bringen. Dass die Bemühungen vergeblich waren, ändert das Urteil über diese, über der Hasspsychose stehenden Offiziere nicht.

In Oberursel hatte ich es gut, lernte nur ein paar Tage die Unheil gebärende Stätte des Baracken-Untersuchungslagers kennen. Was ich aber dort zu sehen bekam, war nicht schön. Ich kam zu der Auffassung und fand sie später anderwärts bestätigt, dass der CIC-Dienst – man mag ihn in anderen Staaten anders nennen – den Menschen so umformt, dass man im Verkehr mit ihm ein Unbehagen, das bis zu Angst und Furcht ausreifen kann, nicht zu unterdrücken vermag. Auch dieser Beruf stempelt den Träger! Manches wäre vermieden worden, wenn nicht so viele emigrierte Deutsche eingeschaltet gewesen wären. Es ist zuviel verlangt, von Emigranten, von Menschen mit schweren Vergangenheitserlebnissen, Objektivität und Menschlichkeit zu erwarten.

Nürnberg – wer es im Untersuchungsgefängnis erlebte, wird es nie mehr vergessen. Fünf Monate Einzelhaft, ohne jede Begründung – ab 23. Dezember 1945! Man kam sich beim «exercise» oder in der Kirche wie ein «Aussätziger» vor. Dazwischen lange Stunden Zeuge für Göring – wie man mir aus Anwaltskreisen sagte: «Endlich einmal ein klassischer Zeuge!» Zwei Vorgänge aus dieser Zeugentätigkeit blieben haften. In längeren Ausführungen begründete ich die Rechtmässigkeit der Fliegerangriffe in den ersten Tagen des Polen-Feldzu-

ges. Das Reichsluftfahrtministerium hatte in Anlehnung an die Haager Landkriegsordnung sinngemässe Regeln für den Luftkrieg entworfen. Als der Generalankläger Maxwell Fife diesen Programmpunkt mit der Bemerkung abschloss: «Also Sie haben so und sovieler polnische Städte widerrechtlich angreifen lassen!» erwiderte ich mit erhobener Stimme bei Totenstille im Saal: «Herr Generalankläger, ich habe meine Ausführungen als deutscher Offizier mit über 40 Dienstjahren, als deutscher Generalfeldmarschall und unter Eid gemacht! Wenn meine Ausführungen so wenig beachtet werden, werde ich für die Folge keine weiteren Aussagen machen.» Das betretene Schweigen im Saal wurde nach einiger Zeit durch die Worte des Generalanklägers unterbrochen: «Ich wollte nicht beleidigen.» Was denn??! –

Später wollte Rechtsanwalt Dr. Laternser etwas über die Partisanen in Italien wissen, was den russischen Generalankläger Rudenko sofort aufspringen und erklären liess: «Der Zeuge scheint mir am wenigsten geeignet zu sein, darüber zu sprechen.» (Ich hätte doch soviel dazu sagen können!) Und das von einem Rudenko, dessen Lebensweg mir einigermaßen bekannt war! Ich bedauerte, dass der Gerichtshof nicht dieselbe Personalkennntnis besass; wurde doch nach einer längeren Beratung ausserhalb des Saales das Thema abgesetzt.

An Nürnberg schloss sich Dachau an. Meine mit mir fahrenden Kameraden wurden gewart, sich mit mir zu unterhalten; ich ebenso im umgekehrten Sinn, was nach Ankunft im «Bunker» Dachau dazu führte, dass ich mich, mit den Feldmarschällen v. Brauchitsch und Milch, Staatssekretär Bohle, Gesandten v. Barga und einem Unterscharführer in einer kleinen Zelle zusammengepfert, mit allen Zelleninsassen unterhalten musste. Unser Betreuer war ein Zigeuner, der besonderes Interesse an meiner Uhr fand. Im Bunker lernte ich wieder das Stillstehen, während die Gedanken umso lebhafter kreisten.

Erfrischend war die Anteilnahme der SS-Kriegsgefangenen im Lager an unserem Geschick und unserer Person, nachdem wir, entkräftet in einer Baracke untergebracht, freien Auslauf im Lagerbereich erhielten.

Wieder Nürnberg und dann Langwasser, wo ich nach kurzer Begrüssung durch die vielen Kameraden auserwählt war, mit Skorzeny in das stark vergiterte Barackengefängnis gebracht zu werden. Dieser Aufenthalt hatte den unbestreitbaren Vorteil guter Unterbringung, bester amerikanischer Verpflegung und wohlthuender Betreuung. Bald wurde ich in eine andere Baracke gebracht, wo ich bei den intimsten Beschäftigungen während der Nacht von drei Leuten (zwei mit Maschinenpistolen, einer mit Leuchter) überwacht wurde. Das Leben gefiel sich in Extremen:

Zwei Tage später ging es in einem schönen Kraftwagen mit den Feldmarschällen List, v. Weichs und einigen jüngeren Offizieren nach dem Lager der amerikanischen «Historischen Division» in Allendorf. Der Begleitoffizier war ein Gentleman und hatte Herz; wir fühlten uns unter unseresgleichen. In Allendorf gaben sich die Offiziere der «Historischen Division» unter dem ausgezeichneten Colonel Potter grösste Mühe, die üblichen Härten des Lagerlebens zu mildern. Dort begann ich auch, auf einen grösseren Kreis von Generalen und Generalstabsoffizieren einzuwirken, sich am Schreiben der Kriegsgeschichte zu beteiligen. Als Hauptgründe führte ich an, dass hier die einzige Möglichkeit gegeben wäre, ein Ehrenmal für unsere Wehrmacht zu schaffen und dadurch auch die alliierte Geschichtsschreibung im Interesse der historischen Wahrheit zu beeinflussen. Nebenzweck war, die Erfahrungen niederzulegen. Die Schwierigkeiten lagen vor allem in dem Fehlen des Dokumentenmaterials. Doch die Arbeiten waren und sind meines Erachtens recht brauchbare Unterlagen für die endgültige Geschichtsschreibung. Der Namen der Offiziere der amerikanischen «Historischen Division» wären zu viele, denen ich weitgehendes Verständnis und Verstehen für unsere und unserer Familien Lage zuerkennen muss: sie waren und sind bis heute fast ausnahmslos Botschafter des «guten Willens» und der «Fraternization».

Im Herbst 1946 war ich einen Monat in dem bekannten «Kensington Cage» in London. Colonel Scotland führte dort das Szepter; dieses Cage ist umstritten; ich fand eine bemerkenswert gute Aufnahme und Rücksicht. Fast täglich unterhielt ich mich mit Colonel Scotland. Diese Aussprachen brachten uns einander näher, ich lernte seinerzeit und später sein rechtliches Denken kennen, wagte er es doch 1950 in einer überzeugenden Petition und in unmissverständlicher Sprache meine Freilassung zu beantragen. Als ein Unterorgan eines Abends mir gegenüber die Kz.-Allüren eines Kapos zeigte, teilte ich Scotland das mit den Worten mit, dass wir Vorgesetzten leider nicht alle Fehlhandlungen unserer Untergebenen erführen, und dass ich es deswegen für meine Pflicht hielt, ihn über den Vorgang aufzuklären. Folge war die Einhaltung der Normregeln auch durch diesen Unteroffizier. Noch eine kurze Wiedergabe eines Gespräches mit einem deutschstämmigen jüdischen Vernehmer: Anlass des Gespräches war die von zahlreichen Alliierten zur Sprache gebrachte, auch kritisierte wachsende Gegnerschaft gegen die Juden in der Welt. Ich sagte zu meinem Vernehmer: «Sie haben die Zeichen der Zeit nicht verstanden; nicht ausgeschlossen, dass Sie die einmalige Möglichkeit versäumt haben, dem jüdischen Volk ein Fundament zu verschaffen, das ihm eine unangreifbare Stellung in der Welt gegeben hätte. Be-

strafung der Verbrecher am jüdischen Volk, Wiedergutmachung hatten sie mit vollem Recht zu fordern; dafür hätten alle Deutschen und die ganze Welt volles Verständnis; weltweite Hilfe wäre Ihnen zugeflossen. Sich aber der Rache als Leitgedanken hinzugeben, ist verderblich, weil aus diesem Seelenzustand nur neues Unrecht entsteht.» Er – sichtlich beeindruckt: «Ja, Sie verlangen aber viel von uns Juden!» Meine Erwiderung: «Ja, voll zugegeben; ist aber das Ziel einer endgültigen Befriedung der Welt nicht dieses gewiss hohen Einsatzes wert?»

Allendorfs Vorzug war, dass wir in grosszügiger Weise Besuche empfangen durften; so konnten wir auch Weihnachten 1946 und Neujahr 1946/47 mit unseren Familien verbringen. Diese seelische Stärkung bedeutete für unsere Frauen viel; dass sie die kommenden Jahre durchgehalten haben, ist sicherlich mit auf diese Besuche zurückzuführen. Am 17. Januar 1947 wurde ich zum Beginn meines Prozesses über Salzburg nach Rimini transportiert. Colonel Potter brachte mich in Begleitung eines anderen Obersten nach Frankfurt, um mich zwei sehr netten englischen Offizieren zu übergeben. Ein Zeichen des Wirrwarrs der Zeit: Mit den englischen Offizieren war ich in Salzburg in einem amerikanischen Haus tagsüber Gast des Wohnungsinhabers, um dann nachts in einer Kojen eines früheren Pferdestalles untergebracht und darauf wieder in Rimini von einer grösseren Offiziersabordnung begrüsst zu werden. Es tat wohl, in solchen kurzen Momenten zu sehen, dass die Kameradschaft nicht an Grenzen oder vor Besiegten Halt macht.

Ich freue mich immer wieder, feststellen zu können, dass die Soldaten häufig bessere, einfühlsamere Politiker sind, als die sich dazu berufen fühlenden Persönlichkeiten. Es wirkt wie eine Satire, wenn festgestellt werden muss, dass die so häufig von der ganzen Welt abgelehnten, lächerlich gemachten und diffamierten Soldaten in wirklichen Notzeiten von derselben Welt in führende Stellen berufen und mit Ehrungen überhäuft werden. Man braucht nur nach Amerika zu schauen, um davon überzeugt zu werden (Marshall, Eisenhower, MacArthur). Amerika ist hier nur ein Beispiel. Sollte diese Tatsache nicht Anlass dazu geben, weniger gegensätzlich und triebhaft die Soldaten zu beurteilen?

Mein Prozess)*

Meine Abfahrt um 6 Uhr morgens nach Venedig-Mestre gestaltete sich zu einer kleinen, bewegendem Ovation von Lagerinsassen, die mir alle unterstanden hatten; ich versprach, für ihre Ehre, für die Deutschlands, einzutreten. Durch gewisse, deutscherseits nicht verschuldete Vorgänge verzögerte sich das Eintreffen meiner Anwälte, so dass der Prosecutor ohne Anwalt oder unter Zuteilung eines vom Ankläger als Belastungszeugen angeforderten Richters den Prozess anlaufen lassen wollte. Wieder war es ein englischer Offizier, der hier einsprang und dem Prosecutor sagte: «Man soll doch den Prozess nicht von Anfang an zur Farce machen.» Meinem Prozess ging im November 1946 das Verfahren gegen Generaloberst v. Mackensen und Generalleutnant Mälzer in Rom voraus. Beide waren gleich mir wegen der am 24. März 1944 durchgeführten Erschiessung von 335 Italienern in den ardeatinischen Höhlen bei Rom angeklagt worden. Beide wurden mit Urteilsspruch vom 30. November 1946 zum Tode verurteilt. Ich habe als Zeuge für meine Untergebenen gesprochen – jedoch ohne jeden Erfolg! Der Vorsitzende des Gerichts in Rom hiess Fairplay!

Mein Prozess in Venedig-Mestre dauerte über drei Monate, von Februar bis Mai 1947; er war anstrengend. Weniger waren es die sechs Tage, während derer ich auf dem Zeugenstuhl sass und unter Eid aussagte. Wenn ein englischer Offizier mir nach dem Prozess, am Tage der Verkündung des Todesurteils, nach einer längeren Unterhaltung sagte: «Herr Feldmarschall, Sie ahnen nicht, welche Achtung Sie sich während des Prozesses, besonders heute, bei allen englischen Offizieren erworben haben!», so lässt diese Bemerkung erkennen, dass ich meinen Mann gestanden habe. Dem englischen Offizier antwortete ich: «Herr Major, und wenn ich mich um ein Jota anders verhalten hätte, so wäre ich zu Unrecht deutscher Feldmarschall geworden».

Das Kriegsgesicht war mit Ausnahme des Judge Advocate anders als in Rom zusammengesetzt. Der Judge, also die einzige richterliche Person, die die nicht juristisch vorgebildeten Richter beraten sollte, tat es auch in allen anderen grossen Prozessen; sie endeten fast ausnahmslos mit Todesurteilen. Wenn der Judge seinen «Final Speech» mit den Worten abschloss, dass ich im Zwielficht stünde, so darf ich eindeutig bekunden, dass er keineswegs im Zwielficht von Voreingenommenheit und lebendiger Objektivität stand. Eine Schweizer Zeitung schrieb damals, dass er der zweite, und zwar der bessere Ankläger wäre.

*) Eingehend berichtet hierüber mein Anwalt Dr. Latemser, in seinem Buch: «Verteidigung deutscher Soldaten.»

Das Gericht war nicht so zusammengesetzt, wie es nach den internationalen Bestimmungen üblich ist. Neben einem General (Hackwell-Smith) war es mit vier britischen Oberstleutnanten besetzt. Der Präsident hat seine vorbildliche Objektivität in der zweiten Hälfte des Prozesses nicht mehr so überzeugend zum Ausdruck bringen können, wobei ich das Wort «können» besonders betone. In dieser Periode des Prozesses gefiel er sich in der Rolle eines sehr temperamentvollen Inquisitors, ohne dass die rücksichtsvolle Behandlung meiner Person dadurch irgendwie in Frage gestellt worden wäre. Oberstleutnant Scotland, der 1952 in einer Broschüre den «Fall Kesselring» behandelte, äusserte sich über das Gericht folgendermassen: «... Alle rechtlich denkenden Menschen in England und in Deutschland sollen sich selbst ein Urteil über die Opfer dieser beiden Gerichte bilden, die man wohl als die schlechtest unterrichteten bezeichnen kann, die je auf Befehl Seiner Majestät zusammentraten ...»

Nun zum Fall selbst. Die mir ausgehändigte Anklageschrift umfasste zwei Anklagepunkte: Punkt 1 legte mir die Beteiligung an der Tötung der schon genannten 335 Italiener zur Last und in Punkt 2 wurde der Vorwurf erhoben, dass ich durch zwei Befehle die mir unterstellten Truppen angereizt hätte, italienische Zivilisten im Wege der Repressalie und unter Verletzung der Gesetze und Gebräuche des Landkriegs zu töten, was die Tötung von insgesamt 1087 Italienern zur Folge gehabt hätte.

Der ebenso kurzen wie folgensweren Anklageschrift waren Zeugenaussagen – sogenannte Sergeant-Affidavits – als Beweisstücke angeschlossen, sonst nichts.

Der Judge Advocate hat in seinem «Summing up» die Richter dahin beraten, dass sie mich freisprechen müssten, wenn sie annähmen, dass die Verantwortung für die Repressalie von der Wehrmacht auf den SD übergegangen sei. Darin scheint mir der Schlüsselpunkt zu Anklagepunkt 1 zu liegen. Aus dem Urteil «Schuldig – Tod durch Erschiessen» muss ich folgern, dass das Gericht dies nicht als erwiesen angesehen hat. Dazu ist zu sagen, dass mein Chef des Generalstabs, mein Ia und Ic, zu denen später noch der damalige Kriegstagebuchführer hinzutrat, unter Eid ausgesagt haben, dass Hitler in seinem endgültigen Befehl die Durchführung der Repressalie auf den SD übertragen hat; auch der SD-Führer hat dies im Verlauf des Prozesses zugegeben. Warum dann trotzdem das «Schuldig»? Man kann nur annehmen, dass die eidlichen Aussagen meiner Offiziere als «unglaublich» angesehen worden sind. Uns allen war dies unfasslich. Schliesslich sagte ich mir, dass dies nur auf eine unterschiedli-

che Auffassung des Eides schlechthin zurückgeführt werden kann. Ich bin während der beiden Prozesse immer mehr zu der Überzeugung gekommen, dass in den alliierten Nachkriegsverfahren der Eid nicht als wahrheitförderndes Mittel, sondern nur als Druckmittel angesehen wurde, das Letzte, ja sogar mehr als überhaupt ausgesagt werden konnte, aus den unglücklichen Opfern herauszuholen.

Da ich annehmen durfte, dass das Gericht die Prozesslage zum mindesten als zweifelhaft betrachten müsse – von einem Beweis konnte nicht die Rede sein –, konnte ich nach dem internationalen, auch britischerseits anerkannten Rechtsgrundsatz «in dubio pro reo» kein «Schuldig» erwarten.

Aus dem Prozessverlauf – eine Begründung des Urteils wurde nicht gegeben und fehlt heute noch – durfte man auf Grund der Belehrung der Offizier-Richter durch den Judge weiter annehmen, dass die angewandte Repressalie an sich als völkerrechtlich zulässig angesehen wird. Auf die befohlene Quote 1:10 komme ich noch zu sprechen. Konnte ich also schon wegen der Repressalie – selbst wenn ich noch für die Durchführung verantwortlich gewesen wäre – mit keinem Schuldspruch rechnen, so musste das Gericht als bewiesen betrachten, dass Mackensen und ich es unter unserer Verantwortung, die erst durch den endgültigen Hitler-Befehl aufgehoben wurde, überhaupt zu keiner Repressalie kommen lassen, vielmehr durch die Exekution von Todeskandidaten, d.h. von Leuten, die auf Grund des internationalen Rechts ihr Leben verwirkt hatten, die erstrebte abschreckende Wirkung zu erreichen versuchen wollten. Dabei sollte unter Wehrmacht-Verantwortung die Zahl der Opfer, übrigens in vollem Einvernehmen mit dem SD, auf die vorhandene Zahl der in den Gefängnissen einsitzenden Todeskandidaten abgestimmt werden. Dass sich der Oberbefehlshaber Südwest und der SD damit in einen bewussten Widerspruch zu dem mit Sicherheit zu erwartenden und anders lautenden Befehl Hitlers setzen wollten, hätte das Gericht zum mindesten als den anständigen Versuch, human zu handeln, ansehen müssen. Ich gehe weiter und behaupte, dass kein Gericht der Welt nach diesem unwidersprochenen Sachverhalt den deutschen Oberbefehlshabern – selbst wenn sie noch verantwortlich gewesen wären – den «dolus» eines Verbrechens hätte nachweisen können.

Der endgültige Befehl Hitlers bestimmte die Repressalquote mit 1:10 und den SD zur Durchführung der Repressalie, womit die Wehrmacht ausgeschaltet und jedes Einflusses beraubt wurde. Mit dieser Verhältniszahl 1:10, auch unter Berücksichtigung der von uns angestrebten Einschränkung, scheint das Gericht nicht einverstanden gewesen zu sein, sie vielmehr als über das völkerrechtlich

Zulässige hinausgehend angesehen zu haben. Trifft dies zu, so verwundert dies umso mehr, als nachgewiesener- und bekanntermassen alliierte Befehlshaber gleiche oder höhere Repressalquoten befohlen haben, ohne dass in ihren Fällen eine krisenhafte Kriegslage und die Voraussetzungen für «Notwehr», wie sie im Fall Rom vorlagen, gegeben gewesen waren. Ich enthalte mich über die Berechtigung der Repressalquoten, die von den alliierten Befehlshabern bestimmt wurden, jeglichen Urteils, da die Repressalie anerkanntermassen, wie ich es im Abschnitt 21 näher ausführte, eine Ermessensfrage ist. Deswegen ist es schwer, in einem solchen Fall nach Jahren ohne Kenntnis der jeweiligen Atmosphäre ein Urteil über «richtig» oder «falsch» abzugeben. Es wäre wohlthuend gewesen, wenn die Richter, gerade weil sie als *Sieger* zu Gericht sassen, diesen Punkt in ihre Erwägungen einbezogen hätten. Dass ein italienisches Gericht, also ein Gericht der durch die Erschiessung betroffenen Nation, im Prozess Kappler (SD) in demselben Punkt zu einem Freispruch gekommen ist, mag die britischen Richter in einen starken nachträglichen Gewissenskonflikt gebracht haben, der mir heute fast wie ein schicksalhafter Ausgleich vorkommt.

Bei der Gesamtbetrachtung sollte man nicht vergessen, dass der Anlass der Repressalie die Vernichtung einer nur zum Polizeidienst, also zum Schutz der italienischen Bevölkerung eingesetzten Polizeikompanie alter kinderreicher Tiroler und die Tötung verschiedener italienischer Strassenpassanten durch ideologisch verhetzte italienische Kommunisten war, die unter dem Deckmantel «Alles für's Vaterland» ihre landesverräterischen Ziele verfolgten. Dieses dürfte umso schwerwiegender sein, als wegen vorangegangener Attentate die Bevölkerung von Rom durch öffentliche Warnungen und durch die Kirche auf die zu erwartenden Folgen weiterer Attentate hingewiesen worden war.

Von befreundeter britischer Seite hörte ich, dass ich auch Verantwortungen übernommen haben soll, die meine Befugnisse überschritten hätten. Dies kann sicher nicht für die Erschiessung der Italiener in den ardeatinischen Höhlen zu treffen, da ich vor Gericht die Unabhängigkeit des SD von der Wehrmacht beweiskräftig klargelegt habe; sie ist überdies kaum mehr ein Streitpunkt.

Ich habe, wie schon erwähnt, mit Mackensen versucht, die Repressalie zu umgehen; dies wurde von den britischen Gerichten überhaupt nicht gewürdigt. Der amerikanische Militärgerichtshof Nr. V in Nürnberg stellt dagegen seinen verständlicheren Standpunkt eindeutig in folgenden Worten fest:

«Um der gesetzlichen und moralischen Brandmarkung zu entgehen, würde es genügen, zu beweisen, dass der verbrecherische Befehl jedesmal, wenn sich Gelegenheit dazu bot, umgangen wurde.»

Meine beiden Generale (v. Mackensen und Mälzer) und ich wurden zum Tode verurteilt, weil unser Versuch, einen Befehl Hitlers zu umgehen, gescheitert ist, ohne dass wir – da ausgeschaltet – an dem Scheitern irgendwie die Schuld trugen.

Unter den von mir geschilderten Umständen erhält das allseits beanstandete Fehlen der rechtlichen Begründung des Urteils eine besondere, unmissverständliche Note.

Zu Anklage 2: Ich habe Entstehen, Kampfweise usw. der italienischen Bandengruppen und die Art der deutschen Gegenmassnahmen im Abschnitt 21 so objektiv wie möglich geschildert; sie lassen meine Grundeinstellung zu allen das Bandenwesen betreffenden Fragen erkennen. Ich ergänze diese Ausführungen durch Übernahme eines Satzes aus einem Ende 1952 geschriebenen Brief an den italienischen Ministerpräsidenten de Gasperi, in dem ich ihn wegen der neu aufgetretenen, von Grund aus unberechtigten Hetze gegen mich gebeten habe, von seiner hohen Warte aus an der Verbreitung der geschichtlichen Wahrheit mitzuhelfen:

«. . . Ich verstehe den Schmerz der italienischen Mütter und Väter über den Tod ihrer Söhne, ich beuge mich im Stillen vor dieser echten Trauer, da auch diese Toten, soweit sie nicht einem landesfremden Kommunismus verfallen waren, für ihr Vaterland gestorben sind. Glauben aber dieselben Männer und Frauen nicht auch, dass die deutschen Mütter und Väter in echtem Schmerz aufgeschrien haben, wenn sie die Mitteilung vom Tode ihrer Lieben erhielten, die aus dem Hinterhalt abgeschossen wurden oder durch eine furchtbare Gefangenschaft in den Tod gehen mussten? Verstehen diese Männer und Frauen es nicht, dass es meine Pflicht war, die deutschen Soldaten vor diesem Schicksal zu bewahren? ...»

Begründet wurde diese Anklage mit dem Hinweis auf meine Befehle vom 17. Juni 1944, 1. Juli 1944, 15. August 1944 und 24. September 1944.

Ich beschränke mich darauf, die Punkte anzuführen, die nach dem «Final Speech» des Staatsanwalts als belastend angesehen wurden:

1. Befehl vom 17. Juni 1944:

«Der Kampf gegen die Banden muss daher mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und mit grösster Schärfe durchgeführt werden. Ich werde jeden Führer decken, der in der Wahl und Schärfe des Mittels über das bei uns übliche zurückhaltende Mass hinausgeht.»

In der ersten englischen Übersetzung wurde das Wort «Mittel» durch das Wort «Methoden» wiedergegeben; liest man den Satz so, so kann man darin die Anklage in etwa gestützt sehen. Mir ist aufgefallen, dass in dem späteren Prozess des Obergruppenführers Simon (Padua) der auch in meinem Prozess als zweiter Ankläger tätige Staatsanwalt wiederum von «Methoden» sprach. Sollte man auch in meinem Prozess an der irrigen Übersetzung festgehalten haben?

«Auch hier gilt der alte Grundsatz, dass ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, sich durchzusetzen, immer noch besser ist, als Unterlassung und Nachlässigkeit. Die Banden sind anzugreifen und zu vernichten.» Schon dieser Auszug lässt den Charakter als taktische Weisung erkennen; sie war als ‚geheime Kommandosache‘ an die Führer bis zu den Divisionskommandeuren herab gerichtet, die für den Einzelfall im Rahmen der Weisung die jeweils notwendigen Anordnungen zu geben hatten. Zweck dieser Weisung und auch der folgenden war, den Kampf auf beiden Seiten nicht in das zu erwartende Chaos abgleiten zu lassen, die Befehlshaber zu verpflichten, dem vernachlässigten Bandenkampf die grösste persönliche Aufmerksamkeit zu widmen, mit anderen Worten, den Bandenkampf auf dieselbe Stufe mit dem Kampf an der Front zu stellen und die Verwendung aller verfügbaren Kampfmittel für diese Kampffart freizugeben.

Man glaubte aus der Fassung: « . . . Ich werde jeden Führer decken usw. ...» herauslesen zu können, dass ich damit auch jede Repressalie zu decken beabsichtigte. Dass diese Auffassung nicht haltbar ist, ergibt sich allein schon daraus, dass in diesem Befehl von Repressalie überhaupt nicht die Rede ist.

1. Befehl vom 1. Juli 1944, der im Gegensatz zu dem Befehl vom 17. Juni kein reiner Kampfbefehl ist; er enthält vielmehr unter b) und c) auch Grundsätze für Repressalien, die zur Anwendung kommen konnten:

- a) «In meinem Aufruf an die Italiener habe ich den Bandenkampf mit den schärfsten Mitteln angekündigt. Diese Ankündigung darf keine leere Drohung sein. Ich mache es allen Soldaten und Polizei-Soldaten zur Pflicht, im Tatfall die schärfsten Mittel zur Anwendung zu bringen. Jeder Gewaltakt der Banden ist sofort zu ahnden.»
- b) «Wo Banden in grösserer Zahl auftreten, ist der in diesem Bezirk wohnende, jeweils zu bestimmende Prozentsatz der männlichen Bevölkerung festzunehmen und bei vorkommenden Gewalttätigkeiten zu erschliessen.»
- c) «Werden Soldaten usw. aus Ortschaften beschossen, so ist die Ortschaft

niederzubrennen. Täter und Rädelsführer sind öffentlich aufzuhängen.»

Dieser an die gleichen hohen Kommandobehörden gerichtete Befehl war die Antwort auf einen vielsagenden Aufruf der Marschälle Badoglio und Alexander zum Meuchelmord an den Deutschen und auf die dadurch hervorgerufene weitere Verschärfung des Bandenkampfes. Ich glaube nicht, dass die Anklage gemäss zb überhaupt erhoben worden wäre, wenn die britische Anklagebehörde den Artikel 358 d der amerikanischen «Rules of Land Warfare» gekannt hätte, der besagt:

«Geiseln, die für den erklärten Zweck festgenommen und gehalten werden, um als Sicherheit gegen ungesetzliche Handlungen von Seiten der feindlichen Streitkräfte oder der Bevölkerung zu dienen, dürfen bestraft oder getötet werden, falls die ungesetzlichen Handlungen trotzdem begangen werden.»

Weiterhin geht die amerikanische Rechtsauffassung dahin, dass Partisanen und Freischärler summarisch, d.h. ohne vorheriges Gerichtsverfahren, getötet werden dürfen. Ich brauchte jedoch von diesem Recht keinen Gebrauch zu machen, da in keinem nachweisbaren Fall Bandenmitglieder nach dem Kampfgeschehen ohne vorhergegangenes standgerichtliches Urteil getötet worden sind. Wenn das Gericht aus dem Satz meines Befehls vom 24. September:

«Ich ordne des Weiteren an, dass für die Folge Standgerichte sofort an Ort und Stelle zusammenzutreten haben ...»

das Gegenteil herauszulesen versuchte, so ist dies nicht verständlich; wurde doch vor Gericht beweiskräftig darauf hingewiesen, dass das entscheidende Merkmal dieses Absatzes die Worte «sofort an Ort und Stelle» sind. Diese Worte besagten nicht, dass die Standgerichte erstmals einzuführen seien, sie waren da; die Worte sollten den Soldaten nahebringen, dass es wirksame legale Mittel gibt, Völkerrechts Widrigkeiten zu bestrafen, wenn sie nur richtig angewendet werden. Wenn das Gericht der Auffassung gewesen sein sollte, dass meine Weisungen zum «Terror gegen die Zivilbevölkerung» aufgereizt hätten, so muss dem entgegengehalten werden, dass «Zivilbevölkerung», «Frauen und Kinder» nirgends erwähnt sind, sie also auch nicht gemeint gewesen sein konnten. Sämtliche zur Zeit des Prozesses mit ihrem Aufenthaltsort bekannten deutschen Oberbefehlshaber, Befehlshaber und Divisionskommandeure sagten mündlich vor Gericht oder schriftlich unter Eid aus, dass sie niemals die Weisung im Sinne der Anklage aufgefasst hätten. Lediglich ein Oberbefehlshaber hat im Londoner «Kensington Cage» unter dem Druck einer verständlichen Cage-Psychose unbeeidigte kritische Bemerkungen zu meinen Befehlen ge-

macht, die er als freiwilliger Zeuge vor Gericht unter Eid zurückgenommen hat. Da das Gericht anscheinend diese Richtigstellung nicht gelten liess, sei der Sachverhalt kurz geschildert.

Mein Befehl besagte: «Ich werde jeden Führer decken, der in der Wahl und Schärfe des Mittels über das bei uns übliche z u r ü c k - haltende Mass hinausgeht.»

Der Zeuge hatte in Erinnerung: «Ich werde jeden Führer decken, der in der Wahl und Schärfe des Mittels weit über das gebotene Mass hinausgeht.»

Mit Recht konnte die zweite Fassung beanstandet werden, aber – sie war falsch. Selbst wenn man weiteren schriftlichen und unvereidigten Äusserungen des Zeugen Bedeutung beimessen wollte, so konnte man doch nicht aus den Worten des Zeugen: «dieser Befehl enthält eine grosse Gefahr für die Truppe» und «Befehle des Feldmarschalls geben der Truppe zu viel Freiheit» eine Aufreizung zum Terrorismus gegen die Zivilbevölkerung herauslesen. Dem Gericht musste überdies aus der Aussage des Chefs des Stabes des einschlägigen Armeeoberkommandos bekannt sein, dass eine Gefährdung der Truppenmoral nicht vorgelegen hat.

Man kann sich nicht vorstellen, dass das Gericht nach Klärung des wirklichen Sachverhaltes an der schriftlichen Londoner Zeugenäusserung festgehalten haben kann. Und doch ...?!

Die Schlussworte des Befehls vom 1. Juli 1944 lauteten: «Jede Art von Plünderung ist untersagt und wird aufs Strengste geahndet. Jede Massnahme soll hart aber gerecht sein. Das Ansehen des deutschen Soldaten verlangt dies.»

Sie sprechen allein schon gegen die Auslegung des Gerichts. Sie stellen den Sinn meiner Befehle ins rechte Licht.

Die Befehle vom 21. August und 24. September 1944 hätten auch voreingennommene Richter überzeugen können, dass meine Befehle keinen Terror bezweckten.

Ein Auszug aus dem Befehl vom 21. August 1944:

«Im Zuge der Bandenbekämpfung und Grossaktion gegen die Banditen haben sich in den letzten Wochen Vorfälle ereignet, die das Ansehen und die Disziplin der deutschen Wehrmacht aufs Schwerste schädigen und nichts mehr mit Vergeltungsmassnahmen zu tun haben.

Da die Bandenbekämpfung mit schärfsten Mitteln durchgeführt werden soll, werden dabei gelegentlich unschuldige Elemente betroffen werden.

Wenn aber eine Grossaktion statt Befriedung eines Gebietes nur noch grössere Unruhe unter die Bevölkerung bringt sowie schwerste Nahrungssorgen, die letzten Endes wieder zu Lasten der deutschen Wehrmacht gehen, so ist dies ein Zeichen, dass diese Aktion falsch durchgeführt war und nur als ‚Raubzug‘ angesehen wird.

Auch der Duce hat in einem Schreiben an den Bevollmächtigten Minister des Grossdeutschen Reiches bei der italienischen Regierung, Botschafter Dr. Rahn, bittere Klage geführt über die Art der Durchführung verschiedener Bandenaktionen sowie Vergeltungsmassnahmen, die sich letzten Endes nur gegen die Bevölkerung und nicht gegen die Banditen gewendet haben.

Die Folgen dieser ganzen Unternehmen haben das Vertrauen in die deutsche Wehrmacht weitestgehend untergraben, was uns weitere Feinde geschaffen und der Feindpropaganda Vorschub geleistet hat.» Auszug aus der Weisung vom 24. September 1944:

«Der Duce übermittelt mir erneut Unterlagen über Verhalten von Angehörigen der in Italien stehenden Truppenteile gegen die Bevölkerung, die meiner Verfügung vom 21. August 1944 zuwiderlaufen, die in der Art der Durchführung empören und die auch die anständigen und kampfwilligen Elemente der Bevölkerung ins feindliche Lager oder zu den Partisanen treiben. Ich bin nicht mehr gewillt, dies mitzumachen, wenn ich mich auch nicht verschliesse, dass derartige hinterlistige feige Überfälle Härten auch gegen Unschuldige auslösen.

Die Zusammenstellung des Duce geht den hohen Kommandobehörden zu; der Bevollmächtigte General wird gebeten, die krassesten Fälle untersuchen zu lassen, mir das Untersuchungsergebnis zu melden und den verantwortlichen Kommando-Behörden die Angelegenheit zur endgültigen Aburteilung zu übergeben. Auch diese Stellen melden mir das Ergebnis.»

Grundsätzlich ist zu diesen Befehlen zu sagen, dass die seinerzeitigen amtlichen Überprüfungen ein schuldhaftes Versagen oder Verhalten der deutschen Soldaten nicht ergeben haben. Im Übrigen habe ich vor Gericht beweiskräftig ausgeführt, dass ich jeder Meldung über ein Vergehen meiner Truppe nachgegangen und zutreffendenfalls gegen die Täter gerichtlich vorgegangen bin. Wenn man aus dem Befehl vom 21. August 1944 das Eingeständnis der Aufreizung zum Terror durch die Befehle vom 17. Juni und 1. Juli 1944 entnommen haben sollte, so würde das mit anderen Worten heissen, dass ich verbrecherische Handlungen befohlen habe, um in einem kurze Zeit danach gegebenen Befehl

meine Untergebenen für die zwischenzeitlich vorgekommenen und befehlsge-
mäss ausgeführten Verbrechen verantwortlich zu machen. Das passt schlecht
zu der mir nachgerühmten zuweit gehenden Verantwortungsfreudigkeit; ich
wäre bestimmt keine Minute länger der «beliebte» Oberbefehlshaber geblieben,
für den mich meine früheren Soldaten auch noch heute halten. Festzustellen ist,
dass der Beweis für die Anklage in keinem einzigen Fall erbracht worden ist.
Selbst dort, wo ich annahm, dass möglicherweise ein völkerrechtswidriges Ver-
halten der Truppe hätte vorliegen können, hat ein italienisches Kriegsgericht
auf Freispruch erkannt.

Ein paar Worte zu den Sergeant-Affidavits. Die Affidavits wurden Jahre
nach dem Geschehen durch nicht richterliche Personen auf Grund von Aussa-
gen von zum Teil über hundert Personen aufgestellt, die noch vielfach unter
dem Druck der Banden und Kommunisten standen. Die meisten zwischenzeit-
lich durchgeführten italienischen Verfahren ergaben, dass die Zeugenaussagen
unwahr oder reichlich phantasievoll waren, dass ihnen also kein Beweis wert
beizumessen war. Zum Teil hat sich herausgestellt, dass die Untaten auf das
Konto neofaschistischer Verbände (z.B. Brigata Nera) oder verbrecherischer
italienischer Elemente in deutscher Uniform zu setzen war. Der englische Un-
tersuchungsrichter erhärtet dies in einer für mich eingereichten Petition: «Ver-
bunden mit meiner Sonderkenntnis über die Methoden, die während des Krie-
ges von den Deutschen in Italien angewendet wurden, ist mein Antrag begrün-
det, dass diese drei Männer – Kesselring, v. Mackensen, Mälzer – nicht nur aus
dem Gefängnis entlassen, sondern begnadigt werden sollten.»

Auch hier ist abschliessend zu sagen, dass alle für mich aufgetretenen deut-
schen und italienischen Zeugen als «unglaubwürdig», dagegen die als «Mär-
chenerzähler» zu Wort gekommenen italienischen Zeugen sowie die britischen
Sergeant-Affidavits als «glaubwürdig» angesehen worden sein müssen. Für
uns, in deutscher Rechtsauffassung erzogene Beteiligte am Prozess, war es aufs
Neue unbegreiflich, dass auch in diesen Fällen der Rechtsgrundsatz «in dubio
pro reo» keine Beachtung gefunden hat und die «Todesstrafe durch Erschies-
sen» verhängt worden ist.

Meine vier Anwälte – hochqualifizierte Juristen: Dr. Laternser, Dr. Froh-
wein, Dr. Schütze, Univ.-Prof. Dr. Schwinge – wollten an kein «Schuldig»
glauben. Als dann vom Judge Advocate zwei «Schuldig» verkündet worden
waren, glaubten sie mir sagen zu müssen, dass nur eine ganz geringe Strafe in
Frage kommen könne. Auf dieser Ansicht blieben sie trotz meiner klaren ent-
gegengesetzten Anschauung bestehen.

So kam es, dass ich doppelt zum Tode Verurteilter meine Anwälte trösten musste. Ich gebe diese wahre nüchterne Schilderung, weil sie mir geeignet erscheint, das Prozesserleben bis in seine Tiefen zu beleuchten. Es lohnt sich nicht, über die Mängel des I.M.T.-Verfahrens, das von den Siegermächten für alle Kriegsverbrecherprozesse übernommen wurde, ein Wort zu verlieren. Sie sind weltbekannt. Das «ex post facto»-Recht wird von allen aufrechten Juristen der Welt abgelehnt. Vestigia terrent!

Am Abend des Urteilstages legte ich die mich bewegenden Gedanken im folgenden Brief nieder:

«6. Mai 1947. Mein Schicksalstag ist vorüber. Ich sah diesen Ausgang voraus, nicht deswegen, weil ich nicht an mein rechtmässiges Handeln glaubte, sondern deswegen, weil ich an dem Rechtssinn der Welt verzweifelte. Meine Anwälte und viele andere hielten das Urteil für unmöglich. Darin liegt schon allein eine Rechtfertigung für mich, wenn mir nicht schon mein Gewissen diese gegeben hätte. Das Urteil musste gegen mich ausfallen, da

1. der Romprozess vorausgegangen war, um dessen Anerkennung der Judge Advocate verzweifelt kämpfte,
2. die bis heute verherrlichte Bändertätigkeit nicht als eine verbrecherische Handlung in die Geschichte eingehen durfte und
3. der deutsche Offizier und damit das Soldatentum in seinem Mark getroffen werden sollten. –

Dass damit die Westmächte selbst ihre Zukunft vergewaltigten, übersehen sie heute in ihrem verblendeten Wahn. Ich muss an eine Unterhaltung in Nürnberg denken, gelegentlich der mir ein gut unterrichteter Mann sagte: „Sie werden auf die oder die Weise beseitigt. Sie sind zu gross, zu beliebt. Sie sind eine Gefahr!“ Ich habe meine Aufgabe darin gesehen, für unsere anständige Haltung zu zeugen; meine persönliche Haltung war mir durch meinen Namen, meinen Rang und die Rücksicht auf das deutsche Volk vorgeschrieben. Ich habe versucht, diesen Forderungen gerecht zu werden und, so Gott will, werde ich auch das Schwerste würdig überstehen. Ich kann von mir sagen, dass ich in meinem Leben das Beste gewollt habe; wenn ich es nicht immer erreicht habe, so sollen die urteilen, die nie gefehlt haben. Von Pharisäern verurteilt zu werden, kann einen Menschen, der etwas auf sich hält oder auf sich gehalten hat, nicht berühren. Mein Leben ist reich gewesen, da es erfüllt war von Arbeit, Sorgen und Verantwortung. Dass dieses Leben in einen Passionsgang ausmünden musste, steht ausserhalb unserer Einwirkung. Wenn ich aber selbst in dieser Lage noch meinen Kameraden etwas sein kann und darf, wenn Männer von Rang und

Stand eine Unterhaltung mit mir als eine Weihestunde betrachten, so ist das eine unerhörte Gnade, die mir zuteil geworden ist! Wenn ich selbst von meinen früheren Gegnern anerkannt werde und alle über das Urteil den Kopf schütteln und bestürzt sind, so besagt das viel. Wenn Italiener erklären, dass ich an Stelle eines Prozesses vier goldene Medaillen hätte bekommen müssen, so sieht man darin den Versuch, sich über die jetzige Atmosphäre hinwegzusetzen. Mein Leben, dessen Inhalt dieser Prozess für lange Wochen war, hatte noch nach zwei Richtungen einen Sinn! Durch einen Freispruch, weil damit der Weltöffentlichkeit dargetan worden wäre, dass Millionen Deutsche anständig waren und sind; damit hätte ein bemerkenswerter Einbruch in die Weltmeinung ein Morgenrot für uns Deutsche entstehen lassen können. Dann durch die Exekution, weil dadurch für das deutsche Volk ein Märtyrer geschaffen würde, dessen Erinnerung und Fortleben der Jugend einen Auftrieb würde geben können. Da Fall 1 nicht mehr in Frage kommt, muss ich eigentlich pflichtgemäss Fall 2 anstreben. Und dieses Ausscheiden aus der Welt ist an sich nicht zu schwer – etwas macht es schwer: die Sorge um die Lieben und die Menschen, denen man vielleicht noch hätte etwas sein können. Trotzdem werde ich noch bis zum Schluss um mein Recht und damit um das Recht meiner Soldaten kämpfen. Deswegen werde ich einen begründeten Rechtseinspruch einlegen, um dieses unmögliche Urteil nochmals einer Revision zu unterziehen. Ich für meine Person lehne Gnadengesuche ab; ob es andere tun, muss ich diesen überlassen.»

In den Jahren 1950 und 1951 hat das bayrische Spruchgericht im Entnazifizierungsverfahren, das sich mit denselben Punkten wie der Prozess in Venedig befasste, auf «nicht betroffen» erkannt. Obwohl ich – übrigens auch die Engländer – in diesem Verfahren einen Verstoss gegen den Grundsatz «ne bis in idem» sah, war ich wegen der darin zum Ausdruck gekommenen Kritik über das Urteil dankbar.

Ich habe im vorhergehenden Abschnitt über meinen Prozess gesagt, dass das Gericht die Rechtslage mindestens als zweifelhaft hätte ansehen müssen. Nach internationalem Rechtsbrauch hätte man sich dann mit meiner Person im Ganzen befassen müssen; nach Ansicht meiner Anwälte hätte das Gericht schon alleine aus dieser Betrachtung zu einem Freispruch kommen können. Ich muss hier deutlich aussprechen, dass der Judge Advocate, der sich sonst befeissigte, fast jedes Wort in sein Merkbuch einzutragen, bei Zeugenvernehmungen, wie sie z.B. über nachstehende Punkte erfolgten, gelangweilt den Füller weglegte. Sein Verhalten zeigte offene Interesselosigkeit!

So peinlich es für mich ist, mich und meine Verdienste in den Vordergrund zu schieben, so fühle ich mich doch im Interesse der objektiven Prüfung veranlasst, einiges bereits historisch Gewordene anzuführen. Es mögen sich noch so viel prominente Personen um die Vaterschaft der zu besprechenden Massnahmen streiten, fest steht, dass ich für die Entscheidungen und Anordnungen allein die nicht alltägliche Verantwortung zu tragen hatte. Ich halte es für richtig, hier eingehendere Ausführungen zu machen, weil ich glaube, dass das deutsche Volk und die anderen Völker der westlichen Welt erfahren sollen, dass die deutschen Soldaten trotz des blutigen Kriegshandwerks sich in einem Ausmass von humanen, kulturellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten haben leiten lassen, wie sie Kriege dieses Ausmasses ganz selten zeigen dürften.

Massnahmen zum Schutz der italienischen Bevölkerung und Kultur

Oberbefehlshaber Süd hat die geplante Evakuierung der Millionenstadt Rom verhindert. Im Gegensatz zum Krieg 1914/18, in dem sich frontnahe Städte im Allgemeinen von selbst oder zwangsweise entvölkert haben, hat Rom, 20 km von der Front entfernt, um fast die Hälfte der Bevölkerung zugenommen. Die Evakuierung der Millionenstadt, selbst wenn man sie auf einen bestimmten Kreis beschränkt hätte, würde bei den alliierten Fliegergrundsätzen, dem Mangel an Transportraum und bei den Verpflegungsschwierigkeiten mit Sicherheit zu Verlusten geführt haben, die in die Hunderttausende gegangen wären.

Die israelitische Gemeinde in Rom sollte auf Himmlers Anordnung mit unbekanntem Ziel deportiert werden. Ich habe die Durchführung unmöglich gemacht. Dass ich heute noch, ausgerechnet von der jüdischen Gemeinde in Rom, als gemeiner Mörder und Verbrecher hingestellt werde, lässt wenig Einsicht erkennen.

Weitere Evakuierungen von überbelegten Städten und Orten hat Oberbefehlshaber Südwest durch die weiter unten erläuterten Massnahmen (Lazarettstädte usw.) zu verhindern verstanden.

Die italienische Verwaltung war durch Mangel an Transportraum usw. nicht in der Lage, der Bevölkerung Mittelitaliens die erforderliche Verpflegung zuzuführen. Auch die Hilfe der deutschen Verwaltungsstellen reichte nicht aus. Oberbefehlshaber Südwest hat das Verdienst, die Verpflegungsmassnahmen organisatorisch in die richtige Bahn gebracht, mit Verpflegungsmitteln aus den deutschen Beständen ausgeholfen und militärischen Transportraum (Eisenbahn und Kraftwagen) zur Verfügung gestellt zu haben, der noch das Existenzmini-

zum der Bevölkerung sicherte, aber bereits die militärische Versorgung der Front stark gefährdete. Oberbefehlshaber Südwest erklärte sich auch einverstanden, den Hafen Civitavecchia zu neutralisieren und ausschliesslich für Rote-Kreuz-Zufuhr zur Verfügung zu stellen. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass der Vatikan nicht nur mit Bitten und Anregungen kam, sondern auch mit eigenen, wenn auch beschränkten Mitteln half. Alle diese Massnahmen waren durch die alliierten Fliegerangriffe trotz gut sichtbarer Bezeichnung der Fahrzeuge auf der grossen Strecke zwischen Oberitalien und Rom sehr erschwert und verlustreich.

Jeder, der in der Kriegszeit in Rom war, weiss, wie oft Oberbefehlshaber Südwest mit seinen technischen Truppen die zerbombten Wasserleitungen instand setzen musste, und jeder Italiener sollte wissen, dass durch Nichtsprengen von Brücken und anderen Anlagen unter Inkaufnahme wesentlicher militärischer Nachteile die Wasserversorgung und anderes mehr auch nach dem Abzug der deutschen Truppe intakt geblieben sind.

Dass durch deutsche Initiative und durch Zuführung von Menschen, Waffen und Material die Verluste bei alliierten Bombenangriffen in den fast durchweg überbelegten Orten erträglich gehalten werden konnten, sei abschliessend vermerkt.

Massnahmen zum Schutz von Kirche und Kultur wurden vom September 1943 an fast allein von den Deutschen, z.T. auf Anregung der verschiedensten italienischen Kirchenfürsten und des italienischen Erziehungsministeriums, durchgeführt. Diese Arbeiten nahmen allmählich einen solchen Umfang an, dass beim Oberbefehlshaber Südwest unter der Ic-Abteilung eine besondere «Kunstschutzstelle» unter dem Sonderführer (K) Dr. Hagemann eingerichtet werden musste, der später eine gleiche Stelle beim «Bevollmächtigten General der Deutschen Wehrmacht in Italien» folgte. Die für die Erhaltung der Kunstschätze erforderlichen Anordnungen waren so weitgreifend, dass die meisten Vorschläge einer taktisch-operativen Prüfung auf ihre Durchführbarkeit durch die Ia-Abteilung unterzogen werden mussten.

Die Arbeiten wurden entsprechend der erd- und luftoperativen Lage im italienischen Raum nacheinander vorgenommen; trotz dieser abschnittswisen Erledigung waren die Forderungen kaum mehr zu erfüllen, so dass man allmählich zu den verschiedensten Aushilfen schreiten musste. Im folgenden beschränke ich mich auf die Tätigkeit des Oberbefehlshabers Süd, ohne die vielfältigen selbständigen Massnahmen des «Bevollmächtigten Generals» und der einzelnen Truppenteile zu erörtern.

Die einfachste Massnahme war das Verbot des Betretens von kulturell wertvollen Einzelanlagen in Stadt und Land durch entsprechende, von mir persönlich unterfertigte Verbotstafeln. Ich habe hunderte unterschrieben und kann feststellen, dass mir kein Fall von Übertretung bekanntgeworden ist. In viele dieser Schlösser, Kirchen usw. wurden Kunstwerke, Archive oder Bibliotheken aus gefährdeten Orten verbracht, soweit es der deutsche Transportraum irgend gestattete. Beispiele sind die weltbekanntesten Kunstschatze des Klosters Monte Cassino, die durch die «Panzerdivision Hermann Göring» nach Orvieto verbracht worden waren, jedoch dann vom Oberbefehlshaber Südwest dem Vatikan zur Einlagerung in Rom ausgehändigt wurden; auch viele andere von den Truppen unmittelbar sichergestellte Kunstschatze wurden dem Vatikan übergeben. Die vorsorgliche Sicherstellung der florentinischen Kunstwerke in verschiedenen, im Raum Florenz einsam gelegenen Villen war die zweite Aufgabe; soweit diese Depots, wie z.B. Kloster Camaldoli und S. Ereno, durch die Lageentwicklung kampffähig gefährdet wurden, wurden die Schätze in den südtirolischen Raum überführt. Die im Florentiner Raum liegende Mediceer-Villa in Poggio a Caiano mit ihren wertvollen florentinischen Kunstwerken wurde auf meinen unmittelbaren Befehl aus der Verteidigungszone ausgeklammert. In Ferrara mit seinen kulturhistorisch wertvollen Anlagen wurden darüber hinaus die vorübergehend in Marzabotta abgestellten Kunstschatze endgültig eingelagert. Mangel an Transportraum verlangte schliesslich, die Kunstschatze in den Städten zu belassen, sie aber schussicher einzumauern. Dies geschah in allen Fällen, in denen die Erklärung der in Frage kommenden Städte als «Lazarettstadt» oder «Offene Stadt» nicht möglich war. Auch Verona, das als zentraler Verkehrsknotenpunkt für die alliierten Fliegerangriffe ein besonderer Anziehungspunkt war, gehörte zu diesen Beispielen.

In zweiter Linie wurden Städte von kulturhistorischem Interesse und kirchlicher Tradition als Lazarettstädte aus dem Kampfgebiet herausgeschält. Die Alliierten wurden hierüber meist durch den Vatikan unterrichtet. Die Erklärung zur «Lazarettstadt» schloss die Räumung der Stadt von allen militärischen Dienststellen in sich, die nichts mit dem Lazarettendienst zu tun hatten. Zu diesen Orten gehörten u.a.: die Bischofsstadt Anagni, südlich Rom, die Stadt Tivoli ostwärts Rom, die berghoch gelegene mittelitalienische Stadt Siena, die später zur «Offenen Stadt» erklärt wurde, die Stadt des Heiligen Franziskus, Assisi, wohin ausserdem noch der grösste Teil der Kunstwerke aus Umbrien gebracht wurde, schliesslich Meran als Beispiel gegenseitiger Achtung vor dem Roten Kreuz.

Militärisch und diplomatisch schwierig lagen die Verhältnisse für die durchgreifende Lösung in der völkerrechtlichen Form der Erklärung einer Stadt zur «Offenen Stadt». Angestrebt wurde dies bei sehr vielen Orten, ohne dass es bei allen erreicht werden konnte. In vielen Fällen sind wir aushilfsweise zu einer «Neutralisierung» oder «Entmilitarisierung» übergegangen. In beiden Fällen bedeutete dies: Räumung der Städte von allen militärischen Dienststellen und Truppen, Verkehrssperre für Truppen und Soldaten, Absperrung durch Feldgendarmarie oder durch feste Sperren usw. Dass diese Massnahmen nicht immer auf begeisterte Zustimmung der Truppe stiessen und auch militärisch stärkste Bedenken hervorriefen, liegt auf der Hand. Ein Beispiel ist Rom, das schon unter Marschall Cavallero und Badoglio zur «Offenen Stadt» erklärt war. Der Oberbefehlshaber Südwest hat die Erklärung bestätigt und die Absperrung wesentlich verschärft.

Die mittelitalienischen Kunststädte wie Orvieto, Perugia, Urbino, Siena waren befehlsgemäss nicht zu verteidigen, was eine Erweiterung der Entmilitarisierung bedeutete.

Florenz mit seinen einmaligen Kunstschatzen wurde bereits im Februar 1944 zur «Offenen Stadt» erklärt. Einer Bitte des Kardinal-Erzbischofs, auf die Verteidigung der Stadt zu verzichten, stand ich positiv gegenüber. Da ich kein gleiches Zugeständnis von alliierter Seite erhalten konnte, wurde der alliierte Durchmarsch durch verschiedene Sprengungen blockiert, wobei leider auch die wundervolle Brücke über den Arno zerstört wurde. Kampfhandlungen fanden in der Stadt nicht statt.

Durch rechtzeitige Räumung von Pisa konnten Schäden an den bekannten kulturhistorischen Denkmälern vermieden werden.

San Marino – ebenso wie Siena – war, taktisch betrachtet, Mittelpunkt einer bedeutenden Verteidigungsstellung. Dass ich es trotzdem zur «Offenen Stadt» erklärt habe, kann als Gradmesser meines Entgegenkommens betrachtet werden. Besonders beauftragte Offiziere und diplomatische Beamte verbürgten die Einhaltung meiner Anordnung.

An der Via Emilia, also in Oberitalien, wurden die Städte Parma mit seinem herrlichen Farnese-Theater im Palazzo della Pilotta, Reggio, Modena und Bologna im Juli 1944 neutralisiert. Bologna bildete damals den Schlüsselpunkt der Verteidigung. Anträge des Bürgermeisters und des Erzbischofs von Bologna auf Erklärung ihrer Heimatstadt zur «Offenen Stadt» fanden wohlwollende Beurteilung und lösten die verschiedensten Sicherungsmassnahmen aus. Tatsächlich wurde um den historischen Stadtkern nicht gekämpft. Der Kommandierende General des XIV. Panzerkorps, v. Senger-Etterlin, hatte grösstes Verdienst daran.

Ravenna wurde frühzeitig entmilitarisiert und später kampfflos geräumt. Venedig wurde als Sammelpunkt aller in Ostitalien nicht genügend gesicherter Kunstschatze bestimmt. Trotz schwerer Einwände der Marine konnte das Problem der Sicherung von Venedig befriedigend gelöst werden.

Vicenza wurde durch Umleitung des gesamten militärischen Verkehrs und Räumung der Stadt praktisch neutralisiert.

Auch Padua wurde auf dringenden Wunsch und im Benehmen mit dem Bischof von Padua vollkommen entmilitarisiert, wodurch unter anderem die wertvolle Giotto-Kapelle erhalten werden konnte.

Gleiche Sicherheit wurde für das Kloster Certosa di Pavia südlich Mailand durch einen unmittelbaren Befehl von Oberbefehlshaber Südwest geschaffen.

Diese wenigen Angaben über die Tätigkeit des Oberbefehlshabers Südwest mögen genügen; sie werden den Schluss zulassen, dass die deutsche Wehrmacht das Menschenmögliche zum Schutz der alten italienischen Kultur getan hat. Wer Italien nicht kennt, wird sich vielleicht kein richtiges Bild von dem Umfang der Sicherungsmassnahmen der deutschen Wehrmacht machen können. Er wird den richtigen Massstab finden, wenn er die namentlich aufgeführten, wenig oder gar nicht zerstörten italienischen Städte in Vergleich mit deutschen Städten wie Würzburg, Nürnberg, Freiburg, Dresden usw. setzt. Dies sollte auch ausländischen Betrachtern zu denken geben.

Oberbefehlshaber Südwest hat während des Krieges viele Dankschreiben von Kirche und Verwaltung erhalten. An Stelle von vielen seien nur einige Sätze aus dem Brief des Erzbischofs von Chieti wiedergegeben:

«Wir aus Chieti befanden uns gute acht Monate nur sieben Kilometer entfernt von der Operationslinie unter der deutschen Herrschaft. In dieser ganzen Zeit habe ich niemals seitens des deutschen Kommandos einen Affront erlebt, insbesondere nicht von Feldmarschall Kesselring und den Generalen, die ihm unterstanden. Im Gegenteil bin ich von diesen letzteren – und insbesondere von Feldmarschall Kesselring –, wie es sich darum handelte, die Stadt Chieti und alles, was noch möglicherweise gerettet werden konnte, zu retten, unterstützt und in jeder Beziehung gefördert worden, soweit die Kriegslage es gestattete...

Zusammenfassend muss ich gewissenhaft erklären und sage es auch, ohne ein Dementi zu befürchten, dass Verhalten und Taten des Feldmarschalls Kesselring hier jeden öffentlichen Lobes würdig sind. Und diese Auffassung ist auch die meines Klerus und – soviel ich weiss – auch die aller ordentlich denkenden Menschen in Chieti. Es ist Feldmarschall Kesselring zu verdanken, dass die Stadt Chieti inmitten der allgemeinen Zerstörung gerettet wurde. Ein besonderes Lob schulde ich den Herren Generalen Günther Baade, Feurstein und Mälzer für all das Gute, das sie unter der Führung von Kesselring dieser gesegneten Stadt ange-

tan haben. Diese Namen und der Name des Feldmarschalls werden hier stets gesegnet sein.

Sehr geehrter Herr Dr. Latenser – (mein Anwalt in meinem Prozess) – ich habe geschrieben, was mir mein Gewissen als Erzbischof geboten hat zu schreiben und bin sehr glücklich, dass ich etwas – wenn auch in geringem Masse – zum Beweise der Unschuld des Feldmarschalls beitragen konnte. Diesem Zeugnis füge ich auch – den Allmächtigen anflehend – das Gebet hinzu, dass er die Herren Richter erleuchten und lenken möge, damit sie ein Urteil aussprechen mögen, welches den Erfordernissen der Gerechtigkeit entspricht.»

Meine Truppen verstanden anerkanntermassen ihr Handwerk; Massnahmen, um aufgegebenes Gelände schwer passierbar zu machen, wurden grundsätzlich erwogen, Pläne aufgestellt, praktische Vorbereitungsarbeiten ausgeführt, aber all dies nur in den Fällen durchgeführt, die höchste taktische oder operative Bedeutung hatten und keine Kulturwerte zerstörten. Einzelne Ausnahmen mögen die Regel bestätigen. Es mag auch angeführt werden, dass uns die alliierten Bombenangriffe manche Arbeiten, die uns heute belasten könnten, abnahmen. Aber: Man prüfe die italienischen Produktionsstätten von Rom bis an die Grenze; man wird feststellen, dass sie fast durchweg erhalten sind oder dass sie durch Entfernung oder Zerstörung von Schlüsselteilen nur kurzfristig unbrauchbar gemacht wurden.

Überschwemmungen, Ansumpfungen fallen auf deutsches Konto. Wir haben aber grösste Erschwernisse in Kauf genommen, um nicht durch Zuführung von Meerwasser eine spätere Wiederbenutzung des Bodens auf Jahre unmöglich zu machen.

Fast sämtliche Seehäfen waren für die Zerstörung vorbereitet. Ich verweise nur auf Genua und Venedig, um zu zeigen, dass die das Leben der Häfen bedrohenden Zerstörungen unterblieben sind. Milliardenwerte konnten dadurch der italienischen Wirtschaft erhalten werden.

Der Krieg vernichtet. Das deutsche Bestreben in Italien ging jedoch dahin, bei allen militärischen Überlegungen und Massnahmen die menschlich-ethischen Gesichtspunkte mitsprechen zu lassen.

Nach dem Prozess

Mit demselben Zug wie meine Offizierszeugen, aber getrennt von ihnen, fuhr ich von Mestre nach Wolfsberg (Kärnten). Meine Kameraden waren stark beeindruckt. Der britische Kommandant von Wolfsberg hatte Verständnis und sah in mir, wie in Mackensen und Mälzer, ehrliche Soldaten. Ihm, den Offizieren

und Unteroffizieren des Lagers sei Dank; durch sie wurde der «Bunker-Aufenthalt» erträglich. Einer (Hauptmann Kennedy, österreichischer Emigrierter namens Holtmann) war eine Ausnahme, dessen Herz ein Stein, dessen Geist Hass und Rache waren und dessen Hände sich an Schuldlosen vergriffen. Ich hörte, dass ihn ein Jahr später das Geschick erreicht und ihn dorthin gebracht hat, wohin sein Zynismus arme Menschen verschickt hat.

Ein Gespräch mit einem Oberleutnant des Lagers: «Ich verstehe nicht, wie England und Amerika vollkommen abrüsten können.» Er: «Wirtschaftliche Gründe verlangen das zwingend.» Ich: «Und wenn – was ich sicher annehme – wieder aufgerüstet werden muss, um das Letzte zu retten, so wird es ein übles Erwachen geben.» Er: «Ja, das wäre schon grosses Pech!» Wäre dies nicht – zum Nutzen der Gesamtheit – vermeidbar gewesen? Ich glaube, dass alle Staatsmänner von heute diese Frage bejahen dürften. – Wolfsberg war ein österreichisches Lager; wir hatten nicht den Eindruck, Fremdlinge, Eindringlinge zu sein. Wir waren der Mittelpunkt eines in sich geschlossenen Internierten-Kreises, der das Leben mit Kunstdarbietungen, Vorträgen, Arbeiten zu bereichern verstand. Beschwingte österreichische Seele! Bald nach meinem Eintreffen kam ein früherer SS-Major zu mir und sagte, dass alles für meine Flucht vorbereitet sei. Ich dankte ihm, erklärte aber fest, dass ich nie durch eine Flucht meinen Gegnern (ich konnte das Gericht nur als solche betrachten) den Glauben an ihr rechtmässiges Handeln geben und damit von meiner Seite ein Schuldbekennnis ablegen möchte. Am 4. Juli 1947 wurde meine und meiner Kameraden Todesstrafe in lebenslängliche Haft abgeändert. Damals und später erklärte ich oft, dass diese Änderung eine Strafverschärfung sei. Als mich einmal ein englischer Oberst nach dem «Warum» fragte, konnte ich nur sagen, dass es Grenzen gäbe; für mich, als einen sich unschuldig fühlenden deutschen Generalfeldmarschall, wäre die Vollziehung des Urteils durch Erschiessen ein würdiges Soldatende, das Zusammensein mit Verbrechern im Zuchthaus aber eine Demütigung und Entehrung! Unseres deutschen Pfarrers Gruber sei noch gedacht – eines vorbildlichen Seelsorgers und eines Dieners der Barmherzigkeit in der Auffassung seines Amtes.

Ein Zeichen echter verbindender Kameradschaft war im Oktober 1947 die Überführung von Mackensen, Mälzer und mir von Wolfsberg nach Werl. Man hatte das Gefühl, dass die begleitenden Offiziere durch eine besondere Fürsorge sich von dem auch ihnen unverständlichen Urteil und Strafvollzug absetzen wollten. Mit dem Öffnen und Schliessen der grossen Aussentore des Zuchthauses Werl fühlte man geradezu körperlich den Trennungsschnitt im Leben. Die

vollkommene Gleichstellung mit den Gewohnheitsverbrechern wurde uns bei der Vorführung durch den Stellvertretenden «Governor» sehr deutlich gemacht, der uns sagen zu müssen glaubte, dass nur das, was dem schwersten Verbrecher zugestanden werde, uns genehmigt werden könne.

Jahre vergingen in dem Auf und Ab des Zuchthauslebens. Die wenig schöne Zeit bis 1950 wurde bis zu einem gewissen Grad durch die Verbesserungen in den folgenden Jahren ausgeglichen. Ich stellte mit einer gewissen Beschämung fest, dass wir erst mit Unterstützung von britischen Behörden unsere Rechtsforderungen bei deutschen, vor allem bayrischen Behörden durchsetzen konnten und dass die britischen und amerikanischen Behörden bis an die Grenzen ihrer Zuständigkeit gingen, um unseren Ansprüchen in wirtschaftlicher Beziehung, z.B. Kriegsgefangenenlöhnung, Häftlingskosten zu genügen. Neben dem letzten «Governor» des «Allied Prison» Werl, Lieutenant Colonel Vickers, der in seiner Fürsorge für uns nur durch die enge gezogenen Bestimmungen begrenzt wurde, ich will General Bishop nennen, dessen Eingreifen der erste Anstoss zu den später einsetzenden Verbesserungen gewesen ist. Auf dem Rechtsgebiet will ich auch nur einen Namen nennen: Sir Alfred Brown, den obersten «Legal Advisor» des englischen Oberkommissars, der uns in seiner vornehmen Art entgegentrat und offensichtlich als verantwortungsbewusster Jurist unter den Rechtsverhältnissen, die er zu vertreten hatte, innerlich litt. Weniger sagte mir ein sehr distinguiertes General zu, der nach einem flüchtigen Blick in meine ebenso kalte wie feuchte und unfreundliche Zelle sich zu dem bemerkenswerten Urteil auf raffte: «Very nice!» Nur meine gute Erziehung hat mich von einer Erwiderung abgehalten, etwa der Art: «Glauben Sie, Herr General, dass Sie nach kurzer Zeit als unschuldiger Häftling diese Zelle auch noch ‚very nice‘ finden würden?»

Als 63jähriger Feldmarschall wurde ich Tütenkleber, als der ich es anerkann-
termassen zu beachtlichen Leistungen brachte. Meine Arbeitskollegen, zum
grossen Teil «Kriegsverbrecher», waren nette Leute und erleichterten Arbeit
und Leben. Als mich nach einigen Monaten der «Deputy» fragte, wie mir die
Arbeit gefiele, erwiderte ich: «Recht gut – ich hätte mir aber auch in meinen
kühnsten Träumen nicht einbilden können, dass ich als deutscher Feldmarschall
noch als Tütenkleber arbeiten müsste.» Am nächsten Tag war die Handarbeit
für mich beendet; ich wandte mich historischen Studien zu.

Eines Morgens wurden wir plötzlich, von einer halben Stunde zur anderen,
in ein anderes Haus verlegt. Der Grund wurde geheimgehalten; ich weiss ihn

heute noch nicht; möglicherweise strebte man bessere Überwachung durch die Engländer an, da wir auf den Gang verlegt wurden, auf dem die bestraften Engländer lagen. Es war eine elende Zeit! Wehe, wenn einer mit uns sprach; selbst wenn der Anstaltspfarrer uns besuchte, sollte ein Überwachungsman bei uns sein. Ein kleines Beispiel: Meine Frau brachte gelegentlich eines kurzen Besuchs Kuchen und Plätzchen mit, da mir meine Galle bei der Gefängniskost Schwierigkeiten machte. Sie lieferte das kleine Päckchen dem deutschen, dieser dem englischen Beamten ab, der es dem englischen Stationsbeamten zur Aushängung gab. Ein zufällig anwesender englischer Reporter war Zeuge und brachte einen – man kann nur sagen – lügenhaften Artikel in eine englische Zeitung; der Artikel erzählte von laufend mir zugehenden Paketen (!), von Teilnahme an englischer Verpflegung, von der wir nur täglich sahen, wie sie den englischen Häftlingen ausgehändigt wurde und die uns als Festessen erschien, während wir die wirklich schlechte und unzureichende deutsche Suppe bekamen, und von sonstigen Wohltaten. Die Folge war die Strafversetzung von drei englischen Beamten, einschliesslich des «Governors»; mir sagte ein bemerkenswert gut Deutsch sprechender Engländer: «Und Sie können nicht bestraft werden, da Sie guten Glaubens waren!!»

Doch auch diese Zeiten vergingen; bessere brachen an, als wir einen besondern Flur in einem wieder auf gebauten Flügel zugewiesen erhielten, in dem der «dining»- und der «recreation-room» gut ausgestattet wurden. Dass deutsche Männer und Frauen dazu beitrugen, ist nur ein Beispiel für das Tat-Christentum deutscher Menschen. Besonders sei hier der unermüdlichen Vizepräsidentin des Roten Kreuzes Westfalen, Frau Weecks, des «Engels von Werl», gedacht.

Keinen Schritt kamen wir dagegen in unseren Prozesssachen voran! Das offizielle England hielt an den unhaltbaren Urteilen ungeachtet aller überzeugenden Gegenbeweise und ergänzender, zur Prozesszeit nicht beizubringender Beweisstücke fest. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die britischen verantwortlichen Kreise noch an die Rechtmässigkeit der Verfahren glauben können, wenn uns auch der offene Brief Kirkpatricks an die Presse zu denken gibt. Die Feststellungen des britischen Hohen Kommissars stehen in einem nicht überbrückbaren Gegensatz zu unserer sicherlich subjektiven, aber umfassenden Kenntnis der einzelnen Prozessfälle. Aus diesem Grunde wollte ich – nach eingeholtem Einvernehmen mit dem Bundeskanzler – die Bitte an den Speaker des britischen Unterhauses richten, durch eine gemischte parlamentarische Kommission an Ort und Stelle, also in Werl, die Kriegsverbrecherfälle in allgemeiner

und juristischer Beziehung nachprüfen zu lassen. Diese Kommission hätte – dies nehme ich bei dem Rechtssinn der unabhängigen britischen Parlamentarier an – die entgegengesetzte Auffassung über das angewandte Recht, über die vielfältigen Mängel und Lücken in den Prozessakten und über die Bewertung von Belastungs- und Entlastungszeugen festgestellt und mit Sicherheit einen Ausweg aus dieser unentwirrbaren Lage gefunden und vorgeschlagen. Mir wurde jedoch verboten, meine Absicht weiter zu verfolgen. Schade! Ich habe Verständnis dafür, dass die nachgeordneten Dienststellen die Weisungen von oben ausführten, trotzdem sie selbst Zweifel hatten; dabei soll nicht weiter erörtert werden, dass wir Deutsche nach 1945 wegen Ausführung von Befehlen zum Tode oder zu den härtesten Freiheitsstrafen verurteilt worden waren. Eine verständliche Begründung für die meist ablehnende Haltung der Verantwortlichen habe ich nicht gefunden, muss sich doch Recht gegen eine unverständliche, schlechtberatene, ja verhetzte Volksstimmung durchsetzen; auch ist es schwer zu begreifen, dass man sich hinter ein Viermächteabkommen zu stellen suchte, als dieses bereits seine Berechtigung und seinen juristischen Gehalt verloren hatte; kann doch niemals ein Viermächteabkommen als geltendes, verbindliches Völkerrecht angesehen werden, das urbi et orbi desavouiert wurde; sind doch die 1948 in der Schweiz von dem UNO-Ausschuss feierlich verkündeten «Menschenrechte» fast in jedem Punkt von der alliierten Siegerjustiz verletzt worden. Gelegentlich einer Fahrt in ein Lazarett sprach ich mit meinem englischen Begleitoffizier über die Nachfolge Bevins; als Anwärter waren Morrison und Shawcross genannt. Auf meines Begleiters Frage, warum nicht Shawcross, erwiderte ich: «Die Wahl von Shawcross, dessen Einstellung ich von Nürnberg und seinen späteren Reden kenne, würde ich bedauern. Bevin war vor allem Politiker und ein Mann, der als Nicht jurist manches von dem hinnehmen musste, was ihm seine Rechtsgelehrten vortrugen; das kann ich verstehen; wenn aber ein anerkannter Spitzenjurist heute noch behauptet, dass das ‚Nürnberger Recht‘ verbindliches Recht sei, dann hat er für mich auf gehört, als Jurist zu gelten und kann auch von mir nicht wegen seiner zwielichtigen Einstellung zu klaren Rechtsfragen als der geeignete Mann für den Posten des Aussenministers angesehen werden, der in allen Kriegsverbrecher-Angelegenheiten letztverantwortlich zu entscheiden hat.»

Alles in allem: eine schlimme Saat wurde 1945 ausgestreut, die den alten Kulturvölkern grösste Sorgen bereiten könnte.

Als ich im Mai 1947 mein Todesurteil entgegennahm, glaubte ich dem zu Erwartenden gewachsen zu sein, da ich ein reiches Leben hinter mir hatte, das

keine weiteren Steigerungen mehr erfahren könnte. Heute, fünf Jahre später, muss ich gestehen, dass das äusserlich so diffamierende Leben doch neue Quellen zum Fliessen gebracht hat. Ich hatte zwar schon immer die Gewohnheit, am Ende eines Tages über mein Tageserleben nachzudenken, nie hatte ich aber so viel Zeit, mit mir, meiner Umgebung und den Zeitläuften so ins Reine zu kommen. Ich war bestrebt, objektiv zu urteilen, die Mängel als Zeitkrankheit anzusehen und an die Stelle von Rache und Hass Verstehen zu setzen. Bei dieser Einstellung war es selbstverständlich, dass ich zum Mittler innerhalb der Schicksalsgemeinschaft und nach aussen zu den einzelnen Persönlichkeiten der Verwahrungsmacht wurde. Allmählich gelang es auf diese Art, an Stelle der durch die gegnerische Propaganda hervorgerufenen feindseligen Einstellung Verstehen für uns als Menschen und Soldaten zu finden. Die Männer, die so gross waren, sich der herrschenden Stimmung zum Trotz für uns einzusetzen, und die uns die Lebensbedingungen erleichtert haben, sind schon genannt – sie haben mehr getan als die vielen, die sich der «reeducation» gewidmet hatten. Wenn das Herz spricht, kann man auf andere fragwürdige Experimente gerne verzichten. Dieses Bindemittel hält!

So manches spielte sich während meiner Häftlingszeit ab, was einen Menschen, der früher mitten in der Welt gestanden hatte, fesseln konnte. Je mehr man der Tageskritik und den unmittelbaren Einflüssen des Geschehens entzogen ist, umso leichter durchschaut man die echten und unechten Wirrnisse dieser Welt. Manches, das sich fast zum Glaubenssatz herausbildete, blieb als geistig-seelischer Besitz in mir zurück. In den Jahren der Einkehr habe ich viel gelesen – deutsche und ausländische Zeitungen und Schriften. Dabei ist mir etwas aufgefallen, was einer Charaktereigenschaft von uns Deutschen zu entsprechen scheint, die mich vielfach erröten liess. Ich spreche eine Binsenwahrheit aus, dass wir Deutsche im Krieg etwas geleistet haben. Liddel Hart schrieb darüber:

«In solch einer Analyse findet man, dass alliierte Angriffe selten gelangen, wenn nicht unsere Truppen eine Überlegenheit an Stärke von mehr als 5:1 über die Deutschen hatten, begleitet durch Luftherrschaft, die mindestens die Überlegenheit auf der Erde verdoppelte, wenn nicht verdreifachte. In einigen besondern (auffallenden) Fällen verfehlten unsere Angriffe den Durchbruch da, wo sie eine zahlenmässige Überlegenheit von 10:1 hatten, vervielfältigt durch Luftbeherrschung. Selbst da, wo völlige Voraussetzung für den taktischen Vorteil der Verteidigung über den Angriff gegeben war, bleibt es peinlich fühlbar, dass im Durchschnitt die Deutschen ihren westlichen Gegnern, Mann für Mann,

überlegen waren. An der Ostfront widerstanden sie wiederholt Überlegenheiten auf der Erde, die ebenso hoch waren, aber diese waren nicht durch Luftherrschaft vervielfältigt, noch durch solch ein Verhältnis mechanischer Feuerkraft wie im Westen.»

Im Gegensatz hierzu sind mir verschiedene deutsche Äusserungen und Schriftsätze in Erinnerung, in denen von der «genialen», das heisst, deutsch gesprochen, der «blöden» höheren deutschen Führung geschrieben war und davon, dass der deutsche Landser ein bemitleidenswerter, rechtloser Mann gewesen sei, der unter seinen Vorgesetzten geradezu gelitten habe, ja von diesen fortgesetzt schikaniert worden sei. Als alter Soldat mit über 40 Jahren tätigen Soldatendienstes, der für sich in Anspruch nehmen darf, dass er trotz Strenge und hohen Anforderungen sich sogar einer gewissen Beliebtheit vom Leutnant an bis übers Gefängnis hinaus erfreute, kann ich eine derartige «Reportage» nicht verstehen. Ich gebe gerne zu, dass von Führern und Unterführern Fehler gemacht worden sind. Wenn wir aber in den ersten Kriegsjahren alle Feldzüge siegreich und in kürzester Zeit bestanden haben, so kann man nur annehmen – wenn man die kritische These für richtig hält –, dass auf der alliierten Seite noch grössere «Nichtskönner» geführt haben müssen. Ich drücke mich sehr volkstümlich aus, um die herabsetzende Kritik ins rechte Licht zu setzen. Ich gestehe gerne, dass in vielen Fällen Befehle von oben als Unsinn bezeichnet wurden, da die einzelnen Soldaten einfach nicht in der Lage waren, die Zusammenhänge zu überblicken. Wenn sie aber wirklich richtige Soldaten gewesen sind, haben sie ebenso gerne nach dem Erfolg diese Kritik vergessen und sich des Erfolges gefreut. Ich gebe auch gerne zu, dass in der Behandlung der Untergebenen Fehler, ja grosse Fehler gemacht worden sind. Mit Interesse verfolgte und verfolgte ich die philosophischen Gedanken hierüber. Ich bin mehr fürs Einfache und halte mich an meinen Leitsatz: «Man behandle den anderen so, wie man selbst behandelt werden möchte.» Schimpfen gehört nun mal zum Handwerk des Soldaten! Wir Generale und das ganze soldatische und zivilistische deutsche Volk erkennen die Leistungen des deutschen Soldaten, des Landzers an der Front vorbehaltlos an, wenn es natürlich auch Pseudohelden unter ihnen gegeben hat. Umso verblüffender muss es auf jeden denkenden Menschen wirken, wenn er liest oder hört, dass unsere soldatische Erziehung und Ausbildung eine Summierung von Fehlern gewesen sei und dass man nach den demokratischen Grundsätzen, z.B. des amerikanischen Heeres, umlernen müsse. Hier stehe ich Kopf! Haben wir versagt? Mussten stets fünf bis zehn deutsche Soldaten gegen einen Amerikaner oder Russen eingesetzt werden?

Ich hatte die Auszeichnung, eine grosse Zahl der besten deutschen Divisionen unter meinem Kommando zu haben und habe alle Völker mit Ausnahme der Nordländer als Gegner kennengelernt. Alles schickt sich nicht für jeden! Was für den Italiener passt, kann für uns Gift sein und umgekehrt. Gleichschaltung kann das ganze Gebäude einreissen! Die grossen Erfolge des deutschen Frontsoldaten wären unmöglich gewesen, wenn nicht eine verschworene Kameradschaft zwischen den Männern und ihren Vorgesetzten vorhanden gewesen wäre. Mir hat das Herz im Leibe gelacht, wenn ich bei Frontbesuchen gerade diese innere Verbundenheit gesehen habe. Ich war besonders stolz darauf, dass der deutsche Soldat 1945 im Allgemeinen in vorbildlicher Haltung seine Waffen dem Feind übergeben hat. Ich habe 1918 mitgemacht. Damals war es anders! Die Haltung des deutschen Soldaten betrachtete ich als einen Triumph der Disziplin, der Ausbildung und des Zusammenklanges von Führung und Truppe. Wahre, verbessernde, sachliche Kritik ist notwendig und richtig; müssen wir Deutsche aber immer wieder unser eigenes Nest beschmutzen? Und schliesslich: Wir können vieles ändern und uns dem fortgeschrittenen Zeitgeist und neuen wertvollen Erkenntnissen anpassen; man bewahre aber das Volkseigentümliche und habe Achtung vor der Tradition. Hüten wir uns, wurzellos zu werden. Ich kenne verschiedene ausländische Ausbildungsmethoden und deren Ergebnisse. Ich warne vor einer geistlosen Übernahme eines fremden Systems. Ich masse mir kein Urteil über den Wert oder Unwert des einzelnen Systems an; was für ein Volk das Richtige sein kann, braucht für uns Deutsche nicht ohne Weiteres zu passen. Ich bin sicher, dass man innerhalb kürzester Zeit manche Vorteile des früheren Systems erkennen wird, ohne dann noch in der Lage zu sein, zu einem auf uns Deutsche zugeschnittenen System zurückzukehren. Der Ruf des Deutschen als Soldat war bis jetzt das Kapital, das allergrösste Spannungen auf friedliche Weise lösen liess. Wir haben die Pflicht, diesen Ruf zu erhalten, um den Frieden zu erhalten. Die Toten, die für Deutschland gefallen sind, verlangen dies; dann – aber nur dann – war ihr Sterben nicht sinnlos!

Ich habe mich schwer entschliessen können, dieses Buch zu schreiben. Ich habe es schliesslich getan, um auch von meiner Warte aus an der wahrheitsgetreuen Wiedergabe eines guten Stückes deutscher Geschichte mitzuwirken, um unseren hervorragenden deutschen Soldaten ein Denkmal zu setzen und um etwas mit dazu beizutragen, dass der Krieg in seiner ganzen Totalität und Schwere erkannt und damit tatsächlich nur zur ultima ratio der Völker wird. Das Buch

sollte kein Panegyrikon werden. Für nachdenkliche Menschen bewahrheiten sich darin die alten Lebenserkenntnisse von der Relativität allen Geschehens; der Jugend aber will es sagen, dass in dem Streben nach richtigem Handeln sich des Lebens Sinn erfüllt und dass die Vollendung dem Menschen auf dieser Erde nicht beschieden ist. In dem alten Wort «errare humanum est» klingt die Forderung nach Selbstbescheidung des Menschen und die Mahnung an den Nächsten auf, in der Beurteilung des anderen Menschen, der anderen Völker, Mass zu halten.

Anhang

DIE DEUTSCHE LUFTWAFFE. IHR AUFSTIEG UND NIEDERGANG

In der Reichswehrzeit wurden technische Erprobungen auf dem Flugzeuggebiet im kleinsten Umfang durchgeführt, später auch, vor allem in Russland, praktische Fliegerei betrieben und die Flugkenntnisse bei der DVS (Deutsche Verkehrsfliegerschule) vertieft. Der Grundgedanke dieser Bemühungen war, den Anschluss an die Luftentwicklung der übrigen Mächte nicht zu verlieren und theoretisch die Verwendungsmöglichkeiten zu überlegen, um daraus Einsatzgrundsätze abzuleiten. Zweifellos wurde mit Passion auf allen fliegerischen Gebieten gearbeitet; das Ergebnis war – objektiv gesehen – bescheiden. Die durch die interalliierte Kontrolle und den chronischen Geldmangel bedingten Beschränkungen waren zu stark, als dass man mehr hätte erreichen können.

Einen bedeutsamen Auftrieb bekam die Fliegerei erst mit Übernahme der Regierung durch Hitler (Januar 1933), bei deren Bildung sich Göring ein «Kommissariat der Luftfahrt» ausbedang, das bald zum «Reichsluftfahrtministerium» erweitert wurde. Klar, dass nunmehr alles, was in früheren Jahren etwas mit der Fliegerei zu tun gehabt hatte, in dieser Zentralstelle und den bald geschaffenen, nachgeordneten Stellen (Luftgaue) zusammenströmte. Milch war nächst Göring die entscheidende Persönlichkeit, die sich trotz ihrer Jugend in hervorragender Weise beim Aufbau der Luftwaffe bewährte. Dazu kamen die in der Reichswehr dienenden ehemaligen Fliegeroffiziere wie Sperrle, Student, Wimmer, Grauert, Volkmann, Bieneck, die den Rahmen abgaben, in den die Heeres- und Marinesoldaten ohne Flieger-Vorbildung eingegliedert werden konnten. Es waren wenige, aber qualifizierte Offiziere, unter denen die Generale Wever und Stumpff hervorstachen.

Auch ich wurde – gegen meinen Willen – der Luftwaffe einverleibt. Ich muss aber gestehen, dass ich noch in keiner Verwendungsstelle so mit dem Herzen und deswegen auch erfolgreich gearbeitet habe, wie bei dieser kleinen, im Aufbau befindlichen Luftwaffe. Das Geheimnis lag in der Materie und in der Art von Göring, der klare, wenn auch kaum erfüllbare Forderungen stellte, uns aber dann selbständig arbeiten liess, bis er nach einem Viertel- oder halben Jahr die Leistungen überprüfte, um doppelte oder dreifache Forderungen zu stellen, die im grossen Ganzen auch befriedigt wurden. Unkompliziert und aufs Grosse eingestellt, waren die Forderungen sehr einfach: innerhalb kürzester Zeit müsse Deutschland die grösste und beste Fliegerwaffe der Welt haben. Douhet war dabei

sein Vorbild, General Wever wusste den Gedanken einer starken operativen Luftwaffe in ein wohlgedachtes Arbeitsprogramm zu übersetzen. Dass die berechtigten Wünsche von Heer und Marine nicht vernachlässigt wurden, geht schon daraus hervor, dass die deutsche Fliegerei die ersten voll einsatzfähigen und in der Wirkung unerreichten Nahkampffliegerverbände mit Sturzkampfflugzeugen hatte und dass entgegen den Anschauungen der alten Seeflieger die Seeaufklärung durch zweimotorige Landflugzeugtypen geflogen werden konnte. Mit diesen Feststellungen wird ein Gebiet angeschnitten, das von der deutschen Luftwaffe souverän geregelt war, dessen Regelung aber den anderen Wehrmachtteilen weniger entsprach. Mit dem Auftreten Görings als Luftfahrtkommissar und Luftfahrtminister war diese Frage entschieden.

Die Luftwaffe war kein Teil des Heeres und der Marine, sondern ein selbständiger dritter Teil der deutschen Wehrmacht. Wenn man vielleicht auch die Aufteilung für vorteilhafter halten konnte, so wäre sie aus kriegswirtschaftlichen, Konstruktions- und Beschaffungsgründen sowie aus personellen Rücksichten in der Entstehungszeit ein schwerer Fehler mit schädlichsten Auswirkungen gewesen. Zugegeben, dass sich die gewählte Organisation im Laufe des Weltkrieges nicht bewährt, sich sogar auf dem Marine-Sektor besonders nachteilig ausgewirkt hat. Es hätte aber, wenn die Anfangs-Organisation und die eingearbeiteten Offiziere als Amtschefs und Inspektoren geblieben wären, nicht einzutreten brauchen, ja nicht eintreten dürfen. Verantwortlich für diese ungesunde Entwicklung sind dieselben Erscheinungen, die den Niedergang und den Zusammenbruch der deutschen Flieger verursachten. Davon später!

Ein ganz kurzer Blick auf die Organisation, die – an sich gut – wegen des geradezu vorbildlichen gegenseitigen Verstehens der massgebenden Köpfe als hervorragend zu bewerten sein dürfte.

Göring arbeitete nur im Notfall, dann aber mit einem unverkennbaren, leidenschaftlichen Beharrungsvermögen. Viele von den Programmpunkten des Generalstabes entstammen seiner Einsicht und Gestaltungskraft. Staatssekretär Milch leitete in praxi das Ministerium: er hatte darin eine glückliche Hand. General Wever und dessen Nachfolger, die Generale Kesselring, Stumpff und Jeschonnek, bearbeiteten als Generalstabschef die Probleme unter Berücksichtigung ausländischer Erfahrungen, auch in Kriegsspielen, und setzten die Aufgaben nach Ziel und Zeit fest. General Wimmer als technischer Chef und General Kesselring als Verwaltungschef waren ausführende Organe der Führung.

Mehr als in diesen Jahren konnte nicht getan werden. Bereits bei der Bereitstellung für den Einmarsch ins Sudetengebiet und in die Tschechoslowakei war die Fliegerwaffe einsatzbereit, wenn auch schwach, im Verbandangriff kaum geschult und technisch in der Umrüstung auf moderne Flugzeuge begriffen. Bis zum Beginn des Polenkrieges waren aber fast alle Verbände auf kriegsbrauchbare Flugzeuge umgerüstet, wenn auch noch die Ju 88 fehlte; die operativen und taktischen Verwendungsgrundsätze standen fest, wenn sie auch noch nicht Gemeingut aller geworden sein konnten. Die Fliegerwaffe hatte ihren eigenen Korpsgeist. Und doch – sie war noch nicht fertig! Möglich, dass bei einer bewussten Rüstung auf den Krieg die Neukonstruktionen hätten beschleunigt werden

können, so dass bereits die Ju 88 als Kampfflugzeug verfügbar gewesen wäre, die Fertigung breiter hätte aufgezogen sein können und die neu eingeführten Typen wie Me 109, Me 110, Ju 87 in wesentlich grösserer Zahl zur Verfügung gestanden hätten. Aber die Ausweitung wäre vor allem auf dem Gebiet der Ausbildung im Fliegen und Einsatz auf Kosten der Gründlichkeit gegangen. Die an sich sehr hohen Verluste wären noch grösser geworden. Was die Verbreiterung und Einsatzbereitschaft der Fliegerwaffe betrifft, so muss ich das wiederholen, was wir 1939 dem Oberbefehlshaber gemeldet hatten: es müsste zwar fast als ein Wunder angesehen werden, in wenig mehr als fünf Jahren eine einsatzfähige, moderne Fliegerwaffe zu schaffen, aber der Krieg sei, wenn überhaupt notwendig, zu früh gekommen. Bei voller Anerkennung der einzigartigen Erfolge der deutschen Luftstreitkräfte in den ersten Feldzügen muss offen zugestanden werden, dass die in ihren Hauptteilen als operative Luftwaffe gedachte Fliegerei im Wesentlichen als Nahkampfluftwaffe eingesetzt und verbraucht wurde, so dass der operative Luftkrieg zwangsläufig zu kurz kommen musste. Welche Gründe waren daran im Einzelnen schuld?

Voran die damaligen Vorstellungen über den Luftkrieg:

1. Man lebte in europäischen Konzeptionen, rechnete demnach nicht mit einem weltumspannenden Krieg und den daraus resultierenden Forderungen betreffend Flugweite, Fluggeschwindigkeit, Steigvermögen, Bewaffnung und Bombenladung.
2. Göring und General Wever, Generalstabschef der Luftwaffe, hatten das richtige Gefühl für den auf den europäischen Raum zugeschnittenen Luftkrieg. Der Generalstab stellte auch die richtigen operativen und taktischen Rahmenforderungen, deren Grenzen lediglich durch die seinerzeitigen technischen Möglichkeiten gezogen waren.
3. Die errechneten Papierwerte entsprachen meist den gestellten Forderungen, während die geflogene Maschine fast ausnahmslos die Sollwerte nur teilweise erfüllte. Als Folge ergab sich, dass die für die europäischen Fernziele geforderten und berechneten Flugzeuge die weitest entfernten Zielgruppen nicht mehr erreichen konnten.
4. Mit den nun einmal gegebenen Verhältnissen fand sich das Luftfahrtministerium umso eher ab, als durch den Einsatz der revolutionierenden Sturzkampfflugzeuge die angestrebte Wirkung mit einem Mindesteinsatz an Flugzeugen erwartet und beim Bau und Einsatz soviel Material, Zeit und Rohstoffe eingespart werden konnten, dass die Planluftstreitkräfte mit Sicherheit in der zur Zeit für notwendig gehaltenen Mindeststärke bereitgestellt werden konnten.
5. Je mehr die eingeführten Flugzeuge hinter den gestellten Forderungen zurückblieben, umso mehr erhoben klarsichtige, fortschrittliche Männer, die sich aber erst allmählich durchsetzen konnten, ihre warnende Stimme. Die Bedingungen für den Fernbomber wurden aufgestellt.

Schon 1938 hatte Heinkel mit seiner He 116 aufsehenerregende Erfolge, die den Bau einer modernen Kampfmaschine mit errechneten Werten von 540 km/h und fast 7'000 km Reichweite durchführbar erscheinen liessen. Wie so oft hatte man – ich glaube, dass es der Generalluftzeugmeister (General Udet) selbst war – die Forderungen überzogen und von der Riesenmaschine auch noch Sturzflugfähigkeit verlangt, was die Maschine nicht erfüllen konnte. Versuche, das Projekt doch noch zum Reifen zu bringen, schlugen fehl.

Dies war umso nachteiliger und folgeschwerer, als die Anforderungen des Heeres an die Nahkampfluftwaffe, die auch leidenschaftlichen Herzens erfüllt wurden, immer grösser wurden, so dass zu deren Befriedigung viel von den luftoperativen Kräften für die Unterstützung des Heeres im näheren und weiteren Feindraum eingesetzt werden musste. Viele dieser Aufgaben lagen an der Grenze zum operativen Aufgabenbereich.

Nach der Erfolgsseite hat die Luftwaffenführung aller Ebenen richtig gehandelt. Und doch:

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe wusste, dass wir mit einer unfertigen und zahlenmässig ungenügenden Fliegerwaffe in den Krieg gezogen waren, er sah aus den täglichen Verlust- und Bestandsmeldungen das rasche Absinken der Verbände in materielle und personeller Beziehung.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe wusste, dass die schlacht- und feldzugsentscheidenden Erfolge nur zustande gekommen waren, weil die Truppe, die fliegenden Besatzungen und das technische Personal voran, in einem an Raubbau grenzenden Umfang die ihr übertragene Aufgabe bewältigten und dass die operativen Kräfte, um Lücken der Nahkampffliegerei zu stopfen, mit in die Kämpfe des Heeres einbezogen wurden.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe wusste, dass in der Luftschlacht um England teils wegen der ungenügenden Reichweite der sonst vorzüglichen Jagdflugzeuge, teils wegen des Nichtvorhandenseins schwerer viermotoriger Bomberkräfte mit grosser Reichweite, grosser Flugeschwindigkeit und Steighöhe, grosser Bombenladung und starker Bewaffnung das gewünschte Ziel nicht erreicht werden konnte.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe hätte deswegen die selbstverständliche Forderung auf unbegrenzten Ausbau der Fliegerstreitkräfte stellen und die technischen und ausbildungsmässigen Voraussetzungen für die Erweiterung der bereits bestehenden Fliegerkräfte und für Aufstellung der operativen Bomberkräfte schaffen müssen.

Bei der Prüfung der Frage muss zugegeben werden, dass bei Kriegsbeginn Göring seine Pläne ohne besondere Eingriffe von oben verwirklichen konnte. Die Grenze war u. a. durch die überhaupt noch vertretbare Ausdehnungsmöglichkeit einer aus dem Nichts geschaffenen Waffe und durch die nur zum Schaden der Einsatzfähigkeit zu verkürzende Ausbildungszeit gezogen. Es muss auch zugegeben werden, dass die Luftrüstung nach dem Frankreichfeldzug in verstärkter Masse anliefe, während die Heereskräfte zum Teil demobilisiert wurden, und dass im Herbst 1941 das Flugzeugbeschaffungsprogramm an die erste Stelle des OKW-Beschaffungsprogramms gesetzt wurde. Soweit schien alles in Ordnung zu sein. Aber bereits Anfang 1940 hatte sich der für die Rüstungspolitik der Luftwaffe entscheidend auswirkende Gedanke durchgesetzt, dass nur die Vorhaben voranzutreiben sind, die noch während des Krieges, dessen Dauer begrenzt erschien, in der Front Verwendung finden könnten.

Implicit hiess diese Einstellung von vielen Konstruktionsaufgaben oder deren Bearbeitung mit halber Kraft, was wiederum nichts anderes bedeutete, als auf die Fortentwicklung einer entscheidenden modernen Luftwaffe zu verzichten. Hier werden die schädlichen Einflüsse missverständener «Blitzsieg» sichtbar, trotzdem die Luftschlacht um England und Ausschnitte aus dem Feldzug in Russland die Mängel unserer Luftrüs-

tung klar erkennen liessen und Massnahmen zu deren Behebung nicht erst gesucht zu werden brauchten. Sicher war die Rohstoffknappheit eine Tatsache, aber sie hätte sich nie auf den lebenswichtigsten Teil der gesamten Kriegsrüstung, auf die Konstruktion und Beschaffung von Flugzeugen, erstrecken dürfen.

Hatte man sehr zur Unzeit – bereits 1940 – auf die lebensnotwendige Fortentwicklung – ich drücke mich sehr vorsichtig aus – in allzu grosszügiger Weise verzichtet, so wurden durch die Kriegereignisse Eingriffe in die Substanz notwendig, die den Anfang vom Ende bedeuteten. Ich muss eindeutig feststellen, dass nicht die grossen Kampfverluste während der ersten Feldzüge bis 1941 einschliesslich, auch nicht die Aderlässe im Kampf gegen England und im Nordmeer die Luftstreitkräfte ins Mark getroffen haben; die Verluste, so schwer sie waren, konnten immer wieder aufgefüllt werden; sie vermittelten für die gesunde Weiterentwicklung der Luftwaffe in technischer und taktischer Beziehung unentbehrliche Erkenntnisse. Der Niedergang wurde eingeleitet durch den ausserordentlich verlustreichen Einsatz der Schulverbände im Osten und im Mittelmeer, deren Abgänge nicht mehr ausgeglichen werden konnten. Dadurch wurde der Ersatz nach Zahl, Güte und Zeit entscheidend beschnitten. Der Niedergang wurde beschleunigt durch den laufenden Einsatz der schweren Kampfverbände über weite Seestrecken im Mittelmeer gegen modern gerüstete Invasionsflotten, deren Bekämpfung Flugzeuge und eine Ausbildungshöhe der Besatzungen erfordert hätte, die bei Ausschöpfung der konstruktiven Hochleistung unserer Ingenieure und bei Berücksichtigung der Luftkriegsentwicklung hätten vorhanden sein können. Es fehlte nicht an Stimmen aus der Luftwaffe selbst, die immer wieder, wie auch ich, als Rufer im Streit auf die Dringlichkeit der Verwirklichung moderner Ideen in der Luftkriegführung hingewiesen haben. Auch die Front fehlte nicht in diesem Chor, die erstmals bei Dünkirchen (1940) die feindliche Jägerentwicklung, über England (1940/41) die technisch vervollkommnete Abwehrorganisation, über Malta (1941/42) das feindliche Düppelverfahren, bei Tunis die ersten viermotorigen Hochleistungsgeschwader und schliesslich über Deutschland die Vervollkommnung der Tag- und Nachtangriffe in geschlossener Formation feststellte und entscheidende Massnahmen forderte.

Wer war schuld, dass diese Anzeichen einer veränderten Luftkriegführung keine entsprechenden Massnahmen auslösten? Wenn man berücksichtigt, dass trotz aller Einingungen und Beschränkungen bereits 1939/40 ein brauchbares viermotoriges Kampfflugzeug, 1939 die Ausschreibungen für ein Strahlerflugzeug hinausgegangen waren, die in den Me 262 und Ar 234 zu brauchbaren Konstruktionen und trotz vermeidbarer Verzögerungen 1943 zu einem überzeugenden Versuchsobjekt führten, das noch 1944 eine Umwälzung des Luftkrieges gegen Deutschland erwarten liess, so wird man noch weniger die Vernachlässigung der deutschen Luftrüstung verstehen.

Ich sehe die Gründe im Folgenden:

1. Bei aller zeitweisen Betonung der Wichtigkeit der Fliegerwaffe und besonderen Anerkennung der Erstlingserfolge der deutschen Luftwaffe, hat Hitler nur wenig für die Luftwaffe übrig gehabt. Er war Heeressoldat, seine massgebliche militärische Umgebung bestand aus Heeressoldaten; er hatte Göring die volle Verantwortung und alle

Rechte über die deutsche Fliegerei zuerkannt und wusste sie in den Auf Baujahren in so guten Händen, dass er sich mit diesem Wehrmachtteil nicht intensiv befasste und sich damit allmählich von ihm innerlich distanzierte. Diese Tatsache bleibt unangetastet, selbst wenn er in späteren Jahren eingriff und die Lufrüstung selbst überwachte.

2. So sehr Hitler sämtliche Fäden der Kriegführung in seinen Händen hatte, so wenig konnte man von einer wohldurchdachten «Wehrmachtführung» sprechen, da die Vielfalt an Verpflichtungen und Aufgaben zwangsläufig eine Zersplitterung bedingte, vieles von momentanen Eingebungen diktiert wurde und schliesslich die stete Beschäftigung mit den kleinsten Begebenheiten an der Front und in der Rüstung den Überblick über die grossen Ereignisse und Zusammenhänge hinderte oder erschwerte. Dies besagt, auf die Fliegerei übertragen, dass Hitler, in seiner Tätigkeit als «Heeresführer» befangen, die Interessen der Luftwaffe nicht mehr in voller Stärke gewahr wurde oder sie trotz Kenntnis den sicherlich berechtigten Forderungen des Heeres unterordnete. Dazu kam, dass Göring viel von seiner einflussreichen Stellung verloren hatte, dementsprechend die fliegerischen Belange nicht mehr erfolgreich vertreten konnte.
3. Bis Ende 1941 war der Wille, der Luftwaffe das Primat einzuräumen, wenigstens noch theoretisch in den Weisungen vorhanden. Bis zu diesem Zeitpunkt ist das Versagen der fliegerischen Rüstung auf unklare Vorstellungen über die Dauer des Krieges, damit zusammenhängende Lücken und Schwächen in den Flugzeugprogrammen, auf nicht ganz der Wirklichkeit entsprechende Konzeptionen über die Führung des operativen Luftkrieges auf Freund- und Feindseite und auf zu grosse Nachgiebigkeit in der Vertretung der fliegerischen Interessen gegenüber Hitler und den übrigen Wehrmachtteilen zurückzuführen. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte man zwar von keiner in die Augen fallenden Verstärkung und Verbesserung der Luftstreitkräfte, aber auch nicht von einem Kräfteverfall sprechen. Eines konnte man aber bereits damals auf dem personellen Gebiet vermissen: die restlose Ausnutzung aller verfügbaren Quellen, um durch eine höhere Ausschüttung bestausgebildeter fliegerischer Besatzungen erhöhten Anforderungen in der Folgezeit zu genügen.

Vom Winter 1941/42 an wurden auf allen Gebieten Lücken und Mängel sichtbar, die noch in den folgenden Kriegsjahren zu beheben gewesen wären, über die auch viel geredet wurde, ohne dass man in der Praxis über Anläufe hinauskam.

Dies war wie folgt begründet:

1. Die höchste Wehrmacht- und Luftwaffenführung schenkte dem Ausbau der englischen und amerikanischen Luftwaffe keinen Glauben, woraus sie die Berechtigung ableiten zu können meinte, selbst auf dem ganzen Fliegergebiet kurz treten zu dürfen.
2. Der Rohstoffmangel, vor allem an Treibstoff, Aluminium, Stahl, war Tatsache; er brauchte sich aber nicht in diesem Ausmass und zu Lasten der Luftwaffe auszuwirken. Bei der Rüstungsplanung und Rohstoffverteilung fehlte der souveräne Kopf mit dem notwendigen Überblick und den notwendigen Überwachungsmöglichkeiten und -befugnissen. Mit der Aufstellung eines Fertigungssollplanes und einer allgemeinen

Rohstoffverteilung, die häufig die gegebene Rohstoff- und Fertigungskapazität überschritt, war es nicht getan. Dazu waren die Bedarfsträger (Heer für Panzer, Marine für U-Boote) viel zu sehr von der Wichtigkeit und Dringlichkeit ihrer Aufgaben erfüllt, als dass sie aus eigener Einsicht ihre Interessen zugunsten der Luftwaffe zurückgestellt haben würden. Wenn dann wirklich einmal ein Fall Hitler zur endgültigen Entscheidung vorgetragen wurde, so war ihm z.B. in einem Augenblick, zu dem es irgendwo in Russland brannte, erhöhter Panzernachschub wichtiger als ein weitreichendes Bombergeschwader. Wer auch nur den kleinsten Einblick in die technischen Vorgänge hat, weiss, dass solche Augenblicksentscheidungen sich nicht mehr ohne ein unheilvolles Durcheinander anzurichten vor Monaten, d.h. vor Auslauf eines Teilprogramms, ändern lassen. Das im Laufe des Krieges gebildete «Rüstungsministerium» verbesserte viel, ohne Idealverhältnisse schaffen zu können, da ihm anfänglich die Fliegerei nicht unterstand und nach der Unterstellung ein hieb- und stichfestes Programm fehlte, dessen Erstellung durch laufende, aus Augenblicksentschlüssen entstandene Änderungen verzögert wurde.

3. Mitschuld hat der Oberbefehlshaber der Luftwaffe mit seinen technischen und taktischen Gehilfen:

Für die fortgeschrittene Kriegszeit genügten die zeitweisen Anfälle von Arbeitswut bei Göring nicht; vieles entging ihm auf diese Weise und blieb vergessen. Göring hatte mit dem Verlust seiner Vormachtstellung bei Hitler seinen kämpferischen Elan verloren, sich für die Fliegerforderungen bis zur Selbstaufgabe einzusetzen. Das Schlimmste war, dass er zuletzt weder von Hitler noch von dessen Umgebung noch von den anderen Oberbefehlshabern als kompetenter Vertreter seines Amtes angesehen wurde. Die ganze Vertretung über Monate hinweg allein den an sich ausserordentlich tüchtigen Generalstabschefs zu überantworten, war eine Aushilfe; es lag auf der Hand, dass sich ein Generalstabschef kraft seiner Stellung und Jugend in den die Existenz der Fliegerei betreffenden Fragen bei Hitler nicht oder nur ungenügend durchsetzen konnte, wenn andere Interessen dagegen standen.

Ebenso wie sich Hitler zu keinem klaren Standpunkt innerhalb der Wehrmacht durchringen konnte, fehlte Göring der unbeirrbare Wille, die gesamte Arbeit auf das jeweils Lebensnotwendige zu konzentrieren. Wenn man heute liest, wie man sich um die Entscheidungen herumdrückte, zu Aushilfen griff, um vor sich selbst bestehen zu können, als habe man etwas getan, so schämt man sich selbst als Fernstehender. Einige Beispiele:

Nachdem man Anfang 1943 endgültig erkannt hatte, dass die mittleren Bomber überholt waren, dass eine brauchbare Lösung für einen schweren Bomber in absehbarer Zeit und in grosser Zahl nicht zu erwarten war, dass sich aber andererseits im Mittelmeer und in der Heimat die tödliche Gefahr der alliierten Bomberangriffe sehr scharf abzeichnete und weder Material noch Industriekapazität für die unverkürzte Durchführung der an sich ungenügenden, alten Bomber- und Jägerprogramme genügten, war es bei Göring einfach nicht zu erreichen, die Gesamtanstrengungen auf ein verstärktes Jägerprogramm zu verlagern. Ich höre ihn noch, als er mir in Rom in lautem Ton antwortete: «Also auch Sie wollen das Ende der Bomberkräfte, der Kräfte, die so Unerhörtes geleistet haben!» Mei-

nem ganz klaren «Ja» mit der Erläuterung, dass man ja die Konstruktion der Bomber weitertreiben und die Fertigung wieder aufnehmen könne, wenn man in der Luftabwehr entscheidende Erfolge erzielt hätte, brachte er, ausser einer fühlbaren Missstimmung, kein Verständnis entgegen. Alles zu wollen, bedeutet mitunter alles verlieren! Auf dem Weg waren wir!

Heute kann man kein Wort mehr darüber verlieren, dass die «Strahljäger» dem Luftkrieg über Deutschland, wahrscheinlich sogar dem Kriegsausgang, ein anderes Gesicht gegeben hätten*). Auch während des Krieges gab es genügend Männer der Luftwaffe (Offiziere wie Galland, Baumbach, Ingenieure wie Franke, Knemeyer) und der Industrie (wie Heinkel, Messerschmitt, Tank, Siebel), die diese unausbleibliche Entwicklung erkannten. Wurden doch – wie schon erwähnt – 1939 die ersten Bedingungen ausgeschrieben, war man doch bereits Anfang 1943 mit einem brauchbaren Muster auf dem besten Weg, die Lücke zu schliessen – aber der Entschluss und die Tat fehlten, weil Hitler in vollem Missverstehen (durch eine unvorsichtige Äusserung Messerschmitts dazu ermuntert) dieses einzigartige Jagdflugzeug zu einem wenig brauchbaren Strahlbomber umbauen liess – die hoffnungsreiche Entwicklung versackte hoffnungslos.

In der gleichen Linie liegen die schon erwähnten Fehlentscheidungen in Fragen der Fertigung eines schweren Bombers und Fernaufklärers, dessen Fehlen die Wirkung der U-Boot-Waffe stark beeinträchtigte. Zieht man die vermeidbaren Störungen beim Aufbau und Einsatz der V-Waffen – ich lasse bewusst die Zerstörung des V-Waffen-Versuchsplatzes Peenemünde ausser Betracht – und des erweiterten Flakprogramms hinzu, dann wird einem weh ums Herz, wenn man nach so einzigartigem Beginn ein solches Absinken der deutschen Luftwaffe feststellen muss.

Man spricht viel darüber, dass durch Aushilfen das Gröbste hätte vermieden werden können. Wie steht es damit?

Die einen sagen, dass durch eine andere Organisation, also durch Aufstellung einer selbständigen operativen Luftwaffe und einer selbständigen Heeres- und Marinefliegerwaffe mehr erreicht, vor allem das Absinken vermieden worden wäre. Ein Mehr beim Aufbau war schlechterdings nicht möglich; man muss auch berücksichtigen, dass immerhin Fachleute im Luftfahrtministerium sassen, die fanatisch arbeiteten. Möglich, dass von den Einzelwehrmachtteilen grössere Zahlen herausgebracht worden wären, es bleibt das aber eine umstrittene Frage! Möglich, dass ein materieller Ausgleich hätte herbeigeführt werden können, wenn die Oberkommandos von Heer und Marine auf die eine oder andere Panzerdivision und U-Bootflottille zu Gunsten ihrer Flieger verzichtet hätten; ob aber nicht im Laufe der immer stärker werdenden Spannungen aus dem organisatorischen Nebeneinander sich ein störendes Gegeneinanderarbeiten entwickelt hätte, ist kaum zu beantworten, aber möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich. Andere glauben, dass durch einen Wechsel im Oberkommando der Luftwaffe das katastrophale Absinken der Luftwaffe hätte vermieden werden können. Diese Auffassung veretre auch ich unter

*) Klostermann, ein As alliierter Jäger, schreibt in seinem Buch: «Me262war... bis dahin das sensationellste Flugzeug . . . und konnte als Königin der Jäger angesprochen werden; sie hatte eine phänomenale Geschwindigkeit (gegen 1'000 km/h), eine furchtbare Bewaffnung und eine gut ausgedachte Panzerung von 89 mm. Es war das Flugzeug, das den Luftkrieg hätte revolutionieren können . . . Der ‚Volksjäger‘ Henschel war ebenfalls ein bestechendes Flugzeug . . . »

der Voraussetzung, dass spätestens Anfang 1943 ein Personalwechsel eingetreten wäre. Geeignete Männer wären vorhanden gewesen, wobei ich in erster Linie auf die Generalfeldmarschälle v. Richthofen, v. Greim und Milch hinweise. 1944 oder gar 1945 war es zu spät. Noch um die Jahreswende 1944/45 sollte ich auf den Wunsch verschiedener Luftwaffengenerale einspringen. Man wird es mir nicht verdenken können, dass ich zu jenem Zeitpunkt im Personalwechsel keine Lösung mehr sah und dringend bat, meine Person aus dem Spiel zu lassen. Hier trifft wiederum Hitler die Schuld, der trotz der klaren Erkenntnis der offenbaren Unzulänglichkeit Görings nicht den Absprung fand, sondern sich selbst noch mehr aufbürdete und damit eine erst recht unbefriedigende Lösung wählte.

Dritte wiederum meinen – zu diesen gehöre auch ich –, dass die Planlosigkeit der Gesamtkriegführung einen wesentlichen Anteil an dem Zusammenbruch der Luftwaffe hat. Ich betrachtete und betrachte heute noch das Fehlen eines Kriegsplanes für den ausschlaggebenden Fehler; es ist eben falsch, sich in der Beschränkung und Ausweitung des Krieges nur von den Zufälligkeiten der militärischen und politischen Lage, von Ressentiments und missverstandener Rücksicht auf Verbündete – wozu ich in diesem Sinn, auch Japan rechne – leiten zu lassen! Wäre ein Kriegsplan vorhanden gewesen, so wären rechtzeitig fachmännische Untersuchungen auf allen das Kriegsgeschehen beeinflussenden Gebieten durchgeführt worden, die über die Bedarfsfestlegung zu den Deckungsmöglichkeiten, der organisatorischen Ausrichtung und der operativen Führung der Feldzüge geführt hätten. Mit grosser Wahrscheinlichkeit hätten sich – ganz grob gezeichnet – folgende entscheidende Nachteile vermeiden lassen:

a) Vielleicht hätte man das Kriegsbeil überhaupt nicht ausgegraben, wenn man den Kriegseintritt Englands und Frankreichs als ernsthaftige Möglichkeit angesehen hätte.

b) Auf strategischem Gebiet wären Pläne über die dem Niederwerfen der westlichen Festlandstaaten folgenden Kriegsmassnahmen ausgearbeitet worden; sie hätten kaum eine Abrüstung eines Teiles der Wehrmacht vorgesehen, wo ihre Verstärkung notwendig gewesen wäre, und hätten keine Schwankungen darüber aufkommen lassen, ob gegen England vorgegangen werden müsse oder nicht, und wenn ja – mit welchen Mitteln; man hätte sicher sein dürfen, dass diese Mittel auch bereitgestanden hätten.

c) Man hätte von vornherein die Bedeutung des Mittelmeerraumes und die sich aus diesem Raum ergebenden strategischen oder operativen Möglichkeiten geprüft und vielleicht den Schwerpunkt der Operationen auf den Südflügel gelegt. Ich gestehe offen, dass ich bis zur Übernahme meines Kommandos im Mittelmeerraum, in der kontinentalen Strategie befangen, vielleicht auch deswegen, weil nicht verantwortlich damit befasst, die Bedeutung dieses Raumes für die grosse Strategie gegen die Alliierten nicht genügend gewürdigt habe. Ich kann mir aber vorstellen, dass die Beschäftigung mit dieser Frage einem verantwortlichen Bearbeiterkreis den richtigen Weg, d.h. den richtigen nächsten Schritt: die Inbesitznahme des Mittelmeerraumes, geradezu aufgezwungen hätte. Dies wäre 1941 mit wenig Kräften möglich gewesen, woraus ein kriegsentscheidender Erfolg hätte entstehen können.

d) Niemals wären strategische Aufgaben so in Widerstreit mit den materiellen Möglichkeiten gekommen, wenn eine kleine oberste Spitze sich ausschliesslich mit den gros-

sen Gedanken der Kriegführung befasst hätte; diese Stelle fehlte – Hitler allein konnte sie umso weniger darstellen, als er immer und immer wieder in die Einzelheiten hinein gerissen wurde, in die er sich nur allzugen hineinreissen liess.

Wieder andere meinen, dass der Luftwaffengeneralstab den Sinn des Luftkrieges verkannt und nicht mit letzter Konsequenz das Lebensnotwendige getan hätte. Um gerecht zu sein, sei nochmals gesagt, dass die Politik den Krieg zu einem Zeitpunkt begonnen hat, zu dem die Luftwaffe noch nicht kriegsfertig war. Es mussten also Kompromisse geschlossen werden.

Die erste Grundforderung war, die Flieger für die siegreiche Beendigung der Feldzüge einzusetzen. Das geschah weitestgehend, wenn auch in einem für Heer und Marine gerade noch genügenden Umfang. Die Feldzüge wären nie in die Geschichte als «Blitzkriege» eingegangen, wenn die Luftwaffe nicht gewesen wäre.

Die Kritiker sprechen nun davon, dass die für den operativen Luftkrieg in erster Linie entwickelte oder aufzubauende Fliegerei als Heeres- oder Seeflieger verbraucht worden wäre. Das Programm für den Aufbau einer Operativen Luftwaffe stand fest; es wurde unter dem massgebenden Einfluss Görings vom ersten Generalstabschef, General Wever, in mustergültiger Weise konzipiert und blieb während meiner Chefzeit erhalten. Man muss aber gestehen, dass die Planung der Verwirklichungsmöglichkeit weit vorausseilte, was aber wenig schadete, da die seinerzeitigen ersten politischen Ziele so gesteckt waren, dass eine weitreichende starke operative Fliegerei noch nicht unbedingt nötig war. Ohne das der Forderung des operativen Luftkrieges widersprechende Abbremsen der Konstruktion und des Baues eines viermotorigen Bombers entschuldigen zu wollen, muss gesagt werden, dass Generalstab und Technik in ihrer Spitzenvertretung dem Wunder des Sturzbombers erlagen. Da in der falschen politischen Konzeption gedacht wurde, genügten die Reichweiten. Die für die Kriegführung notwendigen Grosszahlen waren in der kurz bemessenen Aufbauperiode nur zu schaffen, wenn man leichte und mittlere Typen baute, die im Sturzangriff den Ausgleich schufen. Mit dem Präzisionswurf eines Sturzkampfflugzeuges glaubte man – was auch annähernd zutraf – die Wirkung von Flächenwürfen durch Verbände zu erreichen. Traf das zu, dann konnte man mit einem Minimum an Kräften die angestrebte Vernichtungswirkung erreichen, ohne Gefahr zu laufen, dass Rohstoffmangel das Bauplansoll an Flugzeugen gefährdete und Betriebsstoffmangel den Einsatz einschränkte. Ich muss auch hier noch einmal betonen, dass die vom Generalstab geforderten Leistungen für Bekämpfung der europäischen Fernziele genügt hätten, wenn nicht bei den fertigen Konstruktionen ein Leistungsabfall eingetreten wäre, der den Luftkrieg in seinem ureigentlichen Sinn zusammenbrechen liess. Schon die ersten Flüge gegen die englische Schifffahrt hätten die Mängel unserer an sich den Feindmächten überlegenen Kampffliegerkräfte und «typen erkennen lassen müssen, noch mehr dann die Luftschlacht um England, die Angriffe gegen Moskau und der Luftseekrieg im Mittelmeerraum und im Eismeer.

Die Einstellung der Entwicklung zeigt ein Verkennen der Lage; die Nichtauswertung der einfach nicht zu übersehenden Fronterfahrungen ist eine Schuld, in die sich alle massgebenden Stellen des OKW und der Luftwaffe teilen. 1940, vielleicht sogar noch 1941, wäre es möglich gewesen, das Steuer herumzuwerfen und eine operative Fernluft-

waffe, die zusammen mit den Strahljägern dem Krieg ein anderes Gesicht gegeben hätte, zu schaffen.

Doch auch bei voller Würdigung der dann gegebenen, eben angedeuteten Möglichkeiten muss man sich vor allzu grossen Erwartungen hinsichtlich der Wirksamkeit dieser dann vorhandenen Angriffswaffe hüten. Die Zahl und Wichtigkeit der an die operative Luftwaffe im Laufe des Krieges herantretenden Aufgaben würden stets in einem krassen Missverhältnis zu den bestenfalls aufzubringenden Bomberkräften und Fernaufklärern gestanden haben. Ein entscheidender Erfolg wäre von einem schwerpunktmässigen Herausarbeiten der Ziele abhängig gewesen; man hätte sich entweder dem Seeluftkrieg oder dem Luftkrieg gegen die alliierte Luftwaffe oder dem Wirtschaftskrieg zuwenden müssen. Ob die oberste Führung die Kraft aufgebracht hätte, sich einzelnen Gebieten mit ihren dringenden und drängenden Forderungen zu verschliessen, möchte ich auf Grund eigener Erfahrungen fast bezweifeln; sie hat es sich auch unendlich schwer gemacht, da sie sich von den Einzelereignissen nicht abgesetzt hat und schliesslich nicht mehr absetzen konnte.

Viele Kritiker, vor allem auch die jungen, besten Köpfe der deutschen Luftwaffe, liessen sich in dem Bestreben, das überhaupt noch Mögliche aus der Luftwaffe herauszuholen, zu einer Überschätzung der Wirkung von Fernbombern gegen kriegswichtige Ziele verführen. Die Luftschlacht um England hat gezeigt, dass mit Einzelangriffen selbst gegen Schlüssel Objekte, wenn überhaupt, nur ein vorübergehender Erfolg erzielt werden kann, und vernichtende Wirkung nicht allein von dem einen oder anderen Vernichtungsangriffserfolg, sondern von dem laufenden Niederhalten und Überwachen abhängig ist. Alle anderen Feldzüge haben bestätigt, dass nur rücksichtsloseste Zusammenfassung aller überhaupt vorhandenen Kräfte auf eine Zielgruppe und deren dauerndes Niederhalten feldzugs- oder kriegsentscheidenden Erfolg haben. Die Atombombe, die revolutionierend hätte wirken können, war nicht vorhanden.

Geradezu katastrophal war in den letzten beiden Jahren die Unsicherheit der Führung in der Aufgabenstellung, in der Organisation der technischen Behörden und Mittel und in der Personalauswahl. Daran ändert auch nicht, dass sich Hitler selbst die Aufgabenstellung und die Überwachung der Durchführung vorbehielt. Zu einem ganzen Entschluss, die Luftstreitkräfte als Schwerpunktziel der Aufrüstung und Unterhaltung zu bestimmen und den Oberbefehlshaber der Luftwaffe zu einem führungsfähigen Stab mit Ausnahmekompetenzen auszubauen, ist es nicht gekommen. So sehen wir das Bild, dass eine Waffe, die in ihrer Entstehungszeit Einmaliges vollbrachte und die hätte befähigt sein können, den Kriegsausgang massgeblich zu beeinflussen, in der kritischsten Kriegsperiode als Wrack am Boden lag.

NAMENVERZEICHNIS

- Alexander 268f., 272, 276, 291, 324, 439
Ambrosio 139, 141, 143, 213f., 216, 228ff., 233f., 236ff., 237f., 243
Andrae 146
Andrus 429
Arnim, v. 195, 198, 204, 206, 213
Aschenbrenner 116
Axthelm, v. 115, 119
- Baade 261, 271, 450
Badoglio 231f., 233, 235, 238, 242f., 323f., 439, 448
Balbo 146
Balthasar 95
Baer 212
Bergen, v. 430
Barré 193
Bastianini 230
Bastico 141, 161f., 167, 170, 178, 180, 195
Baumbach 466
Bäumler 316
Beelitz 294, 317
Berndt 169, 183
Bessell 258
Bevin 454
Bieneck 64, 119, 459
Bishop 452
Blaskowitz 60, 303, 344, 374, 407
Blomberg, v. 19
Blume 36
Blumentritt 344
Bock, v. 25, 55, 69f., 115, 117ff, 126, 128f, 139
Bodenhausen, Frhr. v. 62
Bodenschatz 51
Bogatsch 42, 48, 342, 383
Bohle 430
Böhlke 268
Bonin, v. 226
Borbet 36
Bormann 383
Brandenberger 374
Brandt 152
Brauchitsch, v. 43, 60, 430
Brown (Lt.) 422
Brown (Sir Alfred) 452
Budjenny 126, 134
- Burkhardt 184
Bürkle de la Camp 131, 317
Busch 91, 407
Bussche, Frhr. v. d. 22
Busse 338
Butlar, Frhr. v. 387
- Calvi di Bergolo, Graf 255
Canaris 269
Carboni 244
Carls 69
Cavallero, Graf 139ff., 145, 149, 153, 161ff., 167, 192f., 195f., 198, 213f., 228, 244f., 263, 448
Christiansen 33
Churchill 84, 93, 96, 100
Clark 269
Clay 34
Coeler 69, 84
Conrath 220f.
Courten, de 234, 238, 241
Cruewell 170
- Dankeimann 42
Darlan 193
Decker 389
Deichmann 117, 165
Derrien 194
Dessloch 69, 71, 119
Devers 416, 422
Doehla 250
Dönitz 159, 339, 390, 411, 415
Dornier 36
Douhet 460
Dulitz, v. 13
- Eberth 44, 48
Eisenhower 191, 201, 203ff., 210, 370, 411, 416, 420, 422f., 432
Engelhardt 263
Engelhom 96
Estéva 193
- Fähndrich 276
Fairplay 433
Falck 108
Falkenhorst, v. 113
Felmy 66, 69
Feurstein 264, 403, 450
Fiebig 119, 121

Fink 85
 Fisch 33
 Fischer 264
 Foerster 40, 48, 56
 Foertsch 353, 420
 Fougier 103, 139f., 154, 229, 239
 Franco 30f.
 Franke 466
 Franz 212
 Friedrich 276
 Fries 260, 265
 Fritsch, Frhr. v. 29f.
 Fröhlich 146
 Frohwein 442
 Fromm 22
 Fuller 93

Galland 95, 221, 466
 Geissler 146
 Goerdeler 299
 Göring 26–78, 86, 91, 101f., 112, 140,
 169, 187, 234, 295, 299, 386, 390,
 429, 460ff.
 Grandi 229f.
 Graziani 145, 302f.
 Grauert 48, 56, 69, 108, 459
 Greim, v. 467
 Gruber 451
 Guariglia 236
 Guderian 79, 125f., 130
 Guzzoni 220, 225

Hacha 49f.
 Hagen 211
 Halm 44, 48
 Hammerstein, Frhr. v. 24
 Harlinghausen 193
 Harpe 363
 Hartmann 336
 Haeseler, v. 22
 Hart, Liddel 455
 Hauser 353
 Hausser 421
 Hayler 415, 416
 Heckel 373
 Heidrich 254, 259, 261, 271, 302
 Heigl 125
 Heilmann 225
 Heinkel 36, 461, 466
 Heinrici 339
 Heitz 29
 Hengl, v. 413
 Herr 304, 316f.
 Himmler 71, 445

Hindenburg, v. 179
 Hitler 27ff., 34, 43, 46, 51ff., 60ff.,
 71f., 78–93, 100 109, 112ff., 134,
 136f., 140, 148, 167ff., 183,
 187ff., 193, 195, 202, 210, 214,
 224, 230ff., 241, 244–258, 273f.,
 278, 294f., 299f., 312–320, 337ff.,
 348, 350f., 356f., 372–380, 384,
 386–393, 400, 402, 407, 410f.,
 417f., 423, 434f., 437, 459, 463–
 469
 Hofer 318, 402, 413
 Hoffmann v. Waldau 139, 170, 172f.
 Höhn, v. 13
 Höhne 75
 Hoepner 70, 127f., 130f.
 Hossbach 22
 Hoth 80, 127, 129 Hube 224ff.

Jacoby 282
 Jahn 276
 Jeschonnek, 55, 65, 78, 112, 118, 138,
 140, 460
 Jodl 236, 238, 242f., 254, 314, 337ff.,
 387, 407

Kammhuber 66, 103, 108
 Kappler 436
 Kastner 48
 Kaufmann 159
 Kaupisch 44, 48
 Keitel 230, 236, 337ff., 388
 Keller 69
 Kennedy 451 Kleist, v. 77, 79, 126
 Klostermann 466
 Kluge, v. 111, 131
 Knemeyer 466
 Knuth 271
 Koch 71 Koechy 211
 König 171
 Koppenberg 36f., 59
 Kosch 196, 211
 Kotze, v. 48
 Kruse 276
 Kuebler 318
 Küchler, v. 69

Lahs 36
 Lang 208
 Laternser 430, 442

Leese 308
 Lemelsen 295
 Lenz 22
 Liebenstein, Frhr. v. 220
 List 52, 431
 Loeb 85
 Löbel 111
 Loehr 309, 339, 411, 414
 Loerzer 48, 193, 212
 Löwisch 318
 Lungerhausen 220, 253, 263

 Mac Arthur 432
 Mackensen, v. (Botschafter) 230ff.
 Mackensen, v. (Gen.-Oberst) 271ff.,
 296, 433ff., 442, 450f.
 Magli 263
 Mälzer 433, 437, 442, 450f.
 Manerini 208
 Marshall 432
 Maugeri 153, 206
 Maxwell Fife 430
 Meendsen-Bohlken 194, 221, 282
 Mellenthin 171
 Messe 205f.
 Messerschmitt 36, 466
 Meyer (Fin.-Min.) 33
 Meyer (Prof.) 36
 Michahellis 264
 Milch 28, 32, 35, 40f., 430, 459f., 467
 Model 343, 362ff., 370
 Mölders 95
 Moellhausen 193f., 262
 Montgomery 177ff., 189, 191, 198,
 203ff., 210, 225, 252, 254, 258,
 369, 371, 374
 Montezemolo, Graf 231, 255, 323
 Morgenthau 417
 Morrison 454
 Müller 125, 183, 199, 212
 Müncheberg 212
 Mussolini 103, 140, 143f., 154., 169,
 222, 224, 228ff., 232ff., 244ff.,
 335

 Nehring 194f.
 Neuffer 196, 211f.
 Niesen 316

 Obstfelder, v. 361
 Olscher 34
 Oertzen, v. 317

 Oesau 95
 Osterkamp 69, 71f., 85., 220f., 361

 Patton 358, 407
 Paulus 70
 Pétain 193, 412
 Pickert 342, 383
 Pohl (SS) 403
 Pohl, v. (Flak) 139,146,173,184, 233,
 239, 270, 275, 282, 296, 318
 Popp 36
 Potter 431f.
 Preu 18
 Putzier 75

 Raapke 271
 Raeder 89, 148, 158
 Rahn 194, 232f., 262, 418f., 441
 Ramcke 173, 184, 234
 Rath 211
 Reichenau, v. 69f., 136
 Reinhardt 305
 Rendulic 338, 403, 406ff., 411, 414
 Ribbentrop, v. 51, 236
 Riccardi 139, 141, 153, 229
 Richthofen, Frhr. v. 33, 69, 115, 119,
 121, 220f., 233f., 238, 242, 263,
 275, 467
 Riess 422
 Rintelen, v. 139, 149, 233ff., 242
 Roatta 230, 234, 236, 238, 241ff., 255
 Roehling 353
 Rodt 220, 225
 Röhm 28f.
 Rommel 113,141f., 146,148,159,
 161ff., 166-207, 213, 233, 236,
 250, 253, 255, 257, 263, 266
 Roosevelt 405
 Rosi 229
 Röttiger 418
 Rudenko 430
 Rundstedt, v. 70, 77, 80, 126, 134,
 337f., 376f.
 Runge 358
 Rupprecht, Bayer. Kronprinz 14
 Rusca 232

 Salmuth, v. 55
 Sandalli 234
 Sander 37
 Sanzonetti 141, 153

Saur 339
 Sayn-Wittgenstein, Prinz 108
 Schacht 23
 Schilffahrt 383
 Schleicher, v. 18
 Schlemm 269f., 294, 344, 372
 Schlemmer 270
 Schmalz 225
 Schmidt (Gen. d. Flak) 69
 Schmidt (Gen. d. Pz. Tr.) 75
 Schmidt (Gen.-Lt.) 342
 Schnez 276
 Schörner 338, 404, 408, 411, 414
 Schrank 268
 Schröder 131
 Schulz 396, 420
 Schütze 442
 Schwerin-Krosigk, Graf 429
 Schwinge 442
 Scotland 431, 434
 Seeckt, v. 18, 424
 Seidel 116
 Seidemann 182f., 211
 Senger, v. 220, 223, 226
 Senger-Etterlin, v. 220, 224ff., 263,
 449
 Shawcross 454
 Siebel 36, 466
 Sieburg 85
 Simon 298, 438
 Skorzeny 233, 430
 Smilo v. Lüttwitz 260
 Speck von Sternburg 39
 Speer 353
 Speidel 44, 55, 67, 382
 Sperrle 459
 Sponeck, Graf v. 71
 Stahel 224, 226,
 Stange 276
 Strauss 36
 Streib 108
 Student 40, 47, 69, 71ff., 173, 233,
 374, 396, 407, 459
 Stülpnagel, Joachim v. 22
 Stülpnagel, v. (Gen. d. Fl.) 44, 49
 Stumme 125, 180
 Stumpff 22, 24, 32, 40, 44, 65, 67, 104,
 113, 342, 459, 460
 Tank 36, 466
 Taylor 422
 Tippelskirch, v. 317
 Tolsdorf 396
 Tönnis 131, 317
 Toussaint 242
 Uebe 118
 Udet 461
 Vaerst, v. 211
 Vickers 452
 Vietinghoff, Frhr. v. 249, 253, 257f.,
 316f., 339, 418ff.
 Volkmann 459
 Wachenfeld 44, 48,
 Weecks 453
 Weichold 139, 170, 173
 Weichs, Frhr. v. 125, 431
 Weise 48, 65
 Weisenberger 390
 Weninger 66, 276
 Wentzell 258
 Westphal 162, 237, 242, 255, 260,
 340, 377, 422
 Wever 25, 32, 39f., 459ff., 468
 Weygand 412
 Wilberg 33
 Wild 220
 Wilhelm II., Kaiser 13
 Wilson 307
 Wimmer 33, 35, 42, 85, 459f.
 Winter 390, 400, 414, 422
 Witthöft 250
 Witzig 71
 Wolff (Gen.-Lt.) 69
 Wolff (Ob.-Grupp.-F.) 405, 409
 418ff., 423
 Zander 44
 Zangen, v. 264, 282, 343
 Zellmann 67
 Ziegler 195, 206
 Ziehlberg, v. 260f.
 Zuckertort 59

KARTENVERZEICHNIS

Feldzug gegen Polen.....	58
Lage vom 10.5. bis 31.5.1940	73
Bombenangriff auf Rotterdam	76
Lage vom 6.6.1940 bis Ende des Frankreichfeldzuges .	80
Die hauptsächlichsten Ziele gegen Grossbritannien ...	99
Einzelziele im Raum Gross-London	101
Mittelabschnitt des russischen Kriegsschauplatzes 1941 .	125
Der Mittelmeerraum als Operationsbasis im II. Weltkrieg .	147
Der italienische Kriegsschauplatz und seine Bedeutung	
für die Luftoperationen.....	190
Deutsche Operationen in Tunesien 1943	200
Kämpfe um die Mareth-Zone.....	209
Invasion «Sizilien»	223
Deutsche Kräfteverteilung am 8.9.1943.....	251
Alliierte Angriffe gegen Süditalien	
Anfang September 1943	256
Gefährdung der Nachschubstrassen nach und durch Italien	266
G a r i l i a n o: Kräfteverteilung beiderseits der	
Gustav-Stellung am 11.5.1944	277
Gustav-Stellung: Maioffensive.	
Anzio-Nettuno: Kräfteverteilung vor 1944 . .	281
Operationen in Italien nach Festsetzen der 10. Armee	
in der Gustav-Stellung	292
Stellungsbau in Oberitalien (1944/45)	310
Deutsche und alliierte Kräftegliederung an der Westfront	
am 10.3.1945	341
Kampf um den Brückenkopf Remagen im März 1945 . .	343
Der Kampf um das Altreich zwischen dem 11. März	
und dem 9. Mai 1945	354/355

REINHARD HÖHN

Scharnhorsts Vermächtnis

387 Seiten, 5 Abbildungen, Ganzleinen DM 16,80

Das Buch zeigt Scharnhorst als Staatsmann und Soldaten in seinem unmittelbaren Wirken. Seine staatsmännische Leistung ist von überraschender Aktualität. Die von ihm entwickelten Grundsätze vermögen die geistigen Voraussetzungen für den Aufbau oder die Reorganisation jeder modernen Armee zu bilden – ohne nationale Begrenzung.

Aus den Urteilen: Diese Darstellung erhebt sich weit über den Rahmen einer nur wissenschaftlich exakten Zusammenfassung geschichtlicher Tatsachen... Dem Leser offenbaren sich Wurzel und Wesen der Kräfte und zugleich des Weges, durch die das Schicksal einer menschlichen Gemeinschaft in einer der schwersten Krisen ihrer Geschichte zum Besseren gewendet wird... Es sei die Hoffnung ausgesprochen, dass «Scharnhorsts Vermächtnis» vielen Angehörigen der jüngeren Generation zur entscheidenden Hilfe auf dem Wege zu einem klaren Standpunkt inmitten der verwirrenden Zeitumstände wird. (Wehrkunde, Mitteilungen der Gesellschaft für Wehrkunde)

WILLIAM H. CHAMBERLIN

Amerikas zweiter Kreuzzug

Kriegspolitik und Fehlschlag Roosevelts

279 Seiten, Ganzleinen DM 13,50

Ein hervorragendes Werk der amerikanischen Auseinandersetzung mit Roosevelt, gründlich gearbeitet und reich belegt. Der Verfasser übt scharfe Kritik an der amerikanischen Politik.

PETER KLEIST

Zwischen Hitler und Stalin

1939-45

344 Seiten, Ganzleinen DM 12,60

«Ein Buch, das zu den erregendsten und aufschlussreichsten Darstellungen überhaupt gehört.» (Die Tat, Zürich)

ATHENÄUM-VERLAG

BONN

SIEGFRIED WESTPHAL

Heer in Fesseln

Aus den Papieren des Stabschefs von Rommel,
Kesselring und Rundstedt

2. durchges. Aufl., 335 Seiten, 5 Abbildungen, 7 Karten
Ganzleinen DM 14,-

Aus dem Inhalt: I. Das deutsche Heer im Dritten Reich. II. Heeresführung auf drei Kriegsschauplätzen: Im Westen 1939-40 / In der Wüste 1941-43 / Das Ringen um Italien / Endkampf im Westen 1944-45

Aus den Urteilen: «Knapp, klar und sachlich... Es zählt zu dem Besten, was auf deutscher Seite über den Zweiten Weltkrieg erschien.» (Christ und Welt) «Ein Dokument von geschichtlichem Rang.» (Basler Woche) «Stilistisch klar, frisch und lebendig geschrieben, enthält das Buch neben der Bestätigung bekannter Tatsachen viel Neues, besonders über die Kämpfe in Afrika und Italien.» (Stuttgarter Zeitung)

KURT VON TIPPELSKIRCH

Geschichte des zweiten Weltkriegs

731 Seiten und 16 Seiten Abbildungen, 64 Karten und Skizzen
Ganzleinen DM 38,-

Aus den Urteilen: «Das Werk füllt eine wirkliche Lücke aus. Eine grosse Zahl übersichtlicher Karten und Kartenskizzen macht es dem Leser, auch dem militärisch nicht vorgebildeten, leichter, die Übersicht zu behalten. Die Sprache ist sachlich, nüchtern, der Sensation abhold. Und dennoch entbehrt die Darstellung nicht jener grossen, echten Spannung, die überall sichtbar wird, wenn die Ereignisse selbst die Tragik bestimmen.» (Westdeutsche Rundschau) «Der Verfasser verfügt über einen knappen, beherrschten Stil, mit dem er aber die Vorgänge keineswegs trocken, sondern so lebendig und warm zu schildern versteht – besonders wenn es sich um die Leistungen der Truppe handelt –, dass man die «Tatsachen mit Spannung verfolgt.» (Das Ganze Deutschland) «Das Buch sollte nicht nur von Fachleuten gelesen werden, für die sein Studium fast unerlässlich ist, sondern vor allem weiteste Verbreitung in der deutschen Jugend finden.» (Wehrwissenschaftliche Rundschau).

ATHENÄUM-VERLAG

BONN